

## Tradition oder Plagiat?

Die ‚Stilkunst‘ von Ludwig Reiners und die  
‚Stilkunst‘ von Eduard Engel im Vergleich

Heidi Reuschel



University  
of Bamberg  
Press

## **9** Bamberger Beiträge zur Linguistik

# Bamberger Beiträge zur Linguistik

Band 9

hg. von Thomas Becker (†), Martin Haase, Geoffrey Haig,  
Sebastian Kempgen, Manfred Krug und Patrizia Noel Aziz  
Hanna

# Tradition oder Plagiat?

Die ‚Stilkunst‘ von Ludwig Reiners und die  
‚Stilkunst‘ von Eduard Engel im Vergleich

von Heidi Reuschel

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Informationen sind im Internet über <http://dnb.ddb.de/> abrufbar

Diese Arbeit hat der Fakultät Geistes- und Kulturwissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg als Dissertation vorgelegen.

1. Gutachter: Prof. Dr. Dr. h.c. Helmut Glück

2. Gutachter: Prof. Dr. Wolf Peter Klein

Tag der mündlichen Prüfung: 09. Juli 2014

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über den Hochschulschriften-Server (OPUS; <http://www.opus-bayern.de/uni-bamberg/>) der Universitätsbibliothek Bamberg erreichbar. Kopien und Ausdrücke dürfen nur zum privaten und sonstigen eigenen Gebrauch angefertigt werden.

Herstellung und Druck: Druckerei docupoint, Magdeburg

Umschlaggestaltung: University of Bamberg Press, Anna Hitthaler

© University of Bamberg Press Bamberg 2014

<http://www.uni-bamberg.de/ubp/>

ISSN: 2190-3298

ISBN: 978-3-86309-284-9 (Druckausgabe)

eISBN: 978-3-86309-285-6 (Online-Ausgabe)

URN: urn:nbn:de:bvb:473-opus4-255593

Inhaltsverzeichnis	
Tabellenverzeichnis .....	9
Abkürzungsverzeichnis der Werke .....	11
Danksagung .....	13
Vorwort (Prof. Dr. Helmut Glück) .....	15
1. Einleitung.....	27
1.1 Gegenstand und Zielsetzung.....	27
1.2 Der Plagiatsvorwurf gegen Reiners' <i>Stilkunst</i> – Forschungsstand .....	31
1.3 Technische Hinweise .....	44
2. Plagiate .....	47
2.1 Aktueller Bezug .....	52
2.2 Geschichte.....	57
2.3 Annäherung an eine Definition.....	61
2.4 Rechtliche Aspekte .....	64
2.5 Formen.....	69
2.6 Entstehungshintergrund .....	73
2.7 Plagiatssoftware .....	74
2.8 Präventions- und Sanktionsmaßnahmen in der Wissenschaft ....	76
2.9 Ausblick.....	78
3. Eduard Engel.....	81
3.1 Seine Wurzeln .....	82
3.2 Der Tausendsassa .....	83
3.3 Der Literaturmensch .....	86
3.4 Seine Werke zum Thema <i>Stil</i> .....	90
3.5 Der Purist.....	96

3.6 Der Jude im Nationalsozialismus .....	101
3.7 Das Vorbild Eduard Engel .....	104
4. Ludwig Reiners – Leben und Werke .....	109
4.1 Das Phantom Ludwig Reiners .....	109
4.2 Der junge Reiners .....	115
4.3 Der Kaufmann .....	117
4.4 Der Familienmensch .....	122
4.5 Der Schriftsteller Ludwig Reiners .....	125
4.5.1 Seine Leidenschaft .....	125
4.5.2 Seine Werke .....	130
4.5.3 Lob und Kritik .....	155
4.6 Seine Werke zum Thema <i>Stil</i> .....	161
4.6.1 <i>Stilkunst</i> .....	161
4.6.1.1 Intention .....	162
4.6.1.2 Auflagen .....	162
4.6.1.3 Inhalt .....	164
4.6.1.4 Die Auflagen im Vergleich .....	171
4.6.2 <i>Stilfibel</i> .....	177
4.6.2.1 Auflagen .....	177
4.6.2.2 Inhalt .....	179
4.6.3 <i>Die Kunst der Rede und des Gesprächs</i> .....	184
4.6.3.1 Auflagen .....	184
4.6.3.2 Inhalt .....	185
4.6.4 <i>Duden</i> -Essay .....	190
4.6.4.1 <i>Der Stilduden</i> .....	191
4.6.4.2 Reiners' <i>Duden</i> -Essay im Vergleich zu Geißlers .....	196
4.6.4.3 Reiners' <i>Duden</i> -Essay im Vergleich mit seiner <i>Stilkunst</i> .....	198
4.6.5 Reaktionen .....	203
4.6.6 „Nazi-Sprache“ in Reiners' Stilwerken .....	217

4.7 War Reiners aktiver Nationalsozialist oder „nur“ Mitläufer?.....	225
4.7.1 Versuch einer Einordnung.....	225
4.7.2 Reiners – Mitglied der NSDAP .....	226
4.7.3 Fazit .....	243
5. Stiltradition .....	245
5.1 Entwicklung .....	249
5.2 Abschreibtraditionen .....	254
5.3 „Hitliste“ an Themen .....	259
5.3.1 Verwendung von Adverbien auf <i>-weise</i> als Adjektive .....	260
5.3.2 Inversion nach <i>und</i> .....	263
5.3.3 s-Fuge.....	268
5.3.4 Konjugation von <i>fragen</i> .....	272
5.3.5 Funktionsverbgefüge.....	276
5.3.6 <i>Worte – Wörter</i> .....	279
5.3.7 Fazit .....	280
6. Textvergleich .....	283
6.1 Methode.....	283
6.2 Grundlegendes.....	294
6.3 „Bild“ .....	303
6.4 „Klarheit“ .....	332
6.5 „Humor“ .....	365
6.6 Ergebnis.....	390
7. Zusammenfassung und Ausblick.....	397
8. Anhang: weitere Übereinstimmungen .....	409
9. Bibliographie.....	457
9.1 Verzeichnis der Autographen .....	457

9.2 Weiteres Archivmaterial.....	462
9.3 Personalbibliographie Ludwig Reiners .....	468
9.3.1 Monographien.....	468
9.3.2 Zeitungsartikel, Aufsätze, Vorträge etc. ....	473
9.3.3 Nachrufe.....	474
9.3.4 Rezensionen.....	475
9.4 Literaturverzeichnis.....	476

## Tabellenverzeichnis

<i>Tab. 1: Auflagen der ‚Stilkunst‘ von Reiners</i> .....	163
<i>Tab. 2: Auflagen der ‚Stilfibel‘ von Reiners</i> .....	179
<i>Tab. 3: Inhalte der ‚Stilfibel‘ und ‚Stilkunst‘ von Reiners im Vergleich</i> .....	183
<i>Tab. 4: Die meisten Übereinstimmungen an den Schnittstellen der Kapitel von Engel und Reiners</i> .....	289
<i>Tab. 5: Die meisten Übereinstimmungen, die in einem Kapitel der ‚Stilkunst‘ von Engel auftreten, verteilt auf die gesamte ‚Stilkunst‘ von Reiners</i> .....	289
<i>Tab. 6: Die meisten Übereinstimmungen, die in einem Kapitel der ‚Stilkunst‘ von Reiners auftreten, verteilt auf die gesamte ‚Stilkunst‘ von Engel</i> .....	290
<i>Tab. 7: Kapitel aus Engels und Reiners ‚Stilkunst‘, die aufgrund der Anzahl der Übereinstimmungen miteinander verglichen werden</i> .....	291
<i>Tab. 8: Matrix – Verteilung der Übereinstimmungen zwischen den Kapiteln der ‚Stilkunst‘ von Engel und Reiners</i> .....	293
<i>Tab. 9: Vergleich des Aufbaus der ‚Stilkunst‘ von Reiners (3. Teil) und Engel</i> .....	295
<i>Tab. 10: Vergleich des Aufbaus der ‚Stilkunst‘ von Reiners (4., 6. Teil) und Engel</i> .....	296
<i>Tab. 11: Übereinstimmungen in den Kapiteln des Textvergleichs aus Reiners‘ ‚Stilkunst‘</i> .....	402



## Abkürzungsverzeichnis der Werke

Im Text erscheinen Nachweise aus folgenden Werken mit den angeführten Abkürzungen. Nach der Abkürzung folgt die Angabe der Seitenzahl.

SKE	<i>Stilkunst</i> Engels (1911)
SKR	<i>Stilkunst</i> Reiners' (1944)
SF	<i>Stilfibel</i> (Reiners') (1951)
KRG	<i>Die Kunst der Rede und des Gesprächs</i> (Reiners') (1955)
RD	Reiners' <i>Duden</i> -Essay (1956)
GD	Geißlers <i>Duden</i> -Essay (1934)



## Danksagung

Mein herzlicher Dank gilt Prof. Dr. Dr. h.c. Helmut Glück, der diese Arbeit betreut hat, und Prof. Dr. Wolf Peter Klein, meinem Zweitgutachter.

Ich möchte mich außerdem bei meinen Kollegen aus der Hornthalstraße bedanken, die immer ein offenes Ohr für mich hatten, mich von ihren Erfahrungen profitieren ließen und mich des Öfteren aufzumuntern oder abzulenken wussten: Wieland Eins, Michael Rödel, Tina Morcinek, Christina Beer, Barbara Heger und Elena Litschen. Katharina Kellermann danke ich zudem dafür, dass sie mir geholfen hat, sehr viele Nerven zu sparen. Auch Mina Kellermann gebührt ein großes Dankeschön für ihr „Mitwirken“.

Ich danke meinen kritischen Korrekturlesern – durch eure Flexibilität hatte ich im Endspurt eine Sorge weniger.

Ich danke meiner Familie für den Rückhalt. Danke dafür, dass ihr mir am Telefon und in Zscherndorf das Gefühl gegeben habt, dass es noch eine Welt außerhalb des Promovierens gibt.

Für seine riesengroße Unterstützung danke ich meinem Freund, der vermutlich mindestens ebenso viele Nerven gelassen hat wie ich. Du warst mir eine ganz wichtige Stütze. Für deine vielen kreativen Ideen, Denkansätze und die unglaublich große Hilfe bei der technischen Umsetzung bin ich dir unendlich dankbar.

Heidi Reuschel



Vorwort

Von Prof. Dr. Helmut Glück

## 1. Der größere Zusammenhang

Der Gegenstand dieses Buches ist ein böser Plagiatsvorwurf, der immer wieder erhoben (und mitunter ungeprüft nachgebetet), aber bisher nicht gründlich untersucht wurde. Er betrifft die *Stilkunst* von Ludwig Reiners, die 1944 erstmals erschien und bis in die jüngste Vergangenheit Nachauflagen erlebte. Der Plagiatsvorwurf besteht darin, dass Reiners das Werk gleichen Titels von Eduard Engel, 1911 erstmals erschienen, ausgeplündert habe. Engels *Stilkunst* war zwischen 1911 und der NS-Zeit die maßgebende deutsche Stillehre. Reiners' *Stilkunst* löste sie in dieser Funktion ab und beherrschte – gemeinsam mit ihrer „Kurzfassung“, der *Stilfibel* – von 1944 bis etwa 1970 den Markt. 1956 und 1963 durfte Reiners, ein Nicht-Philologe, mit einem Essay den *Stil-Duden* einleiten, was sein Renommee in der gebildeten Öffentlichkeit eindrucksvoll beleuchtet.

Diese Dissertation über die beiden wirkmächtigsten Stillehrer des 20. Jahrhunderts geht also der Frage nach, ob und in welchem Umfang Ludwig Reiners in einer Traditionslinie mit Eduard Engel steht, ob er von ihm beeinflusst war, ob er ihn benutzte, bei ihm abschrieb oder ihn ausschaltete. Diese Frage ist brisant aus verschiedenen Gründen:

- Engel war jüdischer Herkunft, wurde 1933 verfeimt und starb 1938 vereinsamt und vergessen. Reiners machte im NS-Staat Karriere und war Mitglied der NSDAP;
- Engels Werk trug den Titel *Deutsche Stilkunst*. Es erlebte 31 Auflagen. Nach 1933 durfte es nicht mehr gedruckt werden. Reiners' Werk trug in der ersten Auflage (1944) denselben Titel (später nur noch *Stilkunst*);
- Reiners erwähnt seinen Vorgänger (sein Vorbild? seine Vorlage?) zwar als Quelle der er „Beispiele, namentlich für mißglück-

te Sätze“<sup>1</sup> entnommen habe, weist aber an keiner Stelle Engel als Quelle nach;

- Der Verlag C. H. Beck in München vertreibt Reiners' Werk bis heute, ohne sich je um die Frage geschert zu haben, ob er ein Plagiat verlegt und daran verdient. Stirnemann sieht darin einen bis heute andauernden geistigen und materiellen Raub an einem deutschen Juden: Reiners habe „Eduard Engel bestohlen, um ihn zu ersetzen“, seine *Stilkunst* sei deshalb „Teil des nationalsozialistischen Vernichtungsprogramms“.<sup>2</sup>

Diese Dissertation hat eine Vorgeschichte. Vor 15 Jahren legte Anke Sauter ihre Arbeit über Eduard Engel vor, die erste gründliche Untersuchung zum Leben und zum Werk dieses damals weitgehend vergessenen „Literaturhistorikers, Stillehrers, Sprachreinigers“. Diese Arbeit schuf die Voraussetzung für die Untersuchung der Frage, welche Nachwirkungen Engels Arbeiten hatten.

Für seine sprachpuristische Kampfschrift *Entwelschung* (1918) weiß man das: sie wurde 1955 unter dem Titel *Verdeutschungsbuch* noch einmal gedruckt in einer Bearbeitung, die ihr alle Schärfe nahm. Herausgeber war die Gesellschaft für deutsche Sprache, Bearbeiter deren „Schriftleiter“ Lutz Mackensen (1901-1992), damals Professor in Münster. 1958 wurde Mackensen wegen seiner Publikationen in den Jahren des Nationalsozialismus aus dem Verkehr gezogen und 1961 vorzeitig pensioniert.<sup>3</sup> Danach war Engel nur noch einer kleinen Zahl von Fachleuten ein Begriff.

Über das Nachleben von Engels *Stilkunst* wusste man bisher nichts Genaues. Sauter hat unter der Überschrift *Stille Erben: Ludwig Reiners und sein Nachfolger* den damaligen Kenntnisstand dargestellt.<sup>4</sup> Sie erwähnt, dass 1953 erstmals ein Plagiatsverdacht geäußert worden war, der in der Folgezeit mehrfach wiederholt wurde, aber stets impressionistisch blieb und nie wirklich erhärtet wurde, und sie schließt mit dem

<sup>1</sup> Vgl. Reiners (1944): *Deutsche Stilkunst*, S. 626.

<sup>2</sup> Stirnemann (2014): Diebstahl am „höchsten Seelengut“.

<sup>3</sup> Vgl. Sauter (2000): *Eduard Engel*, S. 341, 391.

<sup>4</sup> Vgl. ebd., S. 344-349.

Satz: „Ein Nachweis im Detail muß einer eigenen Untersuchung vorbehalten bleiben.“<sup>5</sup> Diese Untersuchung hat Heidi Reuschel nun vorgelegt. Sie kann die Frage beantworten, in welchem Maße und an welchen prominenten Stellen Reiners seiner Vorlage verpflichtet ist (um es neutral zu formulieren). Die Stillehren der nächsten Generation, etwa diejenigen von Wolf Schneider oder Eike Christian Hirsch, stehen in vielem auf Reiners' Schultern (das sagen sie selbst, weil sie in der Regel anständig zitieren).

Mit dem weiteren Nachleben von Engels *Stilkunst* in den Werken jüngerer Stillehrer, die sich auf Reiners stützen, befasst sich die vorliegende Arbeit nur am Rande. Bei ihnen wäre zu untersuchen, ob sie unwissentlich Engel wiedergaben, wenn sie Reiners zitierten. Es wäre zu klären, ob und in welchem Maße die nächste Generation von Eduard Engels „stillen Erben“, die Enkelgeneration sozusagen, an dem durch Reiners weitergegebenen Engelschen Erbe teilhat. Dafür wäre eine weitere Studie vonnöten.

## 2. Was ist eigentlich ein Plagiat?

Diese Frage ist alles andere als trivial. Es gibt – weitgehend implizite – Traditionen des wissenschaftlichen und journalistischen Anstands (etwa: „Inhalte aus fremden Quellen müssen nachgewiesen werden“; Reuschel, S. 50), aber es gibt keine klare juristische Regelung. In den vergangenen Jahren musste ich mehrfach zur Kenntnis nehmen, dass mein philologisch-akademisches Verständnis davon, was ein Plagiat ist, keineswegs allgemein akzeptiert ist. Ich erlebte Studierende, die es für eine geistige Leistung hielten, wenn sie sich aus dem Internet Textblöcke zusammensuchten, sie zu einem neuen Text montierten, als Studienleistung abliefern und verärgert waren, wenn das als Plagiat eingestuft wurde. Die weitestgehende Sanktion war die Nichtanerkennung einer solchen Leistung. Insbesondere irritierend ist, dass die Rechtsprechung (eine eigenständige strafrechtliche Definition von Plagiat gibt es nicht) ausgesprochen liberal und entgegenkommend ist. So konsequent Pla-

<sup>5</sup> Ebd. S. 349.

giate bei Dissertationen von Personen des öffentlichen Lebens entlarvt und bestraft werden, wenn man sie nachweisen kann, so lasch geht man mit Plagiaten aus den unteren Etagen des Bildungswesens und von nicht-prominenten Autoren um. Diese Frage wird von Reuschel im 2. Kapitel ausführlich erörtert. Die folgenden Bemerkungen sind etymologische und literaturgeschichtliche Ergänzungen dazu.

Das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS) enthält folgenden Eintrag:

**Plagiat** n. ‚Veröffentlichung eines fremden geistigen Werkes als eigenes, literarischer Diebstahl, Diebstahl geistigen Eigentums‘. Ausgangspunkt ist lat. *plagiarius* ‚Menschendieb, Seelenverkäufer‘, übertragen (im Vergleich eines literarischen Werks mit freigelassenen Sklaven) ‚wer literarischen Diebstahl begeht‘, woraus mfrz. *plagiere*, frz. *plagiaire* ‚Dieb geistigen Eigentums‘, nhd. *Plagiarius* (17. bis 18. Jh.). Davon beeinflusst, wird spätlat. *plagium* ‚Menschendiebstahl, Seelenverkauf‘ in der Bedeutung ‚literarischer Diebstahl‘ im 17. und 18. Jh. in dt. Texte aufgenommen (in der Regel mit lat. Flexion). Zum Verb spätlat. *plagiare* ‚Menschendiebstahl, Seelenverkauf begehen, jmdn. rauben‘ in übertragener Bedeutung gebildetes nhd. *Plagiat* (nach frz. *plagiat* m.?) begegnet seit Mitte 18. Jh. – **Plagiator** m. ‚Dieb literarischen bzw. geistigen Eigentums, Ab-, Ausschreiber‘ (19. Jh.); vgl. spätlat. *plagiator* ‚Menschendieb, Seelenverkäufer, Knabenverführer‘.<sup>6</sup>

Das Wort *Plagiat* kommt also über das Lateinische und Französische ins Deutsche, *le plagiat* wurde im 18. Jahrhundert aus dem Französischen entlehnt. Das französische Wort beruht auf lat. *plagiarius* ‚gelehrter Dieb‘, ursprünglich jedoch ‚Menschendieb, Seelenverkäufer‘. Das lateinische Schulwörterbuch von Stowasser bucht für *plagiarius* die klassisch-lateinische Bedeutung ‚Sklavenhändler‘ und weist auf den etymologischen Zusammenhang mit *plaga* ‚Netz, Garn‘ hin. Das lateinische Wort ist wiederum verwandt mit griech. *πλάγιος* (*plágios*) mit der ursprünglichen Bedeutung ‚seitlich, schief, quer‘, die später die übertragene poetische Bedeutung ‚unredlich, hinterlistig, zweideutig‘ annahm. Das Etymon hatte also schon im klassischen Griechisch eine unangenehme

<sup>6</sup> DWDS: <http://www.dwds.de/?qu=plagiat>

Bedeutung. Von *Plagiat* wurden im Deutschen u.a. das Nomen actoris *Plagiator* (lat. *plagiarius*) und das Verb *plagiiieren* abgeleitet.<sup>7</sup>

Der Vergleich eines literarischen Werks mit einem freigelassenen Sklaven, den das DWDS erwähnt, geht auf zwei Epigramme (1, 52f.) Martials (um 40-102/104 n. Chr.) zurück. Es geht dort um einen Konkurrenten, der von Martial stammende Verse als die seinen ausgab und sie einem Gönner vortrug. Martials Verse seien in ‚harte Knechtschaft‘ (*servitium gravum*) des Plagiators geraten, aus der man sie befreien müsse:

et, cum se dominum vocabit ille,	und wenn sich jener darauf be- ruft, er sei ihr Herr
dicas esse meos manumque missos.	dann sag ihm, sie seien von mir, und ich hätte sie freigelassen.
hoc si terque quaterque clamitaris	Wenn du das drei- oder viermal laut verkündest,
inpones plagiaro pudorem.	wirst du dem Plagiator Scham- gefühl beibringen. <sup>8</sup>

Die in den beiden letzten Versen angesprochene Taktik, den Plagiator durch öffentliche Beschämung zu bessern, scheint nicht erfolgreich gewesen zu sein, denn im nächsten Epigramm wird ein gewisser Fidentinus als Plagiator namhaft gemacht und des offenbaren (geistigen) Diebstahls (*furtum manifestum*) bezichtigt. Er schließt mit den Zeilen:

Indice non opus est nostris nec iudice libris:	Meine Bücher brauchen keinen Ankläger oder Richter:
Stat contra dicitque tibi tua pagina ,fur es‘.	Die eine Seite von dir steht gegen dich auf und sagt: ‚Ein Dieb bist du!‘ <sup>9</sup>

<sup>7</sup> Vgl. Kluge/Seebold (2011): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, S. 709.; Stowasser (1998): Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch, S. 385.; Gemoll (1997): Griechisch-deutsches Schul- und Handwörterbuch, S. 607.

<sup>8</sup> Martial (2000): Epigramme 1, 52, S. 44f.

Es würde zu weit führen, die Vorgeschichte dieser Verse bei Diogenes Laertios und ihre Wirkungsgeschichte darzulegen. Heidi Reuschel zitiert einschlägige Literatur dazu (S. 58f.) und sie erwähnt, dass die Antike und das europäische Mittelalter das moderne Textzitat nicht kannten. Erst mit dem Buchdruck bekam das Plagiiere ökonomisches Gewicht und wurde allmählich als moralisch verwerflich, später als unrechtmäßig eingestuft. Durch die Neuen Medien ist es leicht geworden, Texte, Bilder, Melodien und andere Resultate geistiger Arbeit zu plagieren. Sie haben es aber auch erleichtert, Plagiate zu entdecken. Denn das Internet hat die Überprüfung von Texten so weitgehend erleichtert, dass der Nachweis von Übereinstimmungen nicht mehr auf die Aufmerksamkeit von Lesern angewiesen ist, sondern von Suchprogrammen erledigt wird (deren Arbeitsergebnisse allerdings interpretationsbedürftig sind). Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass dies auch Denunziationen den Weg bereitete. Aufschlussreich ist Reuschels Diskussion des Plagiat in begrifflicher, sachlicher und funktionaler Hinsicht und seine Definition: geistiger Diebstahl? Betrug? Täuschung? Welche Formen kann ein Plagiat annehmen?

Die Namen mehrerer Internetadressen, bei denen man die Arbeitsergebnisse von Plagiatoren-Entlarvern einsehen kann, haben *-plag* als zweiten Bestandteil (z.B. *Vroniplag*); *-plag* ist offenbar auf dem Weg zu einem Konfix. Für die Entlarvten mag der homonyme, nicht verwandte Stamm *Plage* (er geht auf lat. *plāga* ‚Schlag, Hieb‘ zurück) dem Vorgang angemessen erscheinen.

### 3. Eduard Engel und Ludwig Reiners

Eduard Engel (1851-1938) war ein polyglotter Philologe mit solidem handwerklichem Wissen über Sprache und Sprachen. Er verdiente sein Geld zunächst als Stenograph im Reichstag, später auch als Publizist. Ludwig Reiners (1896-1957) war Volkswirt mit bildungsbürgerlichem Hintergrund, aber ohne akademische Ausbildung in einem Fach, in dem die Stilistik eine Rolle spielt. Er verdiente sein Geld als kaufmänni-

---

<sup>9</sup> Martial (2000): Epigramme 1, 53, S. 46f.

scher Direktor einer Garnfabrik. Seine Schriftstellerei brachte ihm ein reiches Zubrot ein.

Vielseitig interessiert und sachkundig waren beide auf verschiedenen Gebieten, die nicht nur mit ihren Studienfächern oder ihren Berufen zu tun hatten. Engel befasste sich mit dem Eisenbahnwesen (er soll die Bahnsteigkarte erfunden haben), der Schulaussprache des Altgriechischen, der Sommerzeit, der Herkunft Kaspar Hausers und dem Shakespeare-Bacon-Problem, und er verfasste eine umfangreiche deutsche Literaturgeschichte sowie eine Geschichte der französischen und der englischen Literatur und mehrere Verdeutschungswörterbücher (um nur einige seiner Themen zu nennen); sie alle erlebten mehrere Auflagen. Reiners schrieb über volkswirtschaftliche Fragen, über Fontanes Lebenskunst, über die Frage, wie man mit Sorgen fertig wird, über Astrologie, über die englischen Lords, über Friedrich den Großen, weiterhin eine Fibel für Liebende und eine Vielzahl von Schreib- und Stilschulen, und er gab den „Ewigen Brunnen, ein Volksbuch deutscher Dichtung“ heraus, eine lyrische Anthologie. Auch Reiners' Werke erreichten hohe Auflagen.

Beide waren zweimal verheiratet. Engel blieb kinderlos, was ein Grund dafür gewesen sein mag, dass nach dem Ende des Nationalsozialismus kein Erbe versuchte, juristisch klären zu lassen, ob Reiners' „Verwertung“ von Engels *Stilkunst* in Ordnung war oder nicht und ob Reiners und sein Verlag C. H. Beck ihre Einkünfte aus Reiners' *Stilkunst* zu Recht bezogen. Reiners hatte zwei Kinder aus erster Ehe und drei Kinder aus der zweiten, die ihm im Kindesalter beim Schreiben zur Hand gingen, wie er selbst berichtet. Sein Sohn aus erster Ehe wurde Jurist, seine Tochter Ärztin (Reuschel, S. 122).

Engel reiste viel, als das Reisen noch teuer, abenteuerlich und sozial distinguierend war. Reiners war eher ein Schreibtischmensch. Engel lebte in bürgerlichen Verhältnissen, bis die Nationalsozialisten ihn als Juden gesellschaftlich und wirtschaftlich ruinierten; er starb als armer Mann. Reiners brachte es im Dritten Reich zu Wohlstand, musste aber nach dem Krieg als NS-Parteigänger eine Weile in ärmlichen Verhältnissen leben. Nach dem Ende seiner „Entnazifizierung“ stieg er rasch zu

einer Münchener Lokalgröße auf und kam zu Geld; er starb als reicher Mann.

Engels Lebensweg wurde in der Arbeit von Sauter beschrieben; Heidi Reuschel (S. 81-107) referiert die dort gewonnenen Erkenntnisse und kommentiert sie im Hinblick auf Reiners. Reiners' Lebensweg war bisher nur in groben Zügen bekannt. Reuschel hat mit erheblichem Aufwand recherchiert und kann zum ersten Mal eine Biographie dieses Mannes vorlegen, in der auch die heiklen Stationen seines Lebens in großer Genauigkeit geschildert werden, namentlich seine „Karriere“ in der NSDAP und das Entnazifizierungs-Verfahren, das sie nach dem Krieg zur Folge hatte.

War Reiners aktiver Nationalsozialist oder nur „Mitläufer“? An diese Frage knüpft sich die (mitunter wohlfeile) moralische Gesamtbewertung der Nachgeborenen: wenn Reiners ein echter Nazi gewesen wäre, wäre es kein Wunder, wenn er auch ein Plagiator gewesen wäre (S. 225f.). Das detaillierte Referat seines Mitwirkens in der NSDAP und des Spruchkammer-Verfahrens gegen Reiners beruht auf archivalischen Quellen. Es führt zu einem abgewogenen, wohlbegründeten Urteil: es ist heute nicht mehr möglich, definitiv zu beurteilen, ob und in welchem Maße Reiners sich mit der Ideologie des Nationalsozialismus identifizierte. Dieses Urteil wäscht Reiners nicht rein, wirft ihm aber auch nichts vielleicht Plausibles, aber Unbewiesenes und Unbeweisbares vor.

Dieses Kapitel stellt eine solide prosopographische Leistung dar. Die Informationen stammen aus Archivalien und Briefen (ein Verzeichnis befindet sich im Anhang), biographischen Lexika, Datenbanken und journalistischen Quellen. Sie zeichnet den Lebensweg eines Mannes „aus gutem Hause“ nach, der als Jurist, Ökonom und auch als Schriftsteller eine beachtliche Karriere machte, die 1945 durch ein Entnazifizierungsverfahren unterbrochen wurde, danach aber sehr erfolgreich weiterging.

#### 4. Reiners und sein Werk

Ludwig Reiners war, wie erwähnt, ein vielseitiger Mann, der sich zu unterschiedlichen Themen als Publizist, Schriftsteller und Herausgeber äußerte. In den Jahren nach 1948 erwarb er sich einen Namen nicht nur als Stillehrer, sondern auch als Verfasser von Ratgebern und historischen Abhandlungen. Die Kritik nahm seine Arbeiten in der Regel freundlich auf; Reiners war populär.

Reiners hat mehrere Arbeiten zur Stilistik veröffentlicht, die hohe Auflagen erreichten und postum Nachdrucke und Neubearbeitungen erlebten. Dies stellt Reuschel im Detail dar. Die wichtigsten Texte sind die *Stilkunst*, die *Stilfibel*, *Die Kunst der Rede und des Gesprächs* und der Essay, der den *Stil-Duden* einleitete. All diese Bücher hatten Nachwirkungen, die bis in die Gegenwart reichen.

In Kap. 5 befasst sich Reuschel mit den langen und verwickelten Traditionen, in denen die Stillehren für das Deutsche stehen. Es geht dort zunächst um Terminologisches und Konzeptionelles, dann um die Geschichte der Rhetorik seit Quintilian, schließlich um die Frage, ob und in welchem Maße man es hier mit „Abschreibtraditionen“ zu tun hat. Dies untersucht sie konkret im Abschnitt über sechs zentrale Themen, die in einer Reihe von wichtigen Stillehren vorkommen, auch bei Engel und Reiners. Hier finden sich viele Übereinstimmungen. Man kann also feststellen, dass es in den Stillehren eine lange Tradition des Übernehmens, Erörterns und Umformulierens derselben Themen gibt, die bis in die Gegenwart reicht. Das wiederum heißt, dass die Plagiatsproblematik nicht isoliert an den beiden Büchern von Engel und Reiners diskutiert werden kann, sondern in einen größeren zeitlichen und thematischen Zusammenhang gestellt werden muss. Anders gesagt: Stillehren sind ein populärwissenschaftliches Genre, in dem eher lax mit Vorgängern verfahren wird, in dem man häufig auf Schultern älterer Autoren steht, in dem es schwer, vielleicht unmöglich ist, neue, originelle, „eigene“ Themen zu finden. Es wäre dann eine Frage des Standpunkts, ob man von Plagiaten oder von der Kraft (übermächtiger) Traditionsbildung sprechen will. Dabei sollte der technische, aber nach-

prüfbare Gesichtspunkt der Quantität eine Rolle spielen: d.h. die Frage, in welchem Umfang sich eine Stillehre auf ihre(n) Vorgänger stützt.

Ein zentrales Kapitel ist dem Vergleich der Texte der *Stilkunst* von Engel und der von Reiners gewidmet. Zunächst werden Plagiatserkennungsprogramme vorgestellt und erläutert, welche von ihnen aus welchen Gründen brauchbar waren. Auch die methodischen und technischen Probleme, die bei der Verwendung solcher Programme bestehen, kommen zur Sprache. Danach werden Übersichten präsentiert, die zeigen, an welchen Stellen besonders viele Übereinstimmungen zwischen den beiden Texten bestehen. Dies ist die Grundlage für die Auswahl der Kapitel, die danach für detaillierte Vergleiche herangezogen werden. Die Verfahren der Auswahl und der Feinanalyse werden genau erläutert. Die folgenden Feinanalysen zeigen, dass viele deutliche Übereinstimmungen vorliegen, aber auch, dass Reiners bei Engel nirgendwo wortwörtlich abgeschrieben hat. Er hat umformuliert, paraphrasiert, nacherzählt, die Abfolge der Gedanken und Argumente verändert, und er verwendet Engels Zitate aus anderen Texten zu Hunderten.

Ausgesprochen nützlich ist es, dass Reuschel dort, wo in den beiden Werken Zitate einen unterschiedlichen Wortlaut aufweisen, den Originalwortlaut nachgewiesen hat. Diese Feinanalysen sind überaus gründlich und aufschlussreich. Sie betreffen z.B. das Original und die Übersetzung von Zitaten aus Werken von Mark Twain oder Rivarol, oder die Definition von *Reichsgericht*, oder Zeitungsartikel, die Engel am Frühstückstisch gelesen und ausgeschnitten haben dürfte, Reiners aber nicht: er müsste alte Zeitungen Jahrzehnte nach ihrem Erscheinen verwendet haben – oder eben Engels *Stilkunst*.

Was ist also das Ergebnis? Doppelungen finden sich in großer Zahl, und sie sind nun genau belegt und beschrieben. Reiners hat Engels *Stilkunst* als Vorlage verwendet und sich ohne Nachweise aus ihr bedient in einem weit größeren Maße, als dies mit dem Konzept „Tradition eines Genre“ zu erklären wäre.

Es handelt sich also doch eher um ein Plagiat als um die Fortführung einer Tradition.

## Zitierte Literatur

- Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS) der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Online verfügbar unter: <http://www.dwds.de/?qu=plagiat> <10.10.2014>.
- Gemoll, Wilhelm (1997): Griechisch-deutsches Schul- und Handwörterbuch. 9. Aufl, durchgesehen und erweitert von Karl Vretska. München: Oldenbourg.
- Kluge (2011): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Seebold. 25., durchgesehene und erweiterte Auflage. Berlin, New York: de Gruyter.
- Martial, Marcus Valerius (2000): Epigramme. Auswahlsgabe, Lateinisch – Deutsch. Hg. und übersetzt von Paul Barié und Winfried Schindler. Düsseldorf: Artemis und Winkler.
- Reiners, Ludwig (1944): Deutsche Stilkunst. Ein Lehrbuch deutscher Prosa. 1. Aufl. München: Beck.
- Sauter, Anke (2000): Eduard Engel. Literaturhistoriker, Stillehrer, Sprachreiner. Ein Beitrag zur Geschichte des Purismus in Deutschland. Phil. Diss. Bamberg 1999. Bamberg: Colibri 2000.
- Stirnemann, Stefan (2014): Diebstahl am „höchsten Seelengut“. Das nationalsozialistische Plagiat einer „Deutschen Stilkunst“ hält sich bis heute in den Regalen der Buchhandlungen. In: Neue Zürcher Zeitung, Internationale Ausgabe, Nr. 194, 23.08.2014, S. 28.
- Stowasser, J. M.; Petschenig M.; Skutsch, F. (1998): Stowasser. Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch. München: Oldenbourg.



## 1. Einleitung

### 1.1 Gegenstand und Zielsetzung

1911 erschien Eduard Engels (1851-1938) *Deutsche Stilkunst*, die „als einflußreichste deutsche Stillehre im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts gelten muß“<sup>10</sup>. 31 Auflagen erfuhr seine *Stilkunst*, die letzte wurde 1931 veröffentlicht.<sup>11</sup> 1933 entehrten die Nazis den Gelehrten wegen seiner jüdischen Herkunft: er erhielt Publikationsverbot.<sup>12</sup> Die Folgen wiegen schwer, denn bis heute scheint Engels *Stilkunst* unter den Stilratgebern vergessen – oder verdrängt, nämlich von Ludwig Reiners (1896-1957).

Unter gleichem Titel veröffentlichte dieser 1944 „seine“ Stillehre. Der Titel bleibt nicht das Einzige, was der *Stilkunst* Engels entspricht. Stefan Stirnemann klagte Reiners als schamlosen Plagiator an: „[G]estohlen sind die Themen, die Theorie, die Begriffe, die Beispiele aus Leben und Literatur, die gelehrten Zitate; sogar Engels Stil hat Reiners gestohlen.“<sup>13</sup> Die Bedeutung seiner *Stilkunst* wirkt bis in die Gegenwart. 2004 wurde Reiners' *Stilkunst* erneut aufgelegt, und sie ist noch immer im Handel erhältlich. Schwerwiegend ist zudem die Tatsache, dass der mutmaßliche Diebstahl des Gedankenguts von jüngeren Stilkundlern „weitergeführt“ wird. Die modernen Wegbereiter des guten Stils berufen sich allzu gern auf Reiners und seine *Stilkunst*. Kaum ein moderner Stilratgeber scheint an Reiners vorbeizukommen, doch nach Engel sucht man in den Namensregistern meist vergebens.

Welche Folgen die Übernahme fremden Gedankenguts nach sich ziehen kann, zeigen aktuelle Beispiele aus der Politik. Dem ehemaligen Bundesverteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg wurde 2011 der Dokortitel aberkannt. Daraufhin trat er von sämtlichen Ämtern zurück. Nur wenige Wochen vor dem Titelentzug waren Vorwürfe laut geworden, er habe für seine Dissertation in erheblichem Umfang bei

<sup>10</sup> Schulze (1995): Ist Ludwig Reiners' „Stilkunst“ noch zeitgemäß?, S. 238.

<sup>11</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 85.

<sup>12</sup> Vgl. Glück (2001): Wer nie sein Fölljetong im Fotölch las, S. 55.

<sup>13</sup> Stirnemann (2003): Das gestohlene Buch, S. 50.

anderen Autoren abgeschrieben – ohne die Quellen kenntlich zu machen.<sup>14</sup>

Die Causa Guttenberg hat in der Öffentlichkeit eine Diskussion entfacht, die immer wieder auflodert. Immer neue Plagiatsfälle werden enttarnt. Akademiker warnen vor der Bagatellisierung von Plagiaten.<sup>15</sup> Im Internet erfreuen sich Plattformen wie das VroniPlag Wiki zur „kollaborativen Plagiatsdokumentation“<sup>16</sup> großer Beliebtheit.

Eine rechtliche Abgrenzung des Begriffs *Plagiat* findet man im Gesetz nicht.<sup>17</sup> In Baden-Württemberg werden Plagiate in wissenschaftlichen Arbeiten laut einer Änderung des Hochschulrechts seit 2009 mit Exmatrikulation geahndet.<sup>18</sup> Auch die Universität Münster zeigt klare Konsequenzen auf: eine Strafe von 50.000 Euro ist dort möglich.<sup>19</sup>

Ist mit solchen Sanktionen erst bei der wörtlichen Abschrift aus fremden Texten ohne Nachweis zu rechnen? Wie verhält es sich beim „sinngemäßen“ Zitieren, wenn Textpassagen beispielsweise aufgrund der Argumentationsstruktur eindeutig einem anderen Autor zugewiesen werden können und lediglich andere Formulierungen verwendet wurden? Hier befinden wir uns in einer Grauzone. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG)<sup>20</sup> und der Deutsche Hochschulverband (DHV)<sup>21</sup> formulieren lediglich unverbindliche Empfehlungen im Umgang mit Plagiaten. Was fällt unter den Begriff *Plagiat*? Ist der Einsatz von Plagiatssoftware sinnvoll? Die Plagiatsdiskussion wird in Kapitel 2 ausführlich beleuchtet. Das Argument, dass die beiden Stillehren in einer Zeit entstanden, in der gänzlich andere Zitierkonventionen angenommen werden müssen oder nur auf wissenschaftliche Schriften be-

<sup>14</sup> Vgl. Menke (2011): Uni Bayreuth: Guttenberg hat vorsätzlich getäuscht.

<sup>15</sup> Vgl. Schneider (2011): Unterschriften gegen Guttenberg. Junge Akademiker proben den Aufstand.; Spiegel (2011): Wut über Guttenberg-Ausreden: Professoren gegen Plagiatsverharmlosung.

<sup>16</sup> VroniPlag Wiki.

<sup>17</sup> Vgl. Lorenz (2011): Wissenschaftlicher Ideenklau.

<sup>18</sup> Vgl. Focus (2009): Schummelei an der Uni.

<sup>19</sup> Vgl. Westfälische Wilhelms-Universität Münster: Erklärung zur Hausarbeit.

<sup>20</sup> Vgl. DFG (1998): Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis.

<sup>21</sup> Vgl. DHV (2000): Selbstkontrolle der Wissenschaft und wissenschaftliches Fehlverhalten.

schränkt waren, wird in jenem Abschnitt u.a. durch einen historischen Abriss zur Thematik beleuchtet und versucht, zu entkräften.

Der Diebstahl geistigen Gedankenguts ist ein brisantes Thema, das aktuell diskutiert wird. Auch Reiners' *Stilkunst* scheint immer noch aktuell zu sein. Ein umfassender Textvergleich im Kapitel 6 soll prüfen, ob die Plagiatsvorwürfe berechtigt sind. Wie gezeigt wird, ist es nicht sinnvoll und erforderlich, beide Bücher im Detail miteinander abzugleichen. Stirnemann weist an einigen Beispielen nach, dass sich Reiners auch an anderen Publikationen Engels bedient hat.<sup>22</sup> Deshalb ist es notwendig, die Arbeit einzugrenzen, also einige Kapitel herauszugreifen und sie detailliert auf inhaltliche Übereinstimmungen zwischen Engel und Reiners zu durchsuchen.

In Reiners' *Stilkunst* findet man folgenden Hinweis: „Einige Beispiele, namentlich für mißglückte Sätze, sind nachstehenden Büchern entnommen“ (SKR, 626), darunter auch Eduard Engels *Deutsche Stilkunst* von 1911. Als Beispiele für solche „mißglückte[n] Sätze“ lesen wir bei Engel beispielsweise:

[Ü]berflüssig ist die Erklärung seines Wesens; ‚Humor ist, was man niemals hat, sobald man's definiert‘, heißt es bei einem unsrer Guten vom jüngeren Nachwuchs, Rudolf Presber. (SKE, 371)

Bei Reiners steht:

Was bedeuten Witz und Humor? *Humor ist, was man bestimmt nicht hat, wenn man's definiert*: die Richtigkeit dieses alten Satzes wird durch die meisten Abhandlungen über das Wesen des Komischen bewiesen. (SKR, 525)

Oder:

Odysseus betrügt den Zyklopen durch das Wortspiel mit Οὐτις = Niemand. (SKE, 374)

Bei Reiners wiederum lesen wir:

Bei Homer nennt Odysseus sich *Utis* (*Niemand*) und täuscht mit Wortspielen über diesen Namen den Polyphem. (SKR, 534)

<sup>22</sup> Vgl. Stirnemann (2004): Ein Betrüger als Klassiker, S. 49.

Reiners verwendet dasselbe Zitat von Presber wie Engel und er greift dasselbe Beispiel auf, in dem er ein Wortspiel Odysseus' nennt – von „mißglückte[n] Sätzen“ ist nicht die Rede. Diese Übereinstimmungen sollen exemplarisch zeigen, worauf beim Vergleich der Texte von Engel und Reiners geachtet werden muss: Wie geht Reiners mit Zitaten um – nennt er die Urheber? Gibt es Abweichungen zwischen den Zitaten, die Engel in seiner *Stilkunst* verwendet hat, und denen, die auch bei Reiners erscheinen? Ist das der Fall, müssen die Originaltexte hinzugezogen werden, um nachzuprüfen, wer korrekt zitiert hat. Verwenden beide in gleicher Weise fremdsprachliche Zitate oder Ausdrücke? Engel war ein polyglotter Mensch, der sich während seines Studiums mit verschiedenen Sprachen beschäftigte.<sup>23</sup> Reiners war Kaufmann mit vielen Interessen.<sup>24</sup> Können biographische Fakten hinzugezogen werden, um zu klären, ob inhaltliche Parallelen zwischen den beiden eindeutig auf Engel zurückgehen? Beispielsweise ist bekannt, dass sich Engel für die Eisenbahn interessierte. Derartige Inhalte in seiner *Stilkunst* hätten so einen biographischen Bezug. Ist das auch bei Reiners der Fall?

In diesem Zusammenhang wird das Leben und Wirken Engels auf Grundlage der Dissertation von Anke Sauter im Kapitel 3 vorgestellt und nachgezeichnet, weshalb er zu Unrecht heute nur noch als Sprachpurist bekannt ist. Reiners' Biographie und sein Schaffen wurden bisher noch nicht ausführlich beschrieben. Deshalb wird das Kapitel 4 entsprechend umfangreich ausfallen – und das, obwohl die Quellenlage dürftig ist, wie zu Beginn des Kapitels dargelegt wird. Seine schriftstellerische Tätigkeit, die ihm die Bezeichnung „Sonntagsschriftsteller“<sup>25</sup> eintrug, wird ausführlich dargestellt. Vor dem Hintergrund, dass Engel im Dritten Reich wegen seiner jüdischen Wurzeln unterdrückt wurde, Reiners ebenfalls in dieser Zeit seine *Stilkunst* veröffentlichte und jener wiederum Mitglied der NSDAP war, gehe ich der Frage nach: War Reiners aktiver Nationalsozialist oder „nur“ Mitläufer?

<sup>23</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel.

<sup>24</sup> Vgl. Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 32-37.

<sup>25</sup> Ebd., S. 32.

Die Textsorte „Stilratgeber“ muss sich häufig den Vorwurf gefallen lassen, sie sei einer „Abschreibtradition“ verhaftet und greife deshalb zwangsläufig dieselben Themen auf wie die jeweiligen Vorgänger. Aus diesem Grund stillschweigend hinzunehmen, dass alle Stillehren untereinander plagiierten würden und der Textsorte dafür eine Generalabsolution zu erteilen, greift zu kurz. In Kapitel 5 wird versucht, eine Traditionslinie zwischen vier Vorgängern Engels nachzuzeichnen. Es wird exemplarisch verglichen, wie sie mit Zweifelsfällen umgehen, die den korrekten standardsprachlichen Gebrauch betreffen. Inwiefern ähneln sich Argumente, Positionen oder Beispiele? Anschließend wird dieser Vergleich mit Engels und Reiners' *Stilkunst* fortgesetzt. Es ist zu vermuten, dass zwar inhaltliche Übereinstimmungen vorzufinden sind, aber bei weitem nicht in derartiger Quantität und Qualität wie zwischen Engel und Reiners.

Dem Beck-Verlag, der Reiners' *Stilkunst* seit Anfang an bis heute vertreibt, ist der Plagiatsvorwurf bekannt.<sup>26</sup>

## 1.2 Der Plagiatsvorwurf gegen Reiners' *Stilkunst* – Forschungsstand

Zwischen der letzten Auflage der *Stilkunst* Engels und der ersten von Reiners liegen 13 Jahre – 13 politisch sehr ereignisreiche Jahre. Doch reichte ein gutes Jahrzehnt aus, um das erfolgreiche Werk eines jüdischen Stillehrers zu verdrängen? Kann es ein Zufall sein, dass das Buch eines Freizeitschriftstellers nicht nur dem Titel nach mit einer in derselben Jahrhunderthälfte hochgelobten Stillehre identisch ist?

Viele Autoren sind es nicht, die auf Parallelen zwischen beiden Werken hinweisen und Reiners vorwerfen, er habe in seiner *Stilkunst* bei Engel abgeschrieben. Den Anfang macht Heinrich J. Rechtmann in seiner 1953 erschienenen Monographie „Das Fremdwort und der deutsche Geist. Zur Kritik des völkischen Purismus“. Darin schreibt er über Engel:

<sup>26</sup> Das bestätigte Dr. Raimund Bezold, beschäftigt im Lektorat Literatur – Sachbuch – Wissenschaft des Beck-Verlags, in einem Telefonat.

Neuere, die mit mehr oder minder Geschick und Erfolg in seinen Fußstapfen schreiten, bekennen oft nicht ehrlich genug, wie sehr sie dem Altmeister der puristischen Bewegung verpflichtet sind. Das gilt insbes. von Ludwig Reiners, der [...] kaum einmal bekennt, wie sehr er seine Argumentationen, seine Beispiele, seine Grundgedanken, nicht nur die gescheiterten, sondern auch die irrigen und unhaltbaren, aus Engel entlehnt hat. Reiners' redselig-plaudernde Wiederaufwärmung der Engelschen Weisheit hat sie nicht besser gemacht. Im Gegenteil scheinen die Bastionen des Purismus, wie sie bei Engel gebaut und verteidigt wurden, oftmals imponierender und stärker, sodaß der Angriff gegen diese Positionen eher in der Richtung Eduard Engel geführt zu werden verdient.<sup>27</sup>

Die Kritik ist offenkundig und im weiteren Verlauf stellt Rechtmann wiederholt Bezüge zwischen Engel und Reiners her.<sup>28</sup>

Zwanzig Jahre später veröffentlicht Joachim Stave „Bemerkungen über den unvollständigen Satz in der Sprache der Werbung“ und zieht Reiners' *Stilkunst* zu Rate. Dabei stellt er inhaltliche Parallelen zu Engel fest. Was Reiners als „Asthmastil“ bezeichnet, heißt bei Engel „Zwergsatz“ oder „Häckselstil“.<sup>29</sup> Stave urteilt über Reiners' Ausführungen: „Da haben wir's. Ein hartes Urteil. Ein einseitiges. Und ein fremdes dazu. Der Amateurschriftsteller Reiners [...] fußt [...] in diesem Fall auf der *Deutschen Stilkunst* von Eduard Engel [...].“<sup>30</sup> Schlussfolgerungen, die sich daraus ergeben, fehlen; sicherlich nicht zuletzt, weil jene über das Thema des Aufsatzes hinausgehen würden.<sup>31</sup>

Ohne den Plagiatsverdacht zu belegen, berichtet Theodor Ickler 1988 in einem Aufsatz zur Rolle Arthur Schopenhauers in Engels *Stilkunst*, dass Reiners die Urhebererschaft vieler Begriffe, Gedanken und Zitate nicht vermerkt habe.<sup>32</sup> Erstaunt dürfte der Leser über folgende Aussage sein: „Immerhin führt er Engel im Literaturverzeichnis an, wenn auch

<sup>27</sup> Rechtmann (1953): *Das Fremdwort und der deutsche Geist*, 9f.

<sup>28</sup> Vgl. ebd., 103, 107, 108, 166.

<sup>29</sup> Vgl. Stave (1973): *Bemerkungen über den unvollständigen Satz in der Sprache der Werbung*, S. 213.

<sup>30</sup> Ebd., S. 213.

<sup>31</sup> Vgl. ebd., S. 213.

<sup>32</sup> Vgl. Ickler (1988): *Arthur Schopenhauer als Meister und Muster in Eduard Engels „Deutsche Stilkunst“*, S. 298f.

nicht im eigentlichen Text. Aber Reiners ist ja ein Fall für sich.“<sup>33</sup> Wie bereits geschildert findet man Engel lediglich unter den „Anmerkungen“ als „Beispiel [...] für missglückte Sätze“ (SKR, 626). Auch in der Neubearbeitung von 1991 ist diese Angabe noch in den „Literaturhinweise[n]“ zu finden.<sup>34</sup> Im Namens- und Sachverzeichnis taucht Engel zu keiner Zeit auf.<sup>35</sup>

Willy Sanders hat in mehreren Publikationen den Plagiatsvorwurf thematisiert. Interessant ist, dass Sanders' Aufsatz aus dem Jahr 2008 deutlich zurückhaltender formuliert ist als seine älteren Beiträge zum Thema. 1988 untersucht er in dem Aufsatz „Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit“ die Tradition der deutschen Stillehren im 20. Jahrhundert. Er erkennt eine „Generationsbrücke“ zwischen Eduard Engel, Ludwig Reiners und Wolf Schneider und weist ihnen Gemeinsamkeiten nach.<sup>36</sup>

Das Triumvirat Engel, Reiners und Schneider ragt indes durch den großen Erfolg seiner Stilbücher deutlich hervor, und dieser signalisiert eine derart weite und andauernde Verbreitung ihrer Lehren [...], daß sie als die führenden Stilpräzeptoren unseres Jahrhunderts gelten müssen. Da sie sowohl in ihren Stilauffassungen wie praktischen Vorgehensweisen eine bemerkenswerte Übereinstimmung zeigen, vertreten sie eine Generationenfolge stilistischer Tradition.<sup>37</sup>

Sanders stellt fest, dass sich „Reiners, ohne dies irgendwo zu vermerken, stark auf Engel gestützt hat“<sup>38</sup>. Der Verfasser des Aufsatzes lobt Reiners' *Stilkunst* und nennt sie ein „Feuerwerk an treffsicheren Begriffsbildungen und griffigen Formulierungen, dazu eine Fülle gutgewählter Beispiele und Zitate aus Dichtung und Prosaschrifttum“<sup>39</sup>. Dennoch wundert er sich, wie der Hobbyschriftsteller über ein derart breit gefächertes Wissen verfügen kann, zumal seine Literaturangaben,

<sup>33</sup> Ebd., S. 299.

<sup>34</sup> Vgl. Reiners (1991): *Stilkunst*, S. 521.

<sup>35</sup> Vgl. Reiners (1944-1991): *Stilkunst*.

<sup>36</sup> Vgl. Sanders (1988): *Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit*, S. 377.

<sup>37</sup> Ebd., S. 377.

<sup>38</sup> Ebd., S. 377.

<sup>39</sup> Ebd., S. 377.

gerade auch unter den diffamierenden „Anmerkungen“, keinen Aufschluss geben. Sanders weist hier explizit auf Engel hin<sup>40</sup> und urteilt: „Dennoch kann kaum ein Zweifel bestehen, daß dieses seinerzeit so populäre Buch eine der Hauptquellen von Reiners darstellt.“<sup>41</sup> Dem schließt Sanders eine Gegenüberstellung an, in der er die *Stilkunst* von Reiners mit der von Engel vergleicht. Daraus ergeben sich aufschlussreiche Belege, die den Plagiatsverdacht untermauern.<sup>42</sup> Sanders schreibt:

Im Text stoßen wir dann Seite um Seite auf Übereinstimmungen der Stilauffassung und Darstellungsweise, ja textlicher Einzelheiten, die in dieser Häufung nicht zufällig sein können [...] und noch mehr würde zweifellos ein genauer Vergleich der Stillehren von Engel und Reiners, Zeile für Zeile und Zitat um Zitat, zutage fördern. [...] [Es] scheint [...] so, als ob Reiners in der anonymen Ausbeutung seines renommierten Vorgängers nicht gerade ein Engel gewesen wäre.<sup>43</sup>

Helmut Glück kommt in seinem 2001 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erschienenen Artikel „Wer nie sein Fölljetong im Fotölch las“ zu dem Urteil, dass Sanders’ letzter Satz „vornehm formuliert“<sup>44</sup> sei – folglich also nicht nachdrücklich genug Kritik an Reiners’ Arbeitsweise übe.

1992 rezensierte Sanders die ein Jahr zuvor erschienene Neubearbeitung der *Stilkunst* Reiners’. Auch hier sieht er Parallelen zu „Eduard Engel, dessen ‚Deutsche Stilkunst‘ [...] Reiners in vielen Einzelheiten Pate gestanden hat.“<sup>45</sup> Abschließend urteilt Sanders über eine Bewertung der Bearbeiter im Nachwort:

Von dessen „Belesenheit und literarischer Kennerschaft“ [...] zu schreiben, bedeutet allerdings eine schöne, euphemistische Umschreibung für Kompilation. Dies hätte eine Überprüfung seiner Beispiele und Zitate

<sup>40</sup> Vgl. ebd., S. 377f.

<sup>41</sup> Ebd., S. 378.

<sup>42</sup> Vgl. ebd., S. 378f. Im Detail soll im praktischen Teil der Arbeit darauf eingegangen werden.

<sup>43</sup> Ebd., S. 378f.

<sup>44</sup> Glück (2001): Wer nie sein Fölljetong im Fotölch las, S. 55.

<sup>45</sup> Sanders (1992): Zur Neubearbeitung von Ludwig Reiners’ *Stilkunst*, S. 151.

ergeben, die – angesichts ihrer großen Zahl und des Fehlens jeglicher Nachweise verständlich – ungeprüft übernommen sind.<sup>46</sup>

Ebenfalls 1992 und in einer überarbeiteten Auflage 1998 erscheint Sanders' Werk „Sprachkritikastereien“. Darin nennt er Engel und Reiners oftmals in einem Atemzug – beispielsweise, wenn es um ähnliche Ziele ihrer Stilwerke, ähnliche Problemfälle oder Argumentationen geht.<sup>47</sup> Ganz allgemein schreibt Sanders:

Attraktivmacher Nr. 1 der populären Stillehre ist und bleibt aber die hohe Schule der Zitierkunst. Wieviel von solchen Zitaten bei den Autoren eigener Lektüre entsprungen oder übernommen ist, läßt sich nicht feststellen. [...] Stillehrer und Sprachkritiker halten auf Tradition. [...] [I]mmer wiederkehrende Gemeinplätze, dieselben Standardthemen, überall die gleichen Lehrmeinungen und Sprach(vor)urteile, im Extremfall sogar Übereinstimmung der Formulierungen.<sup>48</sup>

Ist Reiners ein solcher Extremfall? In einer eindeutigen Stellungnahme heißt es, dass

Reiners [...] Engel [...] kräftig ausgeschrieben hat – natürlich in aller Heimlichkeit. Jene einprägsamen Begriffsbildungen traditioneller Stillehre wie *Schwammwort* und *Schablonenwort*, *Stopfstil* und *Schreistil*, *Papierdeutsch* und andere usw., ob ihrer Treffsicherheit und anschaulichen Ausdruckskraft allenthalben gelobt und übernommen, werden seither fast ausnahmslos Reiners zugeschrieben, obwohl sie alle schon bei Engel stehen. Seite um Seite liest man darüber hinaus viele schnittige Formulierungen, kernige Regeln und wirkungsvolle Beispiele, die einem „englisch“ vorkommen.<sup>49</sup>

2008 erscheint ein Aufsatz von Sanders, der den Titel „Plädoyer für eine verständliche Wissenschaft“ trägt. Dort schreibt er auffällig verhalten: „Reiners [...] soll in seiner viel gelesenen ‚Stilkunst‘ das renommierte Stilwerk gleichen Titels von Eduard Engel [...] ab- und umgeschrieben, eben ‚gestohlen‘ haben. So behauptet das jedenfalls der Kritiker Stefan

<sup>46</sup> Ebd., S. 152.

<sup>47</sup> Vgl. Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 44, 46, 49, 53, 78, 83f., 87, 89, 100f., 150f, 174.

<sup>48</sup> Ebd., S. 54f, 57.

<sup>49</sup> Ebd., S. 55.

Stirnemann.“<sup>50</sup> Warum formuliert Sanders plötzlich so vorsichtig? Zu- vor führte er eindeutige Belege dafür an, dass Reiners Engel „ausge- schrieben“ und „ausgebeutet“ habe. Diese führt er nun auf die „Traditi- on“ der „Abschreibekunst“ in derartigen Stillehrwerken zurück.<sup>51</sup>

Er meint, dass u.a. auch Wolf Schneider, einer der Nachfolger Rei- ners', so verfahren sei. Aber noch 1998 schreibt er, dass „sich Reiners, ohne dies irgendwo zu vermerken, stark auf Engel gestützt hat, Schnei- der sich hingegen ausdrücklich auf Reiners beruft, dann aber [...] relativ selbstständig verfährt.“<sup>52</sup> Sanders relativiert seine vorherigen Aussagen. Er hält Stirnemann für übermotiviert und wirft ihm vor, seine wenigen Beispiele seien nicht beweiskräftig, da sie schon vor Engel Anwendung gefunden hätten. Was Sanders bei Stirnemann als verfehlte Belege ab- tut<sup>53</sup>, führte er 1988 selbst als Beweis für Reiners' undurchsichtige Ar- beitsweise an:

Wenn er dafür bekannt ist, Sprichwörter, Redensarten oder geläufige Stellen der Weltliteratur durch Umformulierung auf witzige Weise stili- stisch zu karikieren, so hat auch dieses Verfahren Engel schon vor ihm praktiziert; als ein Beispiel beider Versionen der ersten Bibelverse: „Im Anfang wurde von Seiten Gottes einerseits der Himmel, andererseits die Erde zur Erschaffung gebracht; letztere war eine wüste und leere und war es finster auf derselben“ (Engel S. 75) – „Am Anfang erfolgte seitens Gottes sowohl die Erschaffung des Himmels als auch die der Erde. Die letztere war ihrerseits eine wüste und leere und ist es auf derselben fin- ster gewesen ...“ (Reiners S. 192, ohne Kenntnis seines Vorgängers?).<sup>54</sup>

Die inhaltliche Doppelung ist eindeutig. Selbst wenn es üblich war, sich an Vorgängern zu orientieren, hätte man sich in diesem Fall doch die Mühe machen müssen, ein eigenes Beispiel zu finden. Wird hier etwas „zum böswilligen, ‚diebischen‘ Plagiat stilisiert“, obwohl es lediglich „Übereinstimmungen höchst allgemeiner Art sind“<sup>55</sup>? Derart wertet

<sup>50</sup> Sanders (2008): Plädoyer für eine verständliche Wissenschaft, S. 20.

<sup>51</sup> Vgl. ebd., S. 20f.

<sup>52</sup> Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 377.

<sup>53</sup> Vgl. Sanders (2008): Plädoyer für eine verständliche Wissenschaft, S. 20.

<sup>54</sup> Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 378.

<sup>55</sup> Sanders (2008): Plädoyer für eine verständliche Wissenschaft, S. 20.

Sanders nämlich Stirnemanns Ausführungen und widerlegt somit auch seine früheren Erkenntnisse.<sup>56</sup>

Andreas Schulze veröffentlicht 1995 den Aufsatz „Ist Ludwig Reiners' ‚Stilkunst‘ noch zeitgemäß?“. Neben der Erkenntnis, dass die Herkunft seiner Beispiele meist unklar bleibt,<sup>57</sup> stellt Schulze fest: „Reiners [stützt sich] auf eine Reihe von Vorläufern, deren Bücher er intensiv rezipierte, ja geradezu erbarmungslos ausschaltete. Eduard Engel beispielsweise muß in diesem Zusammenhang genannt werden“<sup>58</sup>. Einige Seiten weiter heißt es – interessant vor allem bezüglich Sanders' relativer Aussagen:

Die bislang gewichtigsten Beiträge zu Reiners' Stillehre lieferte 1988 und 1992 Sanders, der es im Unterschied zu den anderen Autoren versteht, die Tradition aufzuzeigen, der Reiners verhaftet ist; nur so werden Wirkungsgeschichte und Kritik des Buches plausibel. Wie Sanders eingehend darlegt – und wie unabhängig von ihm auch Stave [...] und Ickler [...] feststellten –, steht die *Stilkunst* strikt in der Nachfolge der von Eduard Engel verfaßten *Deutschen Stilkunst* [...]. Kapitel um Kapitel, Seite um Seite gibt es die verblüffendsten Übereinstimmungen zwischen den beiden Büchern.<sup>59</sup>

Vorbilder, Terminologie, stilistische Gestaltung und Umsetzung<sup>60</sup> – „dies alles findet sich bereits bei Engel, auch wenn man das meiste später Reiners zuschrieb, fälschlicherweise.“<sup>61</sup> Weitere Muster für Reiners' *Stilkunst* sollen laut Schulze Gustav Wustmann und Karl Kraus gewesen sein.<sup>62</sup> „[D]ie *Stilkunst* als ‚hochgradig kompiliert‘ anzusehen, wie Sanders [...] es tut, ist zweifellos legitim.“<sup>63</sup>

Der bereits erwähnte FAZ-Artikel von Glück beleuchtet mehr als nur die puristische Seite Engels. Glück schreibt: „Es gibt Dichter, Philosophen und Publizisten, die vergessen werden, zu Recht oder zu Unrecht.

<sup>56</sup> Vgl. ebd., S. 20.

<sup>57</sup> Vgl. Schulze (1995): Ist Ludwig Reiners' ‚Stilkunst‘ noch zeitgemäß?, S. 228.

<sup>58</sup> Ebd., S. 234.

<sup>59</sup> Ebd., S. 238.

<sup>60</sup> Vgl. ebd., S. 238.

<sup>61</sup> Ebd., S. 238.

<sup>62</sup> Vgl. ebd., S. 238.

<sup>63</sup> Ebd., S. 238.

Es gibt aber auch solche, die verdrängt werden. Manchmal ist eine solche Verdrängung kein unbewußter Vorgang, sondern sie wird handfest betrieben. Zu den so Verdrängten gehört Eduard Engel.<sup>64</sup> Darauf kommt der Verfasser am Ende des Artikels noch einmal zu sprechen und erklärt, dass auch anderen Stillehrern Engels *Stilkunst* als Reservoir von Inspiration und Zitaten gedient habe, meistens ohne Quellenangaben.<sup>65</sup> „Nach seinem Tode wurde er das Opfer von Plagiatoren, die seine Bücher ausschachteten.“<sup>66</sup> Glück nennt Reiners als besonders hervorstechendes Beispiel.<sup>67</sup>

Im Herausgebervorwort zu Sauters Dissertation über Eduard Engel, die 2000 erschien, äußert Glück den Vorwurf erstmals:

Ein weiterer Name muß genannt werden, wenn man das (weitgehend unbemerkte) Fortleben Engels rekonstruieren will: Ludwig Reiners. [...] Reiners hat von Engel viel übernommen, nicht nur den Titel [...]. Es läßt sich jedenfalls im großen und ganzen, aber auch in vielen Details zeigen, daß Reiners mit beiden Beinen auf Engels Schultern steht, um es vorsichtig auszudrücken. Engel ist in einem Maße plagiiert worden, das bemerkenswert ist. Man kann darin eine Respektsbezeugung der Plagiatoren für seine philologischen und intellektuellen Fähigkeiten sehen.<sup>68</sup>

Sauter selbst bezieht sich in ihrer Dissertation auf die Urteile von Rechtmann, Sanders und Schulze. Sie schreibt zu Beginn ihrer Ausführungen, dass Reiners auf Engels *Stilkunst* zurückgegriffen habe, und zwar heimlich.<sup>69</sup> Sauter erkennt eine biographische Ähnlichkeit, nämlich dass beide vielseitig interessiert waren, Bücher zu den unterschiedlichsten Themen schrieben, und das in relativ schneller Folge und erfolgreich.<sup>70</sup> Des Weiteren schreibt Sauter:

Schon der identische Titel der beiden Stillehrbücher fällt auf. Aber selbst wenn bekannt wäre, ob er auf „zufälliger Duplizität“ beruhte oder bewußt gewählt war, wäre nicht viel gewonnen. Denn die bewußte Wahl

<sup>64</sup> Glück (2001): Wer nie sein Fölljetong im Fotölch las, S. 55.

<sup>65</sup> Vgl. ebd., S. 55.

<sup>66</sup> Ebd., S. 55.

<sup>67</sup> Vgl. ebd., S. 55.

<sup>68</sup> Glück (2000): Warum sich die Beschäftigung mit Eduard Engel immer noch lohnt, S. XI.

<sup>69</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 344.

<sup>70</sup> Vgl. ebd., S. 344.

eines Titels, der vor dem Krieg allgemein bekannt und erfolgreich war, bedeutet nicht unbedingt inhaltliche Gemeinsamkeiten. Engels *Deutsche Stilkunst* hat nach ihrem ‚Verbot‘ eine Lücke hinterlassen. Wie hätte ein ambitionierter Nachfolger besser auf sich aufmerksam machen können als durch die Wahl eines identischen Titels?<sup>71</sup>

Dann schlussfolgert sie, dass beide Stillehren von der Gesamtanlage her (Layout, Didaktisierung) völlig unterschiedlich seien.<sup>72</sup> Laut Sauter „vermittelt [Sanders] den Eindruck, als habe Reiners quasi eine umgearbeitete Neuauflage von Engels *Deutscher Stilkunst* geschrieben. Auf den ersten Blick gar nicht so unwahrscheinlich: Trotz des abweichenden Gesamteindrucks ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß man auf Altbekanntes stößt, sobald man willkürlich eine Seite aufschlägt.“<sup>73</sup> Deshalb überprüft sie im Folgenden die Parallelen zwischen Reiners und Engel, die andere bereits vor ihr herausgefunden haben. Sauter versucht, auffällige Übereinstimmungen zu Gunsten Reiners’ zu entkräften. Sie spricht hierbei von einer Traditionslinie, von unterschiedlichen Schlussfolgerungen und Begründungen, muss aber doch zugeben, dass man vor der „Verwandtschaft“ zwischen Engels und Reiners’ *Stilkunst* nicht die Augen verschließen kann<sup>74</sup>: „Sanders ist mit seinen Behauptungen weitestgehend zuzustimmen, und dennoch bleiben Fragezeichen. Tatsächlich hat Reiners eine Vielzahl von Autoren ‚verwurstet‘, und Engel ist nur einer unter ihnen – wenn auch der maßgeblichste.“<sup>75</sup> Sauters abschließendes Fazit lautet:

Reiners hat aus Engels *Deutscher Stilkunst* etwas durchaus Eigenständiges gemacht: Er hat sie als Rohmaterial verwendet und in seinen eigenen Gedankengang eingegliedert. Dabei ist er selektiv vorgegangen und hat nur das berücksichtigt, was seine Zustimmung fand – was in der Tat nicht wenig war.<sup>76</sup>

<sup>71</sup> Ebd., S. 344f.

<sup>72</sup> Vgl. ebd., S. 345.

<sup>73</sup> Ebd., S. 345.

<sup>74</sup> Vgl. ebd., S. 345-349.

<sup>75</sup> Ebd., S. 349.

<sup>76</sup> Ebd., S. 349.

Stirnemann, der schärfste Kritiker Reiners', wertet den ersten Satz als „Fehlurteil“<sup>77</sup>. In seinen Publikationen versucht Stirnemann mit Vergleichen der beiden Stilkunden den „Betrug“<sup>78</sup> Reiners' aufzudecken. Er gelangt in seinem Aufsatz „Ein Betrüger als Klassiker“ 2004 zu dem Urteil: „Reiners ist ein Klassiker, bei dem alles unter Verdacht steht: man weiß nicht, was wirklich sein Eigentum ist; jeder Gedanke, jede Prägung kann gestohlen sein. Und da er oberflächlich gebildet war und oberflächlich arbeitete, kann jedes Zitat, jede Angabe falsch sein. Der Verlag sollte das Buch zurückziehen.“<sup>79</sup> Stirnemann ist der Meinung, dass Reiners vorsätzlich große Teile des Inhalts bei Engel abgeschrieben hat – Ansichten, die Terminologie, Beispiele, aber vor allem auch besondere stilistische Kniffe, die Engel anwandte, um den Leser zu fesseln.<sup>80</sup> „Mit der Übernahme des Titels erhob Reiners den Anspruch, Engel zu ersetzen. Dazu war er jedoch fachlich nicht in der Lage.“<sup>81</sup> Stirnemann räumt ein, dass der Betrug mit Arbeit verbunden gewesen sei<sup>82</sup>: „Reiners trug mit Fleiß vieles zusammen, nicht nur aus Engels Werken, aber am Ende stand, verballhornt, das da, was Eduard Engel schon geschrieben hatte: eine deutsche Stilkunst, neuartig und eigen-tümlich in Blick, Auswahl und Darstellung.“<sup>83</sup> Der Reiners-Kritiker mutmaßt, dass ein solch dreistes Vorgehen nur im Dritten Reich möglich gewesen sei – Engel wurde als Jude von den Nazis diffamiert, so dass Reiners Engels Buch, vor allem nach der Umstellung von Fraktur auf Antiqua, schneller vergessen machen, „arisieren“ konnte.<sup>84</sup>

Ganz ähnlich argumentiert Stirnemann in den Aufsätzen „Ludwig Reiners, Plagiarius“<sup>85</sup> und „Das gestohlene Buch“<sup>86</sup>, beide 2003 erschienen. In seinem ganzen Ausmaß habe den Diebstahl noch niemand fest-

<sup>77</sup> Stirnemann (2004): Ein Betrüger als Klassiker, S. 48.

<sup>78</sup> Ebd., S. 50.

<sup>79</sup> Ebd., S. 50.

<sup>80</sup> Vgl. ebd., S. 50.

<sup>81</sup> Ebd., S. 50.

<sup>82</sup> Vgl. ebd., S. 50.

<sup>83</sup> Ebd., S. 50.

<sup>84</sup> Vgl. ebd., S. 50.

<sup>85</sup> Vgl. Stirnemann (2003): Ludwig Reiners, Plagiarius, S. 21f.

<sup>86</sup> Vgl. Stirnemann (2003): Das gestohlene Buch, S. 50ff.

gestellt, bemängelte Stirnemann; eine Prüfung sei aufwendig, denn Reiners habe nicht nur aus der *Stilkunst* abgeschrieben, sondern auch aus weiteren Werken Engels, dies in großem Stil.<sup>87</sup> Während unseres Schriftwechsels merkte er an: „Um dieses Ausmaß zu bestimmen, habe ich [...] Eduard Engels Werke gründlicher gelesen und mit Reiners verglichen und bin zum Schluß gekommen, daß Reiners ein Sumpf ist“.<sup>88</sup> In einer weiteren E-Mail schreibt Stirnemann, dass Reiners ein schamloser Plagiator sei und es sich wohl nicht lohne, ihm alles nachzuweisen, zumal weitere geplünderte Autoren dazukämen.<sup>89</sup> Stirnemann fragt:

Wie geht Reiners im einzelnen vor? Er schreibt wörtlich ab oder ändert. Oft nimmt er, woher auch immer, andere Beispiele für Engels Beobachtungen. Grundsätzlich zitiert er viel ausführlicher. [...] Er musste nicht nur mit Engels Werken arbeiten, sondern auch mit der Literatur, die Engel anführt und bespricht. Das aber ist keine eigene Leistung. Gibt es überhaupt eine eigene Leistung? – Reiners hat etliches, was Engel nicht hat: er verwendet z.B. Erkenntnisse des Grammatikers Erich Drach (oft mit Angabe der Quelle). Auch aus der schönen Literatur hat er manches, was man bei Engel nicht findet. Da er aber von Engel so viel abschrieb, stellt sich die Frage, von wem er das übrige nahm: treffende Belege, gute Gedanken, unterhaltsame Wendungen.<sup>90</sup>

Im Aufsatz „Ein Einbrecher als Klassiker“ geht Stirnemann sogar noch etwas weiter. Er meint, dass Reiners teilweise falsch abschreibe und eigenständige Überlegungen „Blödsinn“ seien.<sup>91</sup> Selbst die Neubearbeitung von Reiners' *Stilkunst* hält er für oberflächlich:

Stephan Meyer und Jürgen Schiewe [...] hätten sehen müssen, daß hier einer am Werk war, der nicht Bescheid weiß. Und schon damals hätte man das Buch gründlich überprüfen müssen, denn 1988 hatten Willy Sanders und Theodor Ickler erste Hinweise auf Plagiate gegeben. Diese Überprüfung habe ich jetzt durchgeführt, die Dinge sind klar, und man kann anfangen, den Schaden zu beheben. Die Geschichte der Stilkunde

<sup>87</sup> Vgl. ebd., S. 50.

<sup>88</sup> E-Mail an die Verfasserin vom 17.02.2011.

<sup>89</sup> E-Mail an die Verfasserin vom 28.11.2010.

<sup>90</sup> Stirnemann (2003): *Das gestohlene Buch*, S. 51.

<sup>91</sup> Vgl. Stirnemann (2003): *Ein Einbrecher als Klassiker*, S. 248.

muß berichtigt werden. Reiners muss den angemäßen Platz im Tempel der Stilkunst räumen und umziehen in die Rumpelkammer der Hochstapler und Betrüger. Vor allem aber muß Engels Stimme wieder erklingen.<sup>92</sup>

Stirnemanns Aufsatz „Ich habe gemacht ein feines Geschäft“ erschien 2007 gekürzt in der Neuen Zürcher Zeitung am Sonntag und 2010 im *Sprachkreis Deutsch*. Auch darin erhebt er die Forderung, dass Engel die rechtmäßige Urheberschaft der *Stilkunst* zugeschrieben werden müsse. Engels *Stilkunst* solle neu aufgelegt werden und Reiners' Buch dürfe der Beck-Verlag nicht weiter verlegen.<sup>93</sup> Er unternimmt in seinen Aufsätzen umfangreiche Versuche, Reiners in Gegenüberstellungen beider Stilleh-  
ren ein Plagiat nachzuweisen. Stirnemanns Erkenntnis daraus lautet:

Dass das Alte durch etwas Besseres ersetzt wird, macht den Fortgang von Wissenschaft und Kultur aus. Aber der Anspruch muss offen erhoben werden, und es muss eine Auseinandersetzung stattfinden. Engel schrieb: „Ein Menschenalter unablässiger Mühe des Vorbereitens, Sammelns, Ausführens wurde an dieses Buch gewandt.“ Dieses Buch ersetzte Reiners, indem er es ab- und umschrieb; all das, womit der Verfasser eines Stilbuchs um das Vertrauen der Leser wirbt, gute Grundsätze und reiches literarisches und sprachliches Wissen, nahm er aus Engel. Es sollte nicht vergessen werden, dass er für seinen Schwindel einen Autor bestahl, dessen Kernaussage lautet: „Sei wahr! Wolle nicht mehr sagen, als du sicher weißt, klar denkst, ehrlich fühlst!“<sup>94</sup>

Karsten Rinas teilt Stirnemanns Meinung. In Rinas' 2011 erschienenem Werk „Sprache, Stil und starke Sprüche“ liest man: „Reiners' Stilkunst dürfte wohl eines der erfolgreichsten Plagiate in der Geschichte des deutschen Buchhandels darstellen.“<sup>95</sup>

Auch Mathias Deinert, der 2004 einen Artikel über Eduard Engel verfasste, erwähnt Reiners und seine Parallele zu Engel, allerdings sind seine Ausführungen sehr oberflächlich: Er stellt Wilhelm Emanuel Süskind und Wolf Schneider auf eine Stufe mit Reiners und wirft ihnen

<sup>92</sup> Ebd., S. 250.

<sup>93</sup> Vgl. Stirnemann (2007): „Ich habe gemacht ein feines Geschäft.“, S. 79.; Stirnemann (2010): Eduard Engel – der Stillehrer und sein Plagiator Ludwig Reiners, S. 8.

<sup>94</sup> Stirnemann (2003): Das gestohlene Buch, S. 52.

<sup>95</sup> Rinas (2011): Sprache, Stil und starke Sprüche, S. 33.

vor, gleichermaßen bei Engel abgeschrieben zu haben, und zwar in großem Umfang ohne seinen Namen zu nennen.<sup>96</sup> Abschließend urteilt er: „Seine Bücher schlachteten andere aus und strichen den Ruhm dafür ein.“<sup>97</sup>

Christian Pentzold bezeichnet Engel als „ungenannt[e] [...] Inspirationsquelle“<sup>98</sup> Reiners'. Einige Abhandlungen zum Thema *Stil* nennen Reiners und Engel sowie deren Erkenntnisse in einem Atemzug, sie weisen teilweise auf Ähnlichkeiten hin oder verweisen auf Sanders, Ickler, Stave, Schulze etc. und deren Feststellungen, dass Reiners Engel als Vorlage benutzt und umgearbeitet habe.<sup>99</sup>

<sup>96</sup> Vgl. Deinert (2004): Eduard Engel, S. 4.

<sup>97</sup> Ebd., S. 5.

<sup>98</sup> Pentzold (2002): Die üble Jauche im stolzen Strom.

<sup>99</sup> Vgl. Law (2007): Sprachratgeber und Stillehren in Deutschland (1923-1967), S. 26, 84, 87, 90, 99, 100, 102. – „Sanders, Ickler und Stave weisen aufgrund frappierender Ähnlichkeiten und Parallelen nach, dass Ludwig Reiners die *Deutsche Stilkunst* des 1938 verstorbenen Eduard Engel als Vorlage benutzt und umgearbeitet hat. Nach Andreas Schulze habe Reiners Engels *Deutsche Stilkunst* ‚erbarmungslos‘ ausgeschlachtet.“ (S. 26)

Weitere:

- Vgl. Antos (1996): Laienlinguistik, S. 56 f. – Engel und Reiners werden erwähnt, zur *Stilkunst* Reiners' gibt es Ausführungen, nicht zu der Engels. Auf den Plagiatsverdacht wird indirekt in Fußnoten hingewiesen, aber nur indem sich der Autor auf Ickler bezieht.
- Vgl. Kilian, Niehr, Schiewe (2010): Sprachkritik, S. 64-74. – Engel und Reiners werden erwähnt, zur *Stilkunst* beider gibt es Ausführungen. Auf den Plagiatsverdacht wird hingewiesen: „[Es] gibt [...] zahlreiche [...] Passagen in Reiners' Buch, die inhaltlich und argumentativ vollkommen mit Eduard Engels *Deutsche Stilkunst* übereinstimmen. Die Übereinstimmungen gehen so weit, dass man ohne größere Mühen identische Beispiele und wortgleiche Formulierungen findet. Dies hat Reiners den Vorwurf des Plagiats eingebracht – ein Vorwurf, der sicherlich nicht von ungefähr stammt, dem hier aber nicht weiter nachgegangen wird (vgl. dazu schon detailliert Sanders 1988: 377ff., Sanders 1992: 41ff. sowie Sauter 2000: 349 und recht plakativ Stirnemann 2004).“ (S. 69)
- Vgl. Wolff (1996): Stilistik als Theorie des schriftlichen Sprachgebrauchs, S. 1551ff. – Engel und Reiners werden erwähnt, zur *Stilkunst* beider gibt es Ausführungen. Auf den Plagiatsverdacht wird nicht hingewiesen, aber auf Parallelen zwischen beiden Werken.
- Vgl. Greule, Kessel (2009): Praxisbezogene Stillehren, S. 2338-2344. – Engel und Reiners werden erwähnt, zur *Stilkunst* Reiners' gibt es Ausführungen, nicht zu der von Engel. Auf den Plagiatsverdacht wird indirekt hingewiesen: „Der Umgang mit wissenschaftlichen Quellen und Literaturangaben im Allgemeinen ist bei den Autoren sehr unterschiedlich. Reiners verzichtet vollständig auf Anmerkungen, Fußnoten

Auch im Feuilleton großer deutscher Zeitungen wurde bereits auf den Plagiatsverdacht der erfolgreichen Stillehre Reiners' hingewiesen. Neben Glücks Artikel in der *FAZ* thematisierte Hermann Unterstöger das Problem in der *Süddeutschen Zeitung*. Er berichtet darin über Engel und bezeichnet ihn als eine „[u]nerschöpfliche Fundgrube“:

Ungeachtet des Vorwurfs, sie gingen mit ihrer Sprache eher schändlich als pfleglich um, ist den Deutschen zu attestieren, dass sie eine womöglich unerwiderte, aber jedenfalls dauerhafte Liebe zu Stilbibeln und ähnlichen Sprachratgebern haben, von der zu Wörterbüchern ganz zu schweigen. Viele dieser Handreichungen sind ohne die breite Engelsche Basis nicht denkbar, und viele ihrer Autoren wirken, selbst wenn sie keine Zwerge sind, nicht zuletzt deswegen so groß, weil sie auf Engels Schultern stehen. Der bekannteste unter ihnen, Ludwig Reiners, hat sehr wohl gewusst, was er am alten Engel hatte, ohne dass er es freilich für erheblich gehalten hätte, seine Fundgrube näher zu beschreiben.<sup>100</sup>

### 1.3 Technische Hinweise

Die Methode für die Auswahl der zu vergleichenden Kapitel von Engel und Reiners wird zu Beginn des sechsten Kapitels erläutert. Da der praktische Teil vom Leser deutlich mehr Aufmerksamkeit fordert, wird im Kapitelvergleich zur besseren Nachvollziehbarkeit bewusst gegen die Zitierkonventionen verstoßen. Alle zitierten Inhalte werden eingerückt, längere Zitate erscheinen dabei in kleinerer Schriftgröße. Es wird bewusst darauf verzichtet, kurze Zitate mit Anführungszeichen in den Fließtext einzubetten, um so die Gegenüberstellung der Inhalte deutlicher zu veranschaulichen. Außerdem wird versucht, die eingerückten Inhalte wie im Original abzubilden – Anführungszeichen (einfach oder

---

oder ein Literaturverzeichnis. [...] Was sich gut verkauft, wird kopiert, oftmals ohne eine explizite Quelle zu nennen: Am Anfang der ‚Generationenfolge stilistischer Tradition‘ (Sanders 1988, 377) steht Eduard Engel mit seiner *Deutschen Stilkunst*. Nach ihrem Erscheinen 1912 [sic] erreicht sie in nur zehn Jahren dreißig Auflagen und kann als die dominierende Stillehre der ersten Hälfte des 20. Jhs. bezeichnet werden. Sie wird in der Mitte dieses Jhs. durch Reiners [sic] Stillehren abgelöst, in denen sich Reiners an Engel anlehnt und etwa auch Begrifflichkeiten übernimmt, die heute gerne Reiners zugesprochen werden (vgl. Sanders 1988, 377 ff.).“ (S. 2343f.)

<sup>100</sup> Unterstöger (2001): Das Wüten gegen Fremdwörter. In: SZ, 7.

doppelt), Kursivdruck etc. werden übernommen. Von Engel oder Reiners verwendete Zitate anderer Publizisten werden, sofern sie nicht als solche gekennzeichnet sind, kursiv abgebildet.<sup>101</sup> Auf Fehlermarkierungen durch „[sic]“ wird bei Inhalten aus der *Stilkunst* von beiden verzichtet, auch wenn Abweichungen vom hochdeutschen Standard vorliegen (z.B. Engels Eigenarten bei der Verwendung der Fuge bei Substantivkomposita oder der Kasusmarkierung)<sup>102</sup>.

Beim Vergleich der Texte wird versucht, Wiederholungen zitierter Inhalte von Engel und Reiners im Textvergleich zu vermeiden. In wenigen Einzelfällen wird sich das nicht verhindern lassen, da die Inhalte zur Verdeutlichung von Übereinstimmungen in unterschiedlichen Kontexten herangezogen werden müssen.

Reiners' Briefwechsel und weiteres Archivmaterial wie Belege seiner politischen Beurteilungen im Dritten Reich, seine Spruchkammerakte oder Nachweise zu Studienzeiten werden in der Bibliographie am Ende der Arbeit mit inhaltlichen Details aufgelistet. In den Quellennachweisen werden das Archiv und die entsprechende Signatur angegeben. Verlagsbroschüren des Beck-Verlags können nur mit Titel und Archivangaben versehen werden, da keine weiteren Informationen dazu vorhanden sind.

Des Weiteren befindet sich im Abschnitt mit den Literaturnachweisen ein Überblick über die Personalbibliographie Reiners' – neben Monographien auch Zeitungsartikel, Aufsätze, Vorträge, Nachrufe und Rezensionen zu seinen Werken, die nicht im Einzelnen im Text erwähnt werden. Diese Publikationen erscheinen ohne Archivnachweise, da die Texte auch anderweitig zugänglich sind.

Die Quellenangabe in den Fußnoten des Fließtextes erfolgt in Kurzform. Der ausführliche Titelnachweis befindet sich im Literaturverzeichnis.

<sup>101</sup> Längere Zitate beispielsweise von Goethe oder Schiller, die Engel oder Reiners durch eine kleinere Schriftgröße kennzeichnen (z.B. zu Beginn ihrer Kapitel), werden im Textvergleich ebenfalls in 10pt. abgedruckt. Um zu kennzeichnen, dass es sich um Zitate Dritter handelt, erscheinen sie zusätzlich kursiv.

<sup>102</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 79, 90.

Scharfe Formulierungen gegenüber der Arbeitsweise Reiners' oder auffallenden inhaltlichen Übereinstimmungen zwischen seiner *Stilkunst* und der von Engel sollen nicht als Wertung oder verfrühtes Urteil verstanden werden, schließlich gilt auch hinsichtlich des Plagiatsvorwurfs bis zum Schluss die Unschuldsvermutung. Gegenteiliges würde sich auch nicht mit dem wissenschaftlichen Arbeiten vereinbaren lassen. Allerdings dürfen aus eben diesem Grund Forschungsmeinungen in Form harscher Urteile, die im Kontext der „Laienlinguistik“ häufiger fallen, nicht ausgeblendet werden.

Ich habe darauf verzichtet, Textgegenüberstellungen von Engel und Reiners oder anderen Autoren, die lediglich aufgrund der Übersichtlichkeit in einer Tabelle dargestellt werden, in das Tabellenverzeichnis aufzunehmen.

Im Folgenden wird der Titel der Werke von Engel und Reiners nur noch mit *Stilkunst* und nicht mit *Deutscher Stilkunst* angegeben.

## 2. Plagiate

Aus meiner Sicht sollte man den Begriff Plagiat ganz abschaffen. [...] Die Leute sollen kopieren [sic] was das Zeug hält und niemanden zitieren. [...] Woher die Versatzstücke kommen [sic] ist nicht mehr wichtig, die Zeit dazu haben wir nicht mehr, Leute zu zitieren, wenn sie irgendwo drei Sätze geschrieben haben.<sup>103</sup>

Ein Original ist heute, wer zuerst gestohlen hat.

Ein Plagiator sollte den Autor hundertmal abschreiben müssen. (Karl Kraus, „Aphorismen“)<sup>104</sup>

Es handelt sich hier um sehr gegensätzliche Ansichten: Die erste aus unserem Jahrhundert von einem Blogger mit einer Schwäche bei der Kommasetzung – aus meiner Sicht nicht die einzige fehlende Kompetenz. Die zweite Aussage ist ca. einhundert Jahre alt, aber bei weitem kritischer.

Die Plagiatsdiskussionen der letzten Jahre verliehen dem Thema ungeweine Präsenz. In der Öffentlichkeit – vor allem in der Wissenschaft – war die Empörung groß. Im Rahmen dieser Arbeit ist es zwingend notwendig, das Thema *Plagiate* zu erörtern. Die Ausführungen beziehen sich hauptsächlich auf Erkenntnisse und Ereignisse aus der Wissenschaft. Dieses „Ausschweifen“ soll es ermöglichen, die Komplexität des Problems zu überblicken. Aus diesem Grund kann vor allem der letzte Abschnitt dieses Kapitels als Exkurs angesehen werden – er findet seine Berechtigung darin, dass er die Konsequenzen von Plagiaten im Wissenschaftsbetrieb aufzeigen soll.

Im Folgenden wird es nur um Plagiate gehen, andere Formen (wissenschaftlichen) Fehlverhaltens werden nicht thematisiert.<sup>105</sup> Das US Office of Science and Technology Policy nimmt folgende Abgrenzung vor:

<sup>103</sup> Zitiert nach Weber (2009): Das Google-Copy-Paste-Syndrom, S. 3.

<sup>104</sup> Kraus zitiert nach ebd., S. 43.; Kraus (1986): Aphorismen, S. 269.

<sup>105</sup> Markenplagiate und Ghostwriting werden nicht thematisiert. Bei Markenplagiaten geht es um eine materielle Ware und nicht um geistiges „Eigentum“. Und beim Ghostwriting täuscht der vermeintliche Autor zwar über die Herkunft seines Wissens, aber nicht der tatsächliche Urheber über seine Quellen.

(1) *Fabrication* is making up data or results and recording or reporting them.

(2) *Falsification* is manipulating research materials, equipment, or processes, or changing or omitting data or results such that the research is not accurately represented in the research record.

(3) *Plagiarism* is the appropriation of another person's ideas, processes, results, or words without giving appropriate credit.<sup>106</sup>

Fälschungen von Daten sind ein großes Problem in den Naturwissenschaften<sup>107</sup>, aber in Hinblick auf meinen Untersuchungsgegenstand nicht relevant.

Dennoch gibt es keine eindeutige Abgrenzung und Begriffsbestimmung dazu, was man unter einem Plagiat versteht. Unsicherheiten beim Umgang mit dem Begriff sind vorprogrammiert.<sup>108</sup> Roland Schimmel nennt Plagiate in seiner Abhandlung mit dem nicht ganz ernst gemeinten Titel „Zum erfolgreichen Plagiat in zehn einfachen Schritten“: „[m]oralisch[e] [...] Katastrophen, aus dem Blickwinkel guter wissenschaftlicher Praxis und unter dem Aspekt des Erkenntnisfortschritts“<sup>109</sup>.

Das Plagiat und der Kampf dagegen haben eine lange Tradition.<sup>110</sup> Die vielen Abhandlungen über Plagiate in Literatur<sup>111</sup> und Wissenschaft<sup>112</sup> bestätigen das.

Ptolemäus [...] soll die Positionen der Sterne nicht selbst errechnet, sondern sie aus dem Werk seines Vorgängers, Hipparchos von Nizäa, abgeschrieben haben. Hipparchos lebte etwa 200 Jahre vor Ptolemäus und hat

<sup>106</sup> Zitiert nach Sattler (2007): Plagiate in Hausarbeiten, S. 29.

<sup>107</sup> Vgl. Finetti, Himmelrath (1999): Der Sündenfall.

<sup>108</sup> Vgl. Fishman (2009): „We know it when we see it“ is not good enough: toward a standard definition of plagiarism that transcends theft, fraud, and copyright, S. 1.

<sup>109</sup> Schimmel (2011): Zum erfolgreichen Plagiat in zehn einfachen Schritten, S. 1.

<sup>110</sup> Vgl. Fröhlich (2006): Plagiate und unethische Autorenschaften, S. 81.

<sup>111</sup> Vgl. Fadinger (2008): Literaturplagiat und Intertextualität.; Theisohn (2009): Plagiat. Eine unoriginelle Literaturgeschichte. – Im Falle des Literaturplagiats wird oft auf Intertextualität als Rechtfertigung verwiesen. (Vgl. auch: Steinecke (2013): Das literarische Plagiat im Zeitalter der Intertextualität, S. 97-103.)

<sup>112</sup> Vgl. Finetti, Himmelrath (1999): Der Sündenfall.; Di Trocchio (2003): Der große Schwindel. – Wobei es hier überwiegend um Fälschungen o.ä. geht.

einen Großteil seines Lebens damit zugebracht, die Positionen der Fixsterne zu beobachten und aufzuzeichnen.<sup>113</sup>

Die Forschung hat herausgefunden, dass ein großer Teil der Werke von Shakespeare Quellen anderer Autoren enthält. Für 31 seiner 32 Werke wurden mittlerweile die Quellen gefunden; es wird davon ausgegangen, dass auch das 32. Werk eine andere Quelle hat und nicht von Shakespeare stammt.<sup>114</sup>

Ein recht berühmtes Plagiat des 20. Jahrhunderts wurde von Bertolt Brecht begangen, der seinerseits immer sehr genau darüber wachte, dass seine urheberrechtlich geschützten Werke von niemandem verändert wurden. Brecht hat viele Balladen seiner „Dreigroschenoper“ einer deutschen Übersetzung des französischen Dichters Villon entnommen, die von K. L. Ammer erstellt worden ist. Alfred Kerr hat diesen Sachverhalt aufgedeckt und veröffentlicht.<sup>115</sup>

Die Fälle zeigen, dass das Problem *Plagiate* nicht erst seit der Entwicklung des Internets besteht.<sup>116</sup> Es wird angenommen, dass der einfache Zugang zu Quellen über das Internet, Plagiate fördere. Hinzutreten Unwissenheit und Zweifel bzgl. korrekten wissenschaftlichen Arbeitens – also des Kennzeichnens von fremdem Gedankengut.<sup>117</sup>

Die Fülle der uns täglich dargebotenen Informationen erleichtert die Quellenverwaltung und -angabe nicht. Im Gegenteil führt sie zu Unübersichtlichkeiten und dem Bewusstsein des eigenen Scheiterns vor der reichhaltigen Komplexität des vorhandenen „Wissensmaterials“: Die Auswahl der Texte, welche letztlich gelesen und zitiert werden können, muss naturgegeben stets begrenzt bleiben. Gerade deshalb sind Zitate und korrekte Quellenangaben jedoch notwendig, in Zeiten einer Skepsis gegenüber Kanonisierung vielleicht mehr denn je: Zum einen bringen sie Ordnung in das Informationschaos, indem sie Urheberschaft deutlich kenntlich machen und Lesern so die Möglichkeit zur präzisen Quellenarbeit eröffnen. Zum anderen macht die Angabe von Referenzen auch deutlich, welche Quellen noch nicht gesichtet wurden, und eröffnet

<sup>113</sup> Di Trocchio (2003): Der große Schwindel, S. 14.

<sup>114</sup> Weber-Wulff: Fremde Federn finden. ([http://plagiat.htw-berlin.de/ff/vielfalt/2\\_1/literatur](http://plagiat.htw-berlin.de/ff/vielfalt/2_1/literatur) <24.02.2014>)

<sup>115</sup> Ebd.

<sup>116</sup> Vgl. Weber-Wulff, Wohnsdorf (2006): Strategien der Plagiatsbekämpfung, S. 90.

<sup>117</sup> Vgl. Schimmel (2011): Zum erfolgreichen Plagiat in zehn einfachen Schritten, S. 2.; Sattler (2007): Plagiate in Hausarbeiten, S. 21.

so Möglichkeit zu weiterer Forschung. Hinzu kommt die ethische Dimension der Würdigung fremden geistigen Eigentums, der intellektuellen Leistung anderer.<sup>118</sup>

Inhalte aus fremden Quellen müssen nachgewiesen werden. Den Überblick über die Vielzahl der zu einem Thema zur Verfügung stehenden Texte zu verlieren, ist sicherlich eine Gefahr. Aber das Bearbeiten von Forschungsfragen, vor allem auch im Hinblick auf den aktuellen Stand der Forschung und Erkenntnisse der Sekundärliteratur, ist Bestandteil des wissenschaftlichen Arbeitens. Und dazu gehört es, auf fremde Inhalte zu verweisen. Sich im Internet durch den leichten Zugang zu Texten zum Abschreiben verleiten zu lassen, darf beim redlichen Arbeiten nicht in Frage kommen.

Studien zur Plagiatshäufigkeit gibt es viele. „Von allen Spielarten wissenschaftlicher Manipulation ist [das Plagiat] mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit die am weitesten verbreitete.“<sup>119</sup> Die Dunkelziffer sei in diesem Zusammenhang ein großes Problem.<sup>120</sup> Samuel Weibel trägt einige Ergebnisse zusammen:

Aktuelle repräsentative Befragungen belegen eine studentische Plagiatquote von etwa 25% bis über 35 %. [V]iele Studierende kennen die massgeblichen [sic] Unterscheidungskriterien zwischen Zitat, Paraphrase und Plagiat nicht [...]. Solche Missstände gehen auf klare Lehrversäumnisse zurück. [...] Entsteht nun der Eindruck, nur mit unlauteren Mitteln gute Beurteilungen erzielen zu können, beginnen selbst ehrliche Studierende zu plagiieren, um nicht benachteiligt zu werden.<sup>121</sup>

Sebastian Sattler befragte Soziologie-Studierende der Universität Leipzig und fand dabei heraus, dass „mehr als jeder dritte Befragte“ schon einmal plagiiert hat – egal ob in der Schule (55,8%) oder beim Studium

<sup>118</sup> Rommel, Schlie (2011): Kopierkultur und Wissenschaft, S. 4.

<sup>119</sup> Finetti, Himmelrath (1999): Der Sündenfall, S. 89.

<sup>120</sup> Vgl. ebd., S. 89.

<sup>121</sup> Weibel (2009): Bibliothekarische Beiträge zu einem präventionsorientierten Umgang mit Plagiarismus an Hochschulen, S. 170f.; Vgl.: Dannenberg (2009): „Das kurze Leben des S. B. Preuss“ oder: Zitieren und Belegen in Bibliothekskursen, S. 134.

(22,9%). Enttarnt wurden die Plagiate nur bei einem Bruchteil davon (16,7% Studium; 7,5 % Schule).<sup>122</sup>

Die Ergebnisse zum Plagiatumfang sind verblüffend: Neun von zehn Befragten (92,9%) sind bereit, nicht gekennzeichnetes Material in ihre Hausarbeit zu übernehmen. Fünf dieser Personen würden ein paar Abschnitte übernehmen, zwei sogar fast die ganze Arbeit abschreiben. Der Großteil (56,6%) kann sich vorstellen, „hier und da ein paar Sätze/Gedanken“ bzw. „einen Satz/Gedanken“ (33,2%) zu übernehmen. Nicht einmal jeder zehnte Befragte (7,1%) ist nicht bereit, ein Wort oder einen Gedanken abzuschreiben, ohne dass ersichtlich wird woher.<sup>123</sup>

Generell sei es allerdings schwierig, Plagiate in Zahlen anzugeben – akademische Integrität sei nicht quantifizierbar.<sup>124</sup>

Hausarbeitsbörsen wie [www.hausarbeiten.de](http://www.hausarbeiten.de) sind sicherlich nicht förderlich, um das Problem in den Griff zu bekommen. Interessant ist deshalb folgende Stellungnahme:

[A]lle paar Monate erreicht [Gründerin Tanja Hammer] der Hilferuf eines Schummlers: Ich stehe unter Verdacht, bitte nehmt das Original aus dem Netz! „Aber das machen wir nicht“, sagt Tanja Hammer, die als Juristin mit dem Tatbestand des Betrugs bestens vertraut ist. Auf ihren Seiten wird vielmehr Professoren angeboten, bei der Aufdeckung der Mogeleien zu helfen. Und an alle Nutzer wird appelliert: „Informieren – nicht kopieren!“<sup>125</sup>

Es fehlt zudem ein kritischer Umgang mit Quellen. Wikipedia als Quelle anzugeben, ist unter den Studierenden fast schon gängige Praxis.<sup>126</sup>

Mittlerweile hat eine Untersuchung klar gezeigt, dass Google und Wikipedia auf Platz 1 bei den Recherchewegen der Studierenden rangieren – erst auf dem fünften Platz (!) kommt der Weg in die „reale“ Bibliothek. Das Google-Wikipedia-Konsultieren wäre – zur *Erstorientierung* – überhaupt nicht das Problem. Hochproblematisch ist folgender Umstand:

<sup>122</sup> Vgl. Sattler (2007): Plagiate in Hausarbeiten, S. 100, 148.

<sup>123</sup> Ebd., S. 132.

<sup>124</sup> Vgl. Rommel, Schlie (2011): Kopierkultur und Wissenschaft, S. 5.

<sup>125</sup> Verbeet (2001): Mogeln an der Uni: Klicken, speichern, ausdrucken.

<sup>126</sup> Vgl. Weber (2009): Das Google-Copy-Paste-Syndrom, S. 66.

Eine unbekannte Anzahl von Studierenden schließt mit der Google-Recherche ihre Recherchetätigkeit insgesamt bereits wieder ab.<sup>127</sup>

Umgekehrt ist es durch das Internet nun allerdings auch einfacher, Plagiate zu entdecken. Auch ältere Texte lassen sich digitalisieren und auf Plagiate untersuchen.<sup>128</sup>

## 2.1 Aktueller Bezug

[K]ritikwürdig[...] ist das jämmerliche Bild, das die Wissenschaft in dieser Affäre, die am Ende nur Verlierer kennt, abgegeben hat. In Politik und Gesellschaft verfestigt sich der Eindruck, hinter den hehren Grundsätzen der Wissenschaft herrsche das Chaos. Plagiate werden von Netzaktivisten entdeckt und verfolgt, nicht von der Wissenschaft selbst. Die Wissenschaft scheint auch keine gemeinsame Vorstellung darüber zu haben, was unter Plagiaten zu verstehen ist und nach welchen Verfahrensregeln sie zu verfolgen sind. Anscheinend gibt es in der Wissenschaft noch nicht einmal den Respekt für Kompetenz und Zuständigkeit. Stattdessen reden kakophon alle über alles.<sup>129</sup>

Karl-Theodor zu Guttenberg (CSU) löst 2011 unfreiwillig eine Diskussion aus, die das Thema meiner Arbeit brandaktuell wirken lässt. Am 23. Februar entzieht ihm die Universität Bayreuth seinen Dokortitel. Als Folge tritt der damalige Bundesverteidigungsminister von sämtlichen Ämtern zurück.<sup>130</sup> Juraprofessor Andreas Fischer-Lescano findet nämlich heraus, dass zu Guttenbergs Dissertation „ein dreistes Plagiat“ ist und „[sich] [d]ie Textduplikate [...] durch die gesamte Arbeit und durch alle inhaltlichen Teile [ziehen]“<sup>131</sup>. In einem Aufsatz führt Fischer-Lescano überzeugende Belege an und kommt zu dem Fazit: „Der wissenschaftliche Ertrag der Arbeit ist bescheiden.“<sup>132</sup> Zu Guttenberg räumt im Deutschen Bundestag zwar „gravierende Fehler“ ein, allerdings betont er, dass er „weder bewusst noch vorsätzlich getäuscht ha-

<sup>127</sup> Ebd., S. 22.

<sup>128</sup> Vgl. ebd., S. 1.

<sup>129</sup> Hartmer (2013): Jämmerlich, S. 173.

<sup>130</sup> Vgl. Forschung & Lehre (2011): Aberkannt und abgetreten, S. 282.

<sup>131</sup> Fischer-Lescano zitiert nach: Preuß, Schultz (2011): Plagiatsvorwurf gegen Verteidigungsminister.

<sup>132</sup> Fischer-Lescano (2011): Karl-Theodor Frhr. zu Guttenberg, S. 112.

be<sup>133</sup> und man deshalb nicht von einem Plagiat reden könne.<sup>134</sup> Das sieht die Universität Bayreuth, die seine Dissertation erneut geprüft hatte, anders: „[D]ie Kommission [stellt] fest, dass Herr Frhr. zu Guttenberg die Standards guter wissenschaftlicher Praxis evident grob verletzt und hierbei vorsätzlich getäuscht hat.“<sup>135</sup> Zu Guttenberg habe gegen Zitierregeln verstoßen, und zwar in solchem Umfang, dass letztlich nicht mehr klar war, welche Ideen von ihm und welche aus fremder Feder stammen.<sup>136</sup>

Entsprechend dieser Erklärung strotzt die Arbeit zu Guttenbergs vor Plagiaten, wie die Untersuchung ergibt. Die Ergebnisse der Plagiatsanalyse werden in einer Anlage auf 25 Seiten präsentiert.<sup>137</sup> Das vernichtende Urteil lautet:

Diese objektiv bestehenden Täuschungen durchziehen die Arbeit als werkprägendes Bearbeitungsmuster. [...] Wenn, wie hier, feststeht, dass jemand fremde, also nicht von ihm stammende Texte in einem kaum vorstellbaren Ausmaß „in allen Einzelheiten einschließlich der Interpunktion“ ohne Kennzeichnung der Autorenschaft anderer übernommen hat, dann deutet bereits dieser Umstand auf bewusstes Vorgehen hin. Weitere Indizien sind Umformulierungen des Textes, die Umstellung der Syntax, die Verwendung von Synonymen sowie einzelne Auslassungen; auch sie deuten auf den Willen des Doktoranden hin, die Übernahme fremder Texte zu verschleiern. Die Aufnahme einer Publikation allein in das Literaturverzeichnis ändert daran nichts. Als Verschleierung ist beispielsweise auch die in einer Fußnote erfolgte Behauptung zu werten, Fremdinformationen als „Impulse“ verarbeitet zu haben. Das klingt wie ein Weiterdenken von Fremdgedanken, das die Eigenautorschaft (mit Zitat als Fremdimpuls) rechtfertigt. In Wahrheit wurden aber die Fremdinformationen (mit marginalen Änderungen) wörtlich wiedergegeben.<sup>138</sup>

<sup>133</sup> Zu Guttenberg zitiert nach: Kommission „Selbstkontrolle in der Wissenschaft“ der Universität Bayreuth (2011), S. 12.

<sup>134</sup> Vgl. ebd., S. 12.

<sup>135</sup> Ebd., S. 13.

<sup>136</sup> Vgl. ebd., S. 13f.

<sup>137</sup> Vgl. ebd., Anlage 3, S. 2-26.

<sup>138</sup> Ebd., S. 20f.

Die Universität Bayreuth spricht zu Guttenberg sogar die „eigenständige Beschäftigung mit dem Text“<sup>139</sup> ab. Das vorsätzliche Täuschen lasse sich durch die ehrenwörtliche Erklärung belegen, mit der er sein redliches wissenschaftliches Arbeiten garantierte.<sup>140</sup>

Wissenschaftler waren nicht nur über zu Guttenbergs Dreistigkeit entsetzt, sondern auch über die Ignoranz, die Teile der Öffentlichkeit dem redlichen wissenschaftlichen Arbeiten entgegenbrachten. Plagiate wurden verharmlost und als Kavaliersdelikt bagatellisiert. Grund dafür war sicherlich auch Unwissenheit – Unwissenheit von Seiten der Nicht-akademiker über die Grundsätze wissenschaftlichen Arbeitens. Doch wenn eine promovierte Bundeskanzlerin zur Verteidigung ihres in der Wählergunst bis dahin hoch im Kurs stehenden Ministers meint:

Ich habe keinen wissenschaftlichen Assistenten oder einen Promovierenden oder einen Inhaber einer Doktorarbeit berufen, sondern mir geht es um die Arbeit als Bundesverteidigungsminister. Die erfüllt er hervorragend<sup>141</sup>,

ist der Unmut des Wissenschaftsbetriebs durchaus nachvollziehbar. In einem offenen Brief empören sich 63.713 Unterscriber über Angela Merkels Aussage.<sup>142</sup> Die Initiatoren kritisieren den „fundamentalen Angriff auf die Integrität von wissenschaftlichem Arbeiten“ und, „dass der Umgang mit der Causa zu Guttenberg offen mit dem Selbstbild Deutschlands als ‚Bildungsrepublik‘ kollidiert“<sup>143</sup>.

Annette Schavan (CDU) erklärt einen Tag vor dem Rücktritt zu Guttenbergs in einem Interview: „Raubkopien sind kein Kavaliersdelikt. Der Schutz des geistigen Eigentums ist ein hohes Gut. [...] Als jemand, der selbst vor 31 Jahren promoviert hat und in seinem Berufsleben viele Doktoranden begleiten durfte, schäme ich mich nicht nur heimlich.“<sup>144</sup> Es vergehen nicht ganz zwei Jahre und auch der Bundesministerin für

<sup>139</sup> Ebd., S. 21.

<sup>140</sup> Vgl. ebd., S. 22, 25.

<sup>141</sup> Merkel (2011). In: Desaster, S. 284.

<sup>142</sup> Vgl. Causa Guttenberg. Offener Brief.

<sup>143</sup> Schneider (2011): Unterschriften gegen Guttenberg. Junge Akademiker proben den Aufstand.

<sup>144</sup> Braun (2011): Annette Schavan über Guttenberg.

Forschung und Bildung wird am 5. Februar 2013 der Dokortitel von der Universität Düsseldorf entzogen, woraufhin sie vier Tage später zurücktritt.

Schavan promovierte Anfang der 80er Jahre<sup>145</sup>, wobei sie von einer „Besonderheit erziehungswissenschaftlicher Promotionskultur“<sup>146</sup> zur damaligen Zeit ausgeht. Der Fakultätsrat der Philosophischen Fakultät der Universität Düsseldorf ließ diese Ausrede nicht gelten.<sup>147</sup> Es wurde nachgewiesen, dass in Schavans Arbeit „in bedeutendem Umfang nicht gekennzeichnete wörtliche Übernahmen fremder Texte zu finden sind“<sup>148</sup> und zusätzlich Quellen in Fußnoten oder im Literaturverzeichnis nicht aufgeführt wurden, weshalb die Untersuchungskommission schlussfolgert, dass sie systematisch und vorsätzlich gedankliche Leistungen vorgegeben habe, die sie nicht selbst erbracht habe.<sup>149</sup>

In der „Zeit“ steht im Mai 2012: „Bei keinem anderen Mitglied im Kabinett fallen Aufstieg, Anspruch und Amt so sehr zusammen wie bei der Bildungs- und Forschungsministerin.“<sup>150</sup> Das Urteil klingt gutmütig:

[Ä]hnlich wie vor Gericht muss man auch in der Wissenschaft lässliche Verfehlungen von Ordnungswidrigkeiten unterscheiden, kleine Gesetzesverstöße von Offizialdelikten trennen. Beurteilt man Schavans Dissertation in der Gesamtschau, dann lassen sich rund 30 bis 40 Verstöße gegen die guten Sitten des exakten Zitierens finden sowie ein knappes Dutzend eindeutige Verletzungen wissenschaftlicher Standards, sprich Plagiate. Für eine Wissenschaftsministerin ist das peinlich, für Annette Schavans Image eine kleine Katastrophe. Dennoch reichen die Verfehlungen bei einer Arbeit von 350 Seiten bei Weitem nicht aus, die gesamte Dissertation als Plagiat zu kennzeichnen. Um im Bild zu bleiben: Während man bei Guttenberg gewissermaßen die Beute eines Bankraubs entdeckte, hat man bei Schavan bislang nur eine Bibel und zwei

<sup>145</sup> Vgl. Bleckmann (2013): Die Entscheidung, S. 176.; Merkel, Schavan (2013): Der Rücktritt, S. 178.

<sup>146</sup> Bleckmann (2013): Die Entscheidung, S. 176.

<sup>147</sup> Vgl. ebd., S. 176.

<sup>148</sup> Ebd., S. 177.

<sup>149</sup> Vgl. ebd., S. 177.

<sup>150</sup> Spiewak (2012): Plagiatsverdacht, S. 37.

Handtücher von mehreren Hotelbesuchen gefunden. [...] War Schludrigkeit im Spiel oder Unwissen?<sup>151</sup>

Wo ist die Grenze zwischen nachweislichem Vorsatz und Schludrigkeit? Was gilt als Maßstab, wenn 40 Verstöße und 12 Plagiate auf insgesamt 350 Seiten nicht ausreichen, um von wissenschaftlich unredlichem Arbeiten zu sprechen?

In weiteren Fällen wurde der Dokortitel aberkannt u.a.<sup>152</sup>:

- Silvana Koch-Mehrin (FDP) – Mitglied des Europäischen Parlaments:

[A]uf rund 80 Textseiten der Dissertation [sind] über 120 Stellen zu finden, die „nach Bewertung des Promotionsausschusses als Plagiate zu klassifizieren sind“. Die Plagiate stammen [...] aus über 30 verschiedenen Publikationen, von denen zwei Drittel nicht im Literaturverzeichnis zu finden sind.<sup>153</sup>

- Veronica Saß – Juristin, Tochter des ehemaligen bayrischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber (CSU):

Laut „VroniPlag Wiki“ enthält die Arbeit unter anderem ein fast durchgängiges, exaktes Plagiat von knapp 40 Seiten. Saß soll Zeitungsartikel, Pressemitteilungen von Verbänden sowie Artikel aus der Wikipedia verwendet haben, ohne die Quellen in ihrer Arbeit zu nennen.<sup>154</sup>

- Matthias Pröfrock (CDU) – Landtagsabgeordneter Baden-Württemberg<sup>155</sup>
- Jorgo Chatzimarkakis (FDP) – Europaabgeordneter<sup>156</sup>
- Margarita Mathiopoulus (FDP) – Geschichts- und Politikwissenschaftlerin<sup>157</sup>
- Bijan Djir-Sarai (FDP) – Bundestagsabgeordneter<sup>158</sup>

<sup>151</sup> Ebd., S. 37.

<sup>152</sup> Vgl. VroniPlag Wiki. – Hier werden weitere Fälle aufgelistet und untersucht.

<sup>153</sup> Trenkamp (2011): Plagiatsaffäre: Uni Heidelberg entzieht Koch-Mehrin Dokortitel.

<sup>154</sup> Lüpke-Narberhaus (2011): Uni Konstanz: Stoiber-Tochter muss Dokortitel abgeben.

<sup>155</sup> Vgl. Spiegel (2011): Abgeordneter als Plagiator: CDU-Parlamentarier Pröfrock verliert Dokortitel.

<sup>156</sup> Vgl. Himmelrath (2011): Plagiatsaffäre: FDP-Politiker Chatzimarkakis verliert Dokortitel.

<sup>157</sup> Vgl. Lüpke-Narberhaus (2013): Plagiatsaffäre: Mathiopoulus kämpft weiter um ihren Dokortitel.

<sup>158</sup> Vgl. Lüpke-Narberhaus (2012): Plagiatsaffäre: FDP-Abgeordneter verliert Dokortitel.

- Uwe Brinkmann (SPD) – Dozent der Bundeswehr-Führungsakademie Hamburg<sup>159</sup>
- Anette Seelinger – Professorin für Soziale Arbeit der FH Frankfurt/M.<sup>160</sup>
- Pal Schmitt – Präsident Ungarns<sup>161</sup>

Kempen, Rechtswissenschaftler und Präsident des DHV, räumt ein, dass die Plagiatsfälle der letzten Zeit zeigen, dass das Qualitätssicherungssystem der Universitäten versagt habe.<sup>162</sup> „Jeder dieser Fälle lässt das Vertrauen der Öffentlichkeit in die Wissenschaft erodieren.“<sup>163</sup> Als präventive Maßnahmen nennt Kempen u.a. die „Auflage eines Standardwerks zu guter wissenschaftlicher Praxis, das fächerspezifische Regelungen enthält, ständig weiterentwickelt wird und innerhalb der Wissenschaft so etwas wie der Duden in der Rechtschreibung werden könnte.“<sup>164</sup> Damit soll der Gefahr vorgebeugt werden, dass Plagiarismus „die über Jahrhunderte errungene Autonomie der Wissenschaft durch gesetzliche Regelungen ein[...]schränkt.“<sup>165</sup>

## 2.2 Geschichte

Natürlich bauen Wissenschaftler immer auf Arbeiten anderer auf. Im 17. Jahrhundert schrieb Robert Burton in „Anatomy of Melancholy“: „A dwarf standing on the shoulders of a giant may see farther than a giant himself“ – wir können deshalb so groß sein, weil wir auf den Schultern von Riesen stehen. Zunächst aber müssen wir verstehen, was die anderen gemacht haben, und das in unseren eigenen Worten [...] ausdrücken. Wenn man festhält, welche Ideen von wem stammen, können andere diesen Gedankengang ebenfalls nachvollziehen.<sup>166</sup>

<sup>159</sup> Vgl. Welt (2011): SPD-Politiker Brinkmann muss Dokortitel abgeben.

<sup>160</sup> Vgl. Frankfurter Neue Presse (2011): Plagiatsvorwurf gegen FH-Professorin.

<sup>161</sup> Vgl. Focus (2012): Ungarns Präsident Pal Schmitt tritt nach Plagiatsaffäre zurück.

<sup>162</sup> Vgl. Kempen (2013): Bericht des Präsidenten. 63. DHV-Tag in Leipzig, S. 2.

<sup>163</sup> Ebd., S. 2.

<sup>164</sup> Ebd., S. 4.

<sup>165</sup> Ebd., S. 4.

<sup>166</sup> Weber-Wulff (2002): Eine Professorin auf Plagiat-Jagd (3): Auf den Schultern von Giganten.

Als Quelle des Begriffs *Plagiat* gilt der römische Dichter Marcus Valerius Martialis.<sup>167</sup> „Da Fidentius dessen Gedichte in unredlicher Weise unter eigenem Namen veröffentlichte, nannte ihn Martialis einen ‚plagiarius‘, d.h. einen Menschenräuber [...]. Martialis verwendete den Begriff metaphorisch, weil er in seinen Gedichten Sklaven erblickte, die von ihm in die Freiheit entlassen wurden.“<sup>168</sup> U.U. hat dieser ihn vom Griechen Diogenes Laertios übernommen, der ihn gegen den Stoiker Zenon verwendet hatte.<sup>169</sup>

Die Römer sollen häufig Werke der Griechen plagiiert haben. Übersetzungen galten sogar als eigenständige Arbeit. Trotzdem wurde bereits in der Antike erwartet, dass aus anderen Werken entlehnte Inhalte mit einem Hinweis auf die Originalquelle versehen waren. Vergil wird beispielsweise vorgeworfen, von Homer abgeschrieben zu haben.<sup>170</sup>

Der Wetteifer mit den literarischen Vorgängern, bei dem versucht wurde, dem Vorbild nicht nur nachzueifern, sondern dieses an Qualität zu überbieten, wurde [...] überwiegend positiv gewertet. Wenn jedoch die Textstelle, mit der sich der Autor maß, nicht so bekannt war, daß er davon ausgehen konnte, seine Leser würden das Vorbild ohne weiteres erkennen, wurde ein Hinweis auf diese Stelle für nötig erachtet. In besonderem Maße galt dies für wissenschaftliche Sammelwerke. Dort genügte allerdings, wie in der Belletristik, ein allgemeiner oder versteckter Hinweis.<sup>171</sup>

Der Urheber hatte keinerlei rechtliche Handhabe gegen den Plagiator im antiken Rom:

Die Entwicklung von Schutzinstrumenten für die Interessen der Autoren habe mit der Erfindung des Buchdrucks, der Entdeckung des Individuums in der Renaissance und dem damit einhergehenden zunehmenden

<sup>167</sup> Vgl. Mathis, Zraggen (2011): Eine rechtsökonomische Analyse des Plagiarismus, S. 159.; Weber-Wulff: Fremde Federn finden. (<http://plagiat.htw-berlin.de/ff/definition/was-ist-24.02.2014>>); Schermaier (2013): Wem gehören die Gedanken?, S. 31.

<sup>168</sup> Mathis, Zraggen (2011): Eine rechtsökonomische Analyse des Plagiarismus, S. 159.

<sup>169</sup> Vgl. Schickert (2005): Der Schutz literarischer Urheberschaft im Rom der klassischen Antike, S. 69.

<sup>170</sup> Vgl. Fadinger (2008): Literaturplagiat und Intertextualität, S. 30f.

<sup>171</sup> Schickert (2005): Der Schutz literarischer Urheberschaft im Rom der klassischen Antike, S. 69.

Selbstbewußtsein der Urheber ihren Anfang genommen. Im Mittelalter habe es nur anonyme Meister gegeben, und auch das alte Rom habe, obwohl es individuelle Fähigkeiten und Taten des Einzelnen gewürdigt habe, den Autoren keinen Schutz zugesprochen. [...] Statt Gesetzen oder sonstigen rechtlichen Normen existierten Moral- und Ehrvorstellungen, die als verbindlich empfunden und als soziale Normen grundsätzlich befolgt wurden.<sup>172</sup>

In Griechenland waren Plagiatsvorwürfe nicht selten: Euripides soll von Aristophanes abgeschrieben haben, Aristophanes von Cratinos und Eupolis.<sup>173</sup> Konsequenzen „[gingen] über die öffentliche Bloßstellung des Plagiators nicht hinaus[...]“<sup>174</sup>

In den klösterlichen Skriptorien des Mittelalters war der Begriff des Autors weit von dem entfernt, was wir heute darunter verstehen. Es gab keinerlei Form des Urheberrechts. Der Heilige Bonaventura (ca. 1221-1274) unterschied vier Arbeitsweisen: Das Kopieren eines Textes oblag dem *scriptor*, wurde ein Text hinzugefügt, der einem anderen Werk entnommen war, war dies Aufgabe des *compilators*, diente der eigene Text zur Erklärung, sprach er von einem *commentator*, und schrieb ein Mann Eigenes, bestätigt durch fremde Texte, war er *auctor*. Der Autor tritt also in den Hintergrund, und anstelle eines Einzelnen sind häufig viele an einem Werk beteiligt.<sup>175</sup>

„Die typographischen Techniken zur Markierung von Textstellen wie Indizes und Seitenzahlen entstanden überhaupt erst im 13. Jahrhundert.“<sup>176</sup> Mit der Entwicklung des Buchdrucks wurde die Forderung nach Schutz der Werke laut. Die daraus hervorgehenden sogenannten Druckprivilegien, wie es 1469 zuerst Johannes von Speyer in Venedig erhielt, galten allerdings der Absicherung des Verlegers. Jakob Thomasius setzte sich für die Stärkung der Rechte des Urhebers und die Ächtung von Plagiaten ein. Er veröffentlichte 1673<sup>177</sup> seine „*Dissertatio Philo-*

<sup>172</sup> Ebd., S. 1.

<sup>173</sup> Vgl. Fadinger (2008): Literaturplagiat und Intertextualität, S. 30.

<sup>174</sup> Ebd., S. 30.

<sup>175</sup> Ebd., S. 32.

<sup>176</sup> Bunia (2011): Die Ökonomien wissenschaftlichen Zitierens, S. 19.

<sup>177</sup> Vgl. Fadinger (2008): Literaturplagiat und Intertextualität, S. 32f.

*sophica De Plagio literario*, die im Anhang eine Auflistung über 100 bekannter oder behaupteter Plagiatsfälle enthielt.<sup>178</sup>

England (Statute of Anne, 1710) war das erste europäische Land, in dem sich das Urheberrecht entwickelte, es folgte Frankreich (1791/1793), dann 1837 das preußische „Gesetz zum Schutze des Eigentums an Werken der Wissenschaft und Kunst“.<sup>179</sup>

1774 forderte der Jurist Johann Stephan Püttner den Schutz dessen, was ein Schriftsteller zu Papier gebracht hat. [...] An der Diskussion beteiligten sich auch Kant *Von der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks* (1785) und Fichte *Beweis der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks* (1793).<sup>180</sup>

Das Gesetz von 1837 räumte schließlich dem Verfasser das Recht des Abdrucks und der Vervielfältigung ein. Aber die Differenzierung zwischen Form und Inhalt, wie Fichte sie forderte, bestand lange Zeit nicht. Der Inhalt eines Werkes war nicht gegen Missbrauch geschützt, es war lediglich das Kopieren eines Werkes verboten.<sup>181</sup>

In Deutschland folgte das *Urheberrecht an Schriftwerken, Abbildungen, musikalische Kompositionen und dramatische Werke* [sic] des deutschen Bundes 1870. Beeinflusst von der *Berner Übereinkunft (Convention)* von 1886, dem ersten internationalen Abkommen zum Urheberrecht, dem noch Victor Hugo seinen Stempel aufdrückte, entstand 1901 das *Gesetz betreffend* [sic, „das Urheberrecht an Werken“] *der Literatur und der Tonkunst*, das als erstes, hinsichtlich der Frage der Schutzwürdigkeit des Werkes, auf die Individualität desselben Bezug nahm.<sup>182</sup>

Im 17./18. Jahrhundert entsteht eine „Ökonomie der Reputation“ in der Wissenschaft.<sup>183</sup> Diese „ließ dem Plagiat wenig Raum, weil es mit vergleichsweise großer Wahrscheinlichkeit auffiel.“<sup>184</sup> Es ging um Konkur-

<sup>178</sup> Ebd., S. 32.

<sup>179</sup> Vgl. ebd., S. 34, 36, 48, 52, 55.

<sup>180</sup> Ebd., S. 53.

<sup>181</sup> Vgl. ebd., S. 55, 70.

<sup>182</sup> Ebd., S. 55.

<sup>183</sup> Vgl. Bunia (2011): Die Ökonomien wissenschaftlichen Zitierens, S. 20f.

<sup>184</sup> Ebd., S. 21.

renz und Anerkennung, wie heute auch – nur waren damals die Wissenschaftsfelder noch überschaubar.<sup>185</sup>

### 2.3 Annäherung an eine Definition

Aus einem Buch abschreiben = Plagiat;  
aus zwei Büchern abschreiben = Essay;  
aus drei = Kompilation;  
aus vier = Dissertation.<sup>186</sup>

Diese schelmische Definition befindet sich auf der Startseite des Plagiatportals der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin, für das die bekannte „Plagiatjägerin“<sup>187</sup> und Informatikprofessorin Weber-Wulff verantwortlich zeichnet.

Die Wissenschaft verfügt über keine einheitliche Begriffsbestimmung. Es bestehen Abgrenzungsprobleme zwischen unsauberer Zitierweise und der Frage, wo ein Plagiat beginnt. Eine eindeutige Abgrenzung ist nur möglich, wenn Auslegungsbereiche eingedämmt werden. Im Folgenden sollen einige Definitionen vorgestellt und deren Gemeinsamkeiten und Unterschiede beleuchtet werden.

Plagiarism occurs when someone

1. Uses words, ideas, or work products
2. Attributable to another identifiable person or source
3. Without attributing the work to the source from which it was obtained
4. In a situation in which there is a legitimate expectation of original authorship
5. In order to obtain some benefit, credit, or gain which need not be monetary<sup>188</sup>

Diese Definition von Teddi Fishman aus dem Aufsatz mit dem viel-sagenden Titel „We know it when we see it‘ is not good enough: toward a standard definition of plagiarism that transcends theft, fraud, and

<sup>185</sup> Vgl. ebd., S. 21f.

<sup>186</sup> Definition nach Wilson Mizner. Weber-Wulff: Portal Plagiat.

<sup>187</sup> Horstkotte (2007): Plagiat-Professoren: Der Kavalier liest und schweigt.

<sup>188</sup> Fishman (2009): „We know it when we see it“ is not good enough: toward a standard definition of plagiarism that transcends theft, fraud, and copyright, S. 5.

copyright“ bewertet die kritische Plagiatsforscherin Weber-Wulff als „exzellent“<sup>189</sup>.

Allgemein wird ein Plagiat als „Diebstahl geistigen Eigentums“<sup>190</sup> verstanden, wobei Fröhlich „Diebstahl“ in Anführungszeichen setzt, worauf später noch eingegangen wird. Allerdings hilft diese Beschreibung für eine Enttarnung wenig.

Was den Umfang anbelangt, schreibt Schimmel, Professor für Wirtschaftsprivatrecht:

Unerheblich ist [...], ob es sich um ein nicht belegtes wörtliches Zitat von anderthalb Zeilen Länge in der Seminararbeit handelt oder um einen 30seitigen umformulierten Textabschnitt in einer Doktorarbeit. Beides kommt vor – und alles dazwischen und jenseits dessen auch.<sup>191</sup>

„Für partielle wörtliche Übernahmen nennt der Deutsche Hochschulverband (2002) sechs gleiche Wörter in einem Satz als Kriterium.“<sup>192</sup> Ob man eine wörtliche Übernahme von sechs Wörtern eindeutig als Plagiat identifizieren kann, ist fraglich (beispielsweise liest man in der DHV-Resolution folgende sechs Wörter: „sondern auch den der Universitäten und“<sup>193</sup>). Paraphrasen werden hierbei gar nicht in Betracht gezogen<sup>194</sup>. Es geht weniger darum, eine genaue Wortanzahl festzulegen, ab wann eine Textstelle als Plagiat zu betrachten ist, sondern vielmehr um den Inhalt, der nicht oder nicht ausreichend mit Quellenangaben versehen ist und auf den rechtmäßigen Verfasser verweist.

Oft wird vorausgesetzt, dass ein Plagiat eine bewusste Absicht implizieren und mit dem Ursprungstext wortwörtlich übereinstimmen müsse<sup>195</sup>, was Weber-Wulff in Frage stellt:

<sup>189</sup> Weber-Wulff: Fremde Federn finden. ([http://plagiat.htw-berlin.de/ff/definition/1\\_1/defs](http://plagiat.htw-berlin.de/ff/definition/1_1/defs) <24.02.2014>)

<sup>190</sup> Fröhlich (2006): Plagiate und unethische Autorenschaften, S. 81.; Fröhlich (2003): Wie rein ist die Wissenschaft?, S. 82.; Duden-Online: Plagiat.

<sup>191</sup> Schimmel (2011): Zum erfolgreichen Plagiat in zehn einfachen Schritten, S. 1.

<sup>192</sup> Sattler, van Veen (2010): Veröffentliche oder stirb. In: message (3), S. 27.

<sup>193</sup> DHV (2000): Selbstkontrolle der Wissenschaft.

<sup>194</sup> Vgl. Sattler, van Veen (2010): Veröffentliche oder stirb. In: message (3), S. 27f.

<sup>195</sup> Vgl. Westfälische Wilhelms-Universität Münster: Erklärung zur Hausarbeit.

Es gibt die sog. Kryptoamnesie, das Vergessen, dass man nicht der Autor war. Es gibt sogar gestandene Forscher, die der Meinung sind, dass unbewusste Übernahme nicht zählt. Aber es bleibt ein Plagiat, auch wenn es keine bewusste Absicht war, denn die Worte sind nun mal von einem anderen übernommen worden. Die zweite Frage ist die Frage der wörtlichen Übernahme von Textstellen. Es ist klar, dass eine 1:1-Übernahme Plagiat ist. Aber was ist, wenn eine leichte Bearbeitung stattgefunden hat? Sätze werden vielleicht umgestellt, eine Aufzählung umsortiert, Wörter werden durch Synonyma ersetzt oder die Sätze werden etwas geglättet. Aber die Argumentationskette, die Struktur werden übernommen. Das ist auch Plagiat, aber wie weit kann man mit einer Ähnlichkeit gehen? Die Abgrenzung ist schwierig, es gibt keine eindeutigen Regeln.<sup>196</sup>

Klaus Mathis und Pascal Zraggen unterscheiden – je nachdem, ob der Urheber oder der Leser als Opfer angesehen wird – zwischen „geistigem Diebstahl“ und „geistigem Betrug“.<sup>197</sup> Beiden gemeinsam ist die „Verschleierung der Urheberschaft“<sup>198</sup>. Doch sowohl „Diebstahl“ als auch „Betrug“ seien keine treffenden Bezeichnungen, denn zum einen wird dem Urheber seine geistige Leistung nicht weggenommen – entsprechend einem Diebstahl – und im Falle eines Betrugs müsste ein Vermögensvorteil daraus resultieren. Deshalb sei die Bezeichnung „Täuschung“ geeigneter.<sup>199</sup>

Fremdes Gedankengut ohne Quellenverweis als eigenes auszugeben, das ist bisher die Quintessenz der Definitionen. Sattler ermittelt aus der Fülle der Plagiatsdefinitionen folgenden Konsens:

Plagiate sind eine [...] direkte oder indirekte Übernahme fremder Inhalte. Diese Inhalte können Argumente, Erklärungen, Fakten, Interpretationen, Entdeckungen, Konklusionen, Quellenverzeichnisse oder die Struktur einer anderen Arbeit sein. Es spielt keine Rolle, woher diese Bestand-

<sup>196</sup> Weber-Wulff, Wohnsdorf (2006): Strategien der Plagiatsbekämpfung, S. 90.; Vgl. Weibel (2009): Bibliothekarische Beiträge zu einem präventionsorientierten Umgang mit Plagiarismus an Hochschulen, S. 170.; Basak (2011): Vom „geistigen Diebstahl“ zur „akademischen Urkundenfälschung“, S. 192f.; Fröhlich (2006): Plagiate und unethische Autorenschaften, S. 81f.

<sup>197</sup> Vgl. Mathis, Zraggen (2011): Eine rechtsökonomische Analyse des Plagiarismus, S. 166.

<sup>198</sup> Ebd., S. 166.

<sup>199</sup> Vgl. ebd., S. 165f.

teile stammen. Sie können bereits veröffentlicht oder noch unveröffentlicht sein, d.h., auch Hausarbeiten anderer Studierender kommen in Frage. Die Übernahme wird nicht kenntlich gemacht, d.h., es gibt keine Quellenangabe bzw. Anführungsstriche bei wörtlicher Übernahme. Folglich erscheinen die Übernahmen als eigene Arbeit. Von einem Plagiat soll dann gesprochen werden, wenn bereits ein fremder Gedanke oder ein Zitat nicht kenntlich gemacht wird.<sup>200</sup>

Sattler spricht neben Plagiatsinhalten bereits Formen wie das Strukturplagiat oder die Paraphrasen an. Er untermauert also die These, dass es beim Plagiat nicht nur um die wörtliche Übernahme geht.

#### 2.4 Rechtliche Aspekte

Der vorliegende Abschnitt ist keine juristische Abhandlung, zumal der Begriff *Plagiat* keine gesetzliche Abgrenzung erfährt. „Plagiat ist kein Rechtsbegriff. Es ist ein Begriff aus der Wissenschaft und hat was mit Redlichkeit zu tun.“<sup>201</sup> Trotzdem sollen im Folgenden einige Aspekte angesprochen werden, die im Falle einer rechtlichen Untersuchung angewandt werden könnten. Es besteht ein öffentliches Interesse an der Aufdeckung von Plagiaten, nicht nur in der Wissenschaft. Denn wer lässt sich schon gern hinters Licht führen?<sup>202</sup> Deshalb dürfen Plagiate nicht auf (Rechts-)Streitigkeiten zwischen Verfasser und Plagiator reduziert werden.

Als Grundlage des modernen Urheberrechts kann u.a. das „Gesetz, betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst“ (LUG) von 1901 betrachtet werden. Seit 1965 gilt das heute bestehende Urheberrecht (mit entsprechenden Novellierungen), welches das LUG ablöste.<sup>203</sup> Und darin heißt es im § 129: „Die Vorschriften dieses Gesetzes sind auch auf die vor seinem Inkrafttreten geschaffenen Werke an-

<sup>200</sup> Sattler (2007): Plagiate in Hausarbeiten, S. 35.

<sup>201</sup> Weber-Wulff: Portal Plagiat. (<http://plagiat.htw-berlin.de/faq/sonstige-fragen/>) (Antwort auf Frage 6) <29.05.2013>; Vgl. Mathis, Zgraggen (2011): Eine rechtsökonomische Analyse des Plagiarismus, S. 160.

<sup>202</sup> Vgl. Basak (2011): Vom „geistigen Diebstahl“ zur „akademischen Urkundenfälschung“, S. 194.

<sup>203</sup> Vgl. Vogel (2010): § 2 Geschichte und Quellen des Urheberrechts, RN 16, 30.

zuwenden“.<sup>204</sup> Auf das mutmaßliche Plagiat von Reiners wären also die folgenden Ausführungen anwendbar – zumal die letzte Auflage seiner *Stilkunst* 2004 erschien.

§ 1 des Urheberrechtes (UrhG) lautet: „Die Urheber von Werken der Literatur, Wissenschaft und Kunst genießen für ihre Werke Schutz“.<sup>205</sup> Ulrich Loewenheim merkt an: „Urheber ist nach § 7 der Schöpfer des Werkes, also derjenige, auf dessen kreativer Leistung das Werk beruht.“<sup>206</sup>

Nach § 2 Abs. 2 UrhG muss es sich um „persönliche geistige Schöpfungen“<sup>207</sup> handeln, damit Werke dem Urheberschutz unterliegen. Als Voraussetzung dafür muss die „persönliche Schöpfung“ eines Autors u.a. „einen geistigen Gehalt aufweisen“ und darin seine „Individualität [...] zum Ausdruck kommen“<sup>208</sup>. § 10 UrhG besagt, dass in Deutschland jener als Urheber gilt, dessen Name auf dem Werk erscheint.<sup>209</sup>

Dem Interesse des Verfassers wird in § 12 (Veröffentlichungsrecht<sup>210</sup>), § 13 (Anerkennung der Urheberschaft<sup>211</sup>) und § 14 (Entstellung des Werkes<sup>212</sup>) besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Sie werden als Urheberpersönlichkeitsrecht zusammengefasst. Speziell der Inhalt des §

<sup>204</sup> Loewenheim, Schricker (Hg.) (2010): § 129 Abs. 1, S. 42.

<sup>205</sup> Loewenheim, Schricker (Hg.) (2010): § 1, S. 1.

<sup>206</sup> Loewenheim (2010): § 1, Rdnr. 1, S. 92.

<sup>207</sup> Loewenheim, Schricker (Hg.) (2010): § 2 Abs. 2, S. 1.

<sup>208</sup> Loewenheim (2010): § 2, Rdnr. 9, S. 98.

<sup>209</sup> Vgl. Loewenheim, Schricker (Hg.) (2010): § 10 Abs. 1, S. 2. – In den USA und GB erfolgt ein Eintrag in das Copyright-Register. Der Copyright-Vermerk erscheint ebenso in deutschen Publikationen aufgrund internationaler Abkommen. (Vgl. IFB (2001): Schutz geistigen Eigentums (Urheberrecht), S. 4.)

<sup>210</sup> Loewenheim, Schricker (Hg.) (2010): § 12, S. 3. – „(1) Der Urheber hat das Recht zu bestimmen, ob und wie sein Werk zu veröffentlichen ist. (2) Dem Urheber ist es vorbehalten, den Inhalt seines Werkes öffentlich mitzuteilen oder zu beschreiben, solange weder das Werk noch der wesentliche Inhalt oder eine Beschreibung des Werkes mit seiner Zustimmung veröffentlicht ist.“

<sup>211</sup> Loewenheim, Schricker (Hg.) (2010): § 13, S. 3. – „Der Urheber hat das Recht auf Anerkennung seiner Urheberschaft am Werk. Er kann bestimmen, ob das Werk mit einer Urheberbezeichnung zu versehen und welche Bezeichnung zu verwenden ist.“

<sup>212</sup> Loewenheim, Schricker (Hg.) (2010): § 14, S. 3. – „Der Urheber hat das Recht, eine Entstellung oder eine andere Beeinträchtigung seines Werkes zu verbieten, die geeignet ist, seine berechtigten geistigen oder persönlichen Interessen am Werk zu gefährden.“

13 sollte vor Plagiaten schützen.<sup>213</sup> Denn „[d]ie Anmaßung der Urheber-  
schaft an fremdem Geistesgut verletzt den Urheber des Originalwerkes  
sowohl in seinem Urheberpersönlichkeitsrecht als auch in seinen Ver-  
wertungsrechten gemäß §§ 15 ff. UrhG.“<sup>214</sup> Zu den Verwertungsrechten  
gehört u.a. das Vervielfältigungsrecht (§ 16<sup>215</sup>) und das Verbreitungs-  
recht (§ 17<sup>216</sup>). § 23 besagt, dass „Bearbeitungen und andere Umgestal-  
tungen des Werkes [...] nur mit Einwilligung des Urhebers des bearbei-  
teten oder umgestalteten Werkes veröffentlicht oder verwertet werden  
[dürfen]“<sup>217</sup>.

§ 24 Abs. 1 regelt die „Freie Benutzung“<sup>218</sup>. Dabei darf das Werk nur  
als Anregung dienen, bloße Umgestaltung genügt nicht. Das neue Werk  
muss gegenüber dem alten eine eigene Individualität ausweisen.<sup>219</sup>

Siebzig Jahre nach dem Tod des Autors besteht das Urheberrecht  
weiter; danach gilt sein Werk als „gemeinfrei“. Wird ein fremdes Werk  
nach Ablauf der Schutzfrist unter eigenem Namen veröffentlicht, liegt  
keine Urheberrechtsverletzung vor.<sup>220</sup>

Wichtig für die Bewertung von Plagiaten ist § 51, der regelt, wie mit  
Zitaten umzugehen ist. Darin heißt es:

Zulässig ist die Vervielfältigung, Verbreitung und öffentliche Wiederga-  
be eines veröffentlichten Werkes zum Zweck des Zitats, sofern die Nut-  
zung in ihrem Umfang durch den besonderen Zweck gerechtfertigt ist.  
Zulässig ist dies insbesondere, wenn

<sup>213</sup> Vgl. Schickert (2005): Der Schutz literarischer Urheberschaft im Rom der klassischen  
Antike, S. 45f.; Loewenheim (2010): § 23, Rdnr. 29, S. 518.

<sup>214</sup> Fritzsche, Wanklerl (2011): Das Plagiat im Recht, S. 174.

<sup>215</sup> Loewenheim, Schricker (Hg.) (2010): § 16 Abs. 1, S. 4.: „Das Vervielfältigungsrecht ist  
das Recht, Vervielfältigungsstücke des Werkes herzustellen, gleichviel ob vorübergehend  
oder dauerhaft, in welchem Verfahren und in welcher Zahl.“

<sup>216</sup> Loewenheim, Schricker (Hg.) (2010): § 17 Abs. 1, S. 4. – „Das Verbreitungsrecht ist das  
Recht, das Original oder Vervielfältigungsstücke des Werkes der Öffentlichkeit anzubieten  
oder in Verkehr zu bringen.“

<sup>217</sup> Loewenheim, Schricker (Hg.) (2010): § 23, S. 5.

<sup>218</sup> Loewenheim, Schricker (Hg.) (2010): § 24 Abs. 1, S. 5.: „Ein selbständiges Werk, das in  
freier Benutzung des Werkes eines anderen geschaffen worden ist, darf ohne Zustim-  
mung des Urhebers des benutzten Werkes veröffentlicht und verwertet werden.“

<sup>219</sup> Vgl. Loewenheim (2010): § 24, Rdnr. 10, 11ff., S. 523f.

<sup>220</sup> Vgl. Mathis, Zraggen (2011): Eine rechtsökonomische Analyse des Plagiarismus, S.  
161.; IFB (2001): Schutz geistigen Eigentums (Urheberrecht), S. 3.

1. einzelne Werke nach der Veröffentlichung in ein selbständiges wissenschaftliches Werk zur Erläuterung des Inhalts aufgenommen werden,
2. Stellen eines Werkes nach der Veröffentlichung in einem selbständigen Sprachwerk angeführt werden [...].<sup>221</sup>

Der Umgang mit paraphrasierten Inhalten wird nicht abgedeckt.<sup>222</sup> Die Bedeutung der Zitierfreiheit erschließt sich daraus, die Urheberschaft und das Schaffen anderer anzuerkennen und auf deren Erkenntnisse aufzubauen.<sup>223</sup> Das Urheberrecht besagt, dass wissenschaftliches Gedankengut frei sei, um einen öffentlichen Diskurs zu ermöglichen.<sup>224</sup>

Mit § 51 in Wechselwirkung, was das redliche Arbeiten und Verfassen angeht, steht § 63, der über Quellenangaben informiert:

(1) Wenn ein Werk oder ein Teil eines Werkes [...] vervielfältigt wird, ist stets die Quelle deutlich anzugeben. Bei der Vervielfältigung ganzer Sprachwerke [...] ist neben dem Urheber auch der Verlag anzugeben, in dem das Werk erschienen ist, und außerdem kenntlich zu machen, ob an dem Werk Kürzungen oder andere Änderungen vorgenommen worden sind.<sup>225</sup>

Jurist Götz Schulze bringt es auf den Punkt: „Jeder fremde Gedanke ist zitierpflichtig.“<sup>226</sup> Gesetzestexte sind selten derart konkret. Entscheidungen sind abhängig vom Einzelfall.<sup>227</sup> Oft geben Gesetzestexte eine Orientierungshilfe, aber bei der Ausgestaltung kommt es auf Feinheiten an.<sup>228</sup> „Es entstehen viele Fehler aus Unwissenheit und aus Nachlässigkeit. Für diese Gründe streitet die Unschuldsvormutung.“<sup>229</sup>

Die Frage, ob nur vorsätzliches Plagiiere eine Verletzung geltender Regeln sei, wird auf Gesetzesgrundlage uneinheitlich beantwortet. Auf der einen Seite heißt es:

<sup>221</sup> Loewenheim, Schrickler (Hg.) (2010): § 51, S. 15.

<sup>222</sup> Vgl. Waiblinger (2012): „Plagiate“ in der Wissenschaft, S. 187.

<sup>223</sup> Vgl. Waiblinger (2012): „Plagiate“ in der Wissenschaft, S. 123.

<sup>224</sup> Vgl. Loewenheim (2010): § 24, Rdnr. 5, S. 522.

<sup>225</sup> Loewenheim, Schrickler (Hg.) (2010): § 63, S. 20f.

<sup>226</sup> Schulze (2012): Plagiate und anderes Fehlverhalten in der Rechtswissenschaft, S. 78.; Vgl. Schrickler, Spindler (2010): § 51, Rdnr. 15, S. 1007.

<sup>227</sup> Vgl. VGH Baden-Württemberg, 9. Senat (2008): Beschluß vom 13.10.2008, 9 S 494/08.

<sup>228</sup> Fadinger (2008): Literaturplagiat und Intertextualität, S. 21.

<sup>229</sup> Schulze (2012): Plagiate und anderes Fehlverhalten in der Rechtswissenschaft, S. 77.

Die Übernahme eines fremden Gedankens muss nicht absichtlich oder wissentlich erfolgen. Es genügt, dass der Plagiator objektiv – sprichwörtlich bei Beachtung der „verkehrüblichen Sorgfalt“ [...] – die Möglichkeit hatte, zu erkennen, dass er einen fremden Gedanken übernimmt, den er als solchen kennzeichnen könnte.<sup>230</sup>

Auf der anderen Seite gibt es eine sogenannte „Anmaßungskomponente“: „[E]in Plagiatvorwurf sei nur gerechtfertigt, wenn der Täter sich das fremde Geistesgut anmaßt, in strenger Lesart also vorsätzlich handelt.“<sup>231</sup> Loewenheim spricht davon, dass eine Anmaßung der Urhebererschaft bewusst erfolgen müsse, ansonsten liege kein Plagiat vor, sondern eine unbewusste Entlehnung (Kryptomnesie). Nichtsdestotrotz handele es sich um eine Urheberrechtsverletzung.<sup>232</sup>

Davon zu unterscheiden ist die Doppelschöpfung, „bei der mehrere Urheber unabhängig voneinander übereinstimmende Werke geschaffen haben, ohne dass der eine bewusst oder unbewusst auf das Werk des anderen zurückgegriffen hätte“<sup>233</sup>, was wohl nur selten und in geringem Umfang vorkommt.<sup>234</sup>

Interessant ist zudem die Tatsache, dass im Falle einer rechtlichen Feststellung eines Plagiats nicht nur der Plagiator haften muss, sondern auch der Verleger.<sup>235</sup>

Neben dem Urheberrecht führt Simon Apel das Lauterkeitsrecht an, das ebenfalls zum Bekämpfen von Plagiaten hinzugezogen werden könnte. Dazu führt er aus:

Die Käufer eines wissenschaftlichen Werkes, welches in nicht nur unwesentlichem Umfang plagiierte Passagen enthält, werden durch den Verlag des Plagiats [...] irreführt, und zwar unabhängig davon, ob das Plagiat parallel auch die Urheberrechte Dritter verletzt oder nicht. Dies gilt

<sup>230</sup> Apel (2012): Das Wissenschaftsplagiat als Wettbewerbsverstoß, S. 675.; Vgl. Rieble (2010): Das Wissenschaftsplagiat, S. 63.

<sup>231</sup> Rieble (2010): Das Wissenschaftsplagiat, S. 62.

<sup>232</sup> Vgl. Loewenheim (2010): § 23, Rdnr. 28, 31f., S. 517f.

<sup>233</sup> Loewenheim (2010): § 23, Rdnr. 33, S. 518.

<sup>234</sup> Vgl. Loewenheim (2010): § 23, Rdnr. 33ff., S. 518f.

<sup>235</sup> Vgl. Wild (2010): § 97, Rdnr. 64, S. 1847.

zumindest für Käufer, die das Werk selbst lesen bzw. wissenschaftlich verwenden wollen.<sup>236</sup>

Die Frage, ob Plagieren eine Straftat sei, beantwortet Gustav K. L. Real, Professor für Wirtschaftsrecht der FH Düsseldorf, folgendermaßen:

1. Das Plagiat ist eine Verletzung des Urheberrechts, die gem. § 106 UrhG mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren bedroht ist, wenn auch die Tat gem. § 109 UrhG im Regelfall nur auf Antrag des Verletzten verfolgt wird, mangels Interesse der Staatsanwaltschaft: Immerhin, die Strafbarkeit des Plagiats bleibt, der Plagiator wird lediglich nicht verurteilt – der fehlende Antrag ist nur ein Verfolgungshindernis.

2. Befindet sich das Plagiat in einer Diplomarbeit (Thesis), und findet sich in der Arbeit die häufig übliche eidesstattliche Versicherung, nur gekennzeichnete Quellen etc. benutzt zu haben, ist zusätzlich noch Straftatbestand der falschen Versicherung an Eides statt gem. § 156 StGB erfüllt: die Prüfungsausschüsse sind „Behörden“ im Sinne des Gesetzes, macht noch einmal drei Jahre!<sup>237</sup>

Weitere Sanktions- und Präventionsmöglichkeiten werden im letzten Abschnitt dieses Kapitels vorgestellt.

## 2.5 Formen

Die wohl eindeutigste Form eines Plagiats nennt Debora Weber-Wulff „Copy & Paste in toto“<sup>238</sup>, Gerhard Fröhlich „Totalplagiat“<sup>239</sup>, Christian Schwarzenegger „Vollplagiat“<sup>240</sup> und Stefan Weber in Anlehnung an die ersten beiden „**Copy/Paste-Totalplagiat**“<sup>241</sup>: Der Plagiator übernimmt den Text eines Autors ohne Quellenverweis und gibt sich als Verfasser aus. Tatsächlich sind Fälle eines solchen dreisten Plagiats belegt.<sup>242</sup>

<sup>236</sup> Apel (2012): Das Wissenschaftsplagiat als Wettbewerbsverstoß, S. 719.

<sup>237</sup> Weber-Wulff: Portal Plagiat. (<http://plagiat.htw-berlin.de/faq/sonstige-fragen/>) (Antwort auf Frage 41) <05.06.2013>

<sup>238</sup> Weber-Wulff, Wohnsdorf (2006): Strategien der Plagiatsbekämpfung, S. 90.

<sup>239</sup> Fröhlich (2006): Plagiate und unethische Autorenschaften, S. 81.

<sup>240</sup> Schwarzenegger (2006): Plagiatsformen und disziplinarrechtliche Konsequenzen, S. 3.

<sup>241</sup> Weber (2009): Das Google-Copy-Paste-Syndrom, S. 49.

<sup>242</sup> Vgl. Weber-Wulff, Wohnsdorf (2006): Strategien der Plagiatsbekämpfung, S. 90.; Fröhlich (2006): Plagiate und unethische Autorenschaften, S. 81.; Schwarzenegger (2006): Pla-

Eine weitere Form ist das **Übersetzungsplagiat**. Ein fremdsprachiger Text wird übersetzt und als Autor erscheint der Name des Übersetzers – ohne Verweis auf den tatsächlichen Urheber.<sup>243</sup>

Fröhlich listet außerdem das „**Teilplagiat**“ auf – „ein *wissenschaftliches Cuvée*“<sup>244</sup>. Er versteht darunter, dass Teile einer oder mehrerer Quelle(n) ohne Autorenverweis in eine Arbeit übernommen werden.<sup>245</sup> Schwarzenegger wählt dafür die nicht eindeutige Bezeichnung „Copy & Paste“<sup>246</sup>. Weber-Wulff benennt diese Plagiatsform mit „Shake & Paste [...]“: Es werden aus verschiedenen Quellen Abschnitte genommen [...], sie werden gut gemischt und dann scheinbar wahllos hintereinander zusammengesetzt in der Hoffnung, alles erfasst zu haben und nicht aufzufallen.“<sup>247</sup> Weber unterscheidet feiner in „Copy/Paste-Teilplagiat („Cuvée“)<sup>248</sup>, das Aneinanderreihen von Abschnitten einiger Arbeiten<sup>249</sup> und „Shake & Paste-Plagiat“<sup>250</sup>, wie es Weber-Wulff versteht, wobei diese Unterscheidung wohl kaum anwendbar ist.

Sofern Veränderungen an den zitierpflichtigen Inhalten vorgenommen werden, handelt es sich um **Paraphrasen**.<sup>251</sup>

Was Weber-Wulff als „**Halbsatzflickerei**“<sup>252</sup> bezeichnet, kann zwischen dem Teilplagiat und der Paraphrase verortet werden: „Hier werden Sätze und Halbsätze aus verschiedenen Quellen genommen und etwas ‚bearbeitet‘. Eine Aufzählung wird umgestellt, ein Wort durch ein

---

giatsformen und disziplinarrechtliche Konsequenzen, S. 3.; Weber (2009): Das Google-Copy-Paste-Syndrom, S. 49.

<sup>243</sup> Vgl. Weber-Wulff, Wohnsdorf (2006): Strategien der Plagiatsbekämpfung, S. 90f.; Fröhlich (2006): Plagiate und unethische Autorenschaften, S. 81.; Schwarzenegger (2006): Plagiatsformen und disziplinarrechtliche Konsequenzen, S. 3.; Weber (2009): Das Google-Copy-Paste-Syndrom, S. 51.

<sup>244</sup> Fröhlich (2006): Plagiate und unethische Autorenschaften, S. 81.

<sup>245</sup> Vgl. ebd., S. 81.

<sup>246</sup> Schwarzenegger (2006): Plagiatsformen und disziplinarrechtliche Konsequenzen, S. 3.

<sup>247</sup> Weber-Wulff, Wohnsdorf (2006): Strategien der Plagiatsbekämpfung, S. 91.

<sup>248</sup> Weber (2009): Das Google-Copy-Paste-Syndrom, S. 49.

<sup>249</sup> Vgl. ebd., S. 49.

<sup>250</sup> Ebd., S. 50.

<sup>251</sup> Vgl. Schwarzenegger (2006): Plagiatsformen und disziplinarrechtliche Konsequenzen, S. 3.; Theisohn (2012): Paraphrase: Werkzeug oder Problem der Wissenschaft?, S. 8.

<sup>252</sup> Weber-Wulff, Wohnsdorf (2006): Strategien der Plagiatsbekämpfung, S. 91.

Synonym ersetzt, ein Halbsatz dazwischen geschoben, oder der ganze Satz auf den Kopf gestellt, damit er nicht sofort auffindbar ist.“<sup>253</sup>

Die folgenden Plagiatsformen sind weniger eindeutig zu enttarnen und deshalb umstritten. So beispielsweise das **Strukturplagiat**: ein Werk dient als Vorlage für die Anordnung von Inhalten, ohne Verweis auf die Quelle der Argumentationslinie.<sup>254</sup>

Weber und Fröhlich weisen zudem auf das **Ideenplagiat** hin, wenn beispielsweise ein Gutachter den Ansatz eines Projekts übernimmt, welches er betreut.<sup>255</sup>

Beim **Selbstplagiat** werden Arbeiten eines Verfassers oder Passagen daraus mehrmals publiziert.<sup>256</sup> Universitätslehrer Birger P. Priddat vertritt zum Thema *Selbstplagiat* folgende Meinung:

Faktisch sind Mehrfachveröffentlichungen [...] häufig und ein normales Moment des Wissenschaftsbetriebs. Und man soll sich nichts vormachen: wenn der Karrierewettbewerb um die Berufungen wesentlich nach der Zahl der Veröffentlichungen (in relevanten Zeitschriften) entschieden wird, ist es klar, dass die Kollegen, die vorankommen wollen, die Zahl der Publikationen maximieren. [...] Wir können nicht einerseits einen Konkurrenzmarkt in den Wissenschaften etablieren, und dann die Konkurrenz durch befremdliche Regeln einschränken, nach denen jeder nur mit einem Produkt einmal auftreten darf. [...] Der Publikationsdruck zwingt anscheinend dazu, minimale Erweiterungen bereits als eigenständige Konzeption auf den Markt zu bringen. [...] Man wird nur raffiniert in der Camouflage des ‚Selbstplagiats‘. Hier geht es um Ökonomie, nicht um Moral. Wer sich an die Moral hält, verliert.<sup>257</sup>

Was ist problematisch daran, auf frühere Arbeiten zu verweisen, um die Durchsichtigkeit und Nachvollziehbarkeit des wissenschaftlichen Arbeitens zu gewährleisten?

<sup>253</sup> Ebd., S. 91.

<sup>254</sup> Vgl. ebd., S. 91.; Weber (2009): Das Google-Copy-Paste-Syndrom, S. 50f.

<sup>255</sup> Vgl. Weber (2009): Das Google-Copy-Paste-Syndrom, S. 51.; Fröhlich (2006): Plagiate und unethische Autorenschaften, S. 82.

<sup>256</sup> Vgl. Schwarzenegger (2006): Plagiatsformen und disziplinarrechtliche Konsequenzen, S. 3.

<sup>257</sup> Priddat (2011): Neue Regelstrenge, S. 866.

Streng genommen sind Kopien von eigenen Texten oder Passagen daraus kein Plagiat, da keine Inhalte wiedergegeben werden, die von einem fremden Urheber stammen.<sup>258</sup> Das Kalkül, Erkenntnisse nicht im Überblick, sondern verteilt auf einzelne Aufsätze zu präsentieren, um die Publikationsliste zu verlängern und den Zitationsindex zu verbessern, wird als „Melken“, „Salamitaktik“ oder „Graphorrhöe [sic]“ („wissenschaftlicher Schreibdurchfall“) bezeichnet.<sup>259</sup> Schulze führt zum Selbstplagiat aus:

[E]s [gibt] Täuschungsformen, die nicht als (Wissenschafts-) Plagiate zu verstehen sind und dennoch wissenschaftliches Fehlverhalten bedeuten. So etwa bei der nicht offengelegten Zweitverwertung einer eigenen Arbeit zur Erbringung einer wissenschaftlichen Qualifikationsleistung. Es fehlt eine Identitätstäuschung und auch eine Eigenleistung liegt vor. Getäuscht wird aber über die Neuheit der Leistung.<sup>260</sup>

Als weitere Form des Plagiats führt Schwarzenegger das „versteckte Plagiat“ an. Es werden Inhalte aus fremden Arbeiten übernommen, auch die Quelle wird genannt, allerdings an anderer Stelle.<sup>261</sup> Lahusen nennt diesen Versuch einer Verschleierung des Plagiats „**Bauernopfer**“<sup>262</sup>.

In einem Text können natürlich verschiedene Plagiatsformen auftreten.<sup>263</sup>

Unter Umständen könnte ein Plagiator sich versuchen herauszureden, indem er angibt, das Original nicht zu kennen.<sup>264</sup>

Ein Schutz für Werke, die älteren Werken sehr ähnlich oder gar identisch sind, besteht [...] nur bedingt. Es gibt im Urheberrecht kein Priori-

<sup>258</sup> Vgl. Gamper (2009): Das so genannte „Selbstplagiat“ im Lichte des § 103 UG 2002 sowie der „guten wissenschaftlichen Praxis“, S. 3.; Schulze (2012): Plagiate und anderes Fehlverhalten in der Rechtswissenschaft, S. 75.

<sup>259</sup> Vgl. Finetti, Himmelrath (1999): Der Sündenfall, S. 163

<sup>260</sup> Schulze (2012): Plagiate und anderes Fehlverhalten in der Rechtswissenschaft, S. 75.

<sup>261</sup> Vgl. Schwarzenegger (2006): Plagiatsformen und disziplinarrechtliche Konsequenzen, S. 3.

<sup>262</sup> Lahusen (2006): Goldene Zeiten, S. 405.; Weber-Wulff (2012): Die Spitze des Eisbergs?, S. 632.

<sup>263</sup> Vgl. Sturm, Mezger (2008): Plagiate in schriftlichen Arbeiten, S. 2.; Weber (2009): Das Google-Copy-Paste-Syndrom, S. 48.

<sup>264</sup> Vgl. Fadinger (2008): Literaturplagiat und Intertextualität, S. 14.

tätsprinzip, nach dem nur das erste Werk geschützt wäre. Im deutschen Recht gilt allerdings der Anscheinsbeweis. Das bedeutet, dass bei größeren Übereinstimmungen die Lebenserfahrung (der typische Verlauf der Dinge) auf ein Plagiat hinweist, da das zufällige Schaffen zweier sehr ähnlicher Texte in den meisten Fällen unwahrscheinlich ist. War es aber unmöglich, dass der Autor den früheren Text kannte, kann Doppelschöpfung angenommen werden.<sup>265</sup>

## 2.6 Entstehungshintergrund

Warum bedient sich jemand beim Verfassen einer Arbeit an fremden Texten, ohne auf diese zu verweisen? Einige nicht-repräsentative Studien versuchen Licht in das Dunkel zu bringen.<sup>266</sup> Der gemeinsame Nenner wird bei allen Plagiatoren die Aussicht auf einen Vorteil sein. Indem Leistungen vorgetäuscht werden, werden beispielsweise gute Noten, Leistungsnachweise, Studienabschlüsse oder sogar Titel erschlichen.<sup>267</sup>

Leider kommt es vor allem im wissenschaftlichen Bereich nicht selten vor, dass sich ein Vorgesetzter an der Arbeit eines von ihm Abhängigen bedient. Aus Angst vor den Folgen und der Abhängigkeit von der „Obrigkeit“ bleibt derartiger Machtmissbrauch oft unbemerkt.<sup>268</sup> Zwei Sportstudenten der Universität Freiburg wollten eine Hausarbeit veröffentlichen und mussten feststellen, das dies bereits ihr Dozent erledigt hatte – allerdings unter seinem Namen.<sup>269</sup>

Der moderne Wissenschaftsbetrieb sei ein Nährboden für Wissenschaftsbetrug. Dieser werde begünstigt durch die Konkurrenz um Forschungsgelder und den Publikationsdruck (Publish or Perish), gefördert durch den „science citation index“ und „journal impact factor“.<sup>270</sup> Es

<sup>265</sup> Ebd., S. 14.

<sup>266</sup> Vgl. Weber-Wulff: Fremde Federn finden. ([http://plagiat.htw-berlin.de/ff/schule/3\\_1/warum](http://plagiat.htw-berlin.de/ff/schule/3_1/warum) <24.02.2014>)

<sup>267</sup> Vgl. Weber-Wulff, Wohnsdorf (2006): Strategien der Plagiatsbekämpfung, S. 91.

<sup>268</sup> Vgl. ebd., S. 92.

<sup>269</sup> Vgl. Schulte (2002): Schummelnde Professoren: Die hohe Kunst des Abschreibens.

<sup>270</sup> Vgl. Finetti, Himmelrath (1999): Der Sündenfall, S. 147, 159ff. (weitere Fälle S. 88, 91.); Di Trocchio (2003): Der große Schwindel, S. 10f.; Bunia (2011): Die Ökonomien wissenschaftlichen Zitierens, S. 22f.

geht darum, auf der Karriereleiter nach oben zu klettern. Weber führt u.a. folgende Gründe für das Plagieren von Studierenden an: fehlende Sensibilisierung, sinkende Hemmschwelle durch das Internet, fehlende Kompetenz von Lehrenden im Umgang mit Plagiaten sowie die sinkende Qualität der Lehre.<sup>271</sup>

## 2.7 Plagiatssoftware

Sie soll helfen, erste Indizien für meine Untersuchung zu liefern – sofern sie zwei Texte miteinander vergleichen kann. Geht es darum, die Software einzusetzen, um einen Text mit (Online-)Quellen abzugleichen, darf man nicht zu viel erwarten.

Plagiatserkennungssysteme stoßen schnell an ihre Grenzen. Sie sind keineswegs eine Wunderwaffe, um Plagiate zu enttarnen. Probleme hat die Software beim Erkennen von Paraphrasen und Übersetzungsplagiaten. Der Software sind natürlich auch nicht alle Texte zugänglich, wodurch der Abgleich niemals vollständig sein kann: Nicht alle Texte liegen in digitalisierter Form vor. Es gibt Bücher, die lediglich als Druckwerke zu beziehen sind. Zudem sind einige Bezugsquellen kostenpflichtig.<sup>272</sup>

Man sieht einiges an Plagiat sehr klar, aber die Systeme reagieren teilweise auf Kleinigkeiten, übersehen dafür größere Plagiate und melden korrekt Zitiertes als Plagiat. Man muss viel Arbeit in die Auswertung investieren, auch im Standardfall. Und lustigerweise meldet jedes System einen anderen Grad an Plagiat.<sup>273</sup>

Die Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin ermittelt in Abständen die Anwendbarkeit von Plagiatssoftware.<sup>274</sup> 2010 „testete Weber-Wulff 26 Programme – mit niederschmetterndem Ergebnis. ‚Teilweise nützlich‘ seien fünf Programme, ‚kaum nützlich‘ neun, gar nutzlos so-

<sup>271</sup> Vgl. Weber (2009): Das Google-Copy-Paste-Syndrom, S. 105-115; Weber-Wulff: Fremde Federn finden. ([http://plagiat.htw-berlin.de/ff/schule/3\\_1/warum](http://plagiat.htw-berlin.de/ff/schule/3_1/warum) <24.02.2014>); Sattler (2007): Plagiate in Hausarbeiten, S. 43-51.

<sup>272</sup> Vgl. Sattler (2008): Unterschätztes Phänomen, S. 298.

<sup>273</sup> Weber-Wulff (2011): „Wir sollten den Riesen auch einen Namen geben“, S. 31f.

<sup>274</sup> Vgl. Weber-Wulff: Portal Plagiat. (<http://plagiat.htw-berlin.de/software/> <24.02.2014>)

gar 12. ‚Auch die besten Systeme finden maximal 60 Prozent der Plagiatsfälle‘, kritisiert die Professorin – zu wenig für den Einsatz in der Hochschule. Sinnvoll sei die Software allenfalls, wenn man einen konkreten Verdacht habe, aber anderweitig nicht fündig werde.“<sup>275</sup> Keines der Systeme könne für die generelle Benutzung empfohlen werden, so Weber-Wulff. Suchmaschinen seien effektiver und zuverlässiger beim Auffinden von Plagiaten.<sup>276</sup> Zudem gibt es rechtliche Bedenken, eine Arbeit ohne Zustimmung des Verfassers durch eine Plagiatssoftware prüfen zu lassen.<sup>277</sup>

Interessant ist in diesem Zusammenhang das folgende Ergebnis einer Untersuchung:

Weinstein/Dobkin (2002 [...]) können durch ihr experimentelles Design zeigen, dass sich die Plagiat-Rate stark verringert, wenn Kontrollen und der Einsatz von Plagiat-Erkennungs-Software angekündigt werden (17,2% Plagiate ohne Warnung und 10,7% mit Warnung).<sup>278</sup>

Um Plagiate aufzudecken, genügt es, drei bis fünf einschlägige Begriffe in eine Suchmaschine einzugeben. Auch Schreibfehler, kurze Zitate und seltene Begriffe eignen sich gut, um auf Übereinstimmungen mit Quellen im Internet zu stoßen. Des Weiteren könnte im Verdachtsfall auch eine Recherche in der Bibliothek helfen. Anzeichen für Plagiate können sein: ein außerordentlich guter Schreibstil; Stilwechsel; Änderungen in der Formatierung; die Verwendung von Fremdwörtern, die nicht dem Stil des Verfassers entsprechen; Fehler der Orthographie und Grammatik, die eventuell beim Abschreiben übernommen wurden; uneinheitliche oder falsche Schreibweise von Eigennamen.<sup>279</sup>

<sup>275</sup> Handelsblatt (2011): Google entlarvt zuverlässiger.

<sup>276</sup> Vgl. ebd.

<sup>277</sup> Vgl. Weber-Wulff: Fremde Federn finden. ([http://plagiat.htw-berlin.de/ff/support/5\\_1/bedenken](http://plagiat.htw-berlin.de/ff/support/5_1/bedenken) <24.02.2014>)

<sup>278</sup> Sattler (2007): Plagiate in Hausarbeiten, S. 194.

<sup>279</sup> Vgl. Weber-Wulff, Wohnsdorf (2006): Strategien der Plagiatsbekämpfung, S. 93f.; Weber-Wulff: Fremde Federn finden. ([http://plagiat.htw-berlin.de/ff/auffinden/4\\_1/verdacht](http://plagiat.htw-berlin.de/ff/auffinden/4_1/verdacht) <24.02.2014>)

## 2.8 Präventions- und Sanktionsmaßnahmen in der Wissenschaft

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft formulierte 16 „Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis“. Die Hochschulen und Forschungseinrichtungen sollten diese umsetzen.<sup>280</sup> Es wurden Kommissionen vorgesehen, die in Verdachtsfällen handeln sollten. Zusätzlich wurden Ombudsleute als „unabhängige Vertrauensperson[en] [...] bei Fragen guter wissenschaftlicher Praxis“<sup>281</sup> eingesetzt.

Im deutschen Wissenschaftssystem wird auf Selbstkontrolle gesetzt. Staatliche Eingriffe sind nicht vorgesehen und sollen vermieden werden.<sup>282</sup> Denn: „Wer [...] kann besser als die Wissenschaftler selbst mögliche Verfehlungen bei komplizierten, komplexen, diffizilen Vorwürfen aufklären und untersuchen? Staatliche Behörden müssten für ihre Entscheidungsfindung ebenfalls wieder auf die Expertise von fachnahen Wissenschaftlern zurückgreifen.“<sup>283</sup>

Volker Rieble bemängelt die Unverbindlichkeit der DFG-Vorschläge.<sup>284</sup>

Die Empfehlungen der DFG und HRK führten innerhalb weniger Jahre zu einer regelrechten Kodifikationswelle im deutschen Wissenschaftssystem. [...] Eine große Rolle für die hohe Umsetzungsdichte wird hierbei sicherlich die Verknüpfung der DFG-Fördermittelvergabe an eine Implementierung gespielt haben. Inhaltlich orientierten sich die Hochschulen dabei stark an den Empfehlungen der Spitzeninstitutionen, insbesondere der HRK-Empfehlung, die von zahlreichen Einrichtungen zu großen Teilen wortwörtlich übernommen wurde.<sup>285</sup>

Inwieweit die Empfehlungen ins Bewusstsein übergegangen sind, ist fraglich.

<sup>280</sup> Vgl. Forderungen guter wissenschaftlicher Praxis der Otto-Friedrich-Universität Bamberg (2008).

<sup>281</sup> Hüttemann (2011): Selbstkontrolle der Wissenschaft. In: *Forschung & Lehre*, Nr. 4, S. 280.

<sup>282</sup> Vgl. ebd., S. 281.

<sup>283</sup> Ebd., S. 281.

<sup>284</sup> Rieble (2010): *Das Wissenschaftsplagiat*, S. 71.

<sup>285</sup> Waiblinger (2012): „Plagiate“ in der Wissenschaft, S. 173.

Die DFG appelliert an Wissenschaftler und wissenschaftliche Institutionen, ehrlich zu arbeiten.<sup>286</sup> Umsetzung, Anwendung, ggf. Sanktionierung und Kontrolle werden den wissenschaftlichen Einrichtungen offensichtlich selbst überlassen. Empfehlungen und Hilfestellungen auch innerhalb der Universitäten gibt es mittlerweile viele, doch inwieweit diese praktikabel und systematisch sind, bleibt offen.

Präventionsmaßnahmen könnten sein: nationale Beratungsstellen oder „Prüfstellen an Bildungseinrichtungen“<sup>287</sup>, Anreize (Finanzierung, Karrierechancen) für „ausufernde Publikationslisten“ einschränken (Qualität statt Quantität)<sup>288</sup>, Pflichtseminaren zum wissenschaftlichen Arbeiten<sup>289</sup> anbieten oder Redlichkeitserklärung<sup>290</sup> verlangen, mit denen der Verfasser durch seine Unterschrift bestätigt, dass er die Arbeit eigenhändig verfasst und fremde Gedanken nachgewiesen hat.<sup>291</sup>

Strafen der Hochschulen reichen von „Nichtbestehen der jeweiligen Leistung“<sup>292</sup> bis zu Exmatrikulation<sup>293</sup>. In Nordrhein-Westfalen kann eine Geldstrafe von 50.000 Euro drohen.<sup>294</sup> Effektiver hingegen könnten „zeitliche Verweise von der Uni oder die Sperre bei Auslandsstipendien“ sowie „ein Abzug bereits gesammelter Creditpoints“ sein.<sup>295</sup>

Es gibt weitere gesetzliche Sanktionsmöglichkeiten:

Publizierte Plagiate, die eine Urheberrechtsverletzung oder unlauteren Wettbewerb darstellen, können im Rahmen der relevanten Erlasse recht-

<sup>286</sup> Vgl. DFG (1998): Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis, S. 5f.

<sup>287</sup> Sattler (2007): Plagiate in Hausarbeiten, S. 196.; Vgl. Weber-Wulff, Wohnsdorf (2006): Strategien der Plagiatsbekämpfung, S. 98.; Weber-Wulff: Portal Plagiat. (<http://plagiat.htw-berlin.de/faq/sonstige-fragen/>) (Antwort auf Frage 55) <13.06.2013>

<sup>288</sup> Vgl. Weber-Wulff (2011): Stellungnahme. Öffentliches Fachgespräch zum Thema „Qualität wissenschaftlicher Arbeiten“, S. 2f.

<sup>289</sup> Vgl. Sattler (2007): Plagiate in Hausarbeiten, S. 198, 22.; Weber (2009): Das Google-Copy-Paste-Syndrom, S. 107.; Kommission „Selbstkontrolle in der Wissenschaft“ der Universität Bayreuth (2011), S. 34.

<sup>290</sup> Vgl. Weber-Wulff: Portal Plagiat. (<http://plagiat.htw-berlin.de/faq/sonstige-fragen/>) (Antwort auf Frage 21) <12.06.2013>).

<sup>291</sup> Vgl. Sturm, Mezger (2008): Plagiate in schriftlichen Arbeiten, S. 3

<sup>292</sup> Sattler (2008): Unterschätztes Phänomen, S. 299.

<sup>293</sup> Vgl. Rieble (2010): Das Wissenschaftsplagiat, S. 10.

<sup>294</sup> Vgl. Sattler (2008): Unterschätztes Phänomen, S. 299.; Westfälische Wilhelms-Universität Münster: Erklärung zur Hausarbeit.

<sup>295</sup> Vgl. Sattler (2008): Unterschätztes Phänomen, S. 299.

lich sanktioniert werden. [...] Zivilrechtlich stehen die Klage auf Beseitigung der bestehenden Verletzung (z.B. Rückzug eines Buches aus dem Handel) und die Schadenersatzklage (etwa bei Aufsätzen in Zeitschriften, bei denen ein Rückruf kaum mehr möglich ist), strafrechtlich die Freiheits- und Geldstrafe im Vordergrund.<sup>296</sup>

Verlage könnten dazu beitragen, die Sanktionen gegen Plagiate zu erhöhen, und zwar in Form einer Erklärung, die der Verlag vom Autor fordert. „Für den Fall der Zuwiderhandlung ließe sich eine Strafzahlung vorsehen (Vertragsstrafe nach §§ 339ff BGB).“<sup>297</sup>

Rieble weist auf das Problem der „Sekundärschädigung“ hin. Plagiate werden von anderen Autoren weiterverbreitet, indem sie sich auf das abgekupferte Werk und nicht das Original beziehen. Von Seiten der Verlage werden Plagiate nicht an die große Glocke gehangen – was nachvollziehbar ist, wenn es um Gewinn und Reputation geht. Werke eines Plagiators erscheinen sogar weiterhin im Verlagsprogramm.<sup>298</sup>

„[D]ie vielfach beschworene ‚Selbstreinigung‘ der Wissenschaft [kann] effektiv nur durch wissenschaftsöffentliche Diskussion der Plagiate geschehen – unter Nennung von Täter und Opfer und unter Zitierung der betroffenen Werke. Nur so kann sich die Wissenschaftsöffentlichkeit ein eigenes Urteil bilden.“<sup>299</sup>

## 2.9 Ausblick

Plagiate stellen ein komplexes Problem dar: es fehlt an einer klaren, allgemein akzeptierten Definition, einem rechtlichen Rahmen und oftmals an der Sensibilisierung. Ein kritischer Umgang mit Quellen findet nicht statt und das Bewusstsein, den tatsächlichen Urheber durch das Plagiat zu schädigen, siegt nicht über die Aussicht, sich einen Erfolg zu erschleichen. Selbst wenn ein Plagiat nicht vorsätzlich entstanden ist, liegt eine Verfehlung vor.

<sup>296</sup> Mathis, Zraggen (2011): Eine rechtsökonomische Analyse des Plagiarismus, S. 171.

<sup>297</sup> Rieble (2010): Das Wissenschaftsplagiat, S. 92.

<sup>298</sup> Vgl. ebd., S. 99, 101, 109, 59f.

<sup>299</sup> Ebd., S. 110.

Das heute geltende Urheberrecht kann auf Engels und Reiners' *Stilkunst* angewandt werden, obwohl die politischen Verhältnisse während ihres Erscheinens berücksichtigt werden müssten. Engels Werk war aus heutiger Sicht nicht gemeinfrei, als Reiners' *Stilkunst* erschien. Es muss beurteilt werden, ob sein Werk nach § 2 Abs. 2 des UrhG als „persönliche geistige Schöpfung“ betrachtet werden kann, in der die „Individualität“ des Verfassers zum Ausdruck kommt, und ob die Übereinstimmungen in Engels und Reiners' *Stilkunst* über die „freie Benutzung“ nach § 24 Abs. 1 UrhG hinausgehen.

Es wäre wünschenswert, die vorgestellten Plagiatsformen auf den Textvergleich in Kapitel 6 anwenden zu können – also konkret benennen zu können, ob ein Teilplagiat, ein Übersetzungsplagiat, „Halbsatzflickerei“ oder eine andere Plagiatsform vorliegt. Damit könnte der Textvergleich systematisiert werden. Doch wie die beiden Beispiele in der Einleitung zeigen, verwendet Reiners dieselben Beispiele wie Engel in Form von Zitaten. Beide zitieren also dieselben Autoren und das stellt kein Plagiat dar.

Der Textvergleich wird deshalb so strukturiert, dass zuerst wörtliche Übereinstimmungen zwischen Engel und Reiners in Form von Beispielen und Zitaten betrachtet werden und anschließend nach Paraphrasen gesucht wird. Um dabei eine eventuell übereinstimmende Argumentationslinie – ähnlich einem Ideen- oder Strukturplagiat – zwischen beiden nachzeichnen zu können, wird jedes Argument der beiden in chronologischer Abfolge miteinander verglichen, auch wenn dadurch eine schwerere Lesbarkeit in Kauf genommen werden muss.



### 3. Eduard Engel

Er war einflußreicher Chefredakteur einer bedeutsamen Literaturzeitschrift, engagierter Kritiker, vielseitiger Herausgeber, geschätzter Autor von Novellen und Reiseberichten, als Literarhistoriker von immenser Breitenwirkung – kurz: ein umtriebiger und verblüffend fleißiger Schriftsteller auf den unterschiedlichsten Arbeitsfeldern mit zahlreichen persönlichen Beziehungen in der literarischen Welt.<sup>300</sup>

Geht es darum, Eduard Engel in einem guten Licht erscheinen zu lassen, trifft diese Beschreibung den Nagel auf den Kopf. Doch wenn überhaupt, ist der damals erfolgreiche Literaturhistoriker, Literaturkritiker, Stilist und Publizist heute nur noch „als der extremste, lautstärkste und verbissenste Sprachpurist des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts“<sup>301</sup> bekannt.

Schon seinen Zeitgenossen schien Engels sprachpuristisches Temperament zu überschwänglich. Kurt Tucholsky meinte beispielsweise:

Es ist ein Jammer um die Pflege der deutschen Sprache. Kümmerst dich schon einmal einer um sie, dann heißt er Eduard Engel; dieser unsägliche Hohlkopf hat es neulich fertig bekommen, den feinen Sprachkenner Wustmann zu beschimpfen, der in der kleinen Zehe mehr Sprachgefühl hatte, als der Schöpfer der arabischen Zahlen auf den Eisenbahnwaggons im Kopf hat.<sup>302</sup>

Helmuth Mojem spricht davon, dass Engel zu Recht vergessen wurde<sup>303</sup>: „Seine Ansichten und Bestrebungen waren insgesamt wohl doch zu wenig originär, um überdauern zu können, aus historischem Abstand wirkt auch sein vielfältiges Engagement allzu zeitverhaftet, als wenig belangvolle und obendrein verkrampt eifernde Polemik.“<sup>304</sup>

<sup>300</sup> Mojem (1995): Literaturbetrieb und literarisches Selbstverständnis, S. 28.

<sup>301</sup> Glück (2000): Warum sich die Beschäftigung mit Eduard Engel immer noch lohnt, S. VIII.

<sup>302</sup> Tucholsky zitiert nach Sauter (2000): Eduard Engel, S. 154.

<sup>303</sup> Vgl. Mojem (1995): Der gefallene Engel, S. 65.

<sup>304</sup> Mojem (1995): Literaturbetrieb und literarisches Selbstverständnis, S. 28.

Glück hingegen meint, dass Engel vielmehr verdrängt wurde.<sup>305</sup> Dem versucht Sauter entgegenzuwirken. Sie zeichnet in ihrer Dissertation das Bild eines Mannes, der mehr war als ein engstirniger Sprachpurist – nämlich ein polyglotter und sprachbegeisterter Mensch.<sup>306</sup>

Es ist an der Zeit, ihm Gerechtigkeit zu erweisen. Das bedeutet keineswegs, ihn seitens der Germanistik postum zu ‚rehabilitieren‘ oder gar zum Helden zu befördern. Es geht vielmehr darum, das widersprüchliche (und oft genug unsäglich bornierte und chauvinistische) Werk eines Mannes zu besichtigen, der die Debatten seiner Zeit über richtiges und gutes Deutsch nachhaltig beeinflusst hat.<sup>307</sup>

Heute wird nur noch in Arbeiten zum Thema *Stil* vereinzelt auf Engel verwiesen.<sup>308</sup> „Und dabei ergibt sich ein disperses Bild: Hier wird er als mutiger Literaturvermittler gerühmt, dort als reaktionärer Kritiker angeprangert. Einmal gilt er als bedeutender Stillehrer und Urvater heutiger Stilkritik, ein andermal als nationalistischer Hetzer gegen die Fremdwörter oder als ‚Erzpurist‘.“<sup>309</sup> Zu Engels 80. Geburtstag schrieb Erich Mühsam im *Berliner Tageblatt*<sup>310</sup>: „Es wird eine Zeit kommen, die dem stark verkannten Eduard Engel mehr Gerechtigkeit zollen wird als die Gegenwart.“<sup>311</sup>

Der folgende biographische Abriss wird sich überwiegend auf Sauters Dissertation als Quelle stützen.

### 3.1 Seine Wurzeln

Im heutigen Polen, genauer in Stolp/Hinterpommern, wurde Eduard Engel am 12. November 1851 geboren. Er wuchs in einer deutsch-jüdischen Familie auf. Sein Vater, Kreisgerichtskanzleirat Levin Engel,

<sup>305</sup> Vgl. Glück (2000): Warum sich die Beschäftigung mit Eduard Engel immer noch lohnt, S. VIII.

<sup>306</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel. – Ausführliche Bibliographie Engels im Anhang.

<sup>307</sup> Glück (2000): Warum sich die Beschäftigung mit Eduard Engel immer noch lohnt, S. IX.

<sup>308</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 4.

<sup>309</sup> Ebd., S. 4.

<sup>310</sup> Vgl. ebd., S. 155.

<sup>311</sup> Mühsam zitiert nach Sauter (2000): Eduard Engel, S. 155.

starb, als Eduard zehn Jahre alt war. Mit zwei weiteren Kindern konnte sich seine Mutter Rahel das Schulgeld nicht leisten, um ihren Sohn das Gymnasium besuchen zu lassen. Zum Glück für die Familie ließ die Stadt Stolp den begabten Jungen als „Freischüler“ aufnehmen.

Engel übersprang die erste Klasse am Gymnasium – Latein und Französisch hatte er sich bereits im Selbststudium angeeignet.<sup>312</sup> „Beim eigenständigen Sprachenlernen habe ihn stets die Angst angetrieben, in der nächsten Klassenstufe mit einer neuen Sprache konfrontiert zu werden, ohne über die geringsten Kenntnisse darüber zu verfügen.“<sup>313</sup> So lernte er ebenfalls autodidaktisch Griechisch, Englisch, Italienisch und Spanisch.

Von 1870 bis 1873 studierte Engel in Berlin Sanskrit sowie klassische und romanische Philologie. Zudem besuchte er Vorlesungen zur Philosophiegeschichte bei Professor Eugen Dühring, der in der *Stilkunst* erwähnt wird. 1874 promovierte er in Rostock. Seine dreißigseitige Dissertation trägt den Titel „De pristinae linguae francicae syntaxi“ (Von der Syntax der altfranzösischen Sprache) und ist in lateinischer Sprache abgefasst, was keine Pflicht war.

Engel heiratete zweimal: 1875 die Spanierin Paula Dolores de Blavières y Mendoza, die 1910 starb. 1912 heiratete er Anna Gänger, die ihren Mann überlebte und 1947 starb. Beide Ehen blieben kinderlos. Engel schrieb davon, dass beide Frauen ihn sprachlich sehr geprägt hätten.<sup>314</sup>

### 3.2 Der Tausendsassa

Als Wissenschaftler – seine Gegner sagten: als Dilettant – hat er sich nicht nur in der Philologie, sondern auf ganz verschiedenen Gebieten betätigt. Er war Experte für das Eisenbahnwesen und hat sich in der Shakespeare-Bacon-Debatte kenntnisreich engagiert, er hat über die

<sup>312</sup> Vgl. ebd., S. 15ff.

<sup>313</sup> Ebd., S. 17.

<sup>314</sup> Vgl. ebd., S. 17f., 20ff., 26f. – Die Angaben zum Studium sind in der Sekundärliteratur nicht einheitlich, wobei die hier nachgewiesenen am nachvollziehbarsten scheinen: Es finden sich weitere Angaben wie „allgemeine Sprachwissenschaft“ und „neuere Sprachen“.

Schulaussprache des Griechischen, den Okkultismus, die wahre Heimat des Odysseus, die Herkunft Kaspar Hausers, über Lord Byron, Heinrich Heine und Kaiser Friedrich publiziert. Engel gilt als der ‚Erfinder‘ der Bahnsteigkarte, des Zonentarifs im Nahverkehr und der Sommerzeit. [...] Engel hat sich auch als Poet versucht und einige Novellen veröffentlicht, die mit Recht vergessen worden sind (in seinem Nachlaß befindet sich das Manuskript eines Romans).<sup>315</sup>

1888 veröffentlichte Engel sein Werk „Eisenbahnreform“, in Berlin gründete er einen Eisenbahnverein.<sup>316</sup> Seine Initiativen wie „die Vereinheitlichung der Fahrpreise, die Ausstattung von Schnellzügen mit 3.-Klasse-Waggons, die bessere Beschilderung von Bahnhöfen und Zügen“<sup>317</sup> trugen ihm den Spitznamen „Zonenengel“ ein. Engel reiste leidenschaftlich gern in fremde Länder. Die Beschäftigung mit fremden Sprachen und ausländischer Literatur war ihm ein Vergnügen. Seine Interessen waren vielseitig; sein Ehrgeiz, Tatendrang und Engagement groß.<sup>318</sup>

Er war ein hochbegabter und -gebildeter, aber sehr widersprüchlicher Mensch, der für seine (manchmal wirren, manchmal abstoßenden) Überzeugungen mutig gekämpft hat (z.B. gegen Thomas Mann, Gerhart Hauptmann und Bertold Brecht), von Zeitgenossen hohe Achtung (z.B. durch Theodor Fontane, Erich Mühsam und Isolde Kurz), aber auch Ablehnung und Verachtung (z.B. durch Kurt Tucholsky und Fritz Mauthner) erfuhr.<sup>319</sup>

Besonders im wissenschaftlichen Bereich machte sich Engel nicht nur Freunde. Er erhob schwere Vorwürfe gegen die Wissenschaft, die sich im Alter verschärfte.<sup>320</sup> „Das devote Publikum und die Arroganz der

<sup>315</sup> Glück (2000): Warum sich die Beschäftigung mit Eduard Engel immer noch lohnt, S. IX.; Sauter spricht von einem „Schwachpunkt“ Engels bzgl. der Produktion eigener literarischer Texte (Vgl. S. 62).

<sup>316</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 152, 357. Seine Leidenschaft für das Thema „Eisenbahn“ weisen ebenfalls nach: Schumann (2008): Engel, S. 274.; Hansen (2003): Engel, Eduard, S. 437.

<sup>317</sup> Sauter (2000): Eduard Engel, S. 152.

<sup>318</sup> Vgl. Glück (2000): Warum sich die Beschäftigung mit Eduard Engel immer noch lohnt, S. IX.

<sup>319</sup> Ebd., S. IX.

<sup>320</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 100f.

Professorenschaft als zwei Kehrseiten derselben Medaille widersprachen zutiefst Engels Vorstellungen von einem aufgeklärten Wissenschaftsbetrieb.<sup>321</sup> Zudem „äußere sich [der Hochmut oder ‚Dünkel‘ der Professoren, wie Engel sich ausdrückt,] vor allem in der Art, wie sie ihre Wissenschaft nach außen darstellten: ihre Texte seien langweilig und in einem unklaren Stil geschrieben. Außerdem gefährdeten unzählige Fremdwörter die Verständlichkeit.“<sup>322</sup>

Von 1870 bis 1904 war Engel Stenograph, erst im Preußischen Abgeordnetenhaus, dann im Reichstag – zeitweise sogar als stellvertretender Vorsitzender des Stenographenbüros.<sup>323</sup> 1903 verlieh man ihm als „Anerkennung seiner langjährigen Tätigkeit am Reichstag“ einen Professorentitel.<sup>324</sup> Dass Engel bei seiner Arbeit zudem mit vielen teilweise hochrangigen Politikern wie beispielsweise Bismarck<sup>325</sup> in Kontakt kam und mit ansehen durfte, wie „Politik gemacht“ wird, war für ihn zusätzlicher Lohn.

Im Mittelpunkt seines politischen Interesses stand ein geeinigtes Deutschland sowie soziale Gerechtigkeit in der Gesellschaft – dafür wollte Engel sich auf keine Partei festlegen.<sup>326</sup> Dem Ersten Weltkrieg begegnete Engel mit „überschwänglicher Begeisterung“<sup>327</sup>. Er gab sich

<sup>321</sup> Ebd., S. 100.

<sup>322</sup> Ebd., S. 100.

<sup>323</sup> Vgl. ebd., S. 110, 357. – Anderorts wird seine Tätigkeit als Stenograph bis 1919 angegeben, was Sauter widerlegt (Vgl. S. 110f.); Vgl. Schumann (2008): Engel, S. 274.; Hansen (2003): Engel, Eduard, S. 437.; Mojem (1995): Literaturbetrieb und literarisches Selbstverständnis, S. 29.; Mojem (1995): Der gefallene Engel, S. 65.

<sup>324</sup> Sauter (2000): Eduard Engel, S. 103, 110. – „Die Lexikonangabe über die Ernennung zum Professor führte wohl gemeinsam mit der über Engels Mitgliedschaft im Prüfungsausschuß des Orientalischen Seminars bei einigen Autoren zu der Interpretation, Engel sei Professor für Orientalistik gewesen.“

Vgl. Schumann (2008): Engel, S. 274.; Hansen (2003): Engel, Eduard, S. 437.; Mojem (1995): Literaturbetrieb und literarisches Selbstverständnis, S. 82.

<sup>325</sup> Sauter (2000): Eduard Engel, S. 121. – „Von Bismarck hat Engel ein zwiespältiges Bild: Einerseits bewundert er den Machtmenschen und ist stolz, ihn ‚persönlich‘ gekannt zu haben, andererseits macht er ihn für zahlreiche Fehler verantwortlich.“

<sup>326</sup> Vgl. ebd., S. 114ff.

<sup>327</sup> Ebd., S. 123.

dem „Wir-Gefühl“ hin und hoffte auf die „Einheit der Deutschen“<sup>328</sup>. Die Niederlage führte er auf „den Mangel an Patriotismus“<sup>329</sup> zurück.

Den Sozialisten gegenüber war Engel ungleich kritischer geworden [...]: „Um wie viel reiner ist sie [die Luft] [...] durch die Hinrichtung solcher Höllenhunde wie Kurt Eisner, Liebknechts, Rosas und des Erzverderbers!“. Diese Feindseligkeit war jedoch nicht das Ergebnis ideologischer Differenzen. Sie resultierte vielmehr daraus, daß Engel Verantwortliche suchte dafür, daß das deutsche Reich erneut gespalten war. Von den Spartakisten fühlte er seine Vorstellungen vom ‚Volksfrieden‘ bedroht, weil sie Veränderungen auch mit Gewalt durchsetzen wollten. Als Unterzeichner des Waffenstillstandsvertrages von Compiègne stand Erzberger für Engel wie für die Anhänger der ‚Dolchstoßlegende‘ stellvertretend für die ‚deutsche Schmach‘.<sup>330</sup>

Aussagen wie diese lassen Engel „extrem nationalistisch, chauvinistisch, vielleicht auch [...] rassistisch“<sup>331</sup> wirken. Sauter weiß allerdings, dass Engels politische Anschauung vielmehr im konservativen Lager zu verorten ist. Doch sein sich steigernder Purismus verstärkte im Laufe seines Lebens diesen Eindruck.<sup>332</sup>

Engel galt als aufbrausend, temperamentvoll, sehr selbstbewusst und bestimmend.<sup>333</sup> „Er sah sich als ‚unzünftig‘, also unabhängig von anderen, als jemand, der zu seiner von der Masse abweichenden Meinung steht und leidenschaftlich dafür kämpft.“<sup>334</sup>

### 3.3 Der Literaturmensch

Neben seiner Beamtenkarriere konnte Engel auch Erfolge auf literarischem Gebiet verbuchen: 1879 wurde er zum verantwortlichen Herausgeber des „Magazins fuer die Literatur des Auslandes“ berufen. Dies war zum damaligen Zeitpunkt eine der ältesten und angesehensten kritischen Zeitschriften Deutschlands, die seit 1832 wöchentlich umfassend

<sup>328</sup> Ebd., S. 124.

<sup>329</sup> Ebd., S. 126.

<sup>330</sup> Ebd., S. 127.

<sup>331</sup> Ebd., S. 116.

<sup>332</sup> Vgl. Glück (2000): Warum sich die Beschäftigung mit Eduard Engel immer noch lohnt, S. IX.

<sup>333</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 147.

<sup>334</sup> Ebd., S. 147.

und auf hohem Niveau ueber das internationale Literaturgeschehen berichtete. Unter Engels kompetenter und engagierter Redaktion wandelte sich das bis dahin eher akademisch-konservative Fachblatt zu einem frischen, lebendigen Literaturjournal, das bei gleichbleibender inhaltlicher Qualitaet nun einen deutlich groesseren Leserkreis erreichte, was dem Herausgeber rasch allgemeine Anerkennung und den Ruf einer literarischen Autoritaet eintrug.<sup>335</sup>

Bis 1883 war Engel als Herausgeber und Chefredakteur beim „Magazin“ tätig – zuvor war er bei etlichen Zeitungen und Zeitschriften, auch ausländischen, journalistisch tätig gewesen. Unter Engels Leitung wurde das Blatt inhaltlich erweitert, um Beiträge über Literatur des Inlandes. Es hieß schließlich „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“.<sup>336</sup> „Literaturwissenschaftliche Studien aus jüngerer Zeit bestätigen, daß Engel einige bedeutende Schriftsteller ‚entdeckt‘ oder gefördert hat, die ohne ihn vielleicht nie bekannt geworden wären.“<sup>337</sup> Er verhalf Autoren wie Zola, Liliencron, Raabe, Poe und vor allem Fontane zu literarischer Anerkennung in Deutschland. In Briefwechsel stand er mit Autoren wie Berthold Auerbach, Georg Ebers, Josef Haller, Paul Heyse, Friedrich Theodor Vischer, die allesamt in seiner *Stilkunst* auftauchen.<sup>338</sup>

Das „Magazin“ kooperierte unter Engels Leitung mit dem „Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverband“, worin er die Möglichkeit sah, sich für die Stärkung des Urheberrechts einzusetzen.<sup>339</sup> „Mehrfach thematisierte er die dramatische Bearbeitung von literarischen Vorlagen ohne Genehmigung des Autors [...]. Vom Schriftstellerverband hoffte Engel, er könnte die Interessen der Schriftsteller auch politisch durchsetzen helfen.“<sup>340</sup>

<sup>335</sup> Mojem (1995): Der gefallene Engel, S. 65.

<sup>336</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 31, 34f., 60f.

<sup>337</sup> Ebd., S. 36.

<sup>338</sup> Vgl. ebd., S. 46, 41.

<sup>339</sup> Vgl. ebd., S. 42.

<sup>340</sup> Ebd., S. 42.

Moderne literarische Strömungen lehnte Engel ab. Beispielsweise konnte er sich nie mit dem Naturalismus oder Expressionismus anfreunden.<sup>341</sup> Mojem spricht von einer Rückwärtsgewandtheit Engels<sup>342</sup>:

Die literarische Entwicklung, auf deren Hoehe er sich vielleicht eine kurze Zeitspanne lang befunden hatte, war weitergegangen und hatte ihn alsbald ueberholt, ein Vorgang, den Engel, dem wohl durch fruehe Erfolge die Faehigkeit zu selbstkritischem Zweifel rasch abhanden gekommen war, nicht wahrhaben wollte. Er reagierte darauf in seinen Arbeiten mit unangemessenen Wertungskriterien, mit Selbstgerechtigkeit und mit banausenhaft bekundeter Verstaendnislosigkeit.<sup>343</sup>

Neben seiner Arbeit beim „Magazin“ zeichnen Engel seine Arbeiten als Literaturhistoriker aus. Er publizierte eine „Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen“. Dazu gehörten die „Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit“ (1882) und die „Geschichte der englischen Litteratur“ (1883), die hohe Auflagenzahlen erreichten und überaus erfolgreich waren.<sup>344</sup>

Einen noch größeren Erfolg hatte Engel mit seiner „Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart“, die 1906 bei Tempsky (Wien) und Freytag (Leipzig) erschien. Das zweibändige Werk sollte am 1. Oktober in den Buchhandel kommen, schon Mitte September waren die Vorbestellungen aber so zahlreich, daß bereits an die zweite Auflage gedacht wurde. Am 22. November – knapp zwei Monate nach Erscheinen – war die erste Auflage tatsächlich vergriffen. Von nun an wurden fast jedes Jahr mehrere Auflagen notwendig bis zur 38. Auflage 1929.<sup>345</sup>

Zudem verfasste Engel literaturgeschichtliche Arbeiten u.a. zur Literatur Nordamerikas, über William Shakespeare, Goethe und zuletzt das Werk „Was bleibt?“ – eine Art „Abrechnung“ mit der damaligen Gegenwartsliteratur.<sup>346</sup>

<sup>341</sup> Vgl. ebd., S. 44f., 58.

<sup>342</sup> Vgl. Mojem (1995): Der gefallene Engel, S. 65.

<sup>343</sup> Ebd., S. 65.

<sup>344</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 47.

<sup>345</sup> Ebd., S. 47.

<sup>346</sup> Vgl. ebd., S. 47f., 53, 58f.

In seinen Werken versuchte Engel immer unterhaltsam auf den Leser zu wirken. „Den Anspruch der Wissenschaftlichkeit erhebt Engel durchaus, aber einer Wissenschaftlichkeit, wie er sie versteht: ohne Wissenschaftsjargon und ohne ‚Belästigung des Lesers mit den ach! so leicht hinzuzufügenden, gelehrt aussehenden Anmerkungen‘.“<sup>347</sup>

Der Anklang, den Engels Bücher beim Publikum fanden [...], lässt sich vielleicht dadurch erklären, dass sie allesamt unzuünftig-frisch wirkten, bei beachtlicher Zuverlässigkeit ohne praetentioese Gelehrtenattitüde daher kamen und in der Regel von einem Common-sense-Standpunkt aus geschrieben waren. Weiterhin nahmen sie wohl durch ihre Tendenz zum Praktisch-Nützlichen für sich ein, die vermutlich Engels journalistischer Prägung geschuldet war und die etwa darin zum Vorschein kam, dass seine Literaturgeschichten immer einen Schwerpunkt in der Gegenwartsliteratur hatten; zudem waren sie allgemeinverständlich abgefasst und bestachen durch subjektiv-temperamentvolle Argumentation. Insgesamt wird man sagen können, dass Engel ein ausgezeichnetes Gespür für die literarischen Bedürfnisse seiner Zeitgenossen besaß und den allgemeinen Geschmack geschickt und in umfassender Weise bediente, so dass seine Werke geradezu als Ausdruck davon, als getreues Abbild des Zeitgeistes anzusehen sind.<sup>348</sup>

Das wusste sich auch der „Allgemeine Deutsche Sprachverein“ (ADSV) zunutze zu machen – sowohl Engels sprachpflegerische als auch seine sprachpuristischen Ambitionen stießen auf Wohlwollen. Anfangs gestaltete sich die „Freundschaft“ problemlos – man respektierte sich und bestärkte sich in seinen Unternehmungen. In der *Stilkunst*, die zur „Bibel“<sup>349</sup> des ADSV wurde, beginnt schließlich Kritik laut zu werden: nach Engel könnte der Verein vehementer für seine Ziele eintreten. In „Sprich Deutsch!“ und dem „Deutschen Sprachschöpfer“ steigert sich sein Unmut über die Wirksamkeit der Vereinsarbeit.<sup>350</sup> „Obwohl der Sprachverein [...] Engel auch weiterhin als seinen ‚Vorkämpfer‘ würdigte, wird allmählich eine gewisse Verstimmtheit deutlich.“<sup>351</sup>

<sup>347</sup> Ebd., S. 48.

<sup>348</sup> Mojem (1995): Der gefallene Engel, S. 65.

<sup>349</sup> Sauter (2000): Eduard Engel, S. 286.

<sup>350</sup> Vgl. ebd., S. 283, 285ff., 290, 293.

<sup>351</sup> Ebd., S. 291.

In einer Besprechung der Neuauflage der *Stilkunst* von 1931 beschwert sich schließlich der Schriftleiter der Zeitschrift, Oskar Streicher, bitter darüber, wie Engel den Sprachverein behandle. In der überarbeiteten Fassung hat Engel etliche Passagen weggelassen, in denen von der positiven Entwicklung des Vereins und seiner Macht die Rede war, von seinem Einfluß und seinen Aktivitäten. Außerdem wird auch der Standpunkt des Sprachvereins in Einzelfragen nicht mehr zitiert. [...] [N]icht nur, daß Engel den Sprachverein als Vorgänger und seine Zeitschrift als Materialbasis verschweige, sondern auch, daß er statt Sarrazins Fremdwörterbuch nun sein eigenes empfehle. Ansonsten „flicke er ihm [dem Sprachverein] am Zeuge“ und verkenne dessen Erfolge, von denen nicht zuletzt er selbst profitiere.<sup>352</sup>

Trotz aller Querelen wird Engel 1931 zum Ehrenmitglied ernannt.<sup>353</sup>

### 3.4 Seine Werke zum Thema *Stil*

Engels Interesse an sprachlichen und stilistischen Fragen wuchs mit seiner publizistischen Tätigkeit.<sup>354</sup> „Um die Jahrhundertwende begann Engel, sprach- und stilkritische Artikel in Zeitungen zu veröffentlichen.“<sup>355</sup> Engel erkannte das Interesse potentieller Leser nach einem Stilratgeber.<sup>356</sup> Und der Erfolg seiner 1911 veröffentlichten *Deutschen Stilkunst* gab ihm Recht. „Sie wurde zur ‚einflußreichsten deutschen Stillehre im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts‘, Engel zum ‚namhaftesten Stillehrer der ersten Jahrhunderthälfte‘. Zugleich legte die ‚Stilkunst‘ den Grundstein der Engelschen Fremdwortbekämpfung. Der große Erfolg zeigt: Engel war in eine Marktlücke gestoßen.“<sup>357</sup>

Engel schreibt in der Einleitung zu seiner *Stilkunst*: „Nahezu ein Menschenalter unablässiger Mühe des Vorbereitens, Sammels, Ausführens wurde neben und zwischen allen sonstigen Arbeiten meines Berufs- und Neigungslbens an dieses Buch gewandt“ (SKE, 8). Er betrachtet seine Arbeit als Beitrag zur Pflege der Muttersprache, was er in ei-

<sup>352</sup> Ebd., S. 291f.

<sup>353</sup> Vgl. ebd., S. 292.

<sup>354</sup> Vgl. ebd., S. 75.

<sup>355</sup> Ebd., S. 75.

<sup>356</sup> Vgl. ebd., S. 75.

<sup>357</sup> Ebd., S. 75.

nem national gestimmten Ton deutlich macht. Und er hofft, seinen Lesern veranschaulichen zu können, was guten Stil ausmacht (Vgl. SKE, 8). Das Buch umfasst 484 Seiten und gliedert sich in zehn Bücher<sup>358</sup>, die wiederum in Kapitel inhaltlich feiner segmentiert werden. Engel verwendet viele Zitate, nicht nur an den Kapitelanfängen. Es gibt etliche Textbeispiele meist bekannter Autoren, die belehren, aber auch abschrecken sollen. Sauter hat den Inhalt von Engels *Stilkunst* in ihrer Arbeit zusammengefasst, deshalb soll hier nur kurz darauf eingegangen werden.<sup>359</sup>

Engel beklagt sich über das Gelehrtendeutsch und die schlechte Prosa, die es in Deutschland gebe.<sup>360</sup> „Die Grundbedingungen für guten Stil sind für Engel: Zweckmäßigkeit, Wahrhaftigkeit, Persönlichkeit und Natürlichkeit.“<sup>361</sup> Engel argumentiert, wenn es um sprachliche Probleme geht: „Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhafte Freiheit“ (SKE, 89) – damit kritisiert er Sprachschulmeister und stellt den Sprachgebrauch in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Es werden grammatische Phänomene erörtert<sup>362</sup>: „Als die ‚drei Hauptsünden‘ betrachtet Engel die Inversion nach *und*, den falschen Gebrauch von *als* und *wie* als Vergleichspartikeln sowie das – seiner Meinung nach stets überflüssige – *derselbe*, *dieselbe* und *dasselbe*.“<sup>363</sup> Engel gibt Ratschläge für den richtigen Ausdruck; man solle z.B. Modewörter oder Hauptwörter auf *-ung*, *-heit*, *-keit* meiden und anschaulich sowie lebendig schreiben. Ausführlich beschäftigt sich Engel mit Fremdwörtern, bevor er Forderungen an den Satzbau (Satzlänge) formuliert, textlinguistische Inhalte und rhetorische Mittel thematisiert und Stilgattungen vorstellt.<sup>364</sup> Sauters Resümee zu Engels *Stilkunst* ähnelt an etlichen Stellen den Urteilen zu Rei-

<sup>358</sup> 1: Grundfragen, 2: Die deutsche Sprache, 3: Der Ausdruck, 4: Die Fremdwörter I., 5: Die Fremdwörter II., 6: Der Satz, 7: Der Aufbau, 8: Der Ton, 9: Die Schönheit, 10: Stilgattungen.

<sup>359</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 75f.

<sup>360</sup> Vgl. ebd., S. 76.

<sup>361</sup> Ebd., S. 77.

<sup>362</sup> Vgl. ebd., S. 78f.

<sup>363</sup> Ebd., S. 79.

<sup>364</sup> Vgl. ebd., S. 79-84.

ners' *Stilkunst* und soll deshalb trotz des Umfanges hier wiedergegeben werden:

Trotz des eher trockenen Stoffes läßt sich das Werk flüssig lesen: Engels Sprache ist unkompliziert und lebendig, durch Begeisterungsausbrüche ebenso aufgelockert wie durch Hasstiraden. Eine seiner eigenen Forderungen erfüllt Engel jedoch nicht: die nach Kürze. Wiederholungen, Vor- und Rückgriffe und schier endlose Beispiele ließen das Buch erst auf seine fast fünfhundert Seiten anwachsen. Dabei zeigt sich eine ungeheure Belesenheit und ein ebenso großer Fleiß. Die negativen Beispiele stammen vorwiegend von Wissenschaftlern: den Germanisten Wilhelm Dilthey, Richard M. Meyer, Wilhelm Scherer, Erich Schmidt und Felix Poppenberg, dem Kunst- und Literaturhistoriker Hermann Grimm, den klassischen Philologen Friedrich Schöll und Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff sowie den Historikern Hans Delbrück und Karl Lamprecht. Engel führt schon früher begonnene Privatfehden fort, z.B. gegen R.M. Meyer. Mit den negativen Beispielen scheint Engel neben der Belehrung ein weiteres Ziel verfolgt zu haben: seine Gegner lächerlich zu machen und sich zugleich das Publikum zu verbrüdern. Ebenso, wie solche Autoren kaum jemals ein positives Wort abbekommen, läßt Engel bei anderen, die zu seinen Vorbildern zählen, gerne fünf gerade sein. Hier ist allen voran Goethe zu nennen, aber auch Friedrich Schiller, Gotthold Ephraim Lessing, Martin Luther, Otto von Bismarck, Ernst Moritz Arndt, Johann Gottlieb Fichte, Paul Heyse, Gottfried Keller, Helmuth von Moltke, Eduard Mörike, Heinrich Treitschke und Friedrich Theodor Vischer. Bei einigen vermeidet er überhaupt, sie mit negativen Beispielen zu zitieren. Aufschlußreich ist der Umgang mit Schopenhauer, dem großen Vorbild. Ihn zitiert Engel mit Aussagen über guten Stil – sei es, weil sie sich mit den seinigen decken, sei es aufgrund einer „Verwandtschaft des Temperaments“. Obwohl er bei Schopenhauer etliche Negativbeispiele für die ‚Fremdwörterei‘ gefunden hätte, unterläßt es Engel, ihn hier zu zitieren. Ja, er nimmt sogar Stilaussagen auf, die Fremdwörter enthalten. [...]

Zur Lebendigkeit des Engelschen Stiles trägt auch seine beachtliche Produktivität bei der Wortbildung bei. Mit seinen Neubildungen trifft er den gemeinten Sachverhalt meist sehr deutlich und bildhaft und erfüllt damit seine Forderung nach ‚Eigenwörtlichkeit‘ und ‚sichtbarem Stil‘. Oft sind diese Neubildungen negativ konnotiert und dienen dem Kampf gegen ‚Stilsünden‘: *Abklatschwort*, *Bilderei*, *Geistreichelei*, *Stopfstil*, *Andeutelei* usw.

Auch bei Grammatik, Rechtschreibung und Zeichensetzung beschreitet Engel neue Wege. So schreibt er *Zeitungsschreiber, alle mögliche Menschen, er übersiedelte*, und das Adjektiv *deutsch* schreibt er stets groß. Geradezu eigensinnig gebraucht er statt *mehrere* stets seine Eigenkreation *mehre*, setzt immer nur halbe Anführungszeichen und macht Betonungen mit einem Akzent deutlich.<sup>365</sup>

Im nächsten Kapitel wird gezeigt, dass die Kritiker von Reiners' Stilwerken ähnliche Sachverhalte hervorhoben: den lebendigen Stil, die Belesenheit, die Bewertung und Fülle der Beispiele sowie die häufigen Wiederholungen.

Von Engels *Stilkunst* erschienen von 1911 bis 1931 31 Auflagen mit einer Gesamthöhe von 64.000 Exemplaren.<sup>366</sup> „Gleich in den ersten beiden Jahren wurden 20 Auflagen der ‚Deutschen Stilkunst‘ gedruckt. [...] Anfang September 1911 erschienen, war die erste Auflage bereits Mitte September vergriffen.“<sup>367</sup>

Von Auflage zu Auflage nahm Engel kleinere Änderungen oder Ergänzungen vor – beispielsweise wird die *Stilkunst* nach dem Krieg um das Nachwort „Deutscher Stil im Deutschen Kriege“ erweitert. Der Erste Weltkrieg hatte auch für die *Stilkunst* weitreichende Folgen.<sup>368</sup> Engel verliert sich in seiner empfundenen „Diskrepanz zwischen politischer und sprachlicher Situation“<sup>369</sup>. Seine Abneigung gegenüber Fremdwörtern verschärft sich. „Die zahlreichen Veränderungen in der Ausgabe von 1922 zeigen eine Radikalisierung und eine weitere Schwerpunktverlagerung hin zur Fremdwortfrage. Konsequenter hat er das eigene Vokabular von Fremdwörtern ‚befreit‘ und Verdeutschungen eingesetzt.“<sup>370</sup> Verdeutschungen wie *Sprachlehre* für *Grammatik*, *Satzmusik* für *Rhythmus*, *Strichlein* für *Komma* oder *Mittelwort* für *Partizip* werden konsequent verwendet. Zudem schreibt Engel bewusst *Fotólch* für *Fauteuil* oder *Powerteh* für altfranzösisch *Poverté*. Fremdsprachige Zitate erschei-

<sup>365</sup> Ebd., S. 84f.

<sup>366</sup> Vgl. ebd., S. 85.

<sup>367</sup> Ebd., S. 85, 93.

<sup>368</sup> Vgl. ebd., S. 85.

<sup>369</sup> Ebd., S. 86.

<sup>370</sup> Ebd., S. 86.

nen nun mit Übersetzung. Die Fremdwortkapitel erfahren die umfangreichste Bearbeitung und Ergänzung.<sup>371</sup>

Dabei handelt es sich vor allem um zusätzliche Beispiele besonders haarsträubender ‚Welschereien‘, vorgetragen in einem merklich schärferen Ton. [...] Da inhaltlich kaum etwas von Bedeutung hinzukommt, bewirken die Zusätze lediglich ein Aufblähen des ohnehin nicht sonderlich konzisen Textes. [...] Allgemein ist eine Radikalisierung erkennbar, eine Verstärkung der schwarzweißen Darstellungsweise.<sup>372</sup>

Der *Stilkunst* inhaltlich ähnlich ist Engels Werk „Gutes Deutsch. Ein Führer durch Falsch und Richtig“ (1918). Laut Sauter erinnere das Buch an eine Grammatik, die in Zweifelsfällen zu Rate gezogen werden kann. Nach einem ausführlichen Lob auf seine Muttersprache kommt er wie in der *Stilkunst* auf die verhassten Sprachschulmeister zu sprechen, die den Sprachgebrauch und -wandel außer Acht lassen würden. Neben sprachlichen und stilistischen Problemen widmet sich Engel ausgiebig dem Fremdwortgebrauch.<sup>373</sup> „Die erste Auflage erschien im August 1918 mit 10.000 Exemplaren. Nach vier Wochen waren bereits 9.000 davon ausgeliefert, und noch im selben Jahr wurde eine zweite Auflage notwendig. [...] Zusammen mit den 5.000 Stück der fünften Auflage kamen insgesamt 37.000 Exemplare von ‚Gutes Deutsch‘ auf den Markt.“<sup>374</sup>

Das Presseecho in Form von Rezensionen fiel fast durchweg positiv aus.<sup>375</sup>

Viele Leute können sich beim Anblick eines Buches über Stilistik, besonders wenn es so umfangreich ist wie das von Engel, eines gelinden Grausens nicht erwehren. Engels Buch gegenüber ist diese Empfindung durchaus ungerechtfertigt. Mit ebensoviel Witz wie Scharfsinn ist es geschrieben, und glühende Begeisterung für unsere Muttersprache weht

<sup>371</sup> Vgl. ebd., S. 86.

<sup>372</sup> Ebd., S. 86.

<sup>373</sup> Vgl. ebd., S. 87, 92.

<sup>374</sup> Ebd., S. 92.

<sup>375</sup> Vgl. ebd., S. 93f.

durch das Ganze. Wer einmal einen Abschnitt gelesen hat, stellt das Werk nicht eher in den Bücherschrank, als bis er es ganz gelesen.<sup>376</sup>

Kritisiert wird er für vereinzelte Widersprüche in der Argumentation, seinen derben Ton<sup>377</sup> und für „seine Alleingänge auf dem Gebiet der Zeichensetzung, Rechtschreibung und Wortbildung, die zu breite Behandlung der Fremdwort-Thematik, das Druckbild, das ‚so eng gehalten [sei], daß auch die stärksten Augen beim Lesen bald ermüden‘.“<sup>378</sup>

Engels schärfster Kritiker war Raimund Halatschka.<sup>379</sup> Er meint, dass Engels Urteile zum *Stil* wertlos seien, wenn nicht sogar falsch. Halatschka führt aus, dass es ihm aufgrund des Wortschwall der *Stilkunst* große Mühe bereitet habe, das Werk durchzuarbeiten. Wegen der positiven Reaktionen der Presse fühle er sich gezwungen, auf die Schäden und Gefahren des Buches hinzuweisen. Er kritisiert Engels häufige Wiederholungen und wirft ihm Inkonsequenz bzgl. seiner Stilregeln vor, beispielsweise was die Fuge angeht (Engel schreibe *Volkstil* aber *Altersstil*; häufig *Zeitungschreiber* aber auch *Zeitungsschreiber*). Der Vorwurf, dass Engel den Unterschied zwischen *Worte* und *Wörter* nicht kenne, wird auch bei Reiners auftauchen. Halatschka spricht davon, dass Engel die Autoren seiner positiven Stilbeispiele „anhüdele“ – ihnen Honig um den Bart schmiere.<sup>380</sup> Halatschka äußert zudem den Vorwurf, Engel habe für seine *Stilkunst* abgeschrieben: „[A]ber warum nennt Engel seine Vorgänger fast nur dann, wenn er ihnen entgegentritt, warum nie, wenn er ihnen ‚nachempfindet‘, warum bezeichnet er ihre Werke nicht mit Namen?“<sup>381</sup> In Anlehnung an Engels Bezeichnung *Zitateles* (für jemanden, der viele Zitate verwendet, SKE 382) nennt Halatschka ihn „Abschreibeles“ oder „Nachempfindeles“. Er wirft Engel vor, aus seinem

<sup>376</sup> Kühn zitiert nach ebd., S. 93.

<sup>377</sup> Vgl. ebd., S. 94f.

<sup>378</sup> Ebd., S. 94.

<sup>379</sup> Vgl. ebd., S. 94f.

<sup>380</sup> Vgl. Halatschka (1916): Von deutscher *Stilkunst*, S. 97f., 212, 313, 316f.

<sup>381</sup> Ebd., S. 316.

Werk „Zeitungsdeutsch“ abgeschrieben zu haben.<sup>382</sup> Einen ähnlichen Vorwurf äußerte Karl Kraus.<sup>383</sup>

Deartige Kritiken blieben die Ausnahme und taten dem Erfolg der *Stilkunst* keinen Abbruch. Engel wurde zur „Autorität in Stilfragen“ und galt schließlich als „Stilpapst“.<sup>384</sup>

1927 kritisiert er im Aufsatz „Das falsche Deutsch im Duden“ allzu starre Vorgaben.<sup>385</sup>

Tatsächlich zeigt sich Engel gegenüber Neuerungen offen. Wenn es dem Verständnis dient oder der lebendigen, gesprochenen Sprache besser entspricht, akzeptiert er Abweichungen in Wortbildung, Wortstellung und Rechtschreibung. Verstöße gegen die kodifizierten Regeln der Grammatik prangert Engel dort an, wo sie dem Zweck aller Kommunikation, der optimalen Gedankenübertragung, zuwiderlaufen.<sup>386</sup>

Trotz seiner seinerzeit „relativ liberalen Einstellungen gegenüber Sprache und Sprachwandel“<sup>387</sup> verirrt sich Engel schließlich im Sprachpurismus<sup>388</sup>: „Sprache ist Volk, Volk ist Sprache. [...] Die Zukunft des deutschen Volkstums blüht oder welkt mit der Zukunft deutscher Sprache.“<sup>389</sup>

### 3.5 Der Purist

Engel ereiferte sich über die „grenzenlose ausländernde Sprachsudelei“, über die „sprachliche Entvolkung Deutschlands“, über das „Krebsgeschwür am Leibe deutscher Sprache, deutschen Volkstums, deutscher Ehre“, über die „Schändung der schönsten Sprache der Welt“. Er bezeichnete den Fremdwortgebrauch als „geistigen Landesverrat“ und for-

<sup>382</sup> Vgl. ebd., S. 98, 311, 316. – Die Anzahl der Stellen und Inhalte, die Halatschka aufzählt, scheint im Vergleich zu den Ergebnissen des Textvergleichs dieser Arbeit sehr gering.

<sup>383</sup> Vgl. Kraus (1912): Eine neue Form der Banalität, S. 37.; Sauter (2000): Eduard Engel, S. 153. – Kraus geht nicht ins Detail.

<sup>384</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 96.

<sup>385</sup> Vgl. ebd., S. 98.

<sup>386</sup> Ebd., S. 98.

<sup>387</sup> Ebd., S. 97.

<sup>388</sup> Vgl. ebd., S. 98f.

<sup>389</sup> Ebd., S. 99.

derte: „Nur ein deutschsprechendes deutsches Volk kann Herrenvolk werden und bleiben.“<sup>390</sup>

Peter von Polenz beschreibt Engel als „radikalsten aller deutschen Puristen der Wilhelminischen Zeit [...], der in der Tonart selbst von den nationalsozialistischen Sprachreinigern nicht überboten werden konnte.“<sup>391</sup>

Jürgen Schiewe hebt seinen „militant-chauvinistischen Ton“ hervor und meint, dass Engel die Sprache des Faschismus vorweggenommen und „gewissermaßen das Terrain für die Aktivitäten nationalsozialistisch gesinnter ‚Sprachreiniger‘ vor[bereitet habe].“<sup>392</sup> Laut Mojem

bleibt um so raetselhafter, wie ein Mann seines Formats [...] sich so weit verirren konnte. Eine Erklarung hierfuer liegt vielleicht darin, dass er sich unter Karriere- und Anpassungsdruck genoetigt gesehen haben mochte, seine juedische Herkunft mit allmaehlich internalisierten ueberlauten deutsch-voelkischen Bekenntnissen zu kompensieren, andererseits ist jedoch festzuhalten, dass Engel, der ja stets ein feines Gespueer fuer die Forderungen des Zeitgeistes besass und ihnen bereitwillig nachgab, mit den nationalistischen Untertoenen in seinen Werken auch diesmal die Meinungen der breiten Mehrheit, das sogenannte gesunde Volksempfinden, traf.<sup>393</sup>

Engel wegen seiner sprachpuristischen Kapriolen zu unterstellen, er wollte sich den Nationalsozialisten anbieten und von seiner jüdischen Herkunft ablenken, sei fraglich, so Sauter. Wie im nächsten Abschnitt gezeigt wird, unterschätzte er den Nationalsozialismus.<sup>394</sup>

Wenngleich Engel heute als vehementer Sprachpurist gilt, soll nun gezeigt werden, dass sich die Aversion gegen Fremdwörter langsam entwickelte und Engel nicht als Fremdwortjäger geboren wurde. Noch 1886 schreibt Engel:

Mich werden sie nicht im Verdacht des Chauvinismus halten, der ich mich, mehr als genug, mit fremder Literatur abgegeben. Aber ich meine:

<sup>390</sup> Polenz (1967): Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet, S. 66.

<sup>391</sup> Polenz zitiert nach Sauter (2000): Eduard Engel, S. 1.

<sup>392</sup> Schiewe zitiert nach ebd., S. 4.

<sup>393</sup> Mojem (1995): Der gefallene Engel, S. 65.

<sup>394</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 139f.

alle Beschäftigung mit Fremdem sollte uns lehren, nun erst recht gegen das Eigene gerecht und im besten Sinne national zu sein.<sup>395</sup>

Und 1929 schreibt er dann:

[D]ie unzähligen Fremdwörter im Deutschen, fast für jeden Begriff eins, sind keine Notwendigkeit, keine Folge der Armut unsrer Sprache, sondern eine Sprachkrankheit, eine Geistesseuche. Sie sind keine Bereicherung, sondern ein Aussatz, der den gesunden Sprachkörper anfrißt. Sie sind zum geringem Teil schlechte Gewöhnung in Folge schlechter Erziehung in Schule, Haus und Leben; zum größten Teil Ausfluß der Eitelkeit und Wichtigtuerei.<sup>396</sup>

Anfangs habe er sich nach eigenen Aussagen vom Fremdwortgebrauch blenden lassen – er hielt ihn für ein Merkmal der Bildung. Seine Arbeit als Stenograph ließ ihn umdenken.<sup>397</sup> Engels Sprachpurismus hatte u.a. politische Ursachen:

An der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg litt Engel persönlich, was für Angehörige der gebildeten Stände nichts Ungewöhnliches war. Er war ernsthaft davon überzeugt, daß die „Welscher“, die sprachlichen „Vaterlandsverräter“, die Hauptschuld an dieser Niederlage treffe. Das wuchs sich zu einer fixen Idee aus. Die Fremdwortfrage wurde für Engel zum Dreh- und Angelpunkt aller Politik.<sup>398</sup>

Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges ist Engels Haltung zum Fremdwortgebrauch bis auf einige Attacken weitestgehend maßvoll. In der *Stilkunst* finden sich anfangs noch etliche Fremdwörter, die Engel anscheinend für unentbehrlich hält.<sup>399</sup>

Die Fremdwortvermeidung ist für Engel eine „Frage des guten Stils“, es geht um die „vaterländische Ehre“, so Sauter. Fremdwörter seien meist undeutlich. Die Schuld an der Fremdwörterei in Deutschland gibt

<sup>395</sup> Engel zitiert nach ebd., S. 122.

<sup>396</sup> Engel zitiert nach ebd., S. 201f.

<sup>397</sup> Vgl. ebd., S. 201f.

<sup>398</sup> Glück (2000): Warum sich die Beschäftigung mit Eduard Engel immer noch lohnt, S. IX.

<sup>399</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 202, 204, 213.

Engel den Humanisten und in deren Folge der Schule und Wissenschaft.<sup>400</sup>

Richtig ‚zur Sache‘ geht Engel tatsächlich erst in seinen drei während des Ersten Weltkriegs erschienen Sprachbüchern: Dort wird seine Argumentation chauvinistisch, sein Vokabular gewalttätig, seine Kulisse endzeitlich; auf sie begründet sich sein Ruf [...]. Engel schimpft, zetert, krakeelt und diffamiert lauthals.<sup>401</sup>

1917 erscheint „Sprich Deutsch! Ein Buch zur Entwelschung“ – eine Programmschrift. 1918 wird „Entwelschung. Verdeutschungswörterbuch für Amt, Schule, Haus, Leben“ veröffentlicht – ein Wörterbuch. Und 1919 kommt der „Deutsche Sprachschöpfer. Ein Buch deutschen Trostes“ auf den Markt<sup>402</sup>, in dem „er die Verdeutschungsleistungen der Vergangenheit und deren Urheber würdigt“<sup>403</sup>.

Im Alterwerden erscheinen Engel seine Sprachreinigungsbemühungen „nutzlos“<sup>404</sup>; er resigniert:

Ich lehne jedes Lob meiner Sprache sehr bestimmt ab. Wer d[eu]tsch schreiben will, der schreibt wie ich, – von besondrer Kunst kann keine Rede sein. Ich schreibe so, wie ich spreche; ich spreche d[eu]tsch, ich verdeutsche nie; ich lehne schroff ab, ein ‚Sprachreiniger‘ zu sein. Die D(eu)tsche Sprache ist rein, es gibt nichts zu reinigen. Die meisten D[eu]tschen schreiben unrein, aber was geht mich das an? Ich habe doch nicht die Aufgabe, ihre Sprache zu ‚reinigen‘. Es ist doch eigentlich toll, daß man die Sprache eines Schreibers lobt, der nichts weiter tut, als daß er seine Sprache schreibt und nicht eine aus zehn Fremdsprachen zusammengerührte.<sup>405</sup>

Sauter unterscheidet zwei Phasen des Engelschen Sprachpurismus: „Zunächst stilistisch-moralisch motiviert, wurde er später zum ‚völki-

<sup>400</sup> Vgl. ebd., S. 207f.

<sup>401</sup> Glück (2000): Warum sich die Beschäftigung mit Eduard Engel immer noch lohnt, S. IX.

<sup>402</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 218-267.

<sup>403</sup> Ebd., S. 256.

<sup>404</sup> Engel zitiert nach ebd., S. 268.

<sup>405</sup> Engel zitiert nach ebd., S. 268.

schen Puristen‘.<sup>406</sup> Zudem zeigt sie, dass Engel bzgl. seiner sprachpuristischen Anschauungen an eine gewisse Tradition anknüpft.

[Er] zog [...] sämtliche aus der Geschichte des Purismus bekannten Register. Zunächst führte er wie Campe vor allem aufklärerische Argumente an: das Fremdwort als Bildungsbarriere, als Versuch, mehr Sein als Schein vorzuspiegeln, das kommunikative Gegenüber zu täuschen oder gar zu betrügen. Wie Campe sah er im Fremdwortgebrauch ein moralisches Problem: das Fremdwort als Charakterfehler. Später stellte er wie Schottel und Leibniz den vermeintlichen Zusammenhang zwischen Sprache und Volksschicksal in den Vordergrund. Wie Fichte gab er den Gelehrten die Hauptschuld an den vielen Fremdwörtern, und wie Kolbe vertrat er die Theorie, die Fremdwörter kämen nicht als einzelne Lexeme, sondern als System in die Sprache. Im Unterschied jedoch zu den meisten seiner Vorgänger befürwortete Engel als Ersatz für die Fremdwörter Neubildungen und lehnte Archaismen ab. Dies entsprach seinem modernen Sprachbegriff, wonach die Sprache sich frei entwickeln sollte und der Sprachgebrauch die allein entscheidende Instanz sei.<sup>407</sup>

Und auch heute noch gibt es Sprachreiniger, die Engel verehren und die sich seinen Ansichten anschließen. In den „Wiener Sprachblättern“ – eine „Zeitschrift für gutes Deutsch“ – heißt es zu Ehren Engels 150. Geburtstag:

Wenn wir in einem Buch Engels lesen, fragen wir uns: „Ist es 1917 geschrieben oder 2002?!“ Wir brauchen nur „Dengländer“ statt „Welscher“ einzusetzen, und alles läßt sich auf heute übertragen. Die Menschen, die damals die Fremdwortwut verteidigten, haben die gleichen Eigenschaften wie heute und auch ihre Begründungen haben sich nicht im geringsten verändert.<sup>408</sup>

Dem Verfasser zufolge habe es Engel aufgrund seiner Verdienste um die deutsche Sprache nicht verdient, vergessen zu werden. Er räumt lediglich ein: „[S]eine Wut kennt keine Grenzen, wenn es um seine geliebte Muttersprache geht, kein Sprachpfleger würde heute so weit gehen wollen.“<sup>409</sup>

<sup>406</sup> Ebd., S. 351.

<sup>407</sup> Ebd., S. 351.

<sup>408</sup> Fischer (2002): Dem Sprachpfleger Eduard Engel zum 150. Geburtstag, S. 3.

<sup>409</sup> Ebd., S. 4.

### 3.6 Der Jude im Nationalsozialismus

„Daß er für Antisemiten ein Jude war, hat Engel nie richtig begriffen.“<sup>410</sup> Engel kann eine „politische Naivität den Nationalsozialisten gegenüber“<sup>411</sup> nachgewiesen werden. Im Zuge der Machtergreifung der Nationalsozialisten erhielt er Publikationsverbot, was seine wirtschaftliche Lage verschlechterte.<sup>412</sup>

In der ‚Machtergreifung‘ durch die Nationalsozialisten sieht Engel eine Art Aufbruch, begrüßt diesen jedoch nicht uneingeschränkt. Dies liegt nicht etwa am Antisemitismus der Partei. Ihn verkennt Engel zu Beginn vollkommen; sich selbst betrachtet er trotz offenkundiger Repressalien lange Zeit als nicht gefährdet. Engels Kritik an den Nazis setzt vielmehr da an, wo sie bei den bisherigen Machthabern aufgehört hat: Wieder eine Partei, die die Nation spaltet, weil sie sich selbst in den Mittelpunkt stellt. Die notwendige „Vaterlandsleidenschaft“ schien diese Partei zwar zu besitzen. Waren Engel die Führer der Weimarer Republik jedoch zu lax dem Ausland gegenüber, so befürchtet er jetzt, die Nationalsozialisten würden Deutschland in der ganzen Welt verhaßt machen. Die Autographen, die aus den Jahren von 1933 an vorhanden sind, lassen bei Engel eine sehr große Bandbreite von Stimmungen erkennen. Zu einer vollständigen Ablehnung der Nationalsozialisten ist es jedoch nie gekommen. Nach seinen hinterlassenen Schriften hat er das ganze Ausmaß der Inhumanität dieser Bewegung bis zu seinem Tod nicht erkannt.<sup>413</sup>

1933 kritisiert er sogar noch die zu nachlässige Haltung und Vorgehensweise der Nationalsozialisten. Engel betrachtet ihre politischen „Erfolge“ in der Anfangszeit des Dritten Reiches zwiespältig: er begrüßt die Gleichschaltung, die Ausschaltung der Sozialdemokraten und Kommunisten; aber er bemerkt, dass sich die Stimmung des Auslandes gegenüber Deutschland verfinstert. Grund dafür sind Engel zufolge die territorialen Ansprüche der Nationalsozialisten und die Bücherverbrennung,

<sup>410</sup> Glück (2000): Warum sich die Beschäftigung mit Eduard Engel immer noch lohnt, S. IX.

<sup>411</sup> Ebd., S. IX.

<sup>412</sup> Vgl. ebd., S. X.; Sauter (2000): Eduard Engel, S. 156f., 162.

<sup>413</sup> Sauter (2000): Eduard Engel, S. 129.

die er als „ungeheuerlich“ bezeichnet. Zusätzlich bemängelt Engel den Sprachgebrauch der Nationalsozialisten.<sup>414</sup>

Nach eigenen Angaben sei er 1882 aus dem Judentum ausgetreten, was allerdings nach dem Glaubensverständnis nicht durchführbar ist. Engel erkannte den Antisemitismus, sah sich aber nicht in Gefahr<sup>415</sup> und übersah „bei seinem fanatischen Patriotismus [...], wenn er selbst sich ihren Argumentationsmustern annäherte.“<sup>416</sup>

In seiner *Stilkunst* verweist Engel auf antisemitische Publizisten, beispielsweise auf Treitschke. Er rühmt dessen Stil, äußert sich aber kaum zu seiner politischen Haltung. Engel führt Beispiele von Bartels an, in denen es fast ausschließlich um stilistische Sachverhalte geht. Gegner des Antisemitismus werden sogar für ihren Stil gerügt.

Bartels äußert sich in seinem 1925 erschienenem Werk „Jüdische Herkunft und Literaturwissenschaft“ ablehnend gegenüber Engel:<sup>417</sup>

Für viel gefährlicher [als R.M. Meyer] halte ich Eduard Engel, der, weil er auch die Fremdwörter bekämpft und allerlei Weisheit über deutschen Stil von sich gegeben hat, vielen Deutschen als Deutscher erscheint, aber ein geradezu typischer Jude ist und in seiner ‚Geschichte der deutschen Literatur‘ auch unentwegt für das Judentum kämpft.<sup>418</sup>

Aus einem Brief Engels von 1933 liest man heraus, dass er sich die Anfeindungen nicht allzu sehr zu Herzen nahm und an seinem Patriotismus festhielt:

Nein, eine Grenze hat alle Gewalt: den deutschen Willen. Es gibt kein Mittel, einem Menschen, der nie etwas anderes als ein D[eu]tscher gewesen ist und sein will, zu einem Nichtdeutschen zu machen. Mich, den ältesten lebenden Reichstagsbeamten – seit dessen erster Sitzung am 21.3.71! –, ficht nichts an; trotzdem empfinde ich tief mit allen Unschuldigen.<sup>419</sup>

<sup>414</sup> Vgl. ebd., S. 130f.

<sup>415</sup> Vgl. ebd., S. 133f.

<sup>416</sup> Ebd., S. 134.

<sup>417</sup> Vgl. ebd., S. 135f., 140f.

<sup>418</sup> Bartels zitiert nach ebd., S. 140.

<sup>419</sup> Engel zitiert nach ebd., S. 144.

1936 legte Gerhard Baumann nach – er veröffentlicht seine Schrift „Jüdische und völkische Literaturwissenschaft. Ein Vergleich zwischen Eduard Engel und Adolf Bartels.“ Und Baumann äußert sich noch unverschämter als Bartels<sup>420</sup>:

Nie und nirgends hat Eduard Engel das Interesse des Deutschtums vertreten, in allen seinen Werken ist er geblieben, was er war, ein Jude. Als Jude hat er wie jeder andere Jude in erster Linie seine eigene Rasse zu stärken versucht. Er tat dies nicht wie so viele andere Juden dadurch, daß er das Deutschtum überall, wo er Gelegenheit dazu hatte, begeisterte und es in den Kot zerrte. Seine Art war weit vorsichtiger, darum aber nicht minder giftig wie die eines anderen. Durch die Ablehnung des Expressionismus, des Dadaismus, durch seinen Kampf gegen die Fremdwörter, durch die stete Betonung seines ‚Deutschtums‘ und durch viele andere Kleinigkeiten wußte Engel sich mit einem Schein zu umgeben, der ihn geradezu als einen völkischen Deutschen hinstellte. Das deutsche Volk aber war größtenteils urteilslos genug, um auf diese Täuschung hereinzufallen.<sup>421</sup>

Ähnliche Töne schlug auch Viktor Rehtmeyer an, und zwar in der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins – dem Verein, der zuvor die *Stilkunst* zur „Bibel“ auserkor.<sup>422</sup>

Halatschka schreibt in seiner Kritik zur *Stilkunst*: „Endlich kann ich meine Überzeugung nicht verschweigen, daß Engel einen großen Teil seines Erfolges seiner Schonung und Verherrlichung der Juden zu verdanken hat.“<sup>423</sup> Halatschka bezeichnet sie als seine „Stammesgenossen“<sup>424</sup>.

Dass Engel von den Nationalsozialisten aufgrund seiner jüdischen Herkunft angefeindet und unterdrückt wurde, entspricht der traurigen Realität ihrer Ideologie. Umso erstaunlicher erscheint folgende Stellungnahme Engels:

[M]ein Haß gegen die jüdischen Schädlinge des d[eu]tschen Volkes überbietet bei weitem den Hitlers und der Seinigen. In meinem 6bändigen

<sup>420</sup> Vgl. ebd., S. 142.

<sup>421</sup> Baumann zitiert nach ebd., S. 142f.

<sup>422</sup> Vgl. ebd., S. 143.

<sup>423</sup> Halatschka (1916): Von deutscher Stilkunst, S. 318.

<sup>424</sup> Ebd., S. 318f.; Sauter (2000): Eduard Engel, S. 95.

Kriegstagebuch steht wohl 50mal die unverblümete Forderung, die Lumpenhunde im Berl. Tageblatt u. in der Voss. Ztg [...] erschießen zu lassen. Ich glaube, ich weiß mehr von dem jüdischen Literatengesindel [...] als Hitler; aber weil ich mehr weiß, urteile ich gerechter. Die Zahl der Schädlinge ist ganz gering: keine 12! Und es ist unter ihnen nicht ein einziger Schreiber von Einfluß. Wer denn? Kerr, den ich in allen m. Schriften als Klaun bezeichne, war in Wahrheit einflußlos. Auf die echte d[eu]tsche Dichtung haben 3-4 Juden in der Presse nur insofern schädigenden Einfluß geübt, als sie jüdische, aber auch nichtjüdische wertlose Erzeugnisse emporlobten, wertvolle nichtjüdische Werke zurücksetzten. Aber dieselben Juden in den 2 Hauptjudenblättern haben auch ganz minderwertige Nichtjuden in literaturgeschichtlich höchst schädlicher Weise auf den Schild gehoben. Der Falschruhm Hauptmanns, Th. u. H. Manns, Stefan Georges ist weit überwiegend jüdischen Ursprungs.<sup>425</sup>

Engel scheint den ideologischen Anfeindungen der Nationalsozialisten nachzueifern.

Engel starb am 23. November 1938 in Bornim bei Potsdam. Gerüchte über einen Mord, Selbstmord oder Deportation lassen sich zwar nicht eindeutig widerlegen, erscheinen aber wenig glaubwürdig.<sup>426</sup> Mojem interpretiert das Gerücht zum Selbstmord wie folgt: „Auch wenn diese Nachricht nicht verbuergt ist, liegt darin doch eine düstere symbolische Konsequenz. Die geistigen Positionen, zu denen sich Engel verirrt hatte, waren allmaehlich so obsolet geworden, wie ihm seine persoenliche Situation als ausweglos erscheinen mochte.“<sup>427</sup>

### 3.7 Das Vorbild Eduard Engel

Reiners ist nicht der Einzige, der unter dem Verdacht steht, sich am Gedankengut Engels bedient zu haben. Lutz Mackensen, Philologe mit ausgeprägtem nationalsozialistischen Hintergrund, brachte 1955 unter seinem und dem Namen Engels das „Verdeutschungsbuch“ heraus. Engel war zu diesem Zeitpunkt 17 Jahre tot, er starb als verarmter Mann, dem die Nazis die Existenz geraubt hatten, weil er Jude war. Eben dieser Jude hatte bereits 1918 ein Buch mit dem Titel „Entwel-

<sup>425</sup> Engel zitiert nach Sauter (2000): Eduard Engel, S. 145.

<sup>426</sup> Vgl. ebd., S. 163f.

<sup>427</sup> Mojem (1995): Der gefallene Engel, S. 65.

schung. Verdeutschungswörterbuch für Amt, Schule, Haus, Leben“ herausgebracht, das 1929 in der fünften und letzten Auflage umbenannt wurde in „Verdeutschungsbuch. Ein Handweiser zur Entwelschung“. Mackensen deklariert sein „Gemeinschaftswerk“ als Neubearbeitung – herausgegeben von der *Gesellschaft für deutsche Sprache*. Im Vorwort ist zu lesen, dass mit der neuen Auflage dem Wunsch der Erben Engels nachgekommen werde.<sup>428</sup>

Auf diesen Wunsch hin werde nun das Verdeutschungsbuch neu herausgegeben „in der Überzeugung [...], daß Engels bewundernswerter Fleiß, sein lebendiges Gespür für echte Werte und sein Einfallsreichtum Früchte gezeitigt haben, die auch unserer Zeit wichtig bleiben.“ Das Wörterbuch sei schon lange vergriffen und vielfach vermißt worden.<sup>429</sup>

Diese angeblich barmherzige Geste ist makaber vor dem Hintergrund der Freiheitsberaubung des Juden Engel im Dritten Reich, dessen Ansehen ein Mann nach seinem Tod aufleben lassen will, der ein Antisemit war.

Vor 1945 spricht Mackensen „von der ‚schmarotzenden jüdischen Bevölkerung‘ im Mittelalter [...] und der ‚Unzahl jüdisch-undeutscher Machwerke‘ in der Moderne“<sup>430</sup>. Nach 1945 „wird [er] Geschäftsführer der [...] ‚Gesellschaft für deutsche Sprache‘, der Nachfolgerin des ‚Allgemeinen Deutschen Sprachvereins‘. Als solcher redigiert er seit 1949 die Zeitschrift ‚Muttersprache‘ (‚Schriftleiter‘) und arbeitet für die Sprach-Gesellschaft“<sup>431</sup>. Helmut Henne spricht von „Okkupation“<sup>432</sup>. Glück urteilt ähnlich:

Kein Wort verlor sie [die *Gesellschaft für deutsche Sprache*] zu der Frage, wie sie sich zu dem schäbigen Umgang des Sprachvereins mit seinem Ehrenmitglied Engel stellt, kein Hinweis findet sich auf die Verfolgung und die existentiellen Nöte Engels in seinen letzten Lebensjahren, und sein Todesjahr wird mit 1941 falsch angegeben. Als Herausgeber fir-

<sup>428</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 337, 436f.; Henne (2010): Schlag nach bei Mackensen!, S. 2f.

<sup>429</sup> Sauter (2000): Eduard Engel, S. 337.

<sup>430</sup> Mackensen zitiert nach Henne (2010): Schlag nach bei Mackensen!, S. 3.

<sup>431</sup> Ebd., S. 3.

<sup>432</sup> Ebd., S. 3.

mierte der Altnazi Lutz Mackensen. Herausgekommen ist dabei nicht die Neuausgabe einer (überholten) Streitschrift, sondern ein Plagiat.<sup>433</sup>

Sauter geht davon aus, dass es der *Gesellschaft für deutsche Sprache* weniger um Wiedergutmachung ging (schließlich wurde Engel in der Zeitschrift des ADSV verunglimpft), sondern viel mehr um Profit – man hoffte, sich den alten Ruhm Engels zunutze machen zu können.<sup>434</sup> „Nicht ohne Grund wendet sich das Vorwort [des ‚Engel-Mackensen‘]<sup>435</sup> an ‚den Kreis der alten Freunde dieses Buches‘.“<sup>436</sup> 1958 scheidet Mackensen aus der „Gesellschaft“ aus. Sie will sich von ihrer NS-Vergangenheit distanzieren, was mit personellen Veränderungen einhergeht. Auch die „Fremdwörterjagd“ wird aufgegeben. Folglich kommt es zu keiner Neuauflage des „Engel-Mackensen“. Neben einigen Parallelen zu anderen Werken Mackensens<sup>437</sup>, bemerkt Sauter außerdem:

Bei dem Buch mit dem Titel ‚Gutes Deutsch in Schrift und Rede‘, das Lutz Mackensen 1964 [...] herausgab, könnte Engel zumindest vom Titel her Pate gestanden haben. Wer sich wie Mackensen intensiv mit einem Werk Engels auseinandergesetzt hat, wählt wohl kaum zufällig einen mit einem anderen von Engels Büchern gleichlautenden Titel. Vom Inhalt her finden sich freilich am ehesten Anklänge an Engels ‚Deutsche Stil-kunst‘. Mackensens Buch belehrt sowohl über stilistische Regeln als auch über Sprachrichtigkeit. [...] In einzelnen Aussagen meint man [...] den Vorgänger wiederzuerkennen – etwa in den ‚Forderungen an einen guten Stil‘ (Klarheit, Deutlichkeit, Knappheit, Anschaulichkeit, Lebendigkeit, Wesensgemäßheit) oder in der Mahnung, mit Adjektiven sparsam umzugehen. Bezüglich der Fremdwörter behauptet auch Mackensen: „Unser Sprachgefühl schärft sich, wenn wir die Fremdwortfrage ernst nehmen“. Aus alledem lässt sich jedoch allenfalls schließen, daß Mackensen sich eventuell durch Engel inspirieren ließ.<sup>438</sup>

Weitere Übereinstimmungen stellt Sauter mit Karl Quenzels „Gutes Deutsch – Ehrensache! Ein Führer durch Falsch und Richtig“ fest. Hier

<sup>433</sup> Glück (2000): Warum sich die Beschäftigung mit Eduard Engel immer noch lohnt, S. XI.

<sup>434</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 341.

<sup>435</sup> Zitiert nach Henne (2010): Schlag nach bei Mackensen!, S. 3.

<sup>436</sup> Sauter (2000): Eduard Engel, S. 341.

<sup>437</sup> Vgl. ebd., S. 341f.

<sup>438</sup> Ebd., S. 342f.

deckt sich der Titel fast vollkommen mit Engels zweiter Stillehre; beide Bücher wurden im gleichen Verlag veröffentlicht – man versuchte offensichtlich, an den Erfolg Engels anzuknüpfen. Der Aufbau ist ähnlich, aber nicht deckungsgleich. Es bestehen deutliche Unterschiede.<sup>439</sup> Aber:

Beim Lesen kommt einem dann doch verdächtig vieles bekannt vor: die Abneigung gegen den „rechthaberischen Wustmann“ und den „pedantischen und eigensinnigen Sprachforscher“ Adelung, gegen Hegel und Ranke [...], die Beschwörungsformel „nur keine Dogmen! [...] Gut schreiben kann nur, wer ehrlich und aufrichtig ist“ und die negativen Beispiele. Beim genaueren Vergleich zeigt sich, daß die Ähnlichkeiten nicht zufällig sein können. Hier nur ein Beispiel: Im Abschnitt über die ‚Beugung‘ des Hauptwortes führt Quenzel dieselben Wortbeispiele auf wie Engel – in derselben Reihenfolge: *der Bauer, der Nachbar, der Bär*, die Beugung des Wortes *Deutsch* und die der Monatsnamen.<sup>440</sup>

Wie aufgezeigt, werden Versuche unternommen, Engel dem Vergessen zu entreißen. Denn er war zu seiner Zeit ein einflussreicher Mann, dessen Verdienste um die deutsche Sprache gewürdigt werden sollten – auch wenn diese in einen Purismus gipfelten, den man nur mit Vorsicht genießen konnte. Unabhängig von der Bewertung seines sprachlichen Wirkens darf sein Werk nicht ausgebeutet werden.

<sup>439</sup> Vgl. ebd., S. 343.

<sup>440</sup> Ebd., S. 343.



## 4. Ludwig Reiners – Leben und Werke

### 4.1 Das Phantom Ludwig Reiners

Wer war Ludwig Reiners und wie lebte er? Wer glaubt, diese Frage mit Hilfe einer ausführlichen Biographie beantworten zu können, wird bei seiner Recherche enttäuscht. Es gibt nur spärliche Beschreibungen über das Leben und Wirken des Mannes, dessen Bücher sich über eine Million Mal verkauften,<sup>441</sup> dessen *Stilkunst* als die „einflußreichste deutsche Stillehre des 20. Jahrhunderts“<sup>442</sup> gilt und dessen Name untrennbar mit Fragen zum guten deutschen Sprachstil verbunden zu sein scheint.

Die umfassendste Darstellung zu Reiners findet sich in einem *Spiegel*-Artikel vom August 1956 mit dem Titel „Zweierlei Garn“.<sup>443</sup> Eine weitere verhältnismäßig ergiebige Quelle verfasste Eugen Roth<sup>444</sup> in Form eines Heftchens ohne jegliche bibliographische Angaben, das die Unterschrift Reiners' auf dem Deckblatt ziert.<sup>445</sup> Damit will Roth

sein Bild der Vergessenheit [...] entreißen, die in unserer allzu raschen und undankbaren Zeit die Gräber überwuchert, kaum daß sie sich über denen geschlossen haben, die eben noch, prall von Daseinslust und persönlicher Wirkung, in unserer Mitte geweilt haben.<sup>446</sup>

In Anlehnung daran verfasste Roth im August 1957 einen Nachruf auf Reiners, der in der *Welt am Sonntag* veröffentlicht wurde.<sup>447</sup>

<sup>441</sup> Vgl.: Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 39. – „[D]ie ‚Stilfibel‘ hat mittlerweile die schwindelerregende Auflagenhöhe von mehr als einer halben Million erreicht“. 1956 sprach der *Spiegel* auf S. 32 davon, dass von seinen Büchern insgesamt mehr als eine halbe Million Exemplare abgesetzt worden seien. Die Auflage der *Stilkunst* lag 1955 bei 26 Tsd., die der *Stilfibel* 1951 bei 24 Tsd. laut Angaben in den Büchern. Entsprechend müsste die Zahl der Bücher mittlerweile insgesamt mehr als eine Million betragen.

<sup>442</sup> Schulze (1995): Ist Ludwig Reiners' „Stilkunst“ noch zeitgemäß?, S. 227.

<sup>443</sup> Vgl. Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 32-37.

<sup>444</sup> Vgl. Munzinger – Internationales Biographisches Archiv (1976): Eugen Roth. – 1895-1976 in München; Studium der Geschichte, Germanistik und Kunstgeschichte; Promotion zum Dr. phil.; Journalist, erfolgreicher Lyriker, Schriftsteller.

<sup>445</sup> Vgl. Roth: Ludwig Reiners. – Das Heftchen hat keine Seitenzahlen. Um im Folgenden Zitate eindeutig nachweisen zu können, gibt die Verfasserin Seitenzahlen beginnend mit der ersten Textseite an.

<sup>446</sup> Ebd., S. 2.

<sup>447</sup> Vgl. Roth (1957): Ludwig Reiners starb.

Über die biographischen Datenbanken *World Biographical Information System (WBIS) Online*<sup>448</sup> und *Deutscher Biographischer Index*<sup>449</sup> wurden weitere Quellen gefunden. Dabei handelt es sich allerdings um Nachschlagewerke, die ihre Angaben in wenigen Zeilen auf die wichtigsten Fakten beschränken: *Deutscher Wirtschaftsführer* (1929)<sup>450</sup>, *Köpfe der Politik* (1953)<sup>451</sup>, *Wer ist wer?* (1955)<sup>452</sup>, *Kürschners Deutscher Literatur-Kalender* (1952, 1958, *Nekrolog 1936-1970*)<sup>453</sup>, *Biographisches Staatshandbuch* (1963)<sup>454</sup>, *München von A bis Z* (1966)<sup>455</sup>, *Killy Literaturlexikon* (2000)<sup>456</sup>, *Deutsche Biographische Enzyklopädie* (2007)<sup>457</sup>.

Beide Datenbanken, die sich auf das *Deutschen Biographische Archiv (DBA)* beziehen<sup>458</sup>, geben den Kurztitel „Scheibmayr“ an; *WBIS* verweist auf das Werk „Letzte Heimat: Persönlichkeiten in Münchner Friedhöfen 1784-1984“ (1985!)<sup>459</sup>, in dem Reiners allerdings nicht erwähnt wird. Auch die Angabe, dass das Werk 1989 veröffentlicht wurde, ist nicht korrekt. Die weitere Recherche ergab, dass der Autor 1989 ein weiteres Buch über das Münchner Friedhofswesen veröffentlichte, worin Reiners' Name schließlich zu finden ist<sup>460</sup>; die Faksimile-Seite im *WBIS* enthält schließlich den richtigen Titel.

<sup>448</sup> Vgl. *World Biographical Information System (WBIS) Online*: Reiners, Ludwig.

<sup>449</sup> Vgl. *Deutscher Biographischer Index (DBI)* (2004): Reiners, Ludwig, S. 4644.

<sup>450</sup> Vgl. Wenzel (1929): *Deutscher Wirtschaftsführer*: Reiners Ludwig, S. 1792.

<sup>451</sup> Vgl. Klimesch (Hg.) (1953): *Köpfe der Politik*: Ludwig Reiners, S. 880.

<sup>452</sup> Vgl. Habel (Hg.) (1955): *Wer ist wer?*: Reiners, Ludwig, S. 949.

<sup>453</sup> Vgl. Kürschners *Deutscher Literatur-Kalender* (1952): Reiners, Ludwig, S. 388.; Schuder (Hg.) (1958): *Kürschners Deutscher Literatur-Kalender*: Reiners, Ludwig, S. 570.; Schuder (Hg.) (1973): *Kürschners Deutscher Literatur-Kalender Nekrolog 1936-1970*: Reiners, Ludwig, S. 540. – *WBIS* verweist zusätzlich auf den *Nekrolog 1901-1935*, in dem keine Angaben zu Reiners gemacht werden. Es werden außerdem die Jahrgänge 29-52 angeführt, aber lediglich in Jahrgang 52 und, wie die weitere Recherche ergab, in Jahrgang 58 finden sich Informationen.

<sup>454</sup> Vgl. Kosch (Hg.) (1963): *Biographisches Staatshandbuch*: Reiners, Ludwig, S. 1023.

<sup>455</sup> Vgl. Butry (Hg.) (1966): *München von A bis Z*: Reiners, Ludwig, S. 323.

<sup>456</sup> Vgl. Schiewe (2010): Reiners, S. 516.

<sup>457</sup> Vgl. Vierhaus (Hg.) (2007): *Deutsche Biographische Enzyklopädie*: Reiners, Ludwig, S. 287.

<sup>458</sup> Vgl. *DBI* (2004), S. vii.; *WBIS*: Reiners, Ludwig.

<sup>459</sup> Vgl. Scheibmayr (1985): *Letzte Heimat*.

<sup>460</sup> Vgl. Scheibmayr (1989): *Wer? Wann? Wo?*, S. 243.

Im *Munzinger-Archiv* befindet sich ein Artikel aus dem *Internationalen Biographischen Archiv* von 1961, der etliche Fakten über Reiners enthält.<sup>461</sup> Mir liegt ein weiterer biographischer Beleg der gleichen Quelle aus dem Jahr 1958 vor, der nur geringe inhaltliche Abweichungen enthält.<sup>462</sup> Diesen stellte der Beck-Verlag, der die meisten Werke Reiners' verlegte, zur Verfügung. Es handelt sich hierbei um eine der wenigen biographischen Quellen zum Autor – neben einem Zeitungsartikel<sup>463</sup> und einem schreibmaschinenschriftlichen Zettel ohne Quellenangabe –, über die der Verlag verfüge, da gegen Ende des Zweiten Weltkrieges das Verlags-Archiv brannte und Unterlagen vernichtet wurden.<sup>464</sup> Andere Verlage, bei denen Reiners Bücher veröffentlichte, konnten keine Informationen liefern: List, Ellermann, Francke, Deutscher Taschenbuchverlag.<sup>465</sup>

Informationen über Reiners konnten zudem aus folgenden Nachschlagewerken zusammengetragen werden: *Koschs Deutsches Literatur-Lexikon* (1963, 1990)<sup>466</sup>, *Meyers Großes Personenlexikon* (1968)<sup>467</sup>, *Meyers Enzyklopädisches Lexikon* (1977)<sup>468</sup>, *Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums (GV) 1911-1965* (1979)<sup>469</sup>, *Brockhaus* (2006)<sup>470</sup>. Eine interessante Internetquelle, die biographische Fakten enthält und auf weiterführende Literatur verweist, ist das *Kulturportal West-Ost*.<sup>471</sup>

Darüber hinaus wurden Nachschlagewerke konsultiert, in denen keine Informationen über Reiners gefunden werden konnten: *Autoren-*

<sup>461</sup> Vgl. Munzinger – Internationales Biographisches Archiv (1961): Ludwig Reiners.

<sup>462</sup> Vgl. Munzinger – Internationales Biographisches Archiv (1958): Ludwig Reiners, S. 5123.

<sup>463</sup> Vgl. Anders (1956): *Durch Lebensweisheit zum Lebensglück*, S. 5.

<sup>464</sup> Nach Angaben von Dr. Raimund Bezold, beschäftigt im Lektorat Literatur – Sachbuch – Wissenschaft des Beck-Verlags, in einem Telefonat.

<sup>465</sup> Auskunft per E-Mail; 23.01.2012, 20.02.2012, 24.01.2012, 21.06.2011.

<sup>466</sup> Vgl. Kosch (Hg.): *Deutsches Literatur-Lexikon* (1963): Reiners, Ludwig, S. 331.; Stüssi (1990): Reiners, Ludwig, S. 870.

<sup>467</sup> Vgl. Meyers großes Personenlexikon (1968): Reiners, Ludwig, S. 1093.

<sup>468</sup> Vgl. Meyers Enzyklopädisches Lexikon (1977): Reiners, Ludwig, S. 768.

<sup>469</sup> Vgl. Oberschelp (Hg.) (1979): *Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums (GV) 1911-1965*: Reiners, Ludwig, S. 135-137.

<sup>470</sup> Vgl. Brockhaus (2006): Reiners, Ludwig, S. 748.

<sup>471</sup> Vgl. Kieser: Reiners, Ludwig.

*Lexikon deutschsprachiger Literatur des 20. Jahrhunderts, Allgemeines Gelehrten-Lexikon, Biographisches Wörterbuch zur deutschen Geschichte, Bosls Bayerische Biographie, Das Kulturlexikon zum Dritten Reich, Das Personenlexikon zum Dritten Reich, Deutsches Dichterlexikon, Deutsches Schriftstellerlexikon, Die großen Deutschen, Frankfurter Biographie, Fünftausend Köpfe, Harenbergs Lexikon der Weltliteratur, Harenbergs Literaturlexikon, Kindlers Neues Literatur Lexikon, Klassiker in finsternen Zeiten, Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Knaurs Lexikon der Weltliteratur, Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender, Kürschners Deutscher Sachbuch-Kalender, Lexikon der deutschen Literatur, Lexikon der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur seit 1945, Lexikon der Weltliteratur, Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller, Metzler-Autoren-Lexikon, Metzler Lexikon Weltliteratur, Personenlexikon 1933-1945, Reclams Lexikon der deutschsprachigen Autoren, Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft, Wer war wer im Dritten Reich, Who is who in der Bundesrepublik Deutschland, Who's who in Germany.*<sup>472</sup>

Es wurde versucht von allen angegebenen Nachschlagewerken sämtliche Auflagen zu prüfen, in denen biographische Angaben zu Reiners hätten stehen können.

Die aufgrund dieser Recherche in Erfahrung gebrachten Lebensstationen Reiners' veranlassten mich dazu, verschiedene Archive zu kontaktieren. Alle in seiner Geburtsstadt Breslau kontaktierten Stellen, wie die Meldebehörde, Stadtverwaltung, Stadtbibliothek, das Städtische Informationszentrum, verwiesen auf das Staatsarchiv in Kattowitz. Dieses teilte mir mit, dass es lediglich eine Geburtsurkunde von Reiners gebe.<sup>473</sup>

Auch der Kontakt zu den Stationen seiner akademischen Laufbahn war wenig ergiebig. In den Archiven der Universitäten in Breslau und München gibt es lediglich einige Belege zu seinem Studium in Form von Nachweisen zum Besuch von Veranstaltungen o.ä. Dr. Marcus

<sup>472</sup> Vgl. Bibliographische Angaben dazu im Literaturverzeichnis.

<sup>473</sup> Auskunft per E-Mail; 02.02.2012; Geburtsurkunde im „Archiwum Państwowe w Katowicach“.

Holtz vom Würzburger Universitätsarchiv informierte, dass seit dem 16. März 1945 keine Studenten- oder Promotionsakte mehr existiere.<sup>474</sup>

Da aus den bereits angegebenen Quellen bekannt ist, dass Reiners lange in München lebte und dort starb, habe ich verschiedene Stellen der Stadtverwaltung nach biographischen Angaben zum Autor gefragt. Archivamtsrat Anton Löffelmeier vom Stadtarchiv München teilte schließlich mit, dass die polizeilichen Meldeunterlagen von Reiners im Stadtarchiv vorhanden seien, allerdings aufgrund noch geltender melde-rechtlicher Schutzfristen nicht vorgelegt werden können. Auskunftsfähig seien lediglich biographische Eckdaten – seine Lebensdaten, letzte Wohnadresse und sein Familienstand. Die Familie sei im Jahr 1960 nach Miesbach verzogen, die 55-jährige Schutzfrist für die Vorlage der Meldekarte ende demnach im Jahr 2015. Weitere Unterlagen seien bis auf zwei Zeitungsartikel von 1957 nicht vorhanden.<sup>475</sup>

Die Münchner Monacensia-Bibliothek verfügt über weitere Zeitungsartikel über oder von Reiners und Briefwechsel zwischen ihm und anderen Autoren. Im Deutschen Literaturarchiv Marbach finden sich ebenfalls Briefe, Zeitungs- und Zeitschriftenausschnitte – vor allem Nachrufe und Rezensionen – sowie Verlagsbroschüren.

Wie unter anderem aus dem *Spiegel*-Artikel von 1956 über Reiners hervorgeht, war er im Dritten Reich in der NSDAP. Im Bundesarchiv konnten als Nachweis für seine Mitgliedschaft folgende Dokumente gefunden werden: die NSDAP-Mitgliedskarteikarte, eine Akte Parteikorrespondenz und eine Akte der Reichskulturkammer. In einem folgenden Kapitel sollen diese Unterlagen helfen, die Rolle Reiners' als Nationalsozialist zu beleuchten. Auch die Spruchkammerakte des Staatsarchivs München wird dabei hinzugezogen. Darin befinden sich Reiners' Meldebogen, in dem er Angaben über seine nationalsozialistische Vergangenheit machen musste, Abläufe zum Verfahren, eine Stellungnahme zu seinem Aktivismus und etliche „Persilscheine“.

<sup>474</sup> Auskunft per E-Mail; 24.01.2012. Durch einen Bombenangriff wurde Würzburg stark zerstört.

<sup>475</sup> Auskunft per E-Mail; 29.02.2012.

Auf Anraten des Bundesarchivs habe ich weitere Archive kontaktiert, die möglicherweise über Informationen im Zusammenhang mit seinen unternehmerischen Tätigkeiten hätten verfügen können. Es ist bekannt, dass Reiners Börsenvertreter der Deutschen Bank gewesen ist, zudem war er Direktionsassistent der Deutschen Werke AG in Berlin-Spandau und Verkaufsdirektor der Garnfabrik Richard Jung in München. Aber weder das Historische Institut der Deutschen Bank AG, das Landesarchiv Berlin noch das Bayerische Hauptstaatsarchiv München konnten zu Reiners' Tätigkeiten genauere Angaben machen<sup>476</sup>, und so bleibt die genau zeitliche Einordnung offen. Auch Anfragen beim Institut für Zeitgeschichte München-Berlin und bei der Deutschen Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften (ZBW) brachten keine Ergebnisse.<sup>477</sup>

In Kürschners *Deutschem Literatur-Kalender* von 1958 und im *Nekrolog* 1936-1970 werden Reiners folgende Produktionen zugeschrieben:

F[ilm]: Die Lokomotive aus dem Urwald; Die Welt kostet Geld.

R[undfunk]: Historische Dialoge.<sup>478</sup>

Die weitere Recherche brachte lediglich Informationen zum zweiten Film, allerdings ohne Verbindung zu Reiners. Es handelt sich um einen schwarz-weiß Kurz-Dokumentarfilm von 1956, Regie führte Günther Hundertmark, produziert von der Universum Film AG, Abteilung Werbe- und Wirtschaftsfilm (Berlin/West).<sup>479</sup> Um Hintergrundinformationen zu Reiners' medialer Tätigkeit zu erfahren, habe ich zuerst einmal den Verlag de Gruyter, der Kürschners *Literatur-Kalender* verlegt, kontaktiert. Allerdings ohne Erfolg, was man auf häufige Ortswechsel des Verlages zurückführte.<sup>480</sup> Auch in Kürschners *Biographischem Theater-Handbuch* (1956)<sup>481</sup> und in Koschs *Deutschem Theater-Lexikon* (1992)<sup>482</sup> gab es

<sup>476</sup> Auskunft per E-Mail; 03.02.2012, 21.05.2012, 07.02.2012.

<sup>477</sup> Auskunft per E-Mail; 20.01.2012, 18.01.2012.

<sup>478</sup> Schuder (Hg.) (1958): Kürschners Deutscher Literatur-Kalender: Reiners, Ludwig, S. 570.; Schuder (Hg.) (1973): Kürschners Deutscher Literatur-Kalender Nekrolog 1936-1970: Reiners, Ludwig, S. 540.

<sup>479</sup> Vgl. Die Welt kostet Geld.

<sup>480</sup> Auskunft per E-Mail; 23.01.2012

<sup>481</sup> Vgl. Frenzel; Moser (Hg.) (1956): Kürschners biographisches Theaterhandbuch.

<sup>482</sup> Vgl. Deutsches Theater-Lexikon.

keine Anhaltspunkte. Also setzte ich mich mit folgenden Institutionen in Verbindung: dem Filmunternehmen UFA (Nachfolger der Universum Film AG); der Murnau-Stiftung, die das Erbe der UFA verwaltet; dem Haus des Dokumentarfilms; Transit Film; dem Deutschen Filminstitut/Filmmuseum; der Deutschen Kinemathek – Museum für Film und Fernsehen; der Abteilung Filmarchiv im Bundesarchiv; dem Stadtarchiv München; dem Münchner Filmmuseum; dem Deutschen Rundfunkarchiv; der Virtuellen Fachbibliothek „Medien Bühne Film“ – ebenfalls ohne Ergebnis.<sup>483</sup> Es muss also ungeklärt bleiben, ob und ggf. wie Reiners in diesem Bereich aktiv war.

Im Folgenden sollen die Erträge der Recherche vorgestellt werden, um einen Überblick über das Leben und Schaffen Reiners' zu geben. Da

1. sich grundlegende biographische Angaben in den Quellen wiederholen,
2. teilweise auch aus vielen verschiedenen Quellen geschöpft werden muss, damit sich ein logisches Gesamtbild ergibt, und
3. es aufgrund der zu erwartenden Flut an Fußnoten unpraktisch erscheint, jede biographische Angabe mit einer Quellenangabe zu versehen,

soll der Hinweis genügen, dass die folgenden Fakten aus den in diesem Kapitel angegebenen Belegstellen stammen. Zitate und weitere Quellen werden zusätzlich nachgewiesen.

## 4.2 Der junge Reiners

Am 21. Januar 1896 wurde Ludwig Reiners in Ratibor/Oberschlesien, heute Polen, geboren. Beschreibungen darüber, wie er aufgewachsen ist und seine Kindheit und Jugend verlebt hat, enthält kein Werk, in dem biographische Angaben gefunden wurden.

Sein Vater (1853-o.A., Bremen), der auch Ludwig Reiners hieß, war Zigarrenfabrikant und Kommerzienrat in Ratibor. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn mag nicht einfach gewesen sein, wie folgende Anekdote belegt: Der Vater verlangte von seinem Sohn, dass er rauche,

<sup>483</sup> Auskunft per E-Mail; 30.01.2012, 08.02.2012, 01.02.2012, 31.01.2012, 31.01.2012, 02.02.2012, 06.02.2012, 27.02.2012, 28.02.2012, 22./24.02.2012, 03.04.2012

was dieser Zeit seines Lebens vehement ablehnte.<sup>484</sup> Er sagte selbst: „Ich habe ein großes Oppositionsvermögen.“<sup>485</sup>

Von weiteren engen Verwandten erfährt man lediglich steckbriefartig aus Reiners' Abstammungsnachweis, den er dem Aufnahmeantrag in die Reichsschrifttumskammer<sup>486</sup> anhängen musste. Seine Großeltern väterlicherseits waren Hermann Reiners, ebenfalls Zigarrenfabrikant, und Georgine Maria, geb. Lomler. Die Eltern seiner Mutter, Alma Knottnerus (1865-o.A., Zur Lust vor Afferde), waren Johannes Michaelis Knottnerus, Webereibesitzer, und Marie Sophie Katharina Charlotte, geb. Wessel. Reiners sollte später die Traditionslinie bei der Berufswahl seiner männlichen Vorfahren fortsetzen.

Von 1906 bis 1914 besuchte er ein Gymnasium. Im selben Jahr meldete sich der damals 18-Jährige als Kriegsfreiwilliger. „[V]on der Schulbank ins Feld“<sup>487</sup>, beschreibt es Reiners. Zum Beginn des Ersten Weltkriegs war er Hilfsarbeiter und 1918 bereits Leutnant der Reserve im 2. Schlesischen Feldartillerie-Regiment 42. Auch hierzu gibt es eine Anekdote, die sein „Oppositionsvermögen“ untermauert: „[B]eim ersten Kommando ‚Stillgestanden!‘, [habe er,] jedenfalls nach eigener Angabe, ‚Warum?‘ gefragt.“<sup>488</sup>

Wie aus dem Material des Bundesarchivs hervorgeht, studierte Reiners nach eigenen Angaben von 1919 bis 1920 Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre an der Ludwig-Maximilians-Universität München und der Universität Breslau. Dem entsprechen die Angaben in der Sekundärliteratur. Er bestand sein Referendar-Examen und promovierte 1920 zum Dr. jur. et rer. pol. in Würzburg. Das Thema seiner Dissertation lautete: „Die wirtschaftlichen Maßnahmen der Münchener Räteregierung und ihre Wirkungen“. Sie umfasst 239 Seiten. Sein Rigorosum fand am 19. Juli 1920 statt. Weitere Angaben zur Promotion verweisen auf den Rechts- und Staatswissenschaftler Georg von Schanz als Refe-

<sup>484</sup> Vgl. Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 33.

<sup>485</sup> Ebd., S. 33.

<sup>486</sup> Adam (2010): Lesen unter Hitler, S. 21f. – Sie war Bestandteil der Reichskulturkammer, in der alle Kulturschaffenden (bis auf wenige Ausnahmen) Mitglied sein mussten.

<sup>487</sup> Reiners zitiert nach Anders (1956): Durch Lebensweisheit zum Lebensglück, S. 5.

<sup>488</sup> Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 33.

renten. Zudem findet man im GV folgende Information: „Studium: Breslau 5, München 1 S.“<sup>489</sup> Sollte es sich hierbei um die Semesterzahlen handeln, stimmen diese nicht mit denen überein, die im Archiv der LMU München belegt sind.

Reiners' Akte aus dem Archiv der Ludwig-Maximilians-Universität München belegt als Tag der Immatrikulation den 4. Februar 1919. Allerdings gibt es zusätzliche Eintragungen, die über seine Angabe zum Ende seines Studiums 1920 hinausgehen. Bis zum Winterhalbjahr 1920/21 ist belegt, dass er Veranstaltungen besucht hat. Am 7. März 1921 hat er die juristische Prüfung an der Universität München bestanden. Der Tag der Abmeldung ist der 23. Oktober 1922. Ein weiterer Eintrag zum Winterhalbjahr 1922/23 trägt die Bemerkung „Abgemeldet. Zgsse. [Zeugnisse] zugesandt. (Einlauf d. 24.X.29)“<sup>490</sup>. Interessant ist auch der Fund, dass Reiners im Sommersemester 1919 eine Veranstaltung mit dem Titel „Allgemeine Methoden der Kunstgeschichte“<sup>491</sup> beim renommierten Kunsthistoriker Heinrich Wölfflin besuchte, und zwar offensichtlich aus persönlichem Interesse.

Reiners absolvierte eine Ausbildung in der Tabak- und Eisenindustrie und damit schließt sich die nächste Phase seines Lebens an: sein Wirken als Unternehmer.

### 4.3 Der Kaufmann

Bis zu seinem Tod war Reiners in verschiedenen Branchen und Betrieben kaufmännisch tätig. Eine genaue zeitliche Einordnung ist nicht möglich. Reiners gibt in einem dem Aufnahmeantrag in die Reichsschrifttumskammer beigelegten Lebenslauf, der auf den 1. Juli 1938 datiert ist, an, dass er ab 1921 bis 1937 kaufmännisch tätig war. Was den Zeitraum zwischen 1937 und 1938 anbelangt, gibt es keine Angaben. Bekannt sind folgende Beschäftigungen in chronologischer Reihenfolge.

<sup>489</sup> Oberschelp (Hg.) (1979): Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums (GV) 1911-1965: Reiners, Ludwig, S. 136.

<sup>490</sup> Ludwig-Maximilian-Universität: Ludwig Reiners, Stud. Kart. I. Studentenakte.

<sup>491</sup> Ludwig-Maximilian-Universität: Ludwig Reiners, Stud-BB-584. Studentenakte.

Er war Börsenvertreter der Deutschen Bank – „von einem mit seiner Familie befreundeten Bankdirektor geleitet“<sup>492</sup>, teilt Roth mit. Anschließend arbeitete Reiners als Direktionsassistent der Deutschen Werke AG in Berlin-Spandau – „einer Firma mit 50.000 Mann Belegschaft, deren Produktionsprogramm ‚von der Lokomotive bis zur eisernen Bettstelle‘ reichte“<sup>493</sup>. Als Chefsekretär und Prokurist eines Schweizer Holzkonzerne war er später auch im Ausland tätig.

Bis zu seinem Tode war er etwa drei Jahrzehnte Verkaufsdirektor der Garnfabrik Richard Jung in München; das belegen etliche Quellen. Im Meldebogen der Spruchkammerakte gibt Reiners an, vom 1. August 1925 bis zum 20. Juni 1945 in der Nähgarnvertrieb GmbH München als Geschäftsführer tätig gewesen zu sein.

Laut Angaben des Münchner Literaturarchivs Monacensia und eines Zeitungsartikels soll er „Verkaufsmanager der Ackermann-Göggingen-Garnfabriken in München“<sup>494</sup> gewesen sein, was keine andere Quelle nachweist, zumal sich die Zwirnerei Ackermann aus Heilbronn erst 1957, dem Todesjahr Reiners’, mit der Nähfadefabrik Göggingen zur Ackermann-Göggingen AG zusammenschloss.<sup>495</sup> 1920 begründete die Firma Ackermann mit 13 Unternehmen den Verband deutscher Baumwoll-Nähfaden-Fabriken (Nähgarnverband) GmbH mit einer gemeinsamen Vertriebsgesellschaft in München.<sup>496</sup> Im *Deutschen Wirtschaftsführer* liest man wiederum, dass Reiners Geschäftsführer eben dieser Vertriebsgesellschaft (Nähfadensyndikat) war, was seinen Angaben in der Spruchkammerakte und im Lebenslauf für den Aufnahmeantrag in die Reichsschrifttumskammer entspricht. So könnte sich zwar die Verbindung zum Unternehmen Ackermann herstellen lassen, aber die Zeiträume lassen sich nicht mit den Daten aus der Spruchkammerakte in Einklang bringen. Es lässt sich kein lückenloser Ablauf über Reiners’ Wirken in der Nähgarnindustrie konstruieren.

<sup>492</sup> Roth: Ludwig Reiners, S. 2.

<sup>493</sup> Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 33.

<sup>494</sup> Brinker (1991): Der fast vergessene Bestseller, S. 24.

<sup>495</sup> Vgl. Eckert (1988): Geschichte der Firma Zwirnerei Ackermann AG, S. 117.

<sup>496</sup> Vgl. Schrenk, Weckbach (1994): ... für Ihre Rechnung und Gefahr, S. 12.; Weckbach (1990): „Unentschuldigtes Ausbleiben von der Arbeit wird bestraft“, S. III.

Laut dem *Deutschen Wirtschaftsführer* begleitete er Ämter in verschiedenen Kontrollgremien. Er war Vorsitzender des Aufsichtsrats der Sächsischen Nähfadefabrik vormals R. Heydenreich, Mitglied des Aufsichtsrats der Zwirnerei und Nähfadefabrik Herm. Dignowity AG Chemnitz, Mitglied des Aufsichtsrates der Mechanischen Baumwollzwirnerei Kempten vormals Gebr. Denzler Kempten im Allgäu, Mitglied des Aufsichtsrates der Herm. Reiners & Söhne Tabakindustrie AG Rati-bor/Oberschlesien.

Über Reiners' 30-jährige Tätigkeit in der Nähgarnindustrie gibt es anschauliche Beschreibungen. Sein Büro befand sich in der Neuturmstraße 1 in der Münchner Innenstadt. Reiners hasste Unordnung; sein Schreibtisch musste immer aufgeräumt sein. Alles hatte seinen Platz. Er ließ Notizzettel lediglich für Telefonate zu. Roth beschreibt seine Wirkungsstätte und seinen Ordnungssinn folgendermaßen:

Dieses Haus [...] bestand eigentlich aus einer einzigen gewaltigen Freitreppe und hoch mußte man zum Doktor Reiners hinaufsteigen; sein Zimmer war riesig, aber von spartanischer Nüchternheit. Auf dem Schreibtisch dieses fleißigen Mannes lag jeweils nur ein einziger Akt: Ordnung war der erste Grundsatz des Kaufmanns wie des Schriftstellers – er wollte weder ein von seinem Briefwechsel erdrückter Generaldirektor noch ein „umgestürzter Bücherkasten“ sein. Gerade weil er weniger ein im Strom der Phantasie dahinschwimmender Poet als ein auf strenges Sammeln und Auswählen bedachter Praktiker war, bedurfte er, der klaren Präsenz seines Kopfes gemäß, auch der griffbereiten Unterlagen.<sup>497</sup>

Alles andere sei auf sinnvolle Büromulden verteilt. Die „Dauerakten“ stehen griffbereit nahe dem Arbeitsplatz<sup>498</sup>, erklärte Reiners.

Täglich von 7.30 Uhr bis 12.00 Uhr und 15 Uhr bis 17 Uhr steuerte er die Garnvertreter des Textilunternehmens und verhandelte mit Kunden.

Er war ein korrekter Mensch. [...] Seine Angestellten rühmten an ihm den modernen, „altmodischen“ Chef. Reiners war nie ohne Arbeit, aber – und das ist mit die große menschliche Leistung von ihm – er war nie

<sup>497</sup> Roth: Ludwig Reiners, S. 5f.

<sup>498</sup> Vgl. Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 37.

ein Manager! Er arbeitete rationell und organisch. Sein Habitus: Ein guter Bürger alter Schule, kultiviert in Geste und Geist.<sup>499</sup>

An anderer Stelle heißt es ähnlich, er sei „Kaufmann und kein Manager“<sup>500</sup> gewesen.

Eine Anekdote aus seinem Leben als Verkaufsdirektor: In seinem Büro mussten alle weiblichen Angestellten weiße Kittel tragen; Reiners hatte es so festgelegt. „Die Damen fänden schon Wege, sich dennoch persönlich und hübsch aufzumachen.“<sup>501</sup>

Das Titelbild des Spiegels Nr. 34 aus dem Jahre 1956 zielt Reiners: ein offensichtlich schlanker, adrett gekleideter und gepflegter Mann mit randloser Brille und schütter werdendem Haar, der aufgrund der schmalen Lippen und der Sorgenfalte zwischen den Augenbrauen etwas mürrisch wirkt.

Laut Roth sei er mager wie ein Hering, sparsam wie ein Schotte, prall von lebendigem Witz, fast nie versagendem Wissen und, wenn möglich, noch stärkerem Wissensdurst gewesen.<sup>502</sup> Der Autor bestätigt die griesgrämig wirkende Erscheinung Reiners', beschreibt ihn aber als geselligen Mann:

Wer das Glück hatte, den Doktor Ludwig Reiners persönlich zu kennen, etwa im „Münchner Mittagsklub“ wöchentlich einmal mit ihm beisamenzusitzen, der saß gewissermaßen an der Quelle, wo der Mensch, der Wirtschafts-Fachmann und der Bücherschreiber noch eins waren. Architekten und Anwälte, Ärzte und Wissenschaftler, Schauspieler und Schriftsteller trafen sich seit Jahrzehnten in der und jener Gaststätte; und wenn man an der Tafelrunde den scharf geprägten Kopf von Reiners sah, mit der großen Stirn, der funkelnden Brille und dem etwas verkniffenen, aber ständig zum Reden und Lachen bewegten Mund, dann durfte man einer fröhlichen, oft auch bis zum Zerreißen spannenden Stunde gewiß sein.<sup>503</sup>

<sup>499</sup> J.O.Z. (1957): Ein Dilettant.

<sup>500</sup> Rotzöll (1957): Ein Aufklärer des 20. Jahrhunderts.

<sup>501</sup> Ebd.

<sup>502</sup> Vgl. Roth: Ludwig Reiners, S. 4.

<sup>503</sup> Ebd., S. 4.

Er soll ein Mann gewesen sein, der „oft zu schallendem Gelächter aufgelegt“<sup>504</sup> war.

Roth beschreibt Reiners als einen überaus hilfsbereiten Menschen. Aus seinen Erzählungen geht hervor, dass er den Rat des Unternehmers schätzte.

Aber auch zu helfender Tat war er bereit und dankbar entsinne ich mich, wie er in Kriegsnöten den Faden zum Heften einer Neuauflage von „Ein Mensch“ zu beschaffen wußte – und, wie immer gabs einen Scherz obendrein, daß es oft die festesten Freundschaften sein könnten, die nur an einem Faden hängen.<sup>505</sup>

Den Lyriker Roth scheint eine enge Freundschaft mit Reiners verbunden zu haben. Einen Hinweis darauf liefert ein Zeitungsartikel von 1991:

Reiners [gehörte] seit den zwanziger Jahren einem literarischen Zirkel an, zu dem auch Ernst Heimeran und Eugen Roth zählten. Die „Münchener Mittagsrunde“ hing ihre Bierwärmer mal beim „Blauen Bock“, mal in den „Vier Jahreszeiten“ an die Seidel. Literarische Wirkung im Sinne von gattungs- und stilprägender Kraft ging von den dreien nicht aus. Ihre Meßlatte ist der Publikumserfolg, ehrlich erarbeitet ohne Verwendung trivialer Stoffe und Sprachmuster.<sup>506</sup>

Roths Beschreibungen sind voll des Lobes auf Reiners und zeichnen ein glorifizierendes Bild von ihm. Durch seine Darstellung scheint es an dieser Stelle der Arbeit noch schwer vorstellbar, dass Reiners beim Verfassen seiner *Stilkunst* unredlich gearbeitet haben soll. Er vergleicht ihn mit dem großen Aufklärer Voltaire, nicht nur aufgrund der sichtbaren Ähnlichkeit, sondern auch der Lebenseinstellung:

Er war wirklich ein großer Aufklärer, ein leidenschaftlicher Verfechter der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes, ein zugleich Lernender und Lehrender – aber nicht mit dem professoral erhobenen Zeigefinger; das wäre ihm bei seinem Temperament zu wenig gewesen: mit Leib und Seele, wörtlich genommen, warf er sich in den Kampf. Er liebte den streitbaren Humor, der Hiebe austeilte, aber ebenso mit schallen-

<sup>504</sup> Rotzoll (1957): Ein Aufklärer des 20. Jahrhunderts.

<sup>505</sup> Roth: Ludwig Reiners, S. 4f.

<sup>506</sup> Brinker (1991): Der fast vergessene Bestseller, S. 24.

dem Lachen eine gutsitzende Abfuhr einsteckte. Er war ein ständiger, eifriger Sammler und Wechsler geistvoller Anekdoten, er gab zwei Späße für einen und hatte doch seinen Gewinn dabei, denn er vergaß kein Bonmot, keine überraschende Tatsache, die er erzählt bekam. Man durfte sicher sein, daß er, nach dem gemeinsamen Essen in das wunderliche kühle Geschäftshaus nahe beim „Platzl“ zurückgekehrt, sich sofort an den Schreibtisch setzte und festhielt, was ihm bemerkenswert und brauchbar schien.<sup>507</sup>

Reiners war es wichtig, dass sein Leben sowohl im beruflichen als auch privaten Bereich in geordneten Bahnen verlief. Seine Tätigkeit als Verkaufsdirektor sicherte ihm ein in finanzieller Hinsicht sorgloses Leben und einen gewissen gesellschaftlichen Status. Man kann den Unternehmer als bodenständigen Mann beschreiben, „der sich noch erinnert, wann ihn sein Vater warum gehorfeigt hat, der in seinem Garten arbeitet und der es liebt, Festreden zu halten, [...] [der] im Büro fehlerlos die Rolle des ordnungsliebenden Direktors, zu Hause die Rolle des untadeligen Hausvaters [spielt]“<sup>508</sup>.

#### 4.4 Der Familienmensch

Reiners war zweimal verheiratet. Mit seiner ersten Frau Elisabeth Charlotte, geb. Müller, die 1947 im Alter von 50 Jahren an einem Gehirnschlag starb, hatte er zwei Kinder: Barbara Felicitas, die im August 1956, als der *Spiegel*-Artikel über Reiners erschien, 25 Jahre alt war und den damals 20-jährigen Andreas Michael. Seine Tochter hatte zu dieser Zeit ihre Promotion abgeschlossen und war als Assistentin in einem Münchner Krankenhaus beschäftigt. Sein Sohn studierte Jura.

1951 heiratete der 55-Jährige die 26-jährige Hilde Wielandt, „eine junge Malerin, die ich in der Eisenbahn kennengelernt habe“<sup>509</sup>. Mit der attraktiven Frau hatte Reiners drei Söhne: Nikolaus (1953), Ludwig (1955) und Anselm Christoph (1956). „Meine Enkel mache ich mir

<sup>507</sup> Roth: Ludwig Reiners, S. 5.

<sup>508</sup> Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 37.

<sup>509</sup> Ebd., S. 33.

selbst‘, heißt ein stereotyper Scherz des fröhlichen Direktors Reiners.<sup>510</sup>

Folgende Adressen sind von Reiners bekannt. Die erste geht auf eine Quelle von 1929 zurück: Felix-Dahn-Straße 9, München, nahe der Isar. Die zweite Adresse lautet Heilmannstraße 7 und befindet sich ebenfalls unweit des Münchner Flusses. Als 1931 Reiners' erste Tochter geboren wurde, zog er mit Frau und Kind dahin um. Das geht aus einer Karte hervor, die Reiners an Carl Eduard Misch anlässlich der Geburt seiner Tochter schickte, wie im Bundesarchiv belegt. Im „Meldebogen auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946“, der sich in Reiners' Spruchkammerakte befindet, gibt er folgende Adressen an:

1919-1945	München, Heilmannstraße 7, später 29
1945-1946	Herrsching, Wartaweil 12
1946-1947	Breitbrunn/Ammersee
1947	München, Tristanstraße 4 <sup>511</sup>

Ob die erste Adresse falsch ist, weil sie nicht mit Reiners' persönlichen Angaben übereinstimmt, konnte nicht geklärt werden. Des Weiteren bleibt unklar, wie lange Reiners in der Tristanstraße lebte. Ein letzter Hinweis darauf stammt aus der Spruchkammerakte und ist auf Januar 1948 datiert.

Im *Spiegel*-Artikel von 1956 heißt es, dass er „sein großes Haus mit anmutigem Isar-Blick in München-Solln [vorübergehend] räumen“<sup>512</sup> musste. Und auch eine Bild im Artikel zeigt ein pompöses Haus mit der Unterschrift „Reiners-Villa in München“<sup>513</sup>. Weitere Quellen wie beispielsweise ein Nachruf verweisen auf München-Solln als Stadtteil, in dem Reiners bis zu seinem Tod lebte. Und Roth schreibt in seinem Nachruf in der Welt am Sonntag, dass sich seine Villa auf der Prinz-Ludwigshöhe befunden habe. Diese Fakten sprechen dafür, dass Reiners wieder in die Heilmannstraße zog.

<sup>510</sup> Ebd., S. 33.

<sup>511</sup> Staatsarchiv München; Spruchkammerakte Ludwig Reiners (SpkA K 1400).

<sup>512</sup> Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 33.

<sup>513</sup> Ebd., S. 35.

Seine Villa war „kein Manager-Palais, viel eher eine Familienfestung oder Gelehrtenhöhle, voll von Büchern und von ungezierten Möbeln“<sup>514</sup>. Roth beschreibt es ähnlich als ein „weitläufiges Villengebäude von etwas verschollener Pracht, aber mit einem bezaubernden Blick hoch überm Fluß ins Grüne“<sup>515</sup>. Der als unbegabter Autofahrer beschriebene Reiners wohnte hier mit seiner zweiten Frau und seinen Kindern. „Im Keller lagerten so viele verschiedene Obstsäfte wie anderswo Weine. Mit dem Hausmädchen sprach Reiners bayrisch, obschon er aus Ratibor stammte. Hier hat Ludwig Reiners an seinen Wochenenden die Bücher verfaßt, die ihn zum bekannten und schon mehr als wohlhabenden Mann machten.“<sup>516</sup> Das Verhältnis zwischen Reiners und seiner jungen Ehefrau muss sehr harmonisch gewesen sein: „Seine Frau Hilde – gibt Reiners an – habe noch nie ein böses Wort von ihm gehört.“<sup>517</sup>

Reiners starb am 10. August 1957. Roths Schriften sind die einzigen Quellen, aus denen man die Todesursache erfährt. Andere Quellen belegen lediglich, dass Reiners in einer Münchner Klinik starb. Eine Quelle gibt an, er sei an den Folgen einer Operation gestorben.

Im Sommer, in der Ferienzeit, fällt es nicht auf, wenn einer der Stammgäste einmal ausbleibt; den nächsten Mittwoch wollte ich ihn wiedertreffen – aber am Dienstag, an einem grauen Regentag, ist er im Waldfriedhof still beerdigt worden.<sup>518</sup>

[A]llen seinen Freunden unvermutet, ja, wohl sich selber überraschend [ist Ludwig Reiners gestorben]: nicht eine Managerkrankheit hat ihn weggerafft, wie man sie einem so Vielbeschäftigten noch am ehesten hätte zubilligen können, sondern, tückischer noch, der Krebs, an dessen Unerbittlichkeit er wohl nicht glauben wollte; bis zuletzt jedenfalls hat er die warnenden Zeichen sich selbst und andern verschwiegen. Ist er doch überhaupt Zeit seines Lebens, so leicht er die Vorhöfe seines Wesens aufgetan hat, im Innersten ein verschlossener Mensch gewesen.<sup>519</sup>

<sup>514</sup> Rotzoll (1957): Ein Aufklärer des 20. Jahrhunderts.

<sup>515</sup> Roth (1957): Ludwig Reiners starb.

<sup>516</sup> Rotzoll (1957): Ein Aufklärer des 20. Jahrhunderts.

<sup>517</sup> Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 37.

<sup>518</sup> Roth (1957): Ludwig Reiners starb.

<sup>519</sup> Roth: Ludwig Reiners, S. 8.

Reiners' Grab befindet sich auf dem Alten Teil des Münchner Waldfriedhofs, Fürstenrieder Straße 288.

„Immerhin, Reiners hat eine reiche Lebensernte eingebracht und wir wollen nicht hadern, daß er vielleicht, an einem berufsfreien Lebensabend, noch sein Bestes hätte geben können. [...] Ludwig Reiners scheint das Sprichwort Lügen zu strafen, daß niemand zwei Herren dienen kann“<sup>520</sup>, schreibt Roth. Er meint damit, dass Reiners nicht nur ein erfolgreicher Unternehmer, sondern auch ein überaus erfolgreicher Schriftsteller war, was im folgenden Kapitel deutlich werden soll.

## 4.5 Der Schriftsteller Ludwig Reiners

### 4.5.1 Seine Leidenschaft

Was Reiners alles geschrieben hat? Er ist oft und oft mit der Aufforderung gehänselt worden, er solle doch gleich kürzer sagen, worüber er *nicht* geschrieben habe. Aber – *wann* er sein gutes Dutzend Bücher erarbeitet hat, ist ein Geheimnis, das er mit ins Grab genommen hat; selbst wenn er alle Karten aufgedeckt hätte, wie ein überlegener Zauberer, man hätte es wohl sehen aber nicht begreifen, geschweige denn nachmachen können.<sup>521</sup>

Reiners' Publikationsliste ist tatsächlich beachtlich. Auch die Vielfalt seiner Themen scheint enorm. Die Frage, wann er seine Bücher schrieb, ist schnell beantwortet: nämlich nach Feierabend, an den Wochenenden oder im Urlaub. Natürlich ist es erstaunlich, dass der erfolgreiche Unternehmer und Familienvater derart produktiv seiner Leidenschaft der Schriftstellerei nachgehen konnte. Der Erfolg seiner Bücher, die teilweise noch heute neu aufgelegt werden, und die Auflagenhöhe sprechen für sich. Doch kann man von „Zauberei“ sprechen, wenn sich Reiners beim Schreiben seiner Bücher mutmaßlich bei anderen Autoren bedient hat ohne seine Quellen anzugeben? Nicht nur im Fall der *Stilkunst* werden Vorwürfe laut, wie in diesem Kapitel an einigen Stellen deutlich wird. Im Folgenden soll es darum gehen, Reiners' Arbeitsweise näher

<sup>520</sup> Ebd., S. 9, 11.

<sup>521</sup> Ebd., S. 7.

kennen zu lernen. Anschließend sollen seine Werke und die Resonanz darauf vorgestellt werden.

Er selbst habe sich mit lachendem Selbstpott einen Sonntagsschriftsteller genannt<sup>522</sup>, er brachte allerdings „ein paar Bücher von Rang, die ihm keiner nachschreibt“<sup>523</sup>, hervor. Reiners liebte anscheinend seinen Beruf als Unternehmer und auch sein Hobby die Schriftstellerei – er wollte sich niemals auf eine Tätigkeit beschränken.

Zu meinem Sechzigsten schrieb mir ein Freund, er halte mich nach reiflicher Prüfung für den bedeutendsten Schriftsteller unter den Textilindustriellen und für den bedeutendsten Textilindustriellen unter den Schriftstellern. Heiterer und liebenswürdiger kann man eine vernichtende Kritik kaum fassen.<sup>524</sup>

Reiners begründete seine „Daseinsaufgabe“ als Schriftsteller damit, „daß selbst im Allerheiligsten des Schrifttums, nämlich in der Lyrik, ‚Berufsdichter‘ früher selten waren, ja man konnte fast sagen: eine abgeschlossene juristische Ausbildung war früher für Lyriker beinahe üblich“<sup>525</sup>. Er führt eine Reihe von Beispielen an: Goethe, Novalis, Storm, Heine, Gryphius und mehr. Vielmehr betrachtete er seine beruflichen Erfahrungen als positiv: „Der Sonntagsschriftsteller kann seine Werktags-Erfahrungen bei seinen Sachbüchern oft verwerten, und wer nur zum Vergnügen schreibt, kann vielleicht andern leichter Vergnügen bereiten.“<sup>526</sup> Reiners empfand seinen Hauptberuf als Entlastung und Vorteil, um die Schriftstellerei ausüben zu können. Er fühlte sich finanziell unabhängig, konnte auf „eine gewisse geistige Substanz“<sup>527</sup> zurückgreifen und genoss den strukturierten Alltag, den er „eine Art Korsett der Lebensführung“<sup>528</sup> nannte.

Roth beschreibt Reiners als einen Mann, der „in zwei Welten zuhause [war]; er war ein Mann der Wirtschaft [...] und ein Mann des Wortes,

<sup>522</sup> Vgl. ebd., S. 7.

<sup>523</sup> Ebd. S. 7.

<sup>524</sup> Reiners (1956): Geburtstageinsichten mit 60 Jahren.

<sup>525</sup> Ebd.

<sup>526</sup> Ebd.

<sup>527</sup> Reiners (1951): Die dichtenden Volljuristen, S. 9.

<sup>528</sup> Ebd., S. 9.

ein Schriftsteller von hohen Graden.<sup>529</sup> Der *Spiegel*-Artikel von 1956 schließt mit dem Zitat Reiners': „Ein gesunder Mensch ruht sich in der einen Arbeit von der anderen aus.“<sup>530</sup> Sein praktisches Denken, sein Geschäftssinn und vor allem seine Ordnungsliebe zeichnen nicht nur den Kaufmann Reiners aus, sondern auch den Schriftsteller und seine Werke.

Reiners machte die Doppelbelastung offensichtlich wenig aus. Obwohl er auch einräumte: „Resignation will gelernt sein, und der Kursus ist nicht billig. Aber sie lernt sich gerade in einem Doppelberuf leicht.“<sup>531</sup> Etwas makaber mutet der folgende gut gemeinte Ratschlag eines Freundes an, den Reiners wiedergibt, aber dem er wenig Glauben schenkt. Der Hintergrund: Reiners starb im folgenden Jahr.

[M]an pflege ja eigentlich erst beim Siebzigsten davon zu sprechen, daß man dem Jubilar die „vorletzte Ehre erweise“, aber er wolle doch warnend darauf aufmerksam machen, daß ein Doppelberuf auch doppelte Chancen auf die Managerkrankheit gebe. Nun glaube ich nicht an die Managerkrankheit; töricht leben kann man in jedem Beruf.<sup>532</sup>

Er hätte es durchaus einfacher haben können, denn eine seiner beiden Tätigkeiten hätte ausgereicht, um seinen Lebensstandard zu sichern. „Das kann ich gar nicht ausgeben, was ich bei der Schriftstellerei verdiene“<sup>533</sup>, bekennt Reiners. Ihm ging es beim Schreiben nicht um den Profit aus dem Verkauf seiner Bücher. Die Schriftstellerei war eine Freizeitbeschäftigung. Reiners war es gleichermaßen wichtig, zu lernen und zu lehren. Wie ein Unternehmer, der er nun einmal war, hatte er Anforderungen an die Qualität seines Produkts, seinen Text, um den Leser, den er als Kunden betrachte, zufrieden zu stellen: „Der Gebrauchsliterat [...] gibt sich Mühe, seiner Kundschaft [...] etwas zu bieten, was anständig gemacht ist und mit dem sie etwas anfangen kann. Der Stil des Schriftstellers Reiners ist klar, ordentlich, einfach und jedem Experi-

<sup>529</sup> Roth: Ludwig Reiners, S.1.

<sup>530</sup> Reiners zitiert nach Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 37.

<sup>531</sup> Reiners (1956): Geburtstagseinsichten mit 60 Jahren.

<sup>532</sup> Ebd.

<sup>533</sup> Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 32.

ment abhold, sein Vortrag ist stets belehrend.“<sup>534</sup> Besonders wichtig war ihm die „Kundenbindung“; mit Humor versuchte er seine Leser bei Laune zu halten, was ihm offensichtlich gelang. In seinen Schriften sei Reiners von dem Gedanken geleitet, daß auch komplexe Sachverhalte dem Laien verständlich gemacht werden könnten.<sup>535</sup> Er konnte ein Thema so bearbeiten, dass seine „Leser mit nahezu unfehlbarer Sicherheit beim Thema“<sup>536</sup> blieben.

Einer der Gründe für den unbestrittenen Erfolg, den die Produkte dieser Wochenends-Schriftstellerei beim deutschen Publikum haben, ist sicher, daß alle diese Bücher ohne Umweg zur Sache kommen: sie enthalten unterhaltsam dargebotene Tatsachen, sie geben präzise Auskünfte oder bieten – zumeist – brauchbare, handliche Anweisungen. Ein anderer Grund für diese Erfolge aber dürfte es sein, daß sich die Interessen des Sonntagsautors Reiners von den Interessen des Durchschnittslesers kaum unterscheiden. Das heißt: wenn Reiners ein Buch schreibt, so tut er es allemal, um eine meist aktuelle Frage zu beantworten – eine Frage, die ihm irgend jemand oder die er sich selbst gestellt hat. „Wenn ich mich über eine Sache informieren will, schreibe ich ein Buch darüber.“<sup>537</sup>

Besonders das Zitat am Ende spricht für sich. Reiners' private Büchersammlung war beachtlich. Sein Ordnungssinn setzte sich hier fort; seine Bücher sortierte er nach Fachgebieten „und hier auch war sein Fuchsbau von Zettelkästen, aus denen er, wie boshafte Besucher sagten, seine Werke mästete, bis sie schlachtreif waren.“<sup>538</sup> Im Hinblick auf den geäußerten Vorwurf und die ausstehende Untersuchung lässt dieser Vorwurf hellhörig werden. Immer wieder findet man in der spärlichen Sekundärliteratur über Reiners solche oder noch eindeutigeren Anspielungen, die den Plagiatsvorwurf untermauern. „Gewußt, wo?!“ war eine der Lieblingsanekdoten von ihm, der in der Tat die verborgensten Quel-

<sup>534</sup> Ebd., S. 32.

<sup>535</sup> Vgl. Schiewe (2010): Reiners, S. 516.

<sup>536</sup> Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 32.

<sup>537</sup> Ebd., S. 34.

<sup>538</sup> Roth: Ludwig Reiners, S. 6.

len rauschen hörte und das Entlegenste zu finden verstand.“<sup>539</sup> Roth nahm seinen Freund in Schutz und beschönigte seine Arbeitsweise:

Er machte nie ein Hehl daraus, daß er kein Entdecker sei, der sich im unerforschten Gebiet bewege; aber es wäre eine arge Verkennung seiner Leistung, wenn man viele seiner Bücher als „Lesefrüchte“ bewerten wollte. Nicht nur, daß damit gut der Hälfte unserer zünftigen Gelehrten-Literatur das Urteil gesprochen wäre, es hieße auch die hohe Kunst unterschätzen, den weitverstreuten Stoff mit sicherem Gespür zu erfassen und ihm den Stempel der Persönlichkeit aufzudrücken.<sup>540</sup>

Roth lobt Reiners' Recherchearbeit, die er in seinen Werken mit einem persönlichen Stempel versieht. Es stellt sich jedoch die Frage, warum Reiners seine Quellen nicht kenntlich gemacht hat, wenn der doch derart strukturiert arbeitete.

Wie Reiners mit fremden Quellen umging, zeigt das folgende Zitat:

Wirklich ist Reiners bei seinen historischen Studien völlig auf das angewiesen, was andere bereits vor ihm herausgefunden und veröffentlicht haben. Für das Graben in Archiven und für Entdeckerfahrten zu den Quellen hat der Direktor Reiners keine Zeit. „Ich kann nur das gedruckte Material verwenden“, bekennt er. In seiner ausführlichen Mittagspause und nach Büroschluß informiert er sich lesend über seinen Gegenstand und streicht – in Fachbüchern, Dissertationen, wissenschaftlichen Zeitschriften – mit dem Bleistift am Rande an, was ihm wichtig scheint und was er verwenden oder zitieren möchte. „Das lasse ich hemmungslos abschreiben. Dafür besitze ich Kinder und Sekretärinnen.“ Die Auszüge werden in Zettelkästen gehortet und – beim Bücherschreiben – ausgewertet.<sup>541</sup>

Interessant ist auch die Tatsache, dass sich Reiners in seinem Vorgehen nicht beirren ließ. „Dr. Sund, Prokurist bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung in München [...] gibt zu: ‚Wir nehmen es unbesehen.‘ Aber er seufzt auch, der Dr. Reiners lasse sich ‚keine Formulierung abhandeln‘ und kein Wort in seinen Texten ändern.“<sup>542</sup> Seine Gebrauchslit-

<sup>539</sup> Ebd., S. 6f.

<sup>540</sup> Ebd., S. 6.

<sup>541</sup> Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 34.

<sup>542</sup> Ebd., S. 32.

teratur war allerdings so erfolgreich, dass Verlage bei ihm Bücher zu verschiedenen Themen in Auftrag gaben.

#### 4.5.2 Seine Werke

Im Fragebogen des Aufnahmeantrags für die Reichsschrifttumskammer aus dem Jahre 1938 gibt Reiners den Decknamen Dr. Andreas Carsten an, den er nach eigenen Angaben allerdings schon lange nicht mehr benutzt habe. Zu diesem Autor lässt sich nur eine Publikation finden – diese wird später besprochen.

Reiners sieht sich als Sonntagsschriftsteller, und zwar mit „eine[r] gewisse[n] Daseinsaufgabe, wenigstens auf meinem Arbeitsgebiet, der – sagen wir – ‚Gebrauchsliteratur‘, wie ich sie im Gegensatz zur Schönen Literatur, die von den Dichtern geschrieben wird, und zur Kollegenliteratur, welche die Fachgelehrten verfassen, nennen möchte“<sup>543</sup>. Weiter unterscheidet Reiners zwischen „schöne[r] Literatur, also [...] Erzählungen, [...] und dem Sachbuch, also der belehrenden Prosa“<sup>544</sup>.

Beim Sachbuch kommt alles darauf an, daß es nicht nur belehrt, sondern von den Vorzügen der „schönen Literatur“ bestimmte Werte übernimmt, nämlich sowohl die Spannung, wie die innere Bereicherung. Es muß über die bloße Belehrung hinausgehen. Freilich kann vom Sachbuch nur derjenige wirklich gespannt werden, der ein tiefer wurzelndes Interesse an inneren Zusammenhängen des Lebens hat. Wer wirklich einmal eine gewisse Leidenschaft für irgendeine Figur der Geschichte gefaßt hat oder wer von einem Sachproblem beinahe buchstäblich ergriffen worden ist, der ist bei der Lektüre eines gut geschriebenen Sachbuches auf die Lösung genauso gespannt wie bei einem Kriminalroman der Agatha Christie.<sup>545</sup>

Aus dem *Spiegel*-Artikel von 1956 geht hervor, dass sich die Vorlieben der damaligen Leser verschoben: weg von der ‚schönen Literatur‘ und hin zum schriftstellerischen Feld, auf dem Reiners sich betätigte. „In einer Konjunktur für Bücher, die Tatsachen bieten oder belehren, sto-

<sup>543</sup> Reiners (1956): Geburtstageinsichten mit 60 Jahren.

<sup>544</sup> Reiners (1958): Wozu lesen wir eigentlich Bücher?

<sup>545</sup> Ebd.

ßen [...] die Produkte des Gebrauchsliteraten Ludwig Reiners auf eine einträgliche Nachfrage.“<sup>546</sup>

Der Schriftsteller „versetzt seinen Leser fast immer in die Rolle des Lernenden, und Reiners lehrt auf vielen Gebieten. Er lehrt stets in untadeligem Deutsch“<sup>547</sup>. Seine Werke werden sowohl inhaltlich als auch sprachlich vielfach für ihre Anschaulichkeit und Verständlichkeit gelobt.

[E]r schneidet kaum weniger gut ab gegenüber solchen Fachgelehrten, die ihre Forschungsergebnisse in einem umständlichen Deutsch vor dem Zugriff des Normallesers verbergen. „Wenn in einem Volk“, schreibt Reiners in seinem populären Buch über „Stilkunst“, „die Gelehrten einen schwer genießbaren Stil schreiben, so finden sich Leute, welche die in Kellern schlummernden Forschungsergebnisse auf Flaschen füllen.“<sup>548</sup>

In seiner Aussage klingt an, wie er zu seinen Stoffen kam.

1930 stellte Reiners sein erstes Werk „Die wirkliche Wirtschaft“ fertig – zumindest den ersten Band, von dem mehrere Auflagen erschienen. 1931 veröffentlichte er „Das neueste Kapitel der ‚Wirklichen Wirtschaft‘“ unter dem Titel „Wie kam es zur Geldkrise im Juli 1931?“ – diese Ergänzung wurde in spätere Auflagen übernommen. Der zweite Band wurde 1933 veröffentlicht, ebenfalls im Beck-Verlag. Es handelt sich um „eine volkstümliche, in Dialoge gefaßte Einführung in die Nationalökonomie“<sup>549</sup>. Dieses Werk kann als Vorläufer des 1956 erschienenen Buches „Die Sache mit der Wirtschaft. Briefe eines Unternehmers an seinen Sohn“ betrachtet werden.<sup>550</sup> Auch der Beck-Verlag rühmt sich mit Reiners’ „Wirklichen Wirtschaft“:

Der Beck’sche Verlag, der sich bis dahin von volkswirtschaftlichen Veröffentlichungen ziemlich fern gehalten hatte, sah sich durch die alarmierende wirtschaftliche Lage dazu herausgefordert, auch an diese Probleme heranzutreten. Es waren keine Werke der Fachwissenschaft, die er ins Leben rief. Diese schien ja gerade vor dem Übel, das die westliche Wirt-

<sup>546</sup> Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 35.

<sup>547</sup> Ebd., S. 35.

<sup>548</sup> Ebd., S. 35.

<sup>549</sup> Ebd., S. 33.

<sup>550</sup> Vgl. Munzinger – Internationales Biographisches Archiv (1961): Ludwig Reiners.

schaftswelt befallen hatte, zu versagen. Immerhin hatte der Verlag das Glück, sich schon 1930 durch ein außerordentlich geschicktes und aufklärendes Buch in weiten Kreisen des volkswirtschaftlich interessierten Publikums einführen zu können; es war von dem Volkswirt Ludwig Reiners verfaßt, der sich später noch auf vielen anderen Gebieten als erfolgreicher Autor des Verlags bewähren sollte.<sup>551</sup>

Reiners geht in den zwei Bänden Fragen nach wie: „Warum gibt es so viele Arbeitslose?“, „Wird die Mark stabil bleiben?“, „Woher rührt die Not der deutschen Landwirtschaft?“, „Sind die Soziallasten zu hoch?“ oder „Wo steht und wohin geht Deutschlands Wirtschaft?“. <sup>552</sup> Der Autor erläutert im Vorwort des ersten Bandes das Ziel seiner Ausführungen. Er will wirtschaftliche Zusammenhänge einem breiten Publikum verständlich machen. Er will mit Vorurteilen aufräumen und auch einem Leser, der nicht Wirtschaftswissenschaften studiert hat, das Verständnis ermöglichen. Reiners schließt mit den Worten: „Das Buch verzichtet absichtlich darauf, den Ursprung jedes Gedankens durch den gelehrten Apparat der Anmerkungen und Hinweise zu belegen. Der Fachmann braucht ihn nicht und den Laien interessiert er nicht.“<sup>553</sup> (Diese Anmerkung findet sich im zweiten Band ganz am Ende.)<sup>554</sup> Seine Argumentation leuchtet im Hinblick auf den Aufbau des Buches ein: Es finden Dialoge statt – im ersten Band zwischen meist fragendem Kaufmann und erklärendem Wissenschaftler; im zweiten Band greift Reiners zudem Fragen von Lesern auf und bringt diese in Dialogen zwischen Landwirt und Kaufmann, Bankier und Sparer sowie Arbeitgeber und -nehmer unter. Das Buch richtet sich an ein breites Publikum – Anmerkungen könnten stören. Allerdings könnte der Leser bei Verweisen in Fußnoten selbst entscheiden, ob er diese für weitere Recherchen beachtet oder nicht – vor allem, wenn die Ausführungen oder zumindest Teile davon

<sup>551</sup> Beck (Hg.) (1963): Festschrift zum zweihundertjährigen Bestehen des Verlages C.H. Beck 1763-1963. S. 153.

<sup>552</sup> Vgl. Reiners (1930): Die wirkliche Wirtschaft, S. VII-XI.; Reiners (1933): Die wirkliche Wirtschaft. Zweiter Band, S. VII- XI.

<sup>553</sup> Reiners (1930): Die wirkliche Wirtschaft, S. VI.

<sup>554</sup> Vgl. Reiners (1933): Die wirkliche Wirtschaft. Zweiter Band, S. 301.

nicht sein Gedankengut darstellen. Im Vorwort des zweiten Bandes liest man zudem:

Das Buch versucht [...] darzulegen, welche Bedeutung die gewaltige Umwälzung, die wir mitzuerleben das Glück haben, für die Wirtschaft besitzt. Wir stehen nicht nur an der Schwelle eines großen wirtschaftlichen Aufschwungs, in welchem eine gesunde Nation jedem ihrer Kinder wieder Arbeit und Verdienst bieten wird. Wir stehen auch an einem Einschnitt in der Geschichte unserer Wirtschaft, dessen volle Bedeutung erst ein kommendes Geschlecht ganz überblicken wird.<sup>555</sup>

Wohlgemerkt erschien der zweite Band 1933. Reiners' bejahender Ton bzgl. der Machtergreifung der Nazis ist unüberhörbar. Im letzten Kapitel sprechen ein Ausländer und ein Deutscher über die wirtschaftliche Lage in Deutschland. Der Deutsche sagt: „[D]as bloße Erscheinen der Regierung Hitler bewirkte einen Umschwung in der Wirtschaft, noch bevor sich ihre Wirtschaftsmaßnahmen auswirken konnten, so wie ein bedeutender kraftvoller Mensch eine Menge durch seine bloße Anwesenheit beeinflusst, noch bevor er den Mund aufgetan hat.“<sup>556</sup> Reiners bezieht sich ausschließlich auf wirtschaftliche Themen und sicherlich ist es problematisch, anhand eines fiktiven Dialogs auf die politische Position des Autors zu schließen, doch zum einen findet sich im Buch keine eindeutige Gegenposition und zum anderen ist bekannt, dass Reiners frühzeitig der NSDAP beiträt. Handelt es sich hierbei also um Indizien für seine Position im Dritten Reich?

Am 26. September 1930 schreibt er an Carl Eduard Misch, ohne den Titel zu erwähnen: „Es wird Sie vielleicht interessieren, dass mein Buch Anfang November bei Beck in München herauskommt. Ich hatte es vorsorglich an 8 Verlage geschickt, die es beinahe sämtlich aufnehmen wollten, sodass ich noch Schwierigkeiten hatte, bei einigen wieder loszukommen.“<sup>557</sup> Er bittet den Journalisten Vorabdrucke oder Rezensionen in verschiedenen Zeitungen unterzubringen, um für das Buch zu werben.

<sup>555</sup> Ebd., S. Vf.

<sup>556</sup> Ebd., S. 284f.

<sup>557</sup> Bundesarchiv: Signatur N 2193/4.

In einem weiteren Brief Reiners' vom 8. September 1931 ist zu lesen:

[I]ch [übersende] Ihnen anliegend ein Nachtragskapitel zu meinem Buche [...], welches ich auf Wunsch zahlreicher Leser angefertigt habe und welches zugleich das Buch aktueller machen soll. Leider bringt es der Verleger auch als selbständige Broschüre heraus, was mir nicht besonders angenehm ist, da es hierfür eigentlich nicht genug Gewicht hat. Aber vielleicht macht es ein paar Leute auf „Die wirkliche Wirtschaft“ aufmerksam.

Können Sie nicht diese Gelegenheit benützen, und mit einem Exemplar dieses Kapitels zu der Redaktion der „Berliner Morgenpost“ gehen; diese hat nämlich bis heute noch keine Besprechung der „Wirklichen Wirtschaft“ gebracht, während alle anderen bürgerlichen Zeitungen das Buch bis in die Stratosphäre gelobt haben.<sup>558</sup>

In der Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung Leipzig gab Reiners 1939 das Buch „Fontane oder Die Kunst zu leben. Ein Brevier“ heraus. Die letzte Ausgabe erschien 1955 im Schünemann-Verlag. „In der Hinwendung zur Literatur gelingt Ludwig Reiners ein außerordentlich aufschlußreiches und umfassendes Lebensbild Theodor Fontanes.“<sup>559</sup> Reiners beginnt damit, Fontanes Persönlichkeit zu beschreiben. Es folgt ein biographischer Abriss, bevor die „Welt- und Lebensweisheiten Fontanes [...] aus seinen verschiedenen Werken erschlossen“<sup>560</sup> werden. Reiners geht chronologisch vor. Mit Briefen, Gedichten, Theaterkritiken, Romanauszügen zeichnet er das Leben Fontanes nach. Die „ununterbrochene Kette von Enttäuschungen“<sup>561</sup>, die Fontane laut Reiners erdulden musste, und sein Umgang damit sollen dem Leser folglich Trost spenden, was die Wahl des Titels erklärt.

1943/44 erschien Reiners' *Stilkunst*, die separat vorgestellt wird.

1948 erschien im Biederstein-Verlag („hervorgegangen aus dem Verlag C. H. Beck“<sup>562</sup>) Reiners' „Sorgenfibel oder Über die Kunst durch Einsicht und Übung seiner Sorgen Meister zu werden“. Neuere Ausga-

<sup>558</sup> Ebd.

<sup>559</sup> Anders (1956): *Durch Lebensweisheit zum Lebensglück*, S. 5.

<sup>560</sup> Roch (1940): *Fontane*, S. 50.

<sup>561</sup> Reiners (Hg.) (1939): *Fontane oder Die Kunst zu Leben*, S.1.

<sup>562</sup> Ebd., Siehe Titel.

ben wurden wieder vom Beck-Verlag verlegt. Die fünfte Auflage kam 2010 heraus, was für den Erfolg des Buches spricht. Die Auflage von 1992 umfasst laut Angabe zur Auflagenhöhe 112.000 Exemplare. Beim jüngsten Nachdruck fehlen diese Angaben.

[D]ie erarbeitete und erkämpfte Lebensweisheit Ludwig Reiners [sic] [...] kommt in des Autors „Sorgenfibel“ noch deutlicher zum Ausdruck, die er, durch den Krieg und seine Folgen aus Haus und Stellung vertrieben – sehr bezeichnend für seine errungene innere menschliche Freiheit in einer Zeit verfaßte, während der er genötigt war, sich seinen Lebensunterhalt als landwirtschaftlicher Arbeiter zu verdienen. [...] Reiners legt die Quellen des Kummers und des Leidens mit einem heiteren Mut, mit einem originellen Humor und mit einem glaubenstarken Optimismus an die positiven Kräfte des Lebens frei. Er verweist auf große Vorbilder, auf die aus der Wirklichkeit des Daseins geschöpften Weisheiten und Erkenntnisse bedeutender Männer und er – zitiert die rechten Aussprüche in den richtigen Situationen. Ein wohlthuender Lebenstrost fließt aus den heilsamen Worten Ludwig Reiners [sic], dessen Werke wesentlich dazu beitragen, daß der Mensch nicht nur vegetiert, sondern wirklich lebt!<sup>563</sup>

Das Buch gliedert sich in sechs Kapitel: „Über den Umgang mit dem Schicksal“, „Die Quellen des Kummers“, „Mut“, „Humor“, „Die großen Zufluchtsstätten“, „Glaube“.<sup>564</sup> Alle Kapitel bis auf das letzte unterliegen einer Dreiteilung. Reiners leitet sie mit einem „Beispiel“ ein. Er stellt die Schicksale von bekannten Persönlichkeiten wie Goethe, Disraeli oder Fontane thematisch passend zu jedem Abschnitt vor. Es folgt die „Betrachtung“ – von Reiners zur Ermutigung verfasste Ausführungen. Die Kapitel schließen mit den „Eideshelfern“ – Zitate und Gedichte von bekannten Schriftstellern und Philosophen. Reiners schreibt im Vorwort: „Dies Buch ist aus persönlichem Erleben entstanden. Wenn der Sturm des Schicksals die Existenz eines Menschen zerschlägt, der in der Welt des Geistes seine zweite Heimat hat, dann flüchtet er an die Pforten der Weltweisheit. Was ich hinter ihnen fand, habe ich hier – hauptsächlich zu eigenem Troste – gesammelt.“<sup>565</sup> Ein Sturm des Schicksals habe also

<sup>563</sup> Anders (1956): Durch Lebensweisheit zum Lebensglück, S. 5.

<sup>564</sup> Vgl. Reiners (Hg.) (1939): Fontane oder Die Kunst zu Leben, siehe „Inhalt“.

<sup>565</sup> Ebd., siehe „Vorwort“.

seine Existenz zerschlagen – in der Realität sah es folgendermaßen aus: Reiners war NSDAP-Mitglied und die amerikanische Besatzungsverwaltung entband ihn (für kurze Zeit) aus seiner führenden wirtschaftlichen Stellung, um zu prüfen, welche Gefahr von Reiners aufgrund seiner Einstellung zur NS-Ideologie ausging.

Reiners stand in regem Briefwechsel mit Wilhelm von Scholz, wie die Briefe im Marbacher Literaturarchiv belegen. Von Scholz stand der NS-Ideologie bedenklich nahe, konnte aber nach 1945 weiter wirken.<sup>566</sup> Reiners beschreibt ihn in einem Brief als einzigen modernen Dichter, der sowohl in der Lyrik, Erzählung als auch im Drama in der ersten Reihe stehe.<sup>567</sup> Und: „Erzählenkönnen ist eine einmalige Gottesgabe und diese Gabe ist Ihnen geschenkt worden.“<sup>568</sup> Von Scholz beurteilt Reiners’ „Sorgenfibel“:

Inbezug auf die [„Sorgenfibel“] bin ich (wie inbezug auf Kants „Macht des Gemüts usw.“) der Überzeugung, dass die Einstellung auf solche Gebrauchsregeln, einfach also die Tatsache des Wollens in diese bestimmte Richtung, mehr wirkt, als die einzelnen Ratschläge vermögen. Ebenso ist auch bei vielen medizinischen Kuren das Haupt-Agens: dass man überhaupt Kur macht und sich auf Besserung einstellt; mehr als die angewandten Mittel oder Methoden.<sup>569</sup>

Im Hamburger Ellermann-Verlag erschien 1950 die „Fibel für Liebende zugleich eine Anleitung verheiratet und doch glücklich zu sein“ – „eine beherzte Ergänzung zur ‚Sorgenfibel‘“<sup>570</sup>. Im List-Verlag erschien das Buch zuletzt 1958 als ungekürzte Textausgabe. Darin heißt es im Klappentext:

Der menschen- und lebenskundige Autor hat mit seiner „Fibel für Liebende“ ein von den ältesten Zeiten an vielbehandeltes, ja allezeit zentrales Menschheitsproblem ins Rampenlicht unserer Tage gestellt und damit bewiesen, wie nötig und aufschlußreich die immer neue Auseinan-

<sup>566</sup> Vgl. John (2007): Scholz, Franz Johannes Wilhelm, S. 451-453. – Von Scholz studierte Literaturgeschichte und Philosophie, anschließend promovierte er zum Dr. phil.; er war als Schriftsteller erfolgreich.

<sup>567</sup> Vgl. DLA Marbach: A:Scholz, 08.10.1953.

<sup>568</sup> DLA Marbach: A:Scholz, 26.11.1953.

<sup>569</sup> DLA Marbach: A:Scholz, 30.11.1953.

<sup>570</sup> Anders (1956): Durch Lebensweisheit zum Lebensglück, S. 5.

dersetzung auf immer neuer Aktualitätsebene ist. Diese unsere Welt und dieser unser Alltag sind es, vor denen und in denen die Liebe und die Kunst des zweisam-bipolaren Menschen miteinander zu bestehen haben. Ohne erhobenen Zeigefinger und ohne eingehende Systematik, mit der diesem delikatsten Thema so dienlichen leichten Hand und zugleich dem Taktgefühl des lebenserprobten Weisen zeigt er Wege und Irrwege des Herzens auf. Wie in Anpassung an das spontane, ungerichtete Wesen der Liebe selbst springt er das Thema gleichsam überraschend von vielen verschiedenen Seiten an, in Form von Dialogen, Briefen, Telefongesprächen, Zitaten, Aphorismen, teils aus eigener, teils aus berühmter klassischer Feder. Lichter des Übermuts, des sarkastischen Witzes, dann wieder des verhaltenen Tiefsinns läßt er unablässig spielen, so daß dem Büchlein sozusagen der Atem des Lebens nie ausgeht.<sup>571</sup>

Reiners geht Fragen nach wie „Soll man heiraten?“, „Wen soll man heiraten?“ oder „Können wir treu sein?“. Er untersucht „Die Strategie der männlichen Annäherung“ und „Die Strategie der weiblichen Abwehr“.<sup>572</sup> Das erste Gebot im Kapitel „Ehekatechismus“ lautet „Haltet Distanz!“. Reiners rät, dass Eheleute sich Freiheiten lassen sollten.

Nichts bindet so sehr wie Freilassen. Deshalb muß man die Bereiche der Verantwortung trennen: der Mann rede der Frau nicht in den Haushalt hinein, die Frau dem Mann nicht in die allgemeine Gestaltung des Lebens. Will er abends ins Kino gehen und sie in die Oper: geht getrennt. Habt nicht nur getrennte Schlafzimmer, sondern auch getrennte Wohnzimmer; in einer Zweizimmerwohnung kann je ein Raum als Wohnschlafzimmer für jeden Ehegatten eingerichtet sein. [...] Überhäuft den anderen nicht mit Eueren Sorgen. Der Ehegatte ist kein Ausguß, in den man alles hineinschüttet, was man los werden will.<sup>573</sup>

1951 veröffentlichte Reiners sein Buch „Steht es in den Sternen? Eine wissenschaftliche Untersuchung über Wahrheit und Irrtum der Astrologie“ im List-Verlag. Es erschien nur eine Auflage, die allerdings bis in die Gegenwart Wirkung zeigt, wie ein *Stern*-Artikel von 2004 beweist, in dem das Werk erwähnt wird.<sup>574</sup> Der auf Vernunft bedachte Reiners will aufklären und vor Verblendung warnen. Die Veröffentlichung muss ho-

<sup>571</sup> Reiners (1958): *Fibel für Liebende*, siehe Klappentext.

<sup>572</sup> Vgl. ebd., siehe „Inhalt“.

<sup>573</sup> Reiners, Ludwig (1950): *Fibel für Liebende*, S. 119f.

<sup>574</sup> Vgl. Güntheroth (2004): *Wie der Himmel den Menschen bewegt*.

he Wellen in der Öffentlichkeit – vor allem unter den Kritisierten – geschlagen haben.

Reiners ist in neuerer Zeit der erste Autor, der sich die Mühe gemacht hat, die okkulten Lehrsätze der Astrologie Stück für Stück zu analysieren und zu widerlegen. Der Göttinger Astronom Professor Dr. Karl Stumpff quittierte dem Laien Reiners, „daß ihm in dem ganzen Buch, das auf jeder Seite von astronomischen Begriffen und Tatsachen handelt, kein einziger Irrtum unterlaufen ist“. Der Professor klagte: „Für uns Astronomen ist es beschämend, daß erst ein Außenseiter kommen mußte, um das zu tun, was unsere Pflicht gewesen wäre.“ Die Astrologen sind aus verständlichen Gründen dem Außenseiter Reiners weniger wohlgesonnen: zur Revanche prophezeiten sie dem – heute sechzigjährigen – Reiners „ein frühes Ende unter Qualen“. Zweckmäßig wie immer, weiß sich Reiners auch hier zu schützen. „Ich habe“, berichtet er, „Diskussionen mit Astrologen gehabt. Da lasse ich meinen Wagen immer weit vom Lokal parken. Sonst könnte sich die Prophezeiung doch noch erfüllen.“ Reiners befürchtet, ein rechthaberischer Sterndeuter könnte den abgestellten Wagen – einen Mercedes 180 – ein wenig präparieren, um der Voraussage kollegial nachzuhelfen.<sup>575</sup>

Dass die Prophezeiung doch zutreffen sollte, hätte Reiners nicht gedacht: „Da ich nun aufgrund umfangreicher Ermittlungen festgestellt habe, daß astrologische Prophezeiungen nie einzutreffen pflegen, kann ich der Zukunft mit gutem Mut entgegensehen.“<sup>576</sup> Reiners weist in seinem Buch der Astrologie unglaubliche Deutungen nach, indem er beispielsweise Astrologen das Horoskop Goethes zeigt – allerdings inkognito. Der erste Sternendeuter kommt zu dem Urteil, der Unbekannte sei ein humorloser Hochstapler und Revolutionär, anfällig für Syphilis, erfolglos, kränklich, leicht depressiv, führe ein überwiegend unglückliches Leben ohne Sinn für Kunst und Liebe mit Neigungen zum Alkoholismus und zur Spielsucht<sup>577</sup> – „es handelt sich wirklich um ein fragwürdiges Individuum“<sup>578</sup>. Der Zweite denkt, Goethe sei ein rechthaberischer und starrsinniger Farbiger, besessen von einem bösen Geist und

<sup>575</sup> Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 36f.

<sup>576</sup> Reiners (1956): Geburtstageinsichten mit 60 Jahren.

<sup>577</sup> Vgl. Reiners (1951): Steht es in den Sternen?, S. 120.

<sup>578</sup> Ebd., S. 121.

epileptisch, der seinen Tod findet, indem er von wilden Tieren zerrissen werde.<sup>579</sup> Das Fazit lautet: „Man braucht die Astrologen nicht zu widerlegen, sie besorgen das selbst!“<sup>580</sup>

Noch überraschender war die Deutung [...] des homosexuellen Massenmörders Haarmann, der im Jahre 1925 wegen 30 Mordtaten hingerichtet wurde. Von ihm stellt der Astrologe fest, daß er menschenfreundlich, nachsichtig, friedfertig, tolerant und romantisch sei, empfindsam, mit gesunden Anschauungen, Witz und Humor und einer optimistischen Weltanschauung, mit einem guten Herz und feinem Mitgefühl. [...] Für die Jahre 1950 bis 1952 und dann wieder ab 1954 konnte er ihm viel Gutes prophezeien.<sup>581</sup>

Die *Stilfibel*, die erstmals 1951 als gekürzte Variante der *Stilkunst* erschien, soll aufgrund der inhaltlichen Parallelen ebenfalls gesondert besprochen werden.

Im gleichen Jahr veröffentlichte Reiners den „Roman der Staatskunst. Leben und Leistung des Lords“. 1968 erschien das Buch letztmalig (Auflagehöhe 10.000-11.000), ebenfalls im Beck-Verlag. Roth hält es für Reiners' überzeugendstes historisches Buch.<sup>582</sup> „Warum ist – so bin ich oft gefragt worden – die englische Geschichte in den vergangenen Jahrhunderten glücklicher verlaufen als die deutsche?“<sup>583</sup>, mit dieser Frage beginnt das mehr als 500 Seiten umfassende Werk.

Reiners beantwortet diese Frage, indem er die führenden englischen Politiker der Zeit vom Abfall Nordamerikas bis zur Schwelle des ersten Weltkrieges darstellt, mit gründlichen biographischen Kenntnissen, aus der Fülle politischen Wissens, unter Verwendung von Reden, Tagebüchern, Briefen und Gesprächen. Wer mit wacher Aufmerksamkeit diese Porträt Galerie von Pitt über Hastings, Palmerston, Disraeli, Salisbury bis Cecil Rhodes und Joe Chatnberlain [sic] durchwandert, wer den intimen Verflechtungen von Persönlichkeit und politischer Leistung nachgeht, in dem wird ein Gefühl für die politische Dynamik und den immerwährenden ethischen Konflikt zwischen Persönlichkeit und ge-

<sup>579</sup> Vgl. ebd., S. 121.

<sup>580</sup> Ebd., S. 131.

<sup>581</sup> Ebd., S. 139f.

<sup>582</sup> Vgl. Roth: Ludwig Reiners, S. 8.

<sup>583</sup> Reiners (1951): Roman der Staatskunst, S. V.

schichtlicher Größe überhaupt geweckt werden. Er lernt – jenseits eines engen Moralismus – unsere Gegenwart besser verstehen, schärfer sehen und sicherer beurteilen.<sup>584</sup>

Der Autor räumt im Vorwort ein, dass der Titel des Buches auf Kritik stoßen könnte: Ein Roman solle schließlich die dichterische Gestaltung erdachter Erzeugnisse enthalten. Dies Buch aber sei in der Tat ein Erzeugnis der Geschichtsschreibung, nicht der Dichtung, jede Zeile des Buches sei durch Dokumente belegt.<sup>585</sup> Nur leider führt Reiners diese Dokumente nirgendwo an. Professor Michael Freund, Historiker aus Kiel, lobt Reiners' Arbeit, weist aber auch auf inhaltliche Fehler hin<sup>586</sup> und merkt an:

„Allerdings“, tadelt Professor Freund, „legt der Autor etwas zu wenig Rechenschaft darüber ab, wie er zu seinem Buch gekommen ist. Niemand verlangt von einem Werk wie dem seinen Fußnoten und einen gelehrten Apparat. Aber eine Aussage über die benutzte Literatur oder wenigstens ihre Gattung wäre am Platz gewesen.“<sup>587</sup>

Nichtsdestotrotz: „Das Buch über die Lords bekam fast durchweg vorzügliche, zuweilen begeisterte Kritiken, und ein Reporter entdeckte den belehrenden ‚Roman der Staatskunst‘ schließlich auch auf dem Nachttisch des Bundesministers für Finanzen, Fritz Schäffer.“<sup>588</sup>

„Auf diesen wohlgelungenen Auftakt folgte mit unglaublicher Schnelligkeit ein geschichtliches Buch dem anderen.“<sup>589</sup> Schon ein Jahr später erschien nämlich „Friedrich. Das Leben des Preußenkönigs“; 1952 noch im Beck-Verlag, in den Auflagen von 1980 und 1986 (bis 21.000) im Deutschen Taschenbuchverlag. Der Hintergrund der Entstehung wird wie folgt beschrieben:

„Nach dem Kriege“, berichtet Reiners, der einen Hang zum Bürgerlich-Nationalen nicht verleugnet, „habe ich mich darüber geärgert, daß Fried-

<sup>584</sup> Nitschmann (1951): Porträts und Panorama.

<sup>585</sup> Vgl. Reiners (1951): Roman der Staatskunst, S. V.

<sup>586</sup> Vgl. Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 34.

<sup>587</sup> Ebd., S. 34.

<sup>588</sup> Ebd., S. 34.

<sup>589</sup> Beck (Hg.) (1963): Festschrift zum zweihundertjährigen Bestehen des Verlages C.H. Beck 1763-1963. S. 243.

rich der Große so eine schlechte Presse hatte.“ Reiners forschte nach und war unvoreingenommen genug, um zu bekennen: „Der Mann ist ja wirklich recht schlimm gewesen.“ So entstand die Biographie „Friedrich“, ein Buch, das den unbezweifelbaren Verdiensten des aufklärerischen Preußenkönigs – der zum Beispiel die Folter abschaffte – ebenso gerecht wird wie den Argumenten seiner Kritiker, die dem eigenbrötlerisch-intellektuellen Fürsten seine zahllosen Vertragsbrüche, seine persönlichen Eigenwilligkeiten und seinen Hang zu Gewaltlösungen ankreiden.<sup>590</sup>

1954 heißt es in einer Rezension, das Buch sei zwischen Belletristik und fachgemäßer Geschichtsschreibung einzuordnen. Der Verfasser der Rezension kritisiert einige inhaltliche Punkte und kommt zu dem Urteil: „Doch als Ganzes hat er mit seinem Werk das Muster einer Biographie geboten, die vom Laien für Laien geschrieben, aus den Ergebnissen der Historiker mit Einsicht zu schöpfen weiß.“<sup>591</sup> Ein anderes Urteil lautet:

Über das „Friedrich“-Buch von Reiners – der damals in London lebende, emigrierte Schriftsteller Kurt Hiller fand es „einfach hinreißend geschrieben“ – urteilte die „Historische Zeitschrift“, das Buch sei „ein erfreuliches Zeichen dafür, daß sich in der Diskussion um Friedrich den Großen die breite Kluft zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und geschichtlichem Durchschnittsbewusstsein zu schließen beginnt“.<sup>592</sup>

Reiners gibt einen chronologischen Abriss über das Leben Friedrich des Großen von seinen adligen Vorfahren bis zu seinem Tod.

Von Scholz ist voll des Lobes für Reiners' „Friedrich“. Er beschreibt das Werk als etwas „Wertvolles“ und endet mit den Worten: „Ich möchte noch sagen: es tut wohl, in dieser Zeit vollen Verfalls, die ‚auf Godot wartet‘ und ähnlich albernen Unsinn hervorbringt, eine Berührung mit Ernst, Sachlichkeit, Klarheit, Vernunft zu haben, die das Spiel des freien uneingeengten Geistes ja nicht verhindern.“<sup>593</sup>

<sup>590</sup> Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 34.

<sup>591</sup> Forst Battaglia (1954): Großer böser Mann, S. 307.

<sup>592</sup> Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 35.

<sup>593</sup> DLA Marbach: A:Scholz, 19.10.1953.

Wieder ein Jahr später, 1953, veröffentlichte Reiners das „Hand- und Wörterbuch der Sekretärin“ mit dem Titel „Fräulein, bitte zum Diktat“. Es erschien im List-Verlag, letztmalig 1963 neu bearbeitet und erweitert. Aus einer Anekdote erfährt man vom Erfolg dieses thematisch ungewöhnlichen Sachbuches:

Eine befreundete Firma teilte dem Autor mit, sie habe auf eine Annonce, mit der sie eine Sekretärin suchte, 21 Bewerbungen bekommen, von denen 19 den gleichen Text hatten. Es war der Text für Bewerbungen, den Reiners in seinem Buch „Fräulein, bitte zum Diktat!“ für solche Zwecke vorgeschlagen hatte. Das Resultat ist kaum überraschend: es gibt in der Bundesrepublik etwa 180 000 Sekretärinnen, und die Sekretärinnen-Fibel von Reiners ist bisher in einer Auflage von 70.000 Exemplaren erschienen. Es ist also denkbar, daß fast vierzig Prozent aller Sekretärinnen diesen Band besitzen.<sup>594</sup>

Reiners gibt Ratschläge – z.B. zum richtigen Verhalten am Telefon: „Man meldet sich am Telefon, auch am Hausteleson, mit dem deutlich gesprochenen Namen. Wenn sich in meiner Firma jemand mit *Hallo* meldet, sage ich stets: *Ich bin sicher, keinen Hallo angestellt zu haben, also gehören Sie nicht ins Haus.*“<sup>595</sup> Er gibt Tipps, die den Arbeitsalltag einer Sekretärin erleichtern sollen; beispielsweise für korrekte Rechtschreibung und Zeichensetzung sowie den richtigen Umgang mit dem Chef – geschmückt mit Anekdoten. In einem Brief an seine Leserinnen (anstelle eines Vorwortes) schreibt Reiners, dass sich um den Beruf ein wenig Märchenromantik gewoben habe:

Das Romantische an ihm ist sein schillernd-zwiespältiger Charakter: halb Hilfe, halb Fürsorge; dem „Chef“ zeitlich stärker verbunden als seine Frau; mit mechanischer Arbeit belastet, aber in viele Geheimnisse eingeweiht; scheinbar nur bloße Hilfskraft, aber doch in der Position einer Dame: nur wenige Frauenberufe geben soviel Gelegenheit, menschliche und vor allem weibliche Qualitäten zu entfalten.<sup>596</sup>

<sup>594</sup> Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 36.

<sup>595</sup> Reiners (1953): Fräulein, bitte zum Diktat, S. 27.

<sup>596</sup> Ebd., siehe „Ein Brief statt eines Vorworts“.

„Die nächste Flasche, die Reiners im Keller der historischen Forschung abfüllte, bekam das Etikett ‚In Europa gehen die Lichter aus‘.“<sup>597</sup> Das Buch mit dem Untertitel „Der Untergang des wilhelminischen Reiches“, das anfangs „Roman der Dummheit“<sup>598</sup> heißen sollte, erschien 1954 im Beck-Verlag und zuletzt 1981 im Deutschen Taschenbuchverlag.

Diesmal ging es um die Ereignisse, die zum ersten Weltkrieg führten, und um diesen Krieg. [...] Golo Mann, der Sohn von Thomas Mann, bestätigte später, dieses Buch sei „eine beispielhafte, gerechte, kristallklare Geschichte des Krieges ...“<sup>599</sup>

Auch dieses Buch traf auf große Zustimmung. „Reiners verfügt nicht nur über umfassende historische Kenntnisse, er beherrscht auch die deutsche Sprache vollendet. So ist es ein Vergnügen, diese Kapitel der deutschen Geschichte vom Sturz Bismarcks bis zum Ende der Monarchie am Schluß des Weltkrieges Nr. 1 zu lesen.“<sup>600</sup> Hier gibt Reiners einen chronologischen geschichtlichen Abriss von „Bismarcks Erben“ über „Kaiser Wilhelm II.“ bis er schließlich der Frage nachgeht „Warum hat Deutschland den ersten Weltkrieg verloren?“.<sup>601</sup> Sein Fazit: „Zwei Männer – Bismarck und Moltke – haben das Deutsche Reich geschaffen. Zwei Männer – Wilhelm II. und Ludendorff – haben es ins Verderben gerissen. Nicht dem Geschick: dem Ungeschick ist es erlegen.“<sup>602</sup> Dass das Buch immer noch präsent ist, beweist ein Artikel von 2012 aus der *Süddeutschen Zeitung*. Darin geht es um die gegenwärtige Krise Europas und die Rolle Deutschlands sowie Parallelen in der Geschichte. Auch Reiners' Buch wird thematisiert, das trotz der Kritik an einzelnen Führungsfiguren ein Buch des deutschen Selbstmitleids sei, weil es die gesamte Schuld der Katastrophe von 1914 auf politisches Elitenversagen schiebe, so als hätte es Kriegstreiberei in der fortschrittlichen bürgerlichen Presse oder die Kriegsbegeisterung in den Großstädten 1914 gar

<sup>597</sup> Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 35.

<sup>598</sup> Beck (Hg.) (1963): Festschrift zum zweihundertjährigen Bestehen des Verlages C.H. Beck 1763-1963. S. 243.

<sup>599</sup> Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 35.

<sup>600</sup> w.f.k. (1954): Europas Glück und Unglück.

<sup>601</sup> Vgl. Reiners (1954): In Europa gehen die Lichter aus, siehe „Inhalt“.

<sup>602</sup> Ebd., S. 406.

nicht gegeben.<sup>603</sup> Interessant ist in diesem Kontext folgende Entdeckung:

Gespentisch an dem Buch von Reiners berührt nicht zuletzt, dass es sich stilistisch wie ein – übrigens keineswegs ungekanntes – Remake von Thomas Manns Kriegsessay „Friedrich und die Große Koalition“ von 1915 liest. Amüsiert hat das der greise Thomas Mann selbst im Tagebuch am 19. November 1954 notiert, wo er das „unterhaltende“ Buch von Reiners „im Vortrag auffallend beeinflusst von ‚Friedrich u. d. gr. Koal.‘“ nannte.<sup>604</sup>

Erwähnt wird Manns Essay in Reiners' Werk nicht!

1955 bringt Reiners seine Gedichtsammlung „Der ewige Brunnen. Ein Volksbuch deutscher Dichtung“ im Beck-Verlag heraus. 50 Jahre später erscheint eine Jubiläumsausgabe, die bis 2007 drei Auflagen erfährt. In der *Süddeutschen Zeitung* wird die Jubiläumsausgabe beschrieben, als „Neo-Reiners, der im Untertitel nun zu einem ‚Hausbuch deutscher Dichtung‘ abgerüstet oder korrigiert, jedenfalls ‚entvolkt‘ worden ist“<sup>605</sup>. Bis 1995 hatte das Buch bereits eine Gesamtauflage von mehr als einer halben Million Exemplaren. Roth beschreibt das Buch als „eine gewichtige, von schier unglaublicher Belesenheit und selbstsicherer vaterländischer Gesinnung zeugende Sammlung unserer Lyrik“<sup>606</sup>. Reiners erläutert im Vorwort, dass er mit der Herausgabe einer Gedichtanthologie an Goethes Plan angeknüpft habe. „Denn der Mensch bedarf des Verses, wie er des Waldes und des Weines bedarf“<sup>607</sup>, begründet Reiners seine Arbeit. Er präsentiert die Gedichte sortiert nach Themen: z.B. „Buch der Liebe“, „Buch des Kampfes“, „Buch des Glaubens“.<sup>608</sup> Reiners ist sich bewusst, dass er keinen Anspruch auf Vollständigkeit und Wohlgefallen aller Gedichte beim Leser erwarten darf. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht „die Fülle der Welten widerzuspiegeln“<sup>609</sup>. Der

<sup>603</sup> Vgl. Seibt (2012): *Krieg der Illusionen*, S. 9.

<sup>604</sup> Ebd., S. 9.

<sup>605</sup> Drews (2005): *Alle Stimmungen des Daseins*, S. 16.

<sup>606</sup> Roth: *Ludwig Reiners*, S. 1.

<sup>607</sup> Reiners (Hg.) (1959): *Der ewige Brunnen*, S. VII.

<sup>608</sup> Vgl. ebd., S. IX, siehe „Inhalt“.

<sup>609</sup> Ebd., S. VIII.

Herausgeber räumt ein: „[I]ch habe manche [Verse] um ihrer Vertrautheit willen auch dann aufgenommen, wenn der Kunstgeschmack über sie hinweggegangen ist. [...] Der Jüngere wird Dichter finden, die man ihm als verstaubt verschrien hat“<sup>610</sup>. Vielleicht lässt sich mit diesen Anmerkungen rechtfertigen, dass Reiners vom umstrittenen Lyriker Josef Weinheber (1892-1945), der erst im Dritten Reich zu Ruhm und Anerkennung durch die Nazis gelangte, ca. zehn Werke einflieht (2007 sind es vier), wohingegen Brecht nur mit einem Gedicht vertreten ist (2007 sind es 15). Noch 1956 erkennt man „Dinge, die den [...] politisch Denkenden bekümmern können“<sup>611</sup>. Dennoch waren die Reaktionen auf das Buch überschwänglich positiv:

Es ist ein Volksbuch, von dem wir immer geträumt und das wir eigentlich nicht für herstellbar gehalten haben. Nicht ein Band für Feinschmecker, für Kenner, für Schöngelüste, sondern ein Buch voll von Gedichten, mit denen man leben kann: altvertrauten und ganz unbekanntem; meisterlichen und mäßigen, die man aber lieb hat; unvergänglichen Kunstwerken und soliden Gebrauchsgegenständen aus Versen; großen Balladen, kleinen Scherzen, Liebesliedern, Schicksalsstrophen, Weltbeschwörungen und Trinkgesängen, Gespräche mit dem Schöpfer, aber auch Gezänk der Gassen.<sup>612</sup>

Roth schreibt dazu anekdotisch: „[M]ehr als eine Wette: ‚Das steht doch gewiß nicht drin‘, ist damals [...] verlorengegangen.“<sup>613</sup> Das Buch wird noch heute in der Presse zur Anschaffung empfohlen<sup>614</sup>; der Schauspieler Ben Becker veranstaltete 2010/11 Lesungen in Deutschland u.a. auf Grundlage dieser Gedichtanthologie Reiners’<sup>615</sup>. „Jeder Haushalt

<sup>610</sup> Ebd., S. VIII.

<sup>611</sup> Ferber (1956): Das neue Buch: Der ewige Brunnen. – Dass der Sprachgebrauch und auch das Denken nach 1945 sich nicht wie ein Schalter umlegen ließ, erkannten auch Sternberger, Storz und Süskind in ihrem Buch „Aus dem Wörterbuch des Unmenschen“ aus dem Jahr 1957.

<sup>612</sup> Ebd., S. 10.

<sup>613</sup> Roth: Ludwig Reiners, S. 9.

<sup>614</sup> Vgl. Bahnert (2005): Die Bücher des Jahres – Ratschläge für unentschlossene Bücherkäufer, S. 42.; Tagesanzeiger (2008): Die besten Gedichtsammlungen, S. 43.

<sup>615</sup> Vgl. SZ (2010): Ben Becker und der ewige Brunnen, S. 48.; Hamburger Abendblatt (2011): Ben Becker liest Lyrik und Balladen für einen guten Zweck.

braucht einen ‚Brunnen‘, es ist kein Hausbuch mehr, sondern schon ein Hausschatz“<sup>616</sup>, schreibt die Berliner Zeitung 2010.

Der Beck-Verlag scheint sich ebenfalls über den Erfolg zu freuen:

Aus reiner Liebhaberei, unter Verzicht auf jedes nennenswerte Honorar, hat Ludwig Reiners noch ein [...] populäres Werk, eine Gedichtsammlung, angeregt und auf Grund jahrzehntelanger Vorarbeiten [...] zusammengestellt [...]. Die leitende Idee von Reiners war, daß seine Sammlung, ohne ästhetische Kriterien zu sehr in den Vordergrund zu stellen, eine Fundgrube sein sollte für alles, was auch einem nicht literarischen Menschen im Laufe seines Lebens an lyrischen Eindrücken zu Herzen gegangen ist. Natürlich wollte er mit seinem Buch auch neue Begegnungen mit der großen deutschen Lyrik vermitteln. [...] Nach dem frühen Tode von Reiners [...] hat sich der Verlag bemüht, sein Werk in seinem Sinne weiterzuentwickeln und auszugestalten.<sup>617</sup>

Aus dem Handschriftenarchiv des Deutschen Literaturarchivs Marbach geht hervor, dass Reiners Ende Oktober 1955 ein Exemplar seiner Gedichtanthologie an Erich Kästner sandte. Er bedankt sich bei Kästner für dessen Erlaubnis, ein Gedicht von ihm abzdrukken und hofft auf eine Einschätzung des „Fachmannes“.<sup>618</sup> Kästner bedankt sich in seinem Brief vom 5. November 1955 bei Reiners und schreibt recht nüchtern: „Die Zahl der in den letzten Jahren editierten Gedichtsammlungen wächst zusehends [...] und zum Schluss scheint mir keiner der Bände überflüssig zu sein. Ihr Buch liegt nun auf meinem Nachttisch, und ich hoffe, viel Freude daran zu haben.“<sup>619</sup>

An Agnes Miegel, Publizistin, deren Verhältnis zur NS-Ideologie kontrovers diskutiert wurde<sup>620</sup>, schickte Reiners ebenfalls ein Exemplar:

Im Gegensatz zu Ihren vorhandenen Gedichtsammlungen hat diese Sammlung keiner [sic] literarischen Ehrgeiz, sondern möchte versuchen, ein Volksbuch zu werden. Der Verlag Beck hatte bei Ihnen angefragt, ob Sie damit einverstanden seien, dass auch eine Reihe Ihrer Gedichte auf-

<sup>616</sup> Berliner Zeitung (2010): Unverzichtbar, S. 31.

<sup>617</sup> Beck (Hg.) (1963): Festschrift zum zweihundertjährigen Bestehen des Verlages C.H. Beck 1763-1963. S. 242f.

<sup>618</sup> Vgl. DLA Marbach: A:Kästner, 28.10.1955.

<sup>619</sup> DLA Marbach: A:Kästner, 05.11.1955.

<sup>620</sup> Vgl. Klee (2009): Das Personenlexikon zum Dritten Reich, S. 411.

genommen werden. Freundlicherweise haben Sie sich hiermit durch Stillschweigen einverstanden erklärt. Es wäre in der Tat auch unmöglich, ein Buch wie diese Sammlung zusammenzustellen, ohne eine große Anzahl Ihrer Gedichte aufzunehmen. Ich habe keinen Zweifel, dass es keinen lebenden deutschen Dichter gibt, dessen Gedichte einen so langen Bestand haben werden wie die Ihren. [...] Ich benütze diese Gelegenheit, um Ihnen meine tiefe Dankbarkeit auszusprechen für alles das, was Ihre Gedichte mir und Millionen anderen Menschen bedeutet haben.<sup>621</sup>

Aus seiner eigenen Tasche zahlt ihr Reiners ein Honorar von 220 DM, nicht der Verlag.

In den Handschriften des Literaturarchivs Monacensia in München findet sich ein Brief von Max Dingler an Reiners aus dem Jahr 1956. Dingler war ein Zoologe und Mundartdichter mit nationalsozialistischer Vergangenheit.<sup>622</sup> Der Briefschreiber weist Reiners auf einen groben Fehler in seiner Anthologie hin:

Eine Sonderfreude bereitete es mir, daß Sie mein Gedicht „Heimreise“ in die Sammlung aufgenommen haben. Unbekannt ist Ihnen wahrscheinlich, daß ich noch ein zweitesmal in dem Buch vertreten bin, und zwar auf S. 778 mit dem Schüttelreim „Oft in erregender Hast ...“, der hier – ehrenvoll für mich – dem Meister Benno Papentrick zugeschrieben ist. Sie haben ihn wahrscheinlich aus dem anonym erschienenen Münchner Lesebogen „Reimgeschüttel des Menrax Gidl“ entnommen und auf Kippenberg geschlossen.<sup>623</sup>

Dingler beschreibt Reiners' Fehler als „Nebensächlichkeit“ und der Grund seines Schreibens solle keinesfalls auf „Empfindlichkeit oder Autoreneitelkeit“ zurückgeführt, sondern als „erfreuliche[r] Anlaß eines lang gewünschten persönlichen Kontaktes“ betrachtet werden. Nichtsdestotrotz würde er in einer Neuauflage eine Korrektur begrüßen.<sup>624</sup> In einem Brief entschuldigt sich Reiners für die Verwechslung unter Lob-

<sup>621</sup> DLA Marbach: A:Miegel, 31.10.1955.

<sup>622</sup> Vgl. Klee (2009): Das Personenlexikon zum Dritten Reich, S. 112.

<sup>623</sup> Monacensia München: MD B 212, 09.01.1956.

<sup>624</sup> Vgl. ebd.

hudeleien für Dinglers Arbeit und verspricht eine Verbesserung in der nächsten Auflage.<sup>625</sup>

In einem weiteren Brief, den Dingler fast ein Jahr später an Reiners schreibt, listet er Druckfehler und Verbesserungen auf, die ihm aufge-  
stoßen seien. Er bezeichnet sie als „Versehen [...] (für ein Buch von sol-  
chem Umfang erstaunlich wenig!) [...], deren Erwähnung Ihnen viel-  
leicht für die Bearbeitung einer neuen Auflage erwünscht ist“<sup>626</sup>. Ding-  
ler führt etwa zwanzig Anmerkungen an wie beispielsweise:

Vor S. 1: (Faustzitat) ... wird jedem (statt manchem) etwas bringen; [...]  
187 (Storm, Engelehe, Z. 2): Gerät statt Geräte<sup>627</sup>

Die Zitate, die Dingler anführt, stehen sogar noch in der „zweite[n],  
durchgearbeitete[n] und erweiterte[n] Ausgabe 1959“.<sup>628</sup> Im Falle des  
Faustzitats ist Reiners' Version verbreiteter<sup>629</sup>, aber ursprünglich hieß es  
tatsächlich: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen! (So in der  
Urschrift, Band I/14, Seite 255; Goethe verschlimmbessert dann, Band  
I/14, Seite 11, zu ‚... wird manchem etwas bringen‘).“<sup>630</sup> Auch im ande-  
ren Fall hat Dingler Recht.<sup>631</sup>

Abschließend schreibt Dingler: „[D]as Aufgezählte erweckt in Ihnen  
hoffentlich nicht den Eindruck nörgelnder Pedanterie, sondern zeigt  
Ihnen mein lebhaftes Interesse an dem schönen, mit vorbildlicher Sorg-  
falt durchgeführten Werk.“<sup>632</sup> Reiners antwortet: „Was Sie über den 1.  
Band des ‚Brunnens‘ schreiben, ist alles richtig.“<sup>633</sup>

Im gleichen Jahr erscheint Reiners' *Kunst der Rede und des Gesprächs*.  
Wie in der *Stilkunst* und in der *Stilfibel* geht es hier um stilistische Fra-  
gen, allerdings nun beschränkt auf das Mündliche, wie der Titel andeu-

<sup>625</sup> Vgl. Monacensia München: MD B 212, 12.01.1956.

<sup>626</sup> Monacensia München: MD B 212, 24.03.1957.

<sup>627</sup> Ebd.

<sup>628</sup> Vgl. Reiners (Hg.) (1959): Der ewige Brunnen, S. XV, 190.

<sup>629</sup> Vgl. Goethe (1982): Faust, S. 10.

<sup>630</sup> Dieckmann (1992): Um eine Goethe von Mail Order bittend, S. 171.

<sup>631</sup> Vgl. Storm (1988): Engel-Ehe, S. 41.

<sup>632</sup> Monacensia München: MD B 212, 24.03.1957.

<sup>633</sup> Monacensia München: MD B 212, 12.04.1957.

tet. Es wird vermutet, dass das Werk inhaltlich stark den beiden anderen Stilratgebern ähnelt, weshalb es ebenfalls separat vorgestellt werden soll.

Ein Jahr später kommt Reiners' „Zitatenlexikon“ – so der Untertitel – heraus. Der Verfasser geht laut Titel der Frage nach „Wer hat das nur gesagt?“. Erschienen ist das Buch im List-Verlag. Reiners ordnet jedem Zitat einen Oberbegriff zu; diese erscheinen in alphabetischer Reihenfolge.

Das Buch zeigt uns auch, daß die Kenntnis von Zitaten nicht nur dazu dienen kann, unseren Mitmenschen durch Literaturkenntnisse zu imponieren, sondern daß Zitate oft das weitaus beste Mittel sind, um unsere eigenen Gedanken schlagend zu formulieren oder uns durch eine heitere Wendung aus einer schwierigen Situation zu befreien.<sup>634</sup>

Ein Zitat treffe den Nagel oder den Gegner genau auf den Kopf und sei somit Kunstmittel und Lebenshilfe zugleich.<sup>635</sup> Reiners weiß zu berichten:

Noch üblicher waren Zitate im Altertum. Als Cäsar über den Rubicon ging und den entscheidenden Krieg seines Lebens begann, versäumte er nicht, ein Zitat anzubringen, das Wort des griechischen Lustspieldichters Menander: „Der Würfel falle!“ (Wie so viele berühmte Zitate zitieren wir den Satz gewöhnlich falsch: „Der Würfel ist gefallen.“) Im Altertum war es überhaupt üblich, auf feierliche Augenblicke mit einem Zitat zu antworten.<sup>636</sup>

Für sein Zitatenlexikon wählte Reiners „landläufige[...] Stellen aus Literatur und Geschichte, die man als ‚Geflügelte Worte‘ zu bezeichnen pflegt“<sup>637</sup>. Darüber hinaus entschied sich der Verfasser für weniger bekannte Zitate, die ihm allerdings künstlerisch und aufgrund ihrer Ausdrucksstärke gefielen.

Im Jahr vor seinem Tod erschien „Die Sache mit der Wirtschaft. Briefe eines Unternehmers an seinen Sohn“. Die letzte Auflage wurde 1966 ebenfalls im List-Verlag veröffentlicht – neu bearbeitet, durchgese-

<sup>634</sup> Reiners (1956): Wer hat das nur gesagt?, siehe Klappentext.

<sup>635</sup> Vgl. ebd., S. 5.

<sup>636</sup> Ebd., S. 9., Vgl. SKR, 555.

<sup>637</sup> Ebd., S. 10.

hen und ergänzt von Dr. Ingeborg Zaunitzer-Haase. Reiners beschäftigt sich mit 61 in Kapitel gegliederte Problemstellungen. Er geht beispielsweise der Frage nach „Soll man Aktien kaufen?“. In diesem Zusammenhang erläutert er eingangs die Funktion des Kreditgewerbes sowie verschiedene Anlagemöglichkeiten und erörtert Vor- und Nachteile von Aktien. Im Vorwort schreibt Reiners:

Diese „Briefe eines Unternehmers an seinen Sohn“ sind entstanden auf Anregung der Zeitung „Industriekurier“ und erscheinen in ihm regelmäßig seit rund zwei Jahren. [...] Eine große Anzahl Leser des Industriekuriers haben angefragt, ob die „Unternehmerbriefe“ nicht auch als Buch erscheinen könnten; vielfach sind sie auch für den betrieblichen Unterricht und für den Schulunterricht herangezogen worden. Diesem Wunsche habe ich gern entsprochen.<sup>638</sup>

„[D]ie auf drei Bände angelegte Darstellung Bismarcks ist ein Bruchstück geblieben – über dem dritten Band ist Ludwig Reiners gestorben.“<sup>639</sup> Der erste Teil erschien 1956 im Beck-Verlag und umfasst den Zeitraum 1815-1864. Der zweite Band (1864-1871) kam bereits ein Jahr später auf den Buchmarkt – im gleichen Verlag. Schon ab der zweiten Auflage 1958 werden die Titel geändert: Band I: „Aufstieg“, Band II: „Bismarck gründet das Reich“. Zuletzt erscheinen beide Bände 1980 im Deutschen Taschenbuchverlag. Im ersten Band beginnt Reiners mit der Beschreibung der Kindheit Bismarcks, er schildert Bismarcks Rolle im Krimkrieg und endet im Jahr 1863 mit dem Frankfurter Fürstentag. Reiners will laut Vorwort Bismarck anhand von Briefen, Reden, vertraulichen Gesprächen sowie Urteilen selbst zu Wort kommen lassen, um seine Ausführungen zu untermauern, und dem Leser so ermöglichen, sich ein eigenes Bild zu zeichnen. Der zweite Band teilt sich in vier Abschnitte: „Der Kampf um Schleswig-Holstein“, „Der Kampf um die Einigung Deutschlands“, „Versöhnungspolitik“ und „Frankreichs Kampf gegen Deutschlands Einigung“.<sup>640</sup> Im Vorwort liest man: „Das Bismarckbild der Gegenwart ist völlig verkrustet. Die Nationalisten sehen

<sup>638</sup> Reiners (1956): Die Sache mit der Wirtschaft, siehe Vorwort.

<sup>639</sup> Roth: Ludwig Reiners, S. 8.

<sup>640</sup> Vgl. Reiners (1957): Bismarck. Zweiter Band. 1864-1871, siehe „Inhalt“, S. IXf.

in ihm einen Schutzheiligen [...]. Manche europäisch Gesinnten verabscheuen in Bismarck einen blutigen Gewaltmenschen – etwa zwischen Attila und Hitler.“<sup>641</sup> Und dieses Bild versucht Reiners zu modernisieren, indem er die Person Bismarck von verschiedenen Seiten beleuchtet.

Reiners' Vorgehen erlaubt es ihm, auf diese Art alle oft höchst verwickelten Zusammenhänge in der zeitgenössischen Politik auch demjenigen deutlich zu machen, der sich ihrer nur unvollkommen oder vielleicht gar nicht mehr erinnert. Gleichzeitig gestattet sie dem brillanten Schriftsteller, mit souverän ordnender, aber immer leichter und gefälliger Hand Anekdoten und ironische Randbemerkungen einzuflechten, die belebend wirken.<sup>642</sup>

Beide im Beck-Verlag erschienenen Bände verfügen über ein relativ umfangreiches Literatur- und Quellenverzeichnis. Im zweiten Band von 1980 fehlen diese Angaben trotz Verweis im Literaturverzeichnis. In einer 1958 erschienenen Rezension wird Reiners an einigen Stellen fehlende Präzision vorgeworfen, zudem werden ihm konkrete Fehler nachgewiesen. Allerdings fällt das Gesamturteil positiv aus:

Insgesamt fallen [seine Fehler] auch nicht so sehr ins Gewicht gegenüber der bewunderswerten [sic] Gabe des Vf., Geschichte lebendig zu machen, Menschen und Handlungen plastisch zu zeichnen. Dankbar wird man anerkennen, daß er die Hauptgestalt seines mit spürbarer innerer Teilnahme, aber ohne jedes falsche Pathos geschriebenen Werkes den Lesern so vor Augen führt, wie sie „wirklich gewesen“ ist, und daß er in seinem Schlußkapitel selbst einem so schwierigen (freilich ein weites Feld der Diskussion eröffnenden) Thema wie dem des Verhältnisses von Politik und Ethos nicht ausweicht.<sup>643</sup>

Kritischer in einer Besprechung im Spiegel 1956:

Das neue Bismarck-Bild erweist sich indes bald als ein recht altes, das spätestens seit dem Erscheinen der „Gedanken und Erinnerungen“ [Autobiographie Bismarcks; Anm. d. Vf.] bekannt ist. Reiners bekennt sich nämlich auf jeder Seite seiner Arbeit als der eifrige Ehrenretter, der seinen Helden gegen die Vorwürfe der modernen Bismarck-Forscher in

<sup>641</sup> Ebd., S. VI

<sup>642</sup> Görlitz (o.A.): Immer im Kampf gegen die Prinzipienreiter der Politik.

<sup>643</sup> Scharff (1958): Ludwig Reiners: Bismarck, S. 239f.

Schutz nimmt. Anders als in seinen früheren historischen Büchern hat Reiners diesmal in einem ausführlichen Anhang die Quellen genannt, die er benutzt hat. Aber er weist diesen Quellen oft nur die Aufgabe zu, die Angaben Bismarcks und seiner orthodoxen Interpreten zu erhärten. [...] [D]ieses Präludium rechtfertigt die Feststellung, daß hier nicht, wie angekündigt, ein neues Bild, sondern ein historisches Plakat von Bismarck entsteht.<sup>644</sup>

Das waren in chronologischer Reihenfolge ihrer Erstveröffentlichung Reiners' Werke. Allesamt sind sie heute ohne Mühe zugänglich. Der Vollständigkeit halber sollen die übrigen Monographien Reiners' erwähnt werden, die heute weniger bekannt sind.

Unter dem Pseudonym „Dr. Andreas Carsten“ veröffentlichte Reiners 1931 im Beck-Verlag „Ein Programm zur Überwindung der Arbeitslosigkeit“ unter dem Titel „Morgen wieder Arbeit“. Im Vorwort schreibt der Verfasser: „Eine kräftige und tüchtige Nation wie die deutsche vermag jedem ihrer Söhne Arbeit und Verdienst zu bieten; man muß nur die Hindernisse aus dem Wege räumen.“<sup>645</sup> Und der Autor versucht wirtschaftliche Maßnahmen dafür aufzuzeigen.

„Wir alle können besser leben. Kleine Geheimnisse der großen Wirtschaft“ ist der Titel eines weiteren wirtschaftlichen Werkes, das 1953 im Steinebach-Verlag erschien. Das 112 Seiten umfassende Heftchen ist bunt und anschaulich aufgemacht – bestückt mit Übersichten, Karikaturen und Diagrammen. Im Klappentext heißt es:

Inflation, Preissteigerungen und Arbeitslosigkeit sind die Schrecken des 20. Jahrhunderts. Sind wir dagegen machtlos? Ohnmächtig ist nur der Unwissende! Wer die inneren Zusammenhänge unserer Wirtschaft kennt, besitzt eine mächtige Waffe in dem Kampf um die wirtschaftliche Selbstbehauptung und höheren Lebensstandard. Wer dies Buch liest, ist gewappnet.<sup>646</sup>

<sup>644</sup> Spiegel (1956): Bismarck-Biographie. Historisches Plakat.

<sup>645</sup> Reiners (Dr. Andreas Carsten) (1931): Morgen wieder Arbeit, siehe „Vorwort“.

<sup>646</sup> Reiners (1953): Wir alle können besser leben, siehe Klappentext.

Reiners geht Fragen nach wie „Soll man den Reichen das Geld wegnehmen?“, „Wie senken wir die Steuern?“ oder „Warum leben die Amerikaner besser?“.<sup>647</sup>

Am 5. Oktober 1953 hält Reiners auf der 6. Königsteiner Tagung der Pressestelle Hessischer Kammern und Verbände einen Vortrag mit dem Titel „Was erwartet die Wirtschaft von der Schule?“, der schließlich veröffentlicht wird. Reiners plädiert für volkswirtschaftliche Aufklärung beginnend in der Schule, um den „Schüler[n], zu lehren, wirtschaftlich zu denken“<sup>648</sup>.

Die wirtschaftlichen Themen wiederholen sich in verschiedenen Werken Reiners' in ähnlicher Weise. So beschäftigt er sich 1955 im Werk „Wege in die Welt. Der Mensch im Wirtschaftsleben“ sehr anschaulich und verständlich mit ökonomischen Problemen. Auch hier geht er u.a. der Frage nach „Warum leben die Amerikaner besser?“, zwar in einem anderen thematischen Rahmen aber mit deutlichen inhaltlichen Parallelen.<sup>649</sup> Ebenfalls im Westermann-Verlag erscheint 1963 von Reiners die „Gemeinschaftskunde II. Wirtschaftsprobleme aus der Sicht junger Menschen“, neu bearbeitet von Erik Roeder. Das Kapitel „Warum leben die Amerikaner besser?“ ist unverändert enthalten, ebenso das Kapitel „Sparen oder ausgeben?“; ansonsten scheinen die Inhalte gekürzt – deshalb ist sicherlich nicht zuletzt auch aus sprachpolitischen Gründen das Kapitel „Neger und Chinesen schwitzen für dich“ entfallen.<sup>650</sup>

Im Jahr seines Todes erscheint im Broschüren-Format „Verdienen wir zu wenig?“ im Lutzeyer-Verlag – eine ebenfalls anschauliche und mit Anekdoten versehene Abhandlung über wirtschaftliche Fragen.<sup>651</sup>

Auch als Übersetzer hat sich Reiners betätigt. 1960 erscheint Benjamin Appels Roman „Fortress in the Rice“ unter dem Titel „Hukbalahap oder die Festung im Reis“.<sup>652</sup>

<sup>647</sup> Vgl. ebd., siehe „Inhalt“.

<sup>648</sup> Reiners (1953): Was erwartet die Wirtschaft von der Schule?, S. 15.

<sup>649</sup> Vgl. Reiners (1955): Der Mensch im Wirtschaftsleben.

<sup>650</sup> Vgl. Reiners (1963): Gemeinschaftskunde II.

<sup>651</sup> Vgl. Reiners (1957): Verdienen wir zu wenig?

<sup>652</sup> Vgl. Appel (1960): Hukbalahap oder Die Festung im Reis.

Reiners veröffentlichte ebenso Artikel in Zeitungen und Zeitschriften zu den unterschiedlichsten Themen – eine kleine Auswahl: 1932 „Schluß mit der Arbeitslosigkeit“ (*Süddeutsche Monatshefte*), 1954 „Das Problem der Astrologie“ (*Deutsche Rundschau*), 1954 „Licht und Schatten im wilhelminischen Deutschland“ (*Deutsche Rundschau*). Reiners war „ständige[r] Mitarbeiter der WamS“<sup>653</sup>. Im Mitgliederfragebogen des Reichsverbandes Deutscher Schriftsteller gibt er an, für die *Süddeutsche Sonntagspost* sowie die *Deutsche Frauen-Zeitung* gearbeitet zu haben. Im Fragebogen zur Bearbeitung des Aufnahmeantrages für die Reichsschrifttumskammer muss er Angaben zur „Mitarbeit an Zeitungen seit dem 15. Dezember 1933“ machen und schreibt: „Völkischer Beobachter 1934/36, Münchner Neueste Nachrichten – gelegentlich wirtschaftliche Artikel“<sup>654</sup>. Unter der Angabe von Zeitschriften findet man zusätzlich die *Süddeutschen Monatshefte* und wiederholt die *Deutsche Frauen-Zeitung* mit der Jahresangabe 1934/36, auch hier mit der Bemerkung „gelegentlich wirtschaftliche Artikel“. Zudem teilt Reiners mit, dass er 1930 seine schriftstellerische Tätigkeit begonnen und vorher gelegentlich wirtschaftliche Zeitungsartikel verfasst habe. Nachgewiesen werden können ihm zudem Artikel – ebenfalls zu ökonomischen Themen – in der *Zeit*.<sup>655</sup>

Neben wirtschaftlichen Fragen – nahe liegend aufgrund seiner Ausbildung – liebte es Reiners sich mit Inhalten zur Geschichte und Sprache zu beschäftigen und darüber zu schreiben. Auch Ratgeber gehörten in sein Repertoire. Reiners wird als „Amateurhistoriker“<sup>656</sup> bezeichnet. Er sei eben kein Historiker gewesen und habe deshalb gerade beim Thema preußisch-deutsche Geschichte viel Kritik einstecken müssen. Gravierende historische Fehler seien Reiners allerdings nicht nachzuwei-

<sup>653</sup> Roth (1957): Ludwig Reiners starb.

<sup>654</sup> Bundesarchiv: Reiners, Ludwig.

<sup>655</sup> Vgl.

- *Zeit* (1957): Ein Kapitel Kapitalmarktpflege. – Reiners wird erwähnt: „so schrieb der kürzlich verstorbene Ludwig Reiners einmal in der ZEIT“.
- Reiners (1954): Gibt es unentgeltliche Leistungen?
- Reiners (1954): Verbot des Selbstrasierens?

<sup>656</sup> Rotzoll (1957): Ein Aufklärer des 20. Jahrhunderts.

sen.<sup>657</sup> „Daß [seine Bücher] glänzend geschrieben sind, wird niemand bezweifeln.“<sup>658</sup> Der Beck-Verlag lobt Reiners überschwänglich, auch seine Arbeitsweise.

Als Geschichtsschreiber war ihm die gleiche Gabe fesselnder und suggestiver Darstellung verliehen wie auf allen anderen Gebieten, die er bearbeitete. Er hat sich vor oberflächlichen Urteilen gehütet und stets die Materie durch umfassende Lektüre gründlich studiert. [...] Mehrere dieser Bücher erlebten schon im Jahre ihres Erscheinens eine zweite Auflage, und noch immer werden sie viel gelesen.<sup>659</sup>

Etlliche seiner Werke erschienen als Übersetzungen. So z.B. die „Fibel für Liebende“ auf Niederländisch: „Het A. B. C. der liefde“; „Friedrich“ auf Schwedisch: „Fredrik den Store“, auf Französisch: „Frédéric II“; auf Englisch: „Frederick the Great“; „In Europa gehen die Lichter aus“ auf Englisch: „The Lamps went out in Europe“.

In einem Brief vom 24. Januar 1934 schreibt Reiners an Carl Eduard Misch: „Wie Sie wissen, schreibe ich an einem populär-statistischen Buch. Wenn das Buch herauskommt, werden nach meiner Ansicht Tausende von Leuten daraus Zeitungsartikel anfertigen.“<sup>660</sup> Der Titel des Buches bleibt unbekannt.

#### 4.5.3 Lob und Kritik

Liest man wertende Artikel aus der Zeit, als Reiners lebte, erhält man einen durchweg positiven Eindruck vom Schaffen des Hobbyschriftstellers. Auch die Nachrufe auf ihn vermitteln einen tadellosen Eindruck. Verständlicherweise nahm das Interesse an ihm in den Jahrzehnten nach seinem Tod ab. Einige seiner Werke gelten allerdings noch heute als unübertroffene Klassiker ihres Genres. Negative Kritik gab es selten.

Reiners galt zu seiner Zeit als „einer der erfolgreichsten Populärschriftsteller der Nachkriegszeit“<sup>661</sup>, „ein Liebhaber aus Passion, ein kul-

<sup>657</sup> Vgl. ng (1957): Er war selbst sein bester Schüler.

<sup>658</sup> Ebd.

<sup>659</sup> Beck (Hg.) (1963): Festschrift zum zweihundertjährigen Bestehen des Verlages C.H. Beck 1763-1963. S. 243.

<sup>660</sup> Bundesarchiv: Signatur N 2193/4.

<sup>661</sup> Westdeutsche Allgemeine (1957): Ludwig Reiners †.

tivierter Bürger, der Geist und Technik, Industrie und Muse zu vereinen wußte. Er war eine Künstlernatur mit bürgerlichem Urgrund. Und ein – Lebenskünstler“<sup>662</sup>. Er wurde als „All-round-man“<sup>663</sup> bezeichnet, den man dafür bewunderte, dass er den Spagat zwischen Wirtschaft und Literatur bravourös meisterte und dass er seiner Leidenschaft die Schriftstellerei derart fruchtbringend nachging.<sup>664</sup> „Seine helfenden und erzieherischen Bücher [...] wurden ins Englische, Französische, Holländische, Schwedische, Dänische und Japanische übersetzt, geschrieben aus einer unbedingten Lebensbejahung und zur Lebensfreude, zum Lebensglück aller Menschen.“<sup>665</sup>

Die vorliegenden Verlagsbroschüren vom Beck-Verlag sind natürlich voll des Lobes auf Reiners' Werke. Es werden Rezensionen aus Zeitungen und Fachzeitschriften zitiert, Wissenschaftler wie Karl Vossler oder Karl d'Ester und auch Literaten wie Golo Mann kommen zu Wort. Aus Westermanns Monatsheften wird angeführt: „Von Ludwig Reiners darf gesagt werden, er mache alles – aber er kann auch alles.“<sup>666</sup> Das ist allgemeiner Konsens aller Verlagsbroschüren.

Gelobt wird Reiners vor allem für seine Themenvielfalt:

Goethes Worte aus „Torquato Tasso“, „Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll, so ist das Leben mir kein Leben mehr“, charakterisieren am treffendsten das reiche und vielgestaltige Wirken und Schaffen eines Mannes, der sich um die Darstellung geschichtlicher Ereignisse, um die Erläuterung wirtschaftlicher Probleme, um die Sinngebung von Lebensproblemen und nicht zuletzt um die deutsche Sprache und Dichtung große Verdienste erworben hat.<sup>667</sup>

Auf der einen Seite schreibt man die „scheinbar wahllos hergenommenen Themen seiner Bücher [...] seinem eigenen Informationsbedürfnis“<sup>668</sup> zu. Auf der anderen Seite wollte er seinen Lesern das Leben mit

<sup>662</sup> J.O.Z. (1957): Ein Dilettant.

<sup>663</sup> Westdeutsche Allgemeine (1957): Ludwig Reiners †.

<sup>664</sup> Vgl. S.-F. (1957): Ein Mann am Schreibtisch.

<sup>665</sup> Anders (1956): Durch Lebensweisheit zum Lebensglück, S. 5.

<sup>666</sup> C. H. Beck (o.A): Bücher von Ludwig Reiners.

<sup>667</sup> Anders (1956): Durch Lebensweisheit zum Lebensglück, S. 5.

<sup>668</sup> Schricker (1957): Autor am Sonntagnachmittag, S. 6.

seinen Büchern erleichtern. „[Er] wollte kein Dichter sein, nur ein Gebrauchsschriftsteller. Er hat seine Käufer reell bedient, mit Stil- und Lebensregeln, Gesetzen der Wirtschaft und Tatsachen der Geschichte.“<sup>669</sup> Wie geschildert wurde Reiners als Aufklärer beschrieben; soll heißen, er war ein vernunftorientierter Mensch, der seine Leser nicht mit Fiktion und schönen Worten von der harten Realität ablenken, sondern ihnen mit nützlichen Tipps das Leben erleichtern wollte.

Sein unermüdliches Streben nach Ideellem verbindet er durch einen klaren Blick für die Realitäten des Lebens mit dem Praktischen. Ihm geht es um die praktische Nutzenanwendung von Erfahrungen und Erkenntnissen, um ein erfülltes und glückhaftes Dasein, aus dem heraus es dem Menschen allein möglich ist, sinnvoll zu arbeiten und die hemmenden Schwierigkeiten des Alltags zu überwinden.<sup>670</sup>

Reiners wurde für seine Weltgewandtheit, seinen Weitblick und seine Urteilskraft gelobt. Damit traf er anscheinend den Nerv der Zeit, zumindest bei einem gewissen Leserkreis. Er kam dem Bedürfnis der Menschen nach, die sich nach Beständigkeit im Alltag sehnten und dafür gab Reiners Anleitungen.

Den Managern hat Ludwig Reiners beigebracht, wie sie durch Suggestivfragen Verhandlungen vorantreiben, und den Hausfrauen, wie sie sich vorm Einkauf unfrischen Spinats schützen. Die Sekretärinnen beschwor er, auf Büromulden zu achten, den Ehepaaren empfahl er getrennte Schlafzimmer. Das könnte an die professionellen Trost- und Ratgeber erinnern. Doch er war kein mechanischer Weisheitsverteiler. Hinter jedem Wort ist der Mann zu erkennen, der gebildete Bürger, der Vorgesetzte und Hausvater. Er hat sich mit jedem Satz bemüht, Ordnung in die Gedanken der Leser zu bringen, die Leute zur Ökonomie anzuhalten.<sup>671</sup>

Auch wenn Reiners selbst keinen Anspruch auf die Wissenschaftlichkeit seiner Werke erhob<sup>672</sup>, spricht zumindest eine Quelle sogar von „wis-

<sup>669</sup> Rotzöll (1957): Ein Aufklärer des 20. Jahrhunderts.

<sup>670</sup> Anders (1956): Durch Lebensweisheit zum Lebensglück, S. 5.

<sup>671</sup> Rotzöll (1957): Ein Aufklärer des 20. Jahrhunderts.

<sup>672</sup> Vgl. Meyer, Schiewe (1991): Nachwort der Bearbeiter, S. 517. – Die Aussage erscheint im Nachwort der Bearbeiter und ist nicht in früheren Auflagen nachweisbar.

senschaftlich fundierten Büchern<sup>673</sup>, an anderer Stelle heißt es relativiert „populärwissenschaftlich“<sup>674</sup>. An seiner „Friedrich“-Biographie hatten „die Historiker nur Kleinigkeiten auszusetzen [...]. Reiners war stolz darauf, daß die Fachwissenschaftler ihn schätzten“<sup>675</sup>.

Gelobt wurde Reiners zudem für seinen Schreibstil. Klar, anschaulich und sachlich auf der einen Seite, aber auch lebendig, spannend und unterhaltend auf der anderen.<sup>676</sup> Man würdigte ihn als „glanzvolle[n] Stilist“<sup>677</sup>, „der [den Stil] bis auf Punkt und Komma beherrschte“<sup>678</sup>. Seine Schreibweise galt als väterlich.<sup>679</sup> Um seine Stoffe an den Mann oder die Frau zu bringen, musste er den Geschmack der Masse treffen und seinen Lesern auf Augenhöhe begegnen: „Er scheute sich nie davor, seinen Gegenstand in Anekdoten zu verpacken, wenn er ihn so leichter an den Leser bringen konnte.“<sup>680</sup> Reiners habe sich außerdem bemüht, durch Beherrschung der Kunst des Weglassens von Nebensächlichkeiten den Blick auf das Wesentliche zu lenken.<sup>681</sup>

Neben den positiven Darstellungen zum Schaffen Reiners' gab es auch Aussagen, die man beim Lesen zwischen den Zeilen durchaus kritisch hinterfragen kann:

Natürlich hat er emsig zusammengetragen und dann den oder jenen Bienenstock geleert; ein großes Wissen, ein beispielloses Gedächtnis haben ihm geholfen. [...] Natürlich war das eine oder andere seiner Bücher wirklich mit allzu leichter Hand geschrieben – aber daneben ist kaum eines eingegangen. [...] Mag Genie Fleiß sein – nur mit Fleiß allein ist ein solches Werk nicht zu schreiben: Wissen ist Macht, aber Können ist König.<sup>682</sup>

<sup>673</sup> Anders (1956): Durch Lebensweisheit zum Lebensglück, S. 5.

<sup>674</sup> Brinker (1991): Der fast vergessene Bestseller, S. 24.

<sup>675</sup> Rotzoll (1957): Ein Aufklärer des 20. Jahrhunderts.; Vgl. J.O.Z. (1957): Ein Dilettant.

<sup>676</sup> Vgl. Rotzoll (1957): Ein Aufklärer des 20. Jahrhunderts.; Anders (1956): Durch Lebensweisheit zum Lebensglück, S. 5.

<sup>677</sup> S.-F. (1957): Ein Mann am Schreibtisch.

<sup>678</sup> Schricker (1957): Autor am Sonntagnachmittag, S. 6.

<sup>679</sup> Vgl. J.O.Z. (1957): Ein Dilettant.

<sup>680</sup> Rotzoll (1957): Ein Aufklärer des 20. Jahrhunderts.

<sup>681</sup> Vgl. Anders (1956): Durch Lebensweisheit zum Lebensglück, S. 5.

<sup>682</sup> Roth (1957): Ludwig Reiners starb.

Dieses Zitat stammt von Roth, der kein schlechtes Wort über ihn schrieb. Man könnte das Zitat auch gegen Reiners verwenden, um den Plagiatsvorwurf zu untermauern: nämlich in der Lesart, dass Reiners beim Recherchieren seiner Sammelwut nachging und Material verschiedener Quellen zusammentrug, das er – wie schon gelesen – in Zettelkästen hortete. Diese – von Roth nun als „Bienenstöcke“ beschrieben – werden beim Schreiben schließlich geplündert. Die Eigenleistung scheint gering. Dass diese Werke leicht von der Hand gingen, scheint deshalb folgerichtig, obwohl Roth dieses Bild auf die teilweise seichten Inhalte der Werke bezog. Fleißig war Reiners beim Zusammensuchen seiner Stoffe sicherlich. Sehr missgünstig könnte man den Spruch „Wissen ist Macht“ auch salopp fortführen: „ – aber nichts wissen, macht auch nichts“. Schließlich hat Reiners mutmaßlich nur das Wissen anderer zusammengetragen. Wenn dies ausreicht, um „Können“ zu definieren, war Reiners tatsächlich ein König – zumindest wenn man den Lobeshymnen Glauben schenkt.

Reiners [...] war in erster Linie ein glänzender Kompilator. Das ist nicht abträglich gemeint. Im Gegenteil. In einem Lande, das dem Spekulativen so zugetan ist wie Deutschland, hat ein geordneter Geist und ein glanzvoller Stilist, wie Reiners es war, seinen festen und wichtigen Platz. Selbst wenn er die Forschung nicht bereichert, selbst wenn er bisweilen sogar schon gewonnene Erkenntnisse außer acht läßt.<sup>683</sup>

Auch diese Sätze lassen hellhörig werden. Sie sind augenscheinlich voll des Lobes. Allerdings kann die Bezeichnung „Kompilator“, um Reiners' Arbeitsweise zu beschreiben, – vor allem mit dem Vorwurf im Hinterkopf – nicht positiv gedeutet werden. Die sich anschließende Erklärung überzeugt nicht. Der erste Teil des letzten Satzes ist umso kritischer vor dem Hintergrund der noch ausstehenden Untersuchung zu betrachten.

Aber sich und andere zu unterrichten, war seine Leidenschaft. Er war nur ein Amateurhistoriker, doch er kannte das Jagdglück des Wissenschaftlers. Beinahe täglich, nach dem Mittagessen, las er dicke Bücher aus

<sup>683</sup> S.-F. (1957): Ein Mann am Schreibtisch.

den öffentlichen Bibliotheken, die gedruckten Quellen. Um zu den ungedruckten Quellen hinabzusteigen, fehlte die Zeit.<sup>684</sup>

Dieses Zitat unterstreicht die Bezeichnung „Kompilator“ und zeigt, dass Reiners' Recherchetätigkeit ziemlich schnell an ihre Grenzen stoßen musste.

Manche Kritiker Reiners' haben sich über seine Arbeitsmethode mokiert, von der er freimütig bekannte, daß er zur Beschaffung des Materials nicht aus den Quellen schöpfen, sondern nur bereits Gedrucktes verwenden könne. [...] Er hat aber keinen Kritiker gefunden, der ihm ernsthaft am Zeug flicken konnte. Die geschickt gefilterten Schätze der dicken Zettelkästen haben die Laien begeistert und die Fachleute in ihrer Kritik verstummen lassen.<sup>685</sup>

Dem Attribut „geschickt“ gilt hier die Aufmerksamkeit. Hatte Reiners etwas zu verbergen? Über ein halbes Jahrhundert später soll ihm nun am Zeug geflickt werden, sollte sich der Vorwurf erhärten.

Der *Spiegel*-Artikel von 1956 beinhaltet viele Informationen zum Leben und Wirken Reiners'. Der Leser kann sich ein gutes Bild von ihm machen. Kritisch verfasst ist der Artikel nicht; er lässt Reiners in einem positiven Licht erscheinen. Die Reaktionen auf den Text in Form von Leserbriefen waren sehr heterogen. Es gab viel Anerkennung für Reiners' Arbeit, aber es wurden auch kritische Stimmen laut, die als Konsens auf die vorhergehenden Ausführungen verstanden werden sollen:

Ihren Artikel über Dr. Ludwig Reiners fand ich sehr interessant und gut geschrieben. Sie heben darin treffend die Vorzüge, aber auch die Schwächen von Reiners' Arbeitsmethode heraus. Zu den Schwächen gehört es, daß Dr. Reiners es verschmäht bzw. nicht die Zeit findet, sich bei seinen Arbeiten um die Kenntnis der Quellen selbst zu bemühen, wie ein Wissenschaftler es tun müsste. [...] (*München 13: Dr. phil. Ernst von Xylander, Diplom-Psychologe*)

Bei aller Anerkennung des unermüdlichen Schaffensgeistes von Ludwig Reiners muß ihm die Gretchen-Frage gestellt werden: Sag' Ludwig, wie hältst du's mit den Quellen? Herr Reiners liest Bücher; das ist sehr anerkennenswert! Er exerziert auch Bücher bzw. läßt die angekreuzten Stel-

<sup>684</sup> Rotzoll (1957): Ein Aufklärer des 20. Jahrhunderts.

<sup>685</sup> Schricker (1957): Autor am Sonntagnachmittag, S. 6.

len von seinen Kindern und Sekretärinnen abschreiben; das ist gleichfalls sehr anerkennenswert. Und dann nimmt Herr Reiners seinen wohlgeordneten Zettelkasten und schreibt ein Buch; das aber ist nicht fair, denn Herr Reiners müßte, zumindest bei seiner popularwissenschaftlichen Gebrauchsliteratur, Rechenschaft über die Quellen seines Wissens ablegen. Er zehrt von den Leuten, die sehr oft für einen Hungerlohn, aber mit viel Idealismus – ihr ganzes Leben dem Studium vergilbter Papiere, Quellen genannt, widmen, um der Wissenschaft und der Wahrheit zu dienen. Und Herr Reiners zehrt gut, wie es die Münchener Villa und sein Bekenntnis, daß er gar nicht alles ausgeben könne, was er bei der Schriftstellerei verdiene, beweisen. Sicherlich, weite Kreise von Bildungshungrigen danken es Herrn Reiners, daß er am Samstag und Sonntag „in Bildung macht“; aber dankt Herr Reiners auch denen, die ihm seine Präzeptorschaf ermöglichten? Etwa durch eine laufende Unterstützung der „Studienstiftung des deutschen Volkes“? (*Paderborn: Richard Förster*)<sup>686</sup>

## 4.6 Seine Werke zum Thema *Stil*

### 4.6.1 *Stilkunst*

Sie gilt als „epochemachend[...]“<sup>687</sup>, „ebenso umfang- wie inhaltsreich[...]“<sup>688</sup>, erschien in 18 Auflagen in einer Stückzahl von 144.000 und vermutlich kennt jeder, der sich mit Stilfragen beschäftigt, Reiners' *Stilkunst*. „Die *Stilkunst* ist das vermutlich bedeutendste von Reiners verfaßte Buch. Der Auflagenzahl nach waren *Der ewige Brunnen* oder die *Stilfi-bel* zwar wesentlich erfolgreicher, der größere Eigenwert jedoch muß zweifellos der *Stilkunst* zugesprochen werden“.<sup>689</sup> Reiners' Werke zum Thema *Stil* kamen auch in Österreich und der Schweiz gut an. Nur in der DDR war die Resonanz vordergründig verhalten, obwohl Reinhard M. G. Nickisch weiß, dass sie auch dort nicht nur von Laien zurate gezogen wurden.<sup>690</sup>

<sup>686</sup> Spiegel (1956): Briefe, S. 3f.

<sup>687</sup> Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 376.

<sup>688</sup> Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 39.

<sup>689</sup> Schulze (1995): Ist Ludwig Reiners' „Stilkunst“ noch zeitgemäß?, S. 227.

<sup>690</sup> Vgl. Nickisch (1975): Gutes Deutsch?, S. 32.; Schulze (1995): Ist Ludwig Reiners' „Stilkunst“ noch zeitgemäß?, S. 239.

Die erste Auflage seines Erfolgswerkes trug den Titel *Deutsche Stilkunst*, für die zweite strich man das Attribut. Der Grund ist unbekannt.<sup>691</sup> Durch das Streichen des Adjektivs die Parallelen zu Engel verschleiern zu wollen, wäre zumindest nur ein Tropfen auf den heißen Stein gewesen.

#### 4.6.1.1 Intention

„Da Reiners über eine vorbildliche Sprachbehandlung verfügt und rückhaltlos für die Sauberkeit der deutschen Sprache eintritt, entschloß er sich, ein Buch über ‚Stilkunst‘ [...] erscheinen zu lassen.“<sup>692</sup> Reiners beschreibt im Vorwort seiner *Stilkunst* den Stellenwert, der dem Leser beigemessen werden sollte. Der Schreibende müsse sich seinen Leser vorstellen, ihm die Sachverhalte erklären, ihn respektvoll und nicht herablassend behandeln, denn „nichts gefährdet Stil, Rang und Wiederhall eines Werkes stärker als Verachtung der Leserwelt“ (SKR, V). Und so erläutert Reiners den Entstehungshintergrund seiner *Stilkunst*: „Ursprünglich sollte es eine Abhandlung werden über die Kunst zu lehren. Aber als ich diesem Problem nach allen Seiten nachging, wuchs mir das Buch unter den Händen zu einer Deutschen Stilkunst.“ (SKR, Vf.)

#### 4.6.1.2 Auflagen

In der Sekundärliteratur variieren die Angaben zum Erscheinungsjahr der 1. Auflage. Der Grund dafür ist, dass einerseits unter Reiners' Vorwort die Angabe „Frühjahr 1943“ zu finden ist sowie auf der Seite, die der Widmung vorausgeht, der Vermerk steht „Copr. 1943 C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung <Oscar Beck> München“. Andererseits liest man auf der Titelseite das Erscheinungsjahr 1944 (SKR, VI, II, I).<sup>693</sup>

Weitere 17 Ausgaben der *Stilkunst* erscheinen in kurzer Folge:

<sup>691</sup> Vgl. Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 161.

<sup>692</sup> Anders (1956): Durch Lebensweisheit zum Lebensglück, S. 5.

<sup>693</sup> Vgl. Schulze (1995): Ist Ludwig Reiners' „Stilkunst“ noch zeitgemäß?, S. 230.

2.	1949	(ohne Angabe)	Biederstein
3.	1950	(ohne Angabe)	Beck
4.	1951	(ohne Angabe)	Beck
5.	1953	16.-21. Tausend	Beck
6.	1955	22.-26. Tausend	Beck
7.	1957	27.-32. Tausend	Beck
8.	1959	33.-37. Tausend	Beck
9.	1961	38.-60. Tausend	Beck
10.	1962	61.-77. Tausend	Beck
11.	1964	78.-88. Tausend	Beck
12.	1967	89.-100. Tausend	Beck
13.	1971	101.-108. Tausend	Beck
14.	1976	109.-117. Tausend	Beck
15.	1980	118.-126. Tausend	Beck
16.	1988	127.-128. Tausend	Beck
17.	1991	129.-140. Tausend	Beck
18.	2004	141.-144. Tausend	Beck

*Tab. 1: Auflagen der ‚Stilkunst‘ von Reiners*

Teilweise wurden kleine Änderungen vorgenommen, allerdings ohne großartige inhaltliche Abwandlungen. Merkliche Änderungen brachte die Ausgabe von 1991 – eine Neubearbeitung von Stephan Meyer und Jürgen Schiewe. „Ausschlaggebend für diesen Schritt mag die Absicht gewesen sein, den ins Stocken geratenen Absatz des Werkes zu beleben.“<sup>694</sup>

Dass die zweite Ausgabe von 1949 im Biederstein-Verlag erschien, braucht nicht zu irritieren. Nachdem die amerikanische Besatzungsmacht den Beck-Verlag beschlagnahmte und ihm auch keine Lizenz für die Weiterproduktion ausstellte – denn Verlagsinhaber Heinrich Beck

<sup>694</sup> Ebd., S. 231.

war seit 1937 Mitglied der NSDAP gewesen (nach eigenen Angaben um den Bestand des Unternehmens zu sichern) – bewirkte ein Mittelsmann, dass der Verlag unter dem Namen „Biederstein“ seinen Betrieb weiterführen konnte. Später durfte der Verlag wieder unter dem Namen seines Gründers arbeiten.<sup>695</sup>

Die Kriegsausgabe von 1944 wurde für die Nachkriegsausgabe überarbeitet. Es wurden geringfügige Änderungen vorgenommen. Die „Säuberung“ der *Stilkunst* von eventuell vorkommendem nationalsozialistischen Sprachgut war allerdings kaum nötig. Wie später nachgewiesen wird, enthält die *Stilkunst* Zwischentöne, die in eine Richtung gehen, die man durchaus als ideologisch konnotiert bezeichnen könnte. Man kann Reiners sicher einige faschistisch gefärbte Inhalte – vor allem Beispiele – vorwerfen. Allerdings scheint Reiners' Lehre bei genauer Betrachtung, die sich in Abschnitt 4.6.6 anschließt, eher konservativ und national als eindeutig nationalsozialistisch geprägt zu sein.

#### 4.6.1.3 Inhalt

Reiners widmet die *Stilkunst* seiner Frau. Im Vorwort untersucht er die Rolle des Lesers und begründet wie dargelegt, was ihn zum Verfassen des Werkes motivierte. Er gliedert seine *Stilkunst* in sechs Teile. Diese wiederum unterteilt er, so dass das Buch insgesamt aus 54 Kapiteln besteht.

Die Unterkapitel ihrerseits setzen sich aus durchschnittlich jeweils acht mit Randtiteln gekennzeichneten Abschnitten zusammen – ein Verfahren, das Reiners für besonders geeignet hält. Mit insgesamt rund 450 Randtiteln ist die *Stilkunst* außerordentlich fein gegliedert, überhaupt weist sie Reiners als hervorragenden Didaktiker aus: Sein Stil ist unterhaltsam, abwechslungsreich und gut lesbar; an zahlreichen Stellen finden sich Zusammenfassungen oder Skizzen und Grafiken.<sup>696</sup>

<sup>695</sup> Vgl. Beck (Hg.) (1963): Festschrift zum zweihundertjährigen Bestehen des Verlages C.H. Beck 1763-1963. S. 189f.

<sup>696</sup> Schulze (1995): Ist Ludwig Reiners' „Stilkunst“ noch zeitgemäß?, S. 228.

Dem schließen sich die „Anmerkungen“ mit einigen wenigen Quellenverweisen an, darunter auch Belege dafür, aus welchen Werken seine Negativbeispiele stammen (u.a. Engels *Stilkunst*). Es folgen die Lösungen der Aufgaben, die Reiners' am Ende seiner Kapitel ab und zu einfügt – ein Grund, weshalb Reiners' *Stilkunst* für didaktisch wertvoll angesehen wird.<sup>697</sup> „Von Fall zu Fall streut der listige Verfasser, allen Quiz- und Preisausschreibenfragen weit voraus, richtige Rätsel ein, deren Lösungen er am Schluß angibt; wer da meint, dergleichen sei kinderleicht, der merkt, was für Nüsse uns die deutsche Sprache aufgibt.“<sup>698</sup> Den Abschluss bildet ein Namen- und Sachverzeichnis.

Im ersten Teil beschäftigt sich Reiners mit „Vorfragen“. Er untersucht die Bedeutung der Sprache und kommt zu der Erkenntnis „Die Sprache ordnet die Welt [...]. Verschiedene Sprachen sind verschiedene Weltansichten“ (SKR, 12). Reiners scheint nicht nur hier Weisgerbers Ausführungen und Gedanken verhaftet zu sein. Jener wertet nämlich in seiner „Inhaltbezogenen Grammatik“ aus, „wie zentral bei Humboldt dieser Gedanke von der in jeder Sprache beschlossenen Weltansicht dasteht und wie folgerichtig er ausgewertet wird.“<sup>699</sup> Außerdem ähneln einige Schilderungen Weisgerbers den Beispielen, die auch Reiners in seiner *Stilkunst* überzeugend einsetzt, um seine Argumente zu untermauern – dazu mehr im praktischen Teil der Arbeit.

Reiners erkennt die Abhängigkeit des Sprachwandels vom Sprachgebrauch und drückt dies so aus: „[D]iese jeweilige ‚Verfassung‘ einer Sprache steht mit Volkscharakter und Volksgeist<sup>700</sup> in unlöslicher Wechselwirkung. [...] Wer den Stil verbessert, schult Denken und Charakter“ (SKR, 12). Der Verfasser legt dar, welche Vorzüge die deutsche Sprache besitzt, und zwar voller für Reiners typischem Nationalstolz. Sein Schwärmen mündet in einem Klagen über den schlechten Zustand der

<sup>697</sup> Vgl. Brinker (1991): Der fast vergessene Bestseller, S. 24.

<sup>698</sup> Roth: Ludwig Reiners, S. 11.

<sup>699</sup> Weisgerber (1971): Grundzüge der inhaltbezogenen Grammatik, S. 13.; Vgl. Eroms (2008): Stil und Stilistik, S. 197.

<sup>700</sup> Der nationalistisch konnotierte Begriff „Volksgeist“ steht in der Tradition von Herder, Hegel und Humboldt. Vgl. Großmann (2000): Volksgeist – Grund einer praktischen Welt oder metaphysische Spukgestalt?, S. 62f.

deutschen Prosa (SKR, 13-24). Anschließend geht Reiners den Fragen nach: „Was ist guter Stil?“ und „Ist guter Stil lehrbar?“ (SKR, 41-54). Er will das Stilgefühl des Lesers schulen und erkennt:

Wer ein Buch über Stilkunst schreibt, kann nicht etwa einige ästhetische Normen festsetzen, die aus jedem Einfaltpinsel [sic] einen Sprachmeister machen. Er muß sich mit einem bescheideneren Ziel begnügen. Er kann nur Beispiele dessen, was ihm guter und schlechter Stil zu sein scheint, vor seine Leser hinstellen und in planmäßiger Analyse zu klären suchen, welche Eigentümlichkeiten den einen Stil schön und den anderen unschön machen und wie diese Eigentümlichkeiten mit der gesamten Struktur unserer geistigen Welt zusammenhängen. (SKR, 46)

Auch könne er nicht aus einem Beamten einen zweiten Goethe machen. Ihm gehe es darum, dass seine Leser ihre stilistischen Fähigkeiten verbessern und Fehler vermeiden:

Das Lehrverfahren ist einfach. Es besteht nicht in der Eintrichterung von Kunstgriffen, sondern darin, das Stilgefühl durch Analyse von Beispielen zu entwickeln. Man muß den Lernenden mit Beispielen des Stilverfalls so überfüttern, daß er für immer einen Abscheu davor bekommt, und man muß ihm klarlegen, wie er diese Laster vermeiden kann. So gewinnt er die Einsicht in die geistigen Voraussetzungen eines guten Stils. (SKR, 54)

Der zweite Teil heißt „Wort und Satz“ und behandelt grammatische Probleme. Es geht um die richtige Wortwahl („Vermeide den allgemeinen Ausdruck!“ (SKR, 69)), Wortstellung („Die deutsche Wortstellung ist denkbedingt“ (SKR, 86); Position von Verben) und den idealen Satzbau (kein Bandwurm-, Schachtel- oder Kettensatz; Hauptsatzstruktur; Satzzeichen; Wiedergabe von direkter und indirekter Rede) (SKR, 87-112).

Der nächste Teil beschäftigt sich mit „Stilkrankheiten“. Unter der Überschrift „Das Zeitwort stirbt“ widmet sich Reiners der Sonderrolle des Verbs als „Seele“ und „Rückgrat des Satzes“ (SKR, 113) und der Hauptwörterseuche: „[H]ier sind es meist Abstrakta auf -ung, -heit und -keit, die die Zeitwörter auffressen; sie machen den Satz blaß und schwunglos“ (SKR, 117). Auch das Adjektiv mag Reiners nicht sonderlich und sagt ihm den Kampf an (10. Kapitel „Kampf dem Beiwort“; SKR, 124-131):

Zehn Beiwörter und jedes unnötig wie ein Kropf! Alles Unnötige ist aber schädlich. Es verstößt gegen die Stilregel: schreibe knapp! Mehr noch: das unnötige Beiwort lenkt die Aufmerksamkeit ab vom Gang der Darstellung. Die Schlingpflanze Adjektiv nimmt dem Substantiv den klaren Umriß. [...] Beiwörter dürfen wir nur dulden, wenn sie etwas Neues sagen. Beiwörter, die nur verzieren, verstärken oder entbehrliche Schilderungen bringen, müssen wir streichen. (SKR, 124, 131)

Anschließend nimmt Reiners Pronomen unter die Lupe. *Derselbe* lehnt er ab, wenn es darum geht, Wiederholungen zu vermeiden. Aber *welcher* betrachtet er durchaus als Alternative für Relativpronomen. Nichtsdestotrotz plädiert er dafür, statt eines Fürwortes die konkrete Bezeichnung zu verwenden, um anschaulich zu schreiben (SKR, 132-137). Als weitere „Stilkrankheit“ benennt Reiners „Modewörter“ und „Formeldeutsch“ – „durch übermäßigen Gebrauch zugrunde gerichtet[e]“ Ausdrücke (SKR, 138-148). Er deckt schließlich eine Fülle von Satzbaufehlern auf, wie z.B. den „Satzdreh nach und“ (SKR, 149-157). Als nächstes beschreibt Reiners den von ihm verhassten „Papierstil“:

Gesprochen nämlich wird diese Sprache nirgendwo auf Erden: das Papierdeutsch ist die toteste aller toten Sprachen. Aber geschrieben wird es fleißig von Gelehrten und Beamten, Zeitungsschreibern und Dichtern. Der Papierstil schädigt das Denken und gefährdet die Volkseinheit. (SKR, 158, 175)

Ironisch formuliert er „18 Regeln des Papierstils“, die alle bisher genannten Stilregeln aufgreifen, wie z.B. „3. Bilde fleißig neue Zeitwörter aus Hauptwörtern“ oder „4. Bringe möglichst viele Hauptwörter auf *ung*, *heit*, *keit* in Anwendung“ (SKR, 159). Zusätzlich mahnt er in diesem Kontext die Passiv-Verwendung (SKR, 166ff.). Reiners ergründet die geschichtlichen Ursprünge des „Papierstils“ sowie dessen Ursachen (SKR, 163ff.) und verortet diesen Stil im Amts- bzw. Kanzleideutsch (SKR, 168ff.). Verstößen gegen die Klarheit und Anschaulichkeit widmet er ein separates Kapitel (SKR, 176-189). Was Reiners in Kapitel 12 über das „Formeldeutsch“ schreibt, ähnelt dem in Kapitel 16 zu „Phrase und Plattheit“. Es geht um leere Ausdrücke, die man vermeiden sollte (SKR, 190-193). Ähnliches findet sich zum kitschigen Stil: „Wer bei einem Kitschwerk genau zusieht, dem verraten die Einzelheiten, daß alles un-

echt ist; in dem kitschigen Prosatext findet er abgegriffene Formeln, ungeschulte Bilder, lächerliche Übertreibungen, rührseligen Schwulst.“ (SKR, 195). Schlampiger Stil und „Sprachschneider“ (Doppeldeutigkeit, Anachronismen, Umgangssprache, grammatische Fehler, Rechtschreibfehler) bilden das Ende des dritten Teils (SKR, 199-215).

„Probleme[n] der inneren Form“ geht Reiners im vierten Teil nach. Um solchen vorzubeugen, rät er zum lebendigen Stil, den Stil an den Inhalt anzupassen („Stilschichten“) sowie anschaulich zu schreiben beispielsweise mit Hilfe von Bildern (SKR, 216-278):

Bilder sind kein Schmuck, Bilder sind eine Notwendigkeit. Sie machen die Sprache anschaulich und damit angenehm, aber das ist ihr kleinster Verdienst. Nur in Bildern kann man die Eigenart vieler Dinge ausdrücken, nur in Bildern ihr verborgenes Urwesen ans Licht bringen. Die Bilder vollbringen dieses Wunder, indem sie die Dinge ihrer gewohnten Welt entreißen und sie in eine neue Lebensluft hinüberheben; sie übertragen Stimmung und Symbolwert; sie verschmelzen Bild und Sache zu einem neuen geistigen Ganzen und helfen uns so – als tiefstes Ausdrucksmittel – das auszusprechen, was wir in graden Worten nicht aussprechen könnten. (SKR, 278)

Weiterhin befürwortet Reiners die „Kürze“ (SKR, 279-298):

Die Leser lieben die Knappheit, weil sie sich so angenehm liest, und die Schriftsteller lieben die Breite, weil sie sich so leicht schreibt. Auch für den Stil gilt das Gesetz der abnehmenden Reizwirkung: je kleiner der Sprachaufwand im Verhältnis zum Inhalt, desto größer die Wirkung. Der Stil lebt vom Opfer. Knappheit gibt dem Stil eine stolze Kontur und schützt den Leser vor Schwindel. Aber sie ist kein Naturprodukt, sondern ein Kind des Rotstifts. Man kann unterscheiden zwischen Knappheit des Ausdrucks (sprachliche Kürze) und Knappheit der Darstellung (sachliche Kürze). (SKR, 297)

Er fordert von einem guten Stilisten einen klaren Ausdruck. Dazu gehört es, seine Gedanken vor dem Schreiben zu ordnen und diese in einer nachvollziehbaren Reihenfolge darzustellen. Das solle sich gleichermaßen im Satzbau niederschlagen. Das bedingt nach Reiners, lange Sätze zu vermeiden (SKR, 299-325). Sein Fazit:

Sprachliche Ordnung ist mehr Sache des Charakters als des Geistes. [...] Das Problem der Klarheit ist ein Kernproblem unserer Prosa. In keinem Lande der Welt werden so schwer verständliche Bücher und Aufsätze geschrieben wie in Deutschland. Wir laufen Gefahr, ein zweisprachiges Volk – mit einer Sprache der Wissenschaft und einer Sprache des Alltags – zu werden, weil dem durchschnittlichen deutschen Autor der Wille zur Klarheit fehlt. Die einen schreiben unklar, weil sie die Technik des klaren Ausdrucks nicht beherrschen, die andern, weil sie unklar gedacht haben, die dritten, weil sie mit dunklen Reden zu verbergen hoffen, wie armselig ihre Gedanken sind. (SKR, 321, 325)

Zusätzlich rät er, auf Rhythmus, Melodie, Tempo und Lautgebung bei der Verbindung von Wörtern zu größeren Einheiten zu achten (SKR, 326-348). Dann hält Reiners an zum direkten, konkreten, eindringlichen Ausdruck. Er warnt vor Superlativen, aber auch vor langweiligem Stil und gibt Ratschläge für einen Mittelweg. Reiners reißt kurz die „Leichtigkeit“ des Stils an. Der Leser muss sich dann allerdings damit begnügen, dass diese bewundernswerte Stileigenschaft nicht zu lehren sei. Die Rolle des Lesers greift er im anschließenden Kapitel noch einmal auf (SKR, 349-381). „Der Stil ist so zuverlässig wie ein Fingerabdruck“ (SKR, 395) schreibt Reiners im Kapitel „Eigenart“, in dem er auf jene von bekannten Schriftstellern eingeht und Wert auf den persönlichen Stil legt (SKR, 382-399). Im Kapitel „Echtheit und Gewicht“ appelliert er:

Einfachheit ist nicht Armut. Wer sich einfach kleiden will, braucht nicht in Sack und Asche zu gehen; wer einfach schreiben will, braucht nicht die Stilmittel unserer Sprache zu verschmähen. Einfachheit ist Sparsamkeit der Kunstmittel. Wer einfach schreibt, wendet nicht mehr stilistische Kunst an als jeweils notwendig; aber die angemessenen Mittel auch einzusetzen, scheut er sich nicht. Damit jene gewichtige Prosa entsteht, die nicht geredet, sondern gestaltet ist, muß ein dreifaches Wunder geschehen: in einfachen Worten, die nur der Sache dienen, muß der Herzschlag eines lebendigen Menschen zu spüren sein, und ein Gott muß geben, daß Bildkraft und Melodie dieser Sätze die Sache trägt, und muß Wort und Sache so verschmelzen, daß Leben in sprachliche Wirklichkeit verwandelt vor uns steht. (SKR, 411)

Unter der Kapitelüberschrift „Die Kunst zu lehren“ lüftet Reiners „[d]as Geheimnis des Lehrens“, nämlich Inhalte klar und einfach zu vermitteln: nach Relevantem selektieren; nachvollziehbar strukturieren; ein

übersichtliches Inhaltsverzeichnis anlegen; Grundlegendes erläutern; eine klare und interessante Fragestellungen zur Orientierung definieren, um Leseanreize zu schaffen, und diese letztlich eindeutig beantworten; den Leser in den Erkenntnisprozess aktiv einbinden – ihn mitarbeiten lassen; ihm zwischendurch Denkpausen gönnen; den Leser vom Grundsätzlichen zum Speziellen führen; die Argumentation aus kleinen Einheiten aufbauen; „Allgemeines durch Besonderes darstellen“; Kompliziertes durch Vergleiche vereinfachen; Einwänden des Lesers vorbeugen (geeignet: Dialogform); Fachausdrücke vermeiden oder erläutern; Sachverhalte wiederholen, wenn es das Verständnis fordert; bestimmte Inhalte ankündigen; optische Anreize schaffen (Bilder, Tabellen, Karten etc.); Zahlen durch Vergleiche veranschaulichen; Zusammenfassungen geben (SKR, 412-441).

Es folgt der fünfte Teil „Fremdwort und Neuwort“. Zuerst wägt Reiners die Vor- und Nachteile der Fremdwörter ab und stellt die Frage „Sollen wir die Fremdwörter ausmerzen?“ Dies geschieht – einem seiner Stilratschläge folgend – in Dialogform (SKR, 442-472). Anschließend beschäftigt er sich unter sprachhistorischen Aspekten mit Fremdwörtern und fragt „Können wir die Fremdwörter ausmerzen?“ (SKR, 473-479). Weiter macht er mit Ausführungen zu neuen Wörtern, die unseren Wortschatz „bereichern“, und zu eingedeutschten Begriffen, bevor er zum „Kern der Fremdwortfrage“ kommt, in dessen Zusammenhang noch einmal das Für und Wieder der Fremdwörter abgewogen wird. Reiners ergreift für keine der beiden Seiten übermäßig Partei, sondern bemüht sich vielmehr, zu einem einigermaßen diplomatischen Urteil zu gelangen. Abschließend zeigt er „Irrwege und Seitenpfade“ auf, Fremdwörter zu umgehen (SKR, 480-519).

Der letzte Teil beschäftigt sich mit „Einzelfragen“. Reiners erläutert stilistische Elemente wie „Witz und Humor“ (SKR, 520-533) und das „Wortspiel“ (SKR, 534-543). Er rät zu überraschenden Elementen im Text, die den Leser hellhörig werden lassen, ähnlich wie bei der Ironie. Anschließend erörtert Reiners die Bedeutung von Zitaten, des sprachlichen Mittels der Antithese und die Frage, wie uns Inhalte harmonisch erscheinen. Er stellt weitere stilistische Merkmale (Hyperbel, Anspie-

lung, Dialog, Polemik) vor, die einen Text lesenswert machen sollen. Dann hilft Reiners dabei, den richtigen Titel für Publikationen, den passenden Einstieg, eine gute Überleitung und einen guten Abschluss zu finden (SKR, 544-615). Die im Falle Reiners' besonders interessante Frage zu Beginn des 53. Kapitels „Soll ein Buch Fußnoten oder andere Anmerkungen haben?“ (SKR, 616) beantwortet er wie folgt:

Am schwersten zu entbehren sind Anmerkungen, welche Belege bringen. Das notwendige Ausmaß ist strittig. [...] Die meisten Beleg-Anmerkungen enthalten Angaben, in welchem Buch und auf welcher Seite ein bestimmtes Zitat zu finden ist. Solche Angaben sind vor allem nötig in Büchern, die sich nicht an die Allgemeinheit, sondern an die Fachgenossen wenden; sie sind besonders dann nötig, wenn das Zitat ein wichtiges Glied einer Beweiskette bildet. Bei Zitaten, die nur der Veranschaulichung dienen, wirkt die ausführliche Quellenangabe oft fast prahlerisch. Hätte ich in diesem Buch für jedes Zitat den Fundort aufgeführt, so würde der Leser das als pedantische Belästigung empfinden. (SKR, 617)

Und zum Schluss gibt Reiners eine praktische Schreibhilfe, die Angst vor dem weißen Blatt Papier zu überwinden und den Text formschön zu gestalten (SKR, 620-625). U.a. rät er: „Den Stil üben: das können wir nur, wenn wir gegebene Inhalte gut auszudrücken versuchen. Die beste Fingerübung ist: schlecht geschriebene Texte in einfachem, aber entschiedenem Deutsch neu auszudrücken“ (SKR, 621).

Negativbeispiele finden sich in Reiners' *Stilkunst* zuhauf, ähnlich wie Textbeispiele berühmter Autoren. Zitate sind durch Kursivdruck und/oder kleinere Schriftgröße hervorgehoben. Zudem beginnt jedes der Kapitel mit einem Zitat, Sprichwort o.ä.

#### 4.6.1.4 Die Auflagen im Vergleich

„Ein kritischer Vergleich der Ausgaben von 1944 und 1949 zeigt, daß Reiners durchaus bemüht war, sein Werk den veränderten Verhältnissen nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges anzupassen“<sup>701</sup>, urteilt

<sup>701</sup> Schulze (1995): Ist Ludwig Reiners' „Stilkunst“ noch zeitgemäß?, S. 232.

Schulze. In der neuen Ausgabe erscheinen nun auch Autoren, die im Dritten Reich diffamiert wurden.<sup>702</sup>

Daß die *Stilkunst* von 1949 zehn arabisch nummerierte Seiten mehr aufweist als diejenige von 1944 ist auf die Darlegungen über Thomas Mann zurückzuführen (siehe die Seiten 554-562 und 601 f.). Alle anderen neu hinzugekommenen Namen wurden so geschickt in den Text eingearbeitet, daß vom Setzer jeweils nur wenige Zeilen umgestaltet werden mußten, die übrigen Teile der Druckseiten jedoch nicht. Die Ausgaben von 1944 und 1949 stimmen deshalb bis auf Seite 553 fast vollständig überein. Nach dem ersten Einschub über Thomas Mann ergibt sich eine Verschiebung um acht Seiten, nach dem zweiten erhöht sie sich auf insgesamt zehn Seiten.<sup>703</sup>

In späteren Auflagen wurden zudem Fehler der ersten korrigiert:

Auf Seite 537 etwa hatte er als Verfasser eines Wortspiels ursprünglich nicht Börne, sondern den Mathematiker und Dichter Abraham Gotthelf Kästner genannt, auf Seite 542 f. den italienischen Komponisten Gaspare Spontini mit seinem französischen Kollegen Hector Berlioz verwechselt. Geringfügige Veränderungen finden sich auch auf Seite 636, die den Literaturhinweis „Reichsministerium des Innern, *Fingerzeige für die Gesetzes- und Amtssprache*, 1934“ (1944, S. 626) nicht mehr enthält. Nach wie vor wird dagegen angeführt: „Deutsche Arbeitsfront, *Deutsch für den Kaufmann*, 1937“; in der Ausgabe von 1988 fehlt dieser Titel. Nicht Reiners angelastet werden kann das Register der 1961 bis 1988 unverändert fortgedruckten Sonderausgabe, das außerordentlich schlecht bearbeitet wurde und zahlreiche Fehler bei den Seitenverweisen und in der Rechtschreibung enthält.<sup>704</sup>

Weitere Fehler werden in einer Rezension der *Stilkunst* von 1967 angeführt. Dort wird darauf hingewiesen, dass Reiners die Begriffe *Wörter* und *Worte* falsch verwendet.<sup>705</sup> Zudem ging Reiners davon aus, „der erheiternde Verdeutschungsversuch, statt ‚Dilettant auf dem Fortepiano‘ zu sagen ‚Vergnügling auf dem Starkschwachastastentrübrrett‘ sei sicher erfunden.“<sup>706</sup> Tatsächlich könne er aber im Antibarbarus von Keller

<sup>702</sup> Vgl. ebd., S. 232f.

<sup>703</sup> Ebd., S. 233.

<sup>704</sup> Ebd., S. 233.

<sup>705</sup> Vgl. Hafner (1969): Über *Stilkunst*, Worte und Wörter.

<sup>706</sup> Ebd.

nachgelesen werden.<sup>707</sup> Ein weiterer inhaltlicher Kritikpunkt sind Reiners' Begriffsherleitungen:

Fragen nach Art und Herkunft der Wörter finden nun einmal ein großes Publikumsinteresse, so daß viele Sprachkritiker auch das etymologische Pferd reiten – oft genug zu Tode. Decken wir den Mantel nachsichtigen Vergessens über den schlichten Unsinn *in etymologicis*, den uns Ludwig Reiners an verschiedenen Stellen bietet.<sup>708</sup>

Knapp ein halbes Jahrhundert nach der Erstausgabe erschien 1991 eine Neubearbeitung der *Stilkunst* und Sanders fragt in einer Rezension dazu „Heißt nicht einen ‚Reiners‘ verbessern ihn verwässern?“<sup>709</sup> Er stellt ein „modernes Styling“ fest: deutlich weniger Seiten infolge von Kürzungen und geändertem Satzspiegel, die Randtitel erscheinen nun gut hervorgehoben im Fließtext und im Inhaltsverzeichnis werden die entsprechenden Seitenzahlen dazu angegeben; auch der Anhang wurde überarbeitet. Weichen müssen laut Nachwort der Bearbeiter „einige zeitbedingte Eigentümlichkeiten, die, wie Leserzuschriften zeigen, mit der Zeit als störend empfunden wurden“<sup>710</sup>. Dazu gehören:

Formulierungen und Beispiele patriotischen und militärischen Inhalts (wenn auch zitiert aus klassischen Werken);

gewisse Über- bzw. Unterschätzungen von Leistungen der deutschen Sprache im Vergleich mit anderen Sprachen;

eine für die vierziger Jahre verständliche, für heute aber überlange Auseinandersetzung mit der Problematik „Fremdwort und Neuwort“ (wobei die für damals erstaunlich ausgewogene These des Autors auch heute noch gültig ist);

eine gelegentliche zeitbedingte Einschätzung von zitierten Autoren, die wir heute anders sehen;

<sup>707</sup> Vgl. ebd.

<sup>708</sup> Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 110.

<sup>709</sup> Sanders (1992): Zur Neubearbeitung von Ludwig Reiners' *Stilkunst*, S. 149.

<sup>710</sup> Meyer, Schiewe (1991): Nachwort der Bearbeiter, S. 519.; Vgl. Sanders (1992): Zur Neubearbeitung von Ludwig Reiners' *Stilkunst*, S. 149.

schließlich die an wenigen Stellen übermäßig lange Kette von Beispielen (Zeugnis der Belesenheit des Autors) sowie einige wenige Zusammenfassungen von an sich kurzen, übersichtlichen Kapiteln.<sup>711</sup>

Verdächtige Namen (Treitschke, Hofmiller, Nadler) und Begriffe (Blinden-, Taubstommen- oder Asthmastil, Schrifttum) wurden gestrichen. Allerdings nicht immer konsequent. Sowohl in der Erstausgabe als auch 1991 liest man die Zeitangabe „Vor zwanzig Jahren“ (SKR [1944], 399; SKR [1991], 327). Uneinheitlich sind Hervorhebungen von Zitaten und objektsprachlichen Ausdrücken. Reiners' altes Problem – die Unterscheidung zwischen *Worte* und *Wörter* – bleibt 1991 erhalten<sup>712</sup>, genau wie folgendes:

Wie man ahd. *frietu* ‚Friede‘, *gartinan* ‚Garten‘, *hagarusa* ‚Hexe‘ (S. 292, 370) und den etymologischen Unsinn auf S. 226 unten durchgehen lassen konnte ebenso wie Reiners' falschen Gebrauch von *Ziffer*, das ja nur ‚Zahlzeichen‘ meint, für *Zahl* (S. 365 f.), ist mir unverständlich.<sup>713</sup>

Auch streuen die Bearbeiter weitere Fehler in die *Stilkunst* ein:

[H]ier doch wenigstens einige schlimme Entstellungen, die Reiners noch um seine Grabesruhe bringen könnten: Da wird sein *bengalisches* unversehens ein *behagliches Licht* (S. 38); „Eine Zwangsgrammatik auf geschichtlicher Grundlage ist *kein* (statt *ein*) Widerspruch in sich selbst“ (S. 182); Dichter und Propheten verfügen über das „Kunstmittel der ahnungslosen (statt *-vollen*) Dunkelheit“ (S. 258); Nietzsches kunstreiches Wortspiel *Freundschaften* als Kontrafaktur zu *Leidenschaften* entgleist zu biedereren *Freundschaften* (S. 431): *Gedankenfron* wird zur wissenschaftlich geläufigen *Gedankenform* (S. 435), ein *Symptom* schon folgenschwerer zum *System* (S. 441) und die „*Endstellung* des Sinnworts“ sinnigerweise zu dessen *Entstellung* (S. 537).<sup>714</sup>

An anderen Stellen hätte die Bearbeitung wirkungsvoller ausfallen müssen. Die häufigen Wiederholungen sind immer noch vorhanden. Viele Inhalte sind veraltet: der „Satzdreh nach *und*“ (SKR [1991], 145), Zahlen über den Wortschatz (SKR [1991], 365), Ausführungen zur „Lautsymbo-

<sup>711</sup> Meyer, Schiewe (1991): Nachwort der Bearbeiter. In: *Stilkunst*, S. 519.

<sup>712</sup> Vgl. Sanders (1992): Zur Neubearbeitung von Ludwig Reiners' *Stilkunst*, S. 149f.

<sup>713</sup> Ebd., S. 150.

<sup>714</sup> Ebd., S. 150.

lik“ (SKR [1991], 291ff.), zu Partikeln („Flickwörter“; SKR [1991], 241f.). Einige Inhalte waren allerdings schon 1944 veraltet<sup>715</sup>, weshalb sich vor dem Hintergrund des Plagiatsverdachts die Vermutung aufdrängt, dass Reiners Inhalte übernommen, aber nicht konsequent auf Aktualität geprüft hat.

„[D]ie stärksten Eingriffe und eine Verkürzung von 88 auf 47 Seiten“<sup>716</sup> erfährt Reiners’ Fremdwortkapitel. Textstellen mit allzu deutlicher Überhöhung des Deutschen und Abwertungen fremder Sprachen werden gelöscht oder abgeschwächt – allerdings auch hier nicht konsequent, denn noch 1991 – wenn auch in Dialogform, bei der Reiners keine Position bezieht – heißt es: „[G]ewisse Fremdwörter sind [...] schädlich“ (SKR [1991], 367) oder „Die Fremdwörter gehören unrettbar zu einer unteren Stilschicht“ (SKR [1991], 377). Die Bearbeiter rühmen sich einer „bemerkenswerte[n] Ausgewogenheit in der Abwägung von Nutzen und Nachteil“ – Sanders widerspricht<sup>717</sup>:

Gewiß, Reiners ist kein Sprachpurist strenger Observanz [...]; aber die Für- und Gegenargumente eines „Streitgesprächs“ sowie die Feststellung, daß manche Fremdwörter nicht korrekt auf deutsch wiedergegeben werden könnten, machen allein noch keinen liberalen Fremdwörtler.<sup>718</sup>

Weiterhin wurden die vielen umfangreichen Beispiele gekürzt und Vornamen zitierter Autoren ergänzt (auch hier nicht konsequent).<sup>719</sup>

Auch die Ankündigung [...]: „Die Literaturangaben in den Anmerkungen wurden ergänzt und aktualisiert“ enttäuscht bei näherer Betrachtung: Die gut 20 Titel, so schon bei Reiners, sind lediglich in eine bibliographisch korrekte Form gebracht; die Reinersschen Anmerkungen, die ebenso dürftig wie willkürlich waren, fehlen nun, wobei dortige Literaturhinweise an die zuvor genannten Titel angehängt werden.<sup>720</sup>

Die Überarbeitung des Registers, u.a. in Form einer Trennung in Personen- und Sachverzeichnis ist laut Sanders gelungen, „[z]umal das

<sup>715</sup> Vgl. ebd., S. 150.

<sup>716</sup> Ebd., S. 150.

<sup>717</sup> Vgl. ebd., S. 151.

<sup>718</sup> Ebd., S. 151.

<sup>719</sup> Vgl. ebd., S. 151.

<sup>720</sup> Ebd., S. 151.

Sachverzeichnis [...] in seiner, neuen, wirklich brauchbaren Systematisierung den Unterschied zur eher impressionistischen Stichwortstreuung bei Reiners deutlich werden [läßt]“. <sup>721</sup> Wie in der Erstausgabe geht den Literaturhinweisen 1991 der Hinweis voraus: „Einige Beispiele, namentlich für mißglückte Sätze, sind nachstehenden Büchern entnommen“ <sup>722</sup>. Natürlich finden wir darunter Engels *Stilkunst*, im Personenverzeichnis taucht er nach wie vor nicht auf. <sup>723</sup>

Obwohl Sanders die *Stilkunst* noch immer lesenswert findet, räumt er abschließend ein:

Schon seit den 70er Jahren, als sich zunehmend Kritik von wissenschaftlicher Seite artikuliert, hatte der C. H. Beck-Verlag eine Modernisierung seines Renommierwerkes in Erwägung gezogen und den als gut schreibenden Wissenschaftsautor bekannten H. Seiffert mit diesem Auftrag betraut; ihm schien indes eine Neubearbeitung des Reiners nicht möglich, so daß er ihn gewissermaßen durch eine aktuelle Stilistik ergänzte (‘Stil heute’, 1977): „Der entscheidende Grund ist: Die *Stilkunst* von Ludwig Reiners ist unterdessen zu einem klassischen Werk geworden, das durch jede Neubearbeitung nur beeinträchtigt werden würde – das nicht angetastet, sondern in seiner ursprünglichen Form weiter gelesen werden sollte, als ein in unserer Literatur einzigartiges Dokument eines ebenso brillanten wie unkonventionellen Geistes“ (Vorwort). Nun ist diese Neubearbeitung also trotzdem erfolgt, straffend, vorsichtig modernisierend, im ganzen aber Reiners konservierend – letztlich doch ein Pyrrhussieg? <sup>724</sup>

Die Bearbeiter sehen das verständlicherweise anders:

Die „*Stilkunst*“ von Ludwig Reiners ist ein Klassiker geworden. Vor einem halben Jahrhundert geschrieben, hat das Werk nichts von seinen Qualitäten und Vorzügen eingebüßt. Viele nach ihm erschienene „*Stilkunden*“ haben sich auf dieses Buch berufen. Es scheint unersetzlich und wird es nach menschlichem Ermessen auch noch lange bleiben. <sup>725</sup>

<sup>721</sup> Ebd., S. 152.

<sup>722</sup> Reiners (1991): *Stilkunst*, S. 521.

<sup>723</sup> Vgl. ebd., S. 521, 531.

<sup>724</sup> Sanders (1992): Zur Neubearbeitung von Ludwig Reiners’ *Stilkunst*, S. 153.; Vgl. Simmler (1995): Ludwig Reiners. *Stilkunst*, S. 467-472.

<sup>725</sup> Meyer, Schiewe (1991): Nachwort der Bearbeiter, S. 518.

Eine weitere Beurteilung der verjüngten *Stilkunst* lautet: „[D]er ‚alte Reiners‘ [...] hat durch die Überholung in der Lektorenwerkstatt nichts von seiner mitteilenden Kraft verloren: Vom Edelduktus der Reiners-Schreibe ließen die Überarbeiter wohlweislich die Finger.“<sup>726</sup>

Ickler weist auf Fehler in der Bearbeitung hin und ist empört darüber, dass immer noch Ewald Geißler erwähnt wird.<sup>727</sup> Und Schulze stellt fest:

Manches entging Meyer und Schiewe freilich auch, etwa daß Theodor Fontane mit 78 Jahren starb und deshalb nie „der gewissenhafte Achtzigjährige“ (1988, S. 298; 1991, S. 214) gewesen sein kann oder daß Jean Paul eigentlich Johann Paul Friedrich Richter hieß und nicht „Jean Paul Friedrich Richter“ (1988, S. 780; 1991, S. 534).<sup>728</sup>

#### 4.6.2 *Stilfibel*

„Das erfolgreichste deutsche Stilbuch überhaupt ist aber seine ‚Stilfibel‘.“<sup>729</sup> Das belegen die Auflagenzahlen. Die *Stilfibel* gilt als „verkürzte[...], didaktisierte[...]“<sup>730</sup> Variante der *Stilkunst*. Und auch bei der *Stilfibel* wird der Titel leicht modifiziert: 1951 lautet dieser „Der sichere Weg zum guten Deutsch“ und im Untertitel „Eine Stilfibel“. Später heißt das Werk „Stilfibel. Der sichere Weg zum guten Deutsch“.

##### 4.6.2.1 *Auflagen*

Erstaunlich viele Auflagen der *Stilfibel* erschienen sowohl im Beck-Verlag als auch im Deutschen Taschenbuchverlag.<sup>731</sup> Die folgende Auflistung soll das veranschaulichen.<sup>732</sup>

<sup>726</sup> Brinker (1991): Der fast vergessene Bestseller, S. 24.

<sup>727</sup> Vgl. Ickler (2007): Kommentar zu Stirnemanns: „Ich habe gemacht ein feines Geschäft“.

<sup>728</sup> Schulze (1995): Ist Ludwig Reiners’ „Stilkunst“ noch zeitgemäß?, S. 233f.

<sup>729</sup> Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 159.

<sup>730</sup> Sanders (1992): Zur Neubearbeitung von Ludwig Reiners’ Stilkunst, S. 149.

<sup>731</sup> Der Beck-Verlag ist Gesellschafter des Deutschen Taschenbuchverlags. (Vgl. Beck.de: Über den Verlag C. H. Beck München.)

Beck			Deutscher Taschenbuchverlag		
1.	1951	o. A.	1.	1963	o. A.
2.	1951	7.-15. Tsd.	2.	1964	31.-50. Tsd.
3.	1951	16.-24. Tsd.	3.	1964	51.-75. Tsd.
4.	1951	25.-33. Tsd.	4.	1965	76.-100. Tsd.
5.	1956	34.-42. Tsd.	5.	1966	101.-125. Tsd.
6.	1957	43.-51. Tsd.	6.	1967	126.-150. Tsd.
7.	1958	52.-59. Tsd.	7.	1968	151.-175. Tsd.
8.	1959	60.-67. Tsd.	8.	1969	176.-200. Tsd.
9.	1960	68.-76. Tsd.	9.	1969	201.-225. Tsd.
10.	1961	77.-85. Tsd.	10.	1970	226.-250. Tsd.
11.	1962	86.-97. Tsd.	11.	1971	251.-275. Tsd.
12.	1963	86.-99. Tsd.	12.	1973	276.-300. Tsd.
13.	1963	100.-105. Tsd.	13.	1974	301.-320. Tsd.
14.	1965	106.-110. Tsd.	14.	1975	321.-340. Tsd.
15.	1966	111.-116. Tsd.	15.	1977	341.-355. Tsd.
16.	1970	117.-123. Tsd.	16.	1978	356.-370. Tsd.
17.	1979	124.-128. Tsd.	17.	1980	371.-380. Tsd.
18.	1990	129.-133. Tsd.	18.	1981	381.-390. Tsd.
19.	2001	134.-136. Tsd.	19.	1983	391.-400. Tsd.
			20.	1984	401.-410. Tsd.
			21.	1985	411.-420. Tsd.
			22.	1987	421.-430. Tsd.
			23.	1989	o. A.
			24.	1990	o. A.
			25.	1992	443.-448. Tsd.
			26.	1993	499.-454. Tsd.
			27.	1995	455.-459. Tsd.

---

<sup>732</sup> Die Angaben von Sanders (Vgl. Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 159.) sind nicht korrekt, da er Auflage, Auflagenzahl und das Erscheinungsjahr durcheinander bringt.

28.	1996	460.-463. Tsd.
29.	1998	o. A.
30.	1999	o. A.
31.	2001	o. A.
32.	2002	o. A.
33.	2003	o. A.
34.	2005	o. A.
1.	2007	o. A.
2.	2009	o. A.
3.	2011	o. A.
4.	2013	o. A.

Tab. 2: Auflagen der ‚Stilfibel‘ von Reiners

Die Überschneidung der Auflagenzahlen beim Beck-Verlag in den Jahren 1962 und 1963 ist unklar. Die Publikationen im Deutschen Taschenbuchverlag können nicht durchgängig mit den entsprechenden Auflagenzahlen angegeben werden, da die Angaben fehlen. Eine Nachfrage beim Verlag verlief erfolglos. Ich erfuhr lediglich, dass die *Stilfibel* ab 2007 in neuer Rechtschreibung erschien, was die neu beginnende Nummerierung der Auflagen erklärt.<sup>733</sup>

1960 erschien die *Stilfibel* zusätzlich bei der Deutschen Buch-Gemeinschaft.

#### 4.6.2.2 Inhalt

Reiners stellt seiner *Stilfibel* einen Brief anstelle eines Vorworts voran. Er erläutert, was das Buch leisten soll:

Erstens kann sie Ihnen dazu verhelfen, einen besseren Stil zu schreiben. [...] Zweitens kann das Werk Ihr Denken verbessern, denn Denken und Ausdruck sind auf das innigste verkettet. Wer seinen Stil verbessert, schult auch sein Denken. Drittens kann es dazu beitragen, daß Sie mehr Freude am Lesen haben. Wenn der Förster durch den Wald geht, sieht er mehr als der Städter, der nur spazierengeht. Wer etwas von der deut-

<sup>733</sup> Auskunft per E-Mail; 05.03.2013.

schen Sprache versteht, hat vom Lesen mehr Genuß als die vielen, die nichts von ihr wissen. (SF, V)

Autodidaktisches Lernen sei nach seiner Meinung spannender und gründlicher als Schulunterricht, was folglich für seinen „Lehrgang“ spreche (SF, V): „Selbstunterricht erweist Ihre Charakterstärke, er erweist Ihre Willenskraft“ (SF, VI). Die *Stilfibel* scheint erzieherisch ausgerichtet zu sein, denn Reiners gibt Anweisungen, wie die Arbeit mit dem Buch auszusehen hat, beispielsweise wenn es um das Lösen der Aufgaben geht. Ähnlich strukturiert wirkt der Aufbau. Laut Reiners durchläuft der Leser verschiedene Stadien, die ihn zum guten Stil führen sollen. Begonnen wird mit zwanzig Verboten, um dem Leser Stilfehler abzugewöhnen, es folgen zwanzig Stilgebote, bevor zum Schluss zwanzig Ratschläge formuliert werden. (SF, VI f.). Vor dem Beginn des Studiums müsse der Leser allerdings die Terminologie beherrschen. Diese zu erlernen, sei zwar langweilig, aber notwendig. Deshalb urteilt Reiners am Ende seines Vorwortes: „Wenn man schon durch eine Wüste hindurch muß, ist es am besten, wenn sie am Anfang der Wanderung liegt. Und damit genug der Vorreden; fangen wir mit der Arbeit an!“ (SF, VIII).

Das sogenannte „Vorspiel“ – die „Erklärung der sprachlichen Fachausdrücke“ – umfasst acht Seiten. Hier werden grammatische Grundlagen vermittelt: die wichtigsten syntaktischen Kategorien (mit Flexion der Wortarten) und syntaktischen Funktionen (SF, 1-6). Am Ende erhält ein fiktiver Schüler die Gelegenheit, Fragen zu stellen, wie z.B.:

**Schüler:** [...] Wie verhält sich z.B. das Adverb zur adverbialen Bestimmung?

**Lehrer:** Das Adverb ist eine Wortart, die adverbiale Bestimmung ist ein Satzteil. Für den Satzteil adverbiale Bestimmung pflegt man oft Adverbien zu verwenden. In dem Satz: *Er küßte sie oft* steht das Adverb *oft* als adverbiale Bestimmung.

Hierbei handelt es sich tatsächlich um eine Abgrenzung, die vielen Deutschlernenden äußerst schwer fällt. Die Fragen, die anschließend ein fiktiver Lehrer stellt, dienen der Wiederholung und Festigung der Terminologie (SF, 6ff.).

Die folgenden insgesamt sechzig Anweisungen für einen guten Stil finden sich fast alle in der *Stilkunst*, was die Gegenüberstellung veranschaulicht. Zudem zeigt sie, welche inhaltlichen Schwerpunkte Reiners in seiner *Stilfibel* ansetzt. Auf detaillierte inhaltliche Beschreibungen wird hier aufgrund der Parallelen zur *Stilkunst* verzichtet.

<b>Stilfibel</b>		<b>Stilkunst</b>
<i>Derselbe</i>	S. 9f.	S. 132f.
Wort-Wiederholung – wann verboten?	S. 11f.	S. 132, 342
Wider das Zweimal sagen	S. 12	S. 290
Kein Satzdreh nach <i>und</i>	S. 16f.	S. 155f.
Zerreißen Sie nicht die zusammengesetzten Verben!	S. 17ff.	S. 78ff., 115f.
Rettet den Genitiv!	S. 19	S. 213f.
Baut keine Klemmkonstruktion!	S. 19f.	S. 152
Sparen mit der Leideform!	S. 22-25	S. 166ff.
Keine falschen Bezugsätze!	S. 25f.	S. 150ff.
Keine Kanzlei-Ausdrücke!	S. 26f.	S. 158-170
<i>Als</i> oder <i>wie</i> ?	S. 27f.	(„Vergleichen“: S. 265f.)
Wählen Sie die richtige Zeitform!	S. 31f.	S. 153ff.
Ist die deutsche Sprache <i>eine schwierige</i> ?	S. 32	S. 161
Vorsicht mit <i>was</i> ?	S. 33	(„Fürwortkrankheiten“: S. 132-137)
Stilschlampereien	S. 33ff.	S. 204f.
Kein falsches <i>um zu</i>	S. 35	S. 202
<i>Wenn</i> mit <i>würde</i>	S. 35f.	---
Der gedörrte Obsthändler	S. 36	S. 130
<i>Hin</i> und <i>her</i>	S. 36f.	---

<i>Stattgefundenene Feiern</i>	S. 37	(„Partizip“: S: 106-109)
Wähle das treffende Wort	S. 47-57	S. 55-69
Meidet Modewörter!	S. 60-63	S. 138-148
Wider der Hauptwörterei	S. 65-70	S. 113-123
Baut kurze Sätze!	S. 72-81	S. 87-112
Kein Stopfstil!	S. 92f.	S. 105f.
Sparsam mit Partizipien!	S. 93ff.	S. 106-109
Wortstellung	S. 97-100	S. 70-86
Wählt die richtige Stilschicht!	S. 101-104	S. 237-244
Kein Papierdeutsch!	S. 104ff.	S. 158-177
Kein Schreistil!	S. 108ff.	S. 359-362
Kein flauer Stil!	S. 110	S. 364
Keine Phrase!	S. 111	S. 190-193
Häufen Sie nicht die Eigenschaftswörter!	S. 111-114	S. 124-131
Kein gesuchter Ausdruck!	S. 114f.	S. 176-189
Glanz und Elend des Fremdworts	S. 121-124	S. 442-519
Beherrsche die Sache!	S. 136-139	S. 49, 415-419
Setzt Wegtafeln!	S. 139f.	S. 416
Schreibe, wie du sprichst!	S. 140f.	S. 216-236
Frage, Ausruf, wörtliche Rede	S. 141ff.	S. 224-227, 111f.
Sachliches und Menschliches	S. 143-146	S. 226f.
... aber sorgfältiger!	S. 146f.	S. 234ff.
Schreibt anschaulich!	S. 151-156	S. 245-261
Schreibt knapp!	S. 158-161	S. 279-298
Bringt Einzelheiten!	S. 161ff.	S. 349-358
Wie anfangen?	S. 172-176	S. 599-607
Wie überleiten?	S. 176ff.	S. 608-610

Wie enden?	S. 178f.	S. 611-615
Zitat und Sentenz	S. 183f.	S. 555-562, 581-584
Gedankenführung	S. 184ff.	S. 299-325
Erst nachdenken, dann niederschreiben	S. 186ff.	S. 412-441
Feilen	S. 188f.	S. 623ff.
Prüfe den Stil mit dem Zollstock!	S.192ff.	---
Die Kunst zu lesen	S. 194-197	S. 622
Wie schreibt man Schulaufsätze?	S. 197ff.	---
Wie schreibt man Privatbriefe?	S. 199-203	---
Wie schreibt man Geschäftsbriefe?	S. 203-208	---
Weiterbilden!	S. 208	S. 620f.

Tab. 3: Inhalte der ‚Stilfibel‘ und ‚Stilkunst‘ von Reiners im Vergleich

Nur wenige Sachverhalte, die Reiners verkürzt in seiner *Stilfibel* behandelt, sind nicht in der *Stilkunst* zu finden.<sup>734</sup> Themen, die in beiden Werken erläutert werden, enthalten teilweise gleiche Zitate, Beispiele oder zumindest ähnliche inhaltliche Ausführungen – eben nur deutlich bündiger und nach Meinung Reiners’ auf Wesentliches reduziert.

In Kombination mit seinen didaktischen Maßnahmen wirkt die *Stilfibel* inhaltlich strukturierter – es gibt weniger Wiederholungen, weniger ausufernde Beispiele, aber dafür klarere Anweisungen. Am Ende jeder „Lektion“ gibt es ein fiktives Schüler-Lehrer-Gespräch. Wie schon am Beispiel des „Vorspiels“ dargestellt, werden schwierige Inhalte rekapituliert und Sonderfälle angesprochen. Um die Inhalte zu vertiefen, findet der Leser am Ende jedes Abschnitts Übungsaufgaben (mit Lösung) und manchmal sogenannte „Denkübungen“. Darüber hinaus streut Reiners Wiederholungsaufgaben und Zusammenfassungen ein. „Geradezu als

<sup>734</sup> Die Angaben in Klammern sind thematisch ähnlich gelagert.

Musterstück straffer, durchdachter Anordnung des Lehrstoffes gilt die Reinerssche ‚Stilfibel‘.<sup>735</sup>

Aufgrund der Kürze wirkt die *Stilfibel* weniger polemisch als die *Stilkunst*. Aber Fremdwörter sind immer noch „fremdartig“, „verwaschen“ und haben einen „schwammigen, unscharfen Charakter“ (SF, 121f.). Und wenn Reiners die Ursachen für schlechten Stil im „Volkscharakter“ sieht, fühlt sich der Leser abermals an die *Stilkunst* erinnert (SF, 106).

#### 4.6.3 Die Kunst der Rede und des Gesprächs

Dieses Werk ist der *Stilkunst* „thematisch verwandt[...]“<sup>736</sup>. Im *Spiegel*-Artikel von 1956 heißt es, dass es sich hierbei um ein Auftragswerk handle:

Andererseits hat Reiners keine Bedenken, sich den Anforderungen anzupassen, die von Verlagen populärer Taschenbuch-Serien an die Autoren gestellt werden – sobald ihn nur das Thema genug reizt, sich pädagogisch darüber zu verbreiten. [...] [D]ie Einführung in die „Kunst der Rede und des Gesprächs“ hat der Verlag Francke, Bern, für die von ihm (zusammen mit dem Münchner Lehnen Verlag) herausgegebenen Reihe der „Dalp-Taschenbücher“ bei Reiners bestellt.<sup>737</sup>

##### 4.6.3.1 Auflagen

1955 erschien erstmals *Die Kunst der Rede und des Gesprächs*. Auf der Titelseite wird nur der Lehnen-Verlag erwähnt<sup>738</sup>, aber die Angaben zum Copyright lauten: „by Leo Lehnen GmbH Verlag München und A. Francke AG Verlag Bern“ (KRG, 2). Bereits 1957 wurde die zweite Auflage veröffentlicht, 1959 die dritte (21.-30. Tausend), 1962 die vierte (31.-41. Tausend) und 1968 die fünfte und zugleich letzte (42.-51. Tausend).

<sup>735</sup> Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 118.

<sup>736</sup> Munzinger – Internationales Biographisches Archiv (1961): Ludwig Reiners.

<sup>737</sup> Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S.32.

<sup>738</sup> Der Lehnen-Verlag bot dem Francke-Verlag die Möglichkeit, sich auch in Deutschland einen Namen zu machen, indem er den Vertrieb der Werke übernahm. „Als der über achtzig Jahre alte Verleger Lehnen 1959 seinen Verlag aufgab, lag es nahe, ihn zu übernehmen und das schon seit einiger Zeit übliche Verfahren, auch in München zu produzieren, zu verstärken.“ (Flemmer (1974): Verlage in Bayern. S. 296.)

Alle Publikationen erschienen in der Reihe der „Dalp-Taschenbücher“. In der letzten Auflage wird nur noch der Francke-Verlag angegeben.

#### 4.6.3.2 *Inhalt*

Im Vorwort gibt Reiners eine Anekdote aus seiner Kindheit zum Besten:

Als Schüler ging ich einmal mit meinem Vater an dem Schaufenster einer Buchhandlung vorbei, in dem ein Buch lag: „Wie erwerbe ich ein Vermögen?“ Mein Vater schüttelte den Kopf: „Die Verfasser solcher Bücher müssten verpflichtet sein, am Anfang des Buches ihre Steuererklärungen abzudrucken, damit man prüfen kann, ob ihre Ratschläge sich wenigstens an ihnen selbst bewährt haben. Meist gilt da das englische Sprichwort: *Who can does, who cannot teaches. Wer's kann, tut's, wer's nicht kann, lehrt's.*“ (KRG, 6)

Und ähnlich sehe es laut Reiners bei Anleitungen aus, die die Redekunst schulen sollen (KRG, 6). Nachdem Reiners private Einblicke im Vorwort gewährt, benennt er seine Motivation, die ihm zum Verfassen dieses Werkes veranlasste:

Ich selbst kenne die Parlaments-Rede und die Kanzel-Rede nur als Zuhörer. Auch in der Gerichtsrede stehen mir nur die geringen Erfahrungen zu Gebot, die ein als Pflichtverteidiger bestellter Referendar erwirbt, und politische Massenreden habe ich nur in frühester Jugend gehalten. Aber Reden anderer Art habe ich – vom wissenschaftlichen Fachvortrag bis zur Grabrede – einige hundert halten müssen, geschäftliche Verhandlungen habe ich – in drei Jahrzehnten industrieller Tätigkeit – mehr geführt als mir lieb war, und was schließlich die gesellige Unterhaltung angeht, so hat es mir daran nie gefehlt; die beste Schule hierfür ist bekanntlich eine große, lebendig verbundene Familie und daran habe ich – erst als Sohn eines vielköpfigen Hauses und dann als Vater zahlreicher Kinder – nie Mangel gelitten. Aber ich gebe gern zu: viele der folgenden Kapitel habe ich geschrieben, um mir selbst klar zu werden. Einer der gescheitesten Menschen, denen ich auf meinem Lebensweg begegnet bin, Johannes Müller in Elmau, hat mir einmal gesagt: „Alle meine Predigten halte ich in erster Linie mir selber“. (KRG, 6)

Reiners gliedert das Werk in die Abschnitte „Problematik der Rede“, „Redestil“, „Redetaktik“, „Redetechnik“, „Rede-Gattungen“, „Zwanzig praktische Ratschläge“, „Gespräch als Lebenshilfe“, „Die geschäftliche

Verhandlung“, „Das Streitgespräch“ und „Die Plauderei“. Vereinzelt werden diese durch Unterpunkte verfeinert (KRG, 3f.).

Im ersten Teil gibt er einen geschichtlichen Abriss über die Bedeutung der Redekunst mit ihrem Ursprung in der Antike. In diesem Kontext übt er Kritik an Hitlers Schreibstil, aber was die Vorteile des Redners gegenüber dem Schreiber angeht, gibt er ihm Recht. Anschließend geht Reiners der Frage nach „Gibt es eine ‚Kunst der Rede‘?“, bevor er dann die „notwendigen Eigenschaften des Redners“ benennt. Zuletzt wägt er Vor- und Nachteile des freien Sprechens ab. (KRG, 7-27)

Der zweite Teil beinhaltet Ratschläge für einen guten, lebendigen Redestil. Die Ausführungen hierzu stammen größtenteils aus der *Stilkunst*. So beispielsweise ein Zitat Karls V., Erläuterungen am Beispiel von Thomasius, Ludwig XIV., Jacob Grimm und Wilhelm I. (KRG, 7-27 vs. SKR, 20ff.). Lebendiger Stil zeichne sich durch kurze Sätze, die Vermeidung einer Überfülle von Hauptwörtern und Phrasen, Bildhaftigkeit, Kürze, Details und Humor aus – alles bekannte Tipps aus der *Stilkunst*. In jedem dieser Abschnitte findet man Zitate, Erklärungen oder Beispiel aus der *Stilkunst*. Die folgende Gegenüberstellung soll dies verdeutlichen – mühelos lassen sich weitere Textstellen finden:

<p>„Kurze Sätze“</p>	<p>„Ein Reichsgericht ist eine Einrichtung, welche dem allgemeinen Verständnis entgegenkommen sollende, aber bisweilen durch sich nicht ganz haben vermeiden lassende, nicht ganz unbedeutende bzw. verhältnismäßig gewaltige Fehler im Satzbau auf der schiefen Ebene des durch verschnörkelnde und ineinander geschachtelte Personen ungenießbar gemachten Kanzleistils herabgerollte Definitionen für das menschliche Sprachgefühl verletzende Wirkung zu erzeugen, fä-</p>	<p><i>Ein Reichsgericht ist eine Einrichtung, welche dem allgemeinen Verständnis entgegenkommen sollende, aber bisweilen durch sich nicht ganz vermeiden haben lassende, nicht ganz unbedeutende beziehungsweise verhältnismäßig gewaltige Fehler im Satzbau auf der schiefen Ebene des durch verschnörkelte und ineinander geschachtelte Perioden ungenießbar gemachten Kanzleistils herabgerollte Definition, welche das menschliche Sprachgefühl verletzende Wirkung zu erzeugen fähig</i></p>
----------------------	--	---

	hig sind, liefert.“ (KRG, 30)	<i>sind, liefert.</i> (SKR, 87)
„Hauptwörter-Krankheit“	Diese Neigung, die Handlungen in Hauptwörtern wiederzugeben, hat eine tiefe charakterliche Bedeutung. Es sind fast immer schwache und ängstliche Naturen, die das tun. Wenn man sich nämlich des Verbums bedient, so muß man ganz klar sagen, wer handelt und was getan wird. Wenn wir dagegen die Handlungen in eine Reihe von Hauptwörtern mit „ung“ kunstvoll hineinmanövrieren, können wir uns viel schwebender ausdrücken. Ein Beamter wollte in einem Schriftsatz schreiben, daß man für irgendeine Ausgabe einen höheren Betrag hätte vorsehen müssen. Er schrieb: „Hier wäre eine höhere Vorsehung am Platze gewesen“. (KRG, 32)	Ob man in Verben schreibt oder in Hauptwörtern, ist eine Charakterfrage. Entschlossene Charaktere, die den Mut zu unwiderruflichen Erklärungen haben, bevorzugen unbewußt das Tatwort. Schwankende Naturen halten sich mit Hauptwörtern ein Hintertürchen offen. [...] Manchmal verhilft das Hauptwort zu ungeahnten Wirkungen: <i>Hier hätte man eine höhere Ausgabe vorsehen sollen</i> erschien einem Beamten zu banal; so schrieb er: <i>Hier wäre eine höhere Vorsehung am Platze gewesen.</i> (SKR, 115f.)
„Keine Wort-Schablonen!“	In der Psychologie gibt es ein Gesetz der abnehmenden Reizwirkung. Es besagt: ein Reiz nimmt bei ständiger Wiederholung an Wirkung ab. Das fünfte Glas Wasser schmeckt dem Durstigen weit weniger gut als das erste. Das Gesetz gilt nicht nur in Leben, Liebe, Kunst und Landschaft, sondern auch in der Stilkunst. Der Mensch benötigt Abwechslung. „Eintönig“ und „langweilig“ sind sinnverwandte Wörter. Deshalb müssen wir abgenutzte For-	Die Vorliebe des Lesers beruht auf dem Gesetz der abnehmenden Reizwirkung: die Wirkung eines Reizes nimmt mit der Länge seiner Dauer ab. Dem Durstigen schmeckt das dritte Glas Wasser nicht mehr so gut wie das erste. (SKR, 280)  Dies Gesetz von der abnehmenden Reizwirkung des Gleichen gilt nicht nur in Leben und Liebe, in Kunst und Landschaft: es

	<p>melwörter vermeiden. (KRG, 33)</p>	<p>gilt auch in der Sprache. Völlig gewohnte Worte hinterlassen überhaupt keinen Eindruck in unserem Hirn. (SKR, 140)</p> <p>Wir müssen in guter Prosa nicht nur die völlig leeren Modewörter vermeiden, sondern auch die Wendungen, die durch allzu häufigen Gebrauch ein wenig schäbig geworden sind. (SKR, 144)</p>
<p>„Wir wollen etwas sehen“</p>	<p>Der Mensch ist ein Augentier. Zu den Augen des Menschen muß sprechen, wer zu seinem Herzen sprechen will. Sehen ist leichter als denken. Gib einem Freunde ein Buch mit Bildern in die Hand: zuerst blättert er die Bilder durch. Lege in einer Sitzung Zeichnungen oder Warenmuster auf den Tisch – und für ein paar Minuten hört niemand dem Redner zu. Jeder will sich zuerst das aneignen, was er sich mit den Augen aneignen kann.“ (KRG, 35)</p>	<p>Zu dem Auge des Menschen muß sprechen, wer zu seinem Herzen sprechen will; der Mensch ist ein Augentier. Sehen ist leichter als denken. Gib einem Freunde ein Buch mit Bildern in die Hand: zuerst blättert er die Bilder durch. Lege in einer Sitzung Zeichnungen oder Warenmuster auf den Tisch – und für ein paar Minuten hört niemand dem Redner zu. Jeder will sich zuerst das aneignen, was er sich mit dem Auge aneignen kann. (SKR, 245)</p>
<p>„Knappheit“</p>	<p><i>Getretener Quark</i> Wird breit, nicht stark (Goethe) (KRG, 40)</p>	<p><i>Getretener Quark</i> wird breit, nicht stark. (SKR, 116)</p>

„Humor“	Das letzte und wichtigste Stilmittel ist der Humor. Grabreden abgerechnet, ist er unentbehrlich. [...] Wer ganz ohne Humor – das heißt wörtlich ohne Feuchtigkeit – also völlig trocken ist, ist auch ungenießbar. (KRG, 45)	Was bedeuten nun Witz und Humor in der Stilkunst? Alles! Grabreden abgerechnet, gibt es kein Stück Prosa, das nicht durch ein wenig Heiterkeit gewinnen würde. [...] Menschen und Werke, die völlig ohne Humor – d.h. dem Wortsinn nach: ohne Feuchtigkeit, ohne Saft – dahinleben, sind ganz trocken und daher völlig ungenießbar. (SKR, 530)
---------	--	--

Des Weiteren erläutert er, wie man richtig gliedert, beginnt und endet, bevor er Redefiguren wie das Wortspiel, die Überraschung oder Übertreibung vorstellt (KRG, 46-60).

Im nächsten Teil „Redetaktik“ gibt Reiners seinen Lesern weitere Tipps, um eine Rede ansprechend zu gestalten. Wichtig sei es, das Thema des Vortrages zu beherrschen, emotional auf die Zuhörer einzuwirken („Jede Masse hat weit mehr Gefühl als Verstand.“; KRG, 61), zu urteilen und nicht nur zu berichten („[I]n der Massenseele sind Gefühl und Wille reicher entwickelt als der Verstand. Die Masse will keine Feststellungen, sie will Entscheidungen. Sie will hören, was geschehen soll, nicht was geschehen ist.“, KRG, 63). Um die Zuhörer mitzureißen, müsse der Redner „Vereinfachen, übertreiben, wiederholen!“ (KRG, 66), denn:

Eine Menschenmasse hat kein Organ für logische Feinheiten. Will ein Redner auf eine Menge wirken, so darf er sich nicht auf das Urteilsvermögen eines Universitätsprofessors einstellen, sondern muß mit den törichtesten Menschen rechnen, die unter seinen Zuhörern sein können. Er muß so sprechen, daß ihn der durchschnittliche Zuhörer nicht nur verstehen kann, sondern verstehen muß. (KRG, 66)

Ähnlich hat es Hitler in „Mein Kampf“ über die Wirkung der Propaganda formuliert.<sup>739</sup> Welch Zufall – Reiners zitiert ihn auf der nächsten Seite (KRG, 67). Der Redner solle sich zudem auf sein Publikum einlassen, indem er auf Nonverbales reagiert. Abschließend merkt Reiners an, dass es wichtig sei, den richtigen Ton zu finden, und er warnt vor typischen Fehlern, die man bei einer Rede leicht vermeiden könne (KRG, 70-73).

Im Abschnitt „Redetechnik“ geht der Autor auf verbale (Tempo, Lautstärke, Klang der Stimme, Dialekt) und nonverbale (Gestik, Haltung, Erscheinungsbild) Aspekte ein, die seiner Meinung nach Einfluss auf die Gestaltung einer Rede haben (KRG, 74-79).

Das Kapitel „Rede-Gattungen“ beschäftigt sich mit einzelnen Redeformen, nämlich der politischen Rede, der Parlamentsrede, der Diskussion, dem Fachvortrag, der Grab- und Gedenkenrede, der Gerichtsrede, der Kanzelrede und der Alltagsrede (KRG, 80-118).

Es folgen „Zwanzig praktische Ratschläge“, in denen die wichtigsten Inhalte zusammengefasst werden (KRG, 119f.). Der Abschnitt „Gespräch als Lebenshilfe“ klingt vielmehr nach einem Vorwort, da hier die Motivation des mündlichen Austausches dargelegt wird (KRG, 121ff.). Vielleicht als Sonderform der Rede gedacht, zudem aufgrund seines Berufs das Steckenpferd des Autors folgen Ratschläge für geschäftliche Verhandlungen (KRG, 124-131). Reiners schließt mit Ausführungen zum Streitgespräch und zur Plauderei (KRG, 132-144).

Auch die *Kunst der Rede und des Gesprächs* enthält viele Beispiele und Zitate – hauptsächlich berühmter Schreibender. Es wird ebenfalls Reiners' Haltung deutlich, dass er sprachliche Erscheinungen und Sachverhalte als Frage des Charakters bewertet.

#### 4.6.4 *Duden*-Essay

Im Folgenden soll Reiners' Essay im *Stilduden* näher beleuchtet werden. In der Nachkriegszeit waren anfangs gesamtgesellschaftlich noch etliche nationalsozialistische Einflüsse vorzufinden, so auch im *Duden*. Reiners als ehemaliges NSDAP-Mitglied, der erstmals im Dritten Reich eine

<sup>739</sup> Vgl. Hitler (1936): *Mein Kampf*, S. 197f..

sehr erfolgreiche Stillehre veröffentlichte, durfte 1956 und 1963 dem *Stilduden* einige Regeln für gutes Deutsch voranstellen. In diesem Kapitel soll dargestellt werden, wie sich der *Stilduden* und speziell Reiners' Essay von den ersten Ausgaben im Dritten Reich unterscheiden. Außerdem soll der Frage nachgegangen werden, wie nahe das Essay der *Stilkunst* kommt.

#### 4.6.4.1 Der *Stilduden*

Der *Stilduden* erschien erstmals im Dritten Reich. Wörterbücher, die während der Nazi-Herrschaft entstanden, wurden häufig zum Instrument des Regimes.<sup>740</sup>

Schließlich ist es der Wortteil der Wörterbücher, in dem sich Ideologie und Zeitgeschehen des NS widerspiegelt. Vor 1933 ist ein Großteil des NS-Wortschatzes bereits existent und somit auch in Wörterbüchern vorhanden. [...] [E]s [sind] Definitionen in den Wörterbuchartikeln, die auf eine Indoktrination hinweisen können. In speziellem Maße gilt das für die Worterklärungen politisch relevanter Wörter, deren „ideologiespezifische[...] Komponenten“ aus „sowohl beschreibenden als auch wertenden Merkmalsegmenten zusammengesetzt“ [...] sind. Umwertungen und Umdeutungen sind besonders in diesem Bereich zu erwarten.<sup>741</sup>

Die Nationalsozialisten verstärkten die Produktion und den Vertrieb der Nachschlagewerke. Sie waren enorm massenwirksam. Ihre Glaubwürdigkeit wurde nicht angezweifelt, da sie als sachliche Orientierungshilfen galten.<sup>742</sup> „Insbesondere der Duden wird – auch in der Zeit des Nationalsozialismus – vielfach ‚als einzige erforderliche sprachliche Informationsquelle‘ [...] betrachtet. Das ermöglicht, daß dort nazistischer ‚Ballast‘ aller Art besonders wirkungsvoll und in weiten Kreisen verbreitet werden kann.“<sup>743</sup>

Schon vor 1933 schlugen sich gesellschaftspolitische Veränderungen in *Duden* nieder. Die zehnte Auflage des *Dudens* von 1929 – der erste

<sup>740</sup> Vgl. Müller (1994): Sprachwörterbücher im Nationalsozialismus, S. 58f., 105.

<sup>741</sup> Ebd., S. 60f.

<sup>742</sup> Vgl. ebd., S. 105f.

<sup>743</sup> Ebd., S. 106.

*Duden* der Weimarer Republik – passte sich an die geänderte Staatsform an. Politische Begriffe, die auf das Kaiserreich verwiesen, wurden getilgt; neue, nun moderne mussten aufgenommen werden.<sup>744</sup> Ab 1933 passte das Bibliographische Institut seine Verlagslinie dem neuen Regime an. Der Verlag versucht, sich mit den Herrschenden gut zu stellen, und vertreibt NS-Literatur.<sup>745</sup>

Sauer verdeutlicht anhand einer Gegenüberstellung der *Duden* aus den Jahren 1929, 1934 und 1941, dass die Wörterbucheinträge mit ideologisch konformen Erklärungen deutlich zahlreicher wurden.<sup>746</sup> Die Erklärungen wurden der NS-Ideologie angepasst.<sup>747</sup>

[D]er Dudenverlag [startete] ausgerechnet in den Jahren 1934/35 den Expansionskurs [...], der ihm die heutige marktbeherrschende Position bescherte. Denn in diesen beiden Jahren erschienen erstmals in der Verlagsgeschichte vier zusammengehörige, von Otto Basler<sup>748</sup> herausgegebene Sprachbücher des DUDEN-Verlags, die dann auch, in zwei massiven Doppelbänden in NS-braunem Leineneinband, erstmals unter dem seither beibehaltenen Gesamtnamen *Der Große Duden* verkauft wurden: 1. *Rechtschreibung*, 2. *Stilwörterbuch* (beide 1934), 3. *Grammatik* und 4. *Bildwörterbuch* der deutschen Sprache (beide 1935).<sup>749</sup>

Allen vier Bänden kann eine ideologische Färbung im Dritten Reich nachgewiesen werden. Insbesondere das Stilwörterbuch verfügt über weniger offensichtlichen, aber wirksamen propagandistischen Einfluss. Die Sonderrolle der deutschen Sprache wird herausgestellt: Der Nationalstolz soll gestärkt werden, indem man Fremdes ablehnt.<sup>750</sup>

<sup>744</sup> Vgl. Sauer (1988): Der „Duden“, S. 116ff.

<sup>745</sup> Vgl. Müller (1994): Sprachwörterbücher im Nationalsozialismus, S. 111.

<sup>746</sup> Vgl. Sauer (1988): Der „Duden“, S. 125-133.

<sup>747</sup> Vgl. Müller (1994): Sprachwörterbücher im Nationalsozialismus, S. 134-207, 204f.

<sup>748</sup> Sauer (1988): Der „Duden“, S. 121. – „Otto Basler, Sprachwissenschaftler, Bibliothekar, Vorstand der deutschen Heeres-Bücherei in Berlin und NSDAP-Mitglied seit Anfang der dreißiger Jahre. 1943 wurde er mit einer Professur in München betraut.“; Grebe (1968): Geschichte und Leistung des Dudens, S. 20. –, „Er war es auch, der die von Konrad Duden und seinen Nachfolgern gelegentlich ausgeübte Sprachberatung zu einer ständigen Tätigkeit der ‚Sprachberatungsstelle der Dudenredaktion‘ ausbaute.“

<sup>749</sup> Kohlmayer (1997): Ideologie im Wörterbuch, S. 475.

<sup>750</sup> Vgl. ebd., S. 475f.

„Der Charakter dieses Buches blieb unverändert“, heißt es trotzig-konservativ im redaktionellen Vorwort des entnazifizierten *Stilduden*, der 1956 als 4. Auflage herauskam. [...] Ludwig Reiners' einleitender Essay „Vom deutschen Stil“ hatte denselben Titel, dieselbe Länge und vertrat einen ähnlich ontologisierenden Stilbegriff wie vormals Ewald Geißler. Geißlers pseudobiologische ist durch Ludwig Reiners' pseudo-theologische Letztbegründung deutschen Stils ersetzt. [...] Die 5. Auflage des *Stilduden* von 1963 unterschied sich in der Stilauffassung nicht wesentlich von seinem Vorgänger, zumal Reiners' Essay unverändert nachgedruckt wurde.<sup>751</sup>

Ab 1971 ging dem *Stilduden* kein Essay mehr voraus; man distanzierte sich von diesem Stilbegriff.<sup>752</sup> Schaut man sich ausschließlich die *Stilduden*-Ausgaben an, die im Dritten Reich erschienen, scheint keine die NS-Ideologie ausschließlich aufgrund der entsprechend gefärbten Lemmata zu propagieren.

Dadurch entstand jener trügerische Eindruck unbelasteter Kontinuität. [...] In der Tat standen im *Stilduden* von 1934 oder 1938 keine Lemmata wie „aufnorden“, „Führer“, „fremdrassisch“ usw., die natürlich im damaligen Rechtschreibduden verzeichnet waren. Dennoch konnte der aufmerksame Benutzer bemerken, daß in den „Freudenquell“ der deutschen Sprache (Vorwort von 1934/1938) mehrere hundert Tropfen nationalsozialistischer Propaganda geträufelt worden waren.<sup>753</sup>

Nämlich in die Erklärungen zu den Wörterbucheinträgen, wie Beispiele belegen:

Der Schüler, der unter „Treffen“ nachschlug, traf nebenbei auf „ein Treffen der Hitlerjugend“ (545), unter dem Lemma „Hemd“ wurde ihm nebenbei „das braune Hemd der Nationalsozialisten“ (234) angeboten; [...] und unter „braun“ wurde er belehrt: „das braune Hemd ist das Ehrenkleid der Nationalsozialisten“ (98).<sup>754</sup>

<sup>751</sup> Ebd., S. 476.

<sup>752</sup> Vgl. ebd., S. 476f.

<sup>753</sup> Ebd., S. 477f.

<sup>754</sup> Vgl. ebd., S. 478f.

Es finden sich aber auch Einträge wie „Judenschule“<sup>755</sup> oder „Heil“<sup>756</sup> im *Stilduden*. Darüber hinaus enthält der *Stilduden* wertende<sup>757</sup> und appellative<sup>758</sup> Inhalte, die ein ideologiekonformes Bild ergeben. Die Indoktrinierung der Inhalte erfolgte geschickt:

Die unter „Rasse“ und „rassisch“ (398) verzeichneten Belege, die zum Teil noch 1963 beibehalten wurden – z.B. wurde 1963 beibehalten: „reine, gute, gesunde, ... schlechte Rasse; eine Rasse verbessern“; „rassische Substanz, Zusammengehörigkeit“ –, diese Belege verraten zwar die ideologische Basis des Holocaust, benennen die Juden aber nicht ausdrücklich. In der 2. und 3. Auflage, die in rascher Folge beide im Jahre 1938 herauskamen, sind die Juden und alles Jüdische (bis auf wenige negative Belege) plötzlich nahezu völlig verschwunden. [...] [E]benso wurden die rund drei Dutzend Zitate von Heine, Börne, Lassalle, Hofmannsthal penibel herausgesucht, (nahezu ausnahmslos) getilgt und durch andere Zitate, z.B. durch rund zehn Hitlerzitate, so perfekt ersetzt, daß keine Änderung des Seitenspiegels nötig war.<sup>759</sup>

Noch 1956 liest man als Erklärung zum Lemma „Ausländer“: „jemand als lästigen Ausländer ausweisen“<sup>760</sup>, 1963 zu „lästig“ „man schob ihn

<sup>755</sup> Duden. Stilwörterbuch der deutschen Sprache (1938), S. 257. – „hier geht es zu wie in einer Judenschule (hier herrscht ein lärmendes Durcheinander).“ Althaus belegt, dass „die Judenschule“ in ihrer negativen Konnotation, nämlich „abwertend [...] für ‚Durcheinander, Lärm‘“, nicht erst von den Nationalsozialisten, sondern bereits Jahrhunderte zuvor verwendet wurde. (Althaus (2003): Kleines Lexikon deutscher Wörter jiddischer Herkunft, S. 102.)

<sup>756</sup> Duden. Stilwörterbuch der deutschen Sprache (1938), S. 232. – „Heil Hitler (Deutscher Gruß); Front Heil! (Stahlhelmgruß); [...] Sieg Heil! (auf das deutsche Volk).“

<sup>757</sup> Vgl. Kohlmayer (1997): Ideologie im Wörterbuch, S. 479. – „Deutschland ist auf die 14 Punkte Wilsons hereingefallen‘ (236; ‚hereingefallen‘); ‚mit Hitler kam, zog eine ganz neue Ära herauf‘ (37; ‚Ära‘)“.

<sup>758</sup> Vgl. ebd., S. 479f. – „Unter dem Verb ‚gedenken‘ steht der Appell: ‚Gedenke, daß du ein Deutscher bist!‘ (188); unter dem Lemma ‚Blut‘ steht: ‚Bandes des Blutes (der Rasse) verbinden uns mit den Auslandsdeutschen; das sind Menschen unseres Blutes [...]‘ (95)“.

<sup>759</sup> Ebd., S. 482.

<sup>760</sup> Vgl. Duden. Stilwörterbuch der deutschen Sprache (1956), S. 86. – Schon „[i]n der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts finden sich erste Nachrichten über ‚lästige Ausländer‘. [...] In der Weimarer Republik wurde der ‚Lästige Ausländer‘ in die Amtssprache der preußischen Verordnungen aufgenommen. In der Hansestadt Bremen dagegen galt die Maxime Treitschkes als Generalklausel ‚Grund der Ausweisung: Lästiger Ausländer‘“. (Vgl. Auf der Suche nach dem „lästigen Ausländer“ – Fundstücke aus 150 Jahren deutscher Geschichte (2007), S. 147, 149.)

als lästigen Ausländer ab“ sowie zu „unterscheiden“ „die Rassen unterscheiden sich durch die Schädelbildung“<sup>761</sup>.

Im *Stilduden* von 1963 wird positiv hervorgehoben, dass „mehrere Tausend neuer Sätze und Redewendungen [...] fast alle der deutschen Literatur der letzten dreißig Jahre entnommen [wurden].“<sup>762</sup> Der Zeitraum deckt die nationalsozialistische Herrschaft ab. Demzufolge wurden das Gedankengut und der Sprachgebrauch weitergeführt.<sup>763</sup>

Wörter, die mit ihren Erklärungen in den *Duden* aufgenommen werden oder auch wieder aus ihm verschwinden, sind Zeugnisse des Sprachgebrauchs der jeweiligen Zeit.<sup>764</sup> Und diesem Werk mit seiner herausragenden Stellung im deutschen Sprachraum durfte Reiners zwei Ausgaben des Stilwörterbuchs ein Essay voranstellen.

Dass Reiners seine erfolgreiche *Stilkunst* erstmals im Dritten Reich publizierte, störte die *Duden*-Herausgeber offensichtlich nicht, obwohl sie doch nach 1945 daran interessiert waren, ihre Veröffentlichungen von braunem Gedankengut zu säubern. Und schließlich enthielt Reiners' *Stilkunst* konservative Inhalte, die als Reflexe dieser Zeit hätten gelesen werden können (Kapitel 4.6.6).

Reiners' Publikation im *Duden* ist der Höhepunkt seiner Karriere als Stillehrer. Ihm wurde eine Ehre zuteil, die ihn wie den *Duden* als Autorität auswies<sup>765</sup>, „denn im öffentlichen Bewußtsein gilt noch immer als unbestreitbar ‚richtig‘, was im ‚Duden‘ steht.“<sup>766</sup>

Bedenkt man Auflagenzahl und -höhe der Stilbücher von Ludwig Reiners und vergegenwärtigt man sich insbesondere die Tatsache, daß er praktisch bis 1971 [...] Gelegenheit hatte, seine Lehre vom guten deutschen Stil, vom *Duden* autorisiert, der Sprachgemeinschaft nahezubringen: dann wird deutlich, daß nie ein deutscher Stillehrer größere und günstigere Möglichkeiten gehabt hat, die Richtlinien des stilistischen

<sup>761</sup> Kohlmayer (1997): Ideologie im Wörterbuch. In: Transfer, S. 480f.

<sup>762</sup> Zitiert nach Kohlmayer (1985): Krieg und Frauen in deutschen Redewendungen, S. 6.

<sup>763</sup> Vgl. ebd., S. 6.

<sup>764</sup> Vgl. Müller (1972): Wandlungen in Sprache und Gesellschaft im Spiegel des *Dudens*, S. 29.

<sup>765</sup> Vgl. Nickisch (1979): Das gute Deutsch des Ludwig Reiners, S. 122.; Schulze (1995): Ist Ludwig Reiners' „*Stilkunst*“ noch zeitgemäß?, S. 235f.

<sup>766</sup> Nickisch (1979): Das gute Deutsch des Ludwig Reiners, S. 122.

Sprachgebrauchs zu bestimmen und damit die Wertvorstellungen von Sprache und Stil – und was sie implizieren – zu beeinflussen.<sup>767</sup>

#### 4.6.4.2 Reiners' Duden-Essay im Vergleich zu Geißlers

Vergleicht man seinen Aufsatz mit dem seines nationalsozialistischen Vorgängers Ewald Geißler, der 1934 und 1938 den Leser des *Stildudens* mit Stilregeln belehrte, fallen inhaltliche Parallelen auf – nicht nur der Titel der Essays.<sup>768</sup> Es scheint, als wäre das argumentative Gerüst dasselbe. Geißler empfiehlt einleitend das richtige „Handwerkszeug“, um einen guten Stil zu erlernen – darunter Wustmanns „Sprachdummheiten“ (GD, 2). Geißler scheint sich also in eine Stiltradition einzureihen. Dass sich die Stilempfehlungen beider auffallend ähneln, ist meiner Meinung nach weniger ein Indiz dafür, dass sich Reiners an Geißlers Essay bedient hat, sondern belegt vielmehr die Stiltradition, der beide verhaftet sind. Reiners' Ausführungen, Erläuterungen und Beispiele ähneln zwar aufgrund ihrer Wirkung denen Geißlers, aber eben nicht wörtlich. Beide weisen dem Verb eine Sonderrolle im Satz zu (GD, 2ff.; RD, 12f.). Hier taucht beim Vergleichen eine der wenigen fast wörtlichen Übereinstimmungen auf. Geißler schreibt „Die Seele des Satzes ist das Zeitwort“ (GD, 4) und Reiners: „Das Zeitwort ist die Seele des Satzes“ (RD, 12). Sie bewerten den Überfluss von Hauptwörtern negativ. Besonders Substantivderivationen auf *-ung* sind ihnen ein Dorn im Auge (GD, 3f.; RD, 12f.). Als „Sprachdummheit“ betrachtet Geißler die Verwendung komplexer Präpositionen wie *anlässlich* oder *zuzüglich* und Reiners pflichtet ihm bei und nennt ähnliche oder sogar dieselben Beispiele (GD, 4; RD, 14). Beide ärgern sich über den Gebrauch paradoxer Phrasen wie „letzten Endes“ (GD, 6; RD, 20). Die Stilregeln, die Geißler anführt, greift auch Reiners in ähnlicher Form auf. Geißler hält zum „Klare[n] Satzbau!“ an und bei Reiners heißt es: „Bilde keine übermäßig langen Sätze!“ (GD, 9-12; RD, 10ff.). In diesem Kontext warnt jener vor dem „Asthmadeutsch“; Geißler nennt dieses Phänomen „Sätze im Hundetrab“ und gibt Engel als Quelle der Bezeichnung an (GD, 10; RD,

<sup>767</sup> Ebd., S. 123.

<sup>768</sup> Vgl. ebd., S. 141.

11; SKE, 271). Geißler fordert „Schreibe einfach!“ und mahnt Übertreibungen und überflüssige Adjektivverwendung. Bei Reiners lautet die Forderung „Schreibe klar, aber knapp!“ (GD, 12-15; RD, 16f.); von Superlativen und unnötigen Adjektiven rät erst die fünfte Stilregel ab „Wähle die richtige Tonart“, die wir wiederum auch bei Geißler unter dem Absatz „Die Stilebene einhalten“ finden (GD, 7f.; RD, 17-20). Beide lassen sich über Fremdwörter aus, bemerken aber, dass es auch notwendige gibt (GD, 7; RD, 21-24). Reiners und Geißler ist zudem gemeinsam, dass sie etliche Negativbeispiele verwenden, um ihre Aussagen zu untermauern (z.B.: GD, 5, 10f.; RD, 13, 23).

Geißlers Essay wurde im Dritten Reich publiziert und der entsprechende Ton ist unüberhörbar. Einleitend schreibt er über den guten Stil:

Voraussetzung ist, daß man gutes Deutsch lernen will. [...] Bloße Wünsche aber bleiben ohnmächtig, solange sie nicht bereit sind, Opfer zu bringen. [...] In Modetorheiten mitzutrotten, Fremdfitter auf deutschen Stoff zu setzen und die ganze Ausdruckskraft im Halben und Schiefen steckenzulassen, muß unerträglich werden: um der Liebe willen. [...] Und diese Liebe ist **nationaler Stolz**. Mißhandlung muß uns gegen die Würde gehen. Wir müssen fähig werden zum Zorn über die gedankenlose „Roheit, die gar nicht mehr weiß, was der Deutsche seiner Muttersprache schuldet“ (Treitschke). [...] Sie ist so schön und so stark, daß keiner sie gekannt hat, der sie nicht hätte lieben müssen mit aller Leidenschaft und mit aller Scheu. (GD, 1)

Geißler appelliert an den Leser, nämlich an seinen Willen, guten Stil zu lernen. Außerdem spricht er in der zweiten Person Plural, was die Appellwirkung verstärkt. Die Sprache enthält gewaltsame Elemente wie „Opfer“ oder „Mißhandlung“ und das Deutsche wird überhöht dargestellt, nicht zuletzt durch Geißlers Hervorhebung.<sup>769</sup>

<sup>769</sup> Appellwirkung und totalitäre sowie gewaltsame Ausdrücke kennzeichneten den Sprachgebrauch der Nationalsozialisten. Vgl. Sauer (1978): Der Sprachgebrauch von Nationalsozialisten vor 1933, S. 160.; Polenz (1978): Geschichte der deutschen Sprache, S. 168.; Seidel, Seidel-Sloty (1961): Sprachwandel im Dritten Reich, S. 10.

Interessant ist die Tatsache, dass Geißler (noch 1934!) Eduard Engels „Entwelschung“ als Lektüreempfehlung anführt – 1938 ist sie ersatzlos verschwunden.<sup>770</sup>

Reiners klingt demgegenüber gemäßigt und eher konservativ als nationalsozialistisch geprägt. Die auffälligste Stelle lautet: „Kurzum, das Deutsche ist die Sprache der Deutschen, die Gott mit dem Hang zum Grenzenlosen gesegnet und geschlagen hat, für die der Weg mehr bedeutet als das Ziel und der Kampf mehr als die Vollendung.“ (RD, 10) Auch hier finden wir Gewalt-Metaphern; die Glorifizierung des Deutschen scheint Reiners ins Unermessliche treiben zu wollen. Die *Stilkunst* enthält zwar Einflüsse des NS-Sprachgebrauchs, kann aber nicht als komplett ideologisch indoktriniert bewertet werden, sondern eher als national und konservativ im Sprachgebrauch und in der Anschauung. Da das *Duden*-Essay eine komprimierte Fassung der *Stilkunst* ist, wie gleich gezeigt werden soll, ist dementsprechend der Ton zu bewerten. Wenn vor allem an Beispielen aus Reiners' *Stilkunst* der Hang zum Nationalsozialismus deutlich wird, sind diese im Essay nicht zu finden – was der zeitlichen Publikation der *Stilduden* entspricht.

Nickisch schreibt, Reiners' Essay sei ein Konzentrat der in der *Stilkunst* und in der *Stilfibel* niedergelegten Stillehre<sup>771</sup>, und Schulze bestätigt das<sup>772</sup>.

#### 4.6.4.3 Reiners' *Duden*-Essay im Vergleich mit seiner *Stilkunst*

Man kann eindeutig nachweisen, dass der Inhalt des *Stilduden*-Essays aus der *Stilkunst* stammt. Reiners übernimmt Beispiele, Zitate, Stilregeln und seine inhaltlichen Ausführungen dazu. Allerdings übernimmt er nicht den Aufbau. Es scheint, als wühle er sich wild durch sein Erbsenwerk und stücke die Inhalte für sein Essay zusammen.

Reiners' Essay beginnt mit einem Zitat Federers, das umfangreicher in der *Stilkunst* zu finden ist (RD, 9; SKR, 17). Die restliche erste Seite des *Stilduden*-Essays bis zum Ende des ersten Absatzes der folgenden

<sup>770</sup> Vgl. Geißler (1934): Vom deutschen Stil, S. 2.; Geißler (1938): Vom deutschen Stil, S. 2.

<sup>771</sup> Vgl. Nickisch (1979): Das gute Deutsch des Ludwig Reiners, S. 122.

<sup>772</sup> Vgl. Schulze (1995): Ist Ludwig Reiners' „Stilkunst“ noch zeitgemäß?, S. 235.

Seite ist eine wörtliche Übernahme bis zur Zwischenüberschrift auf Seite 18 der *Stilkunst* – über eine halbe Seite, fast dreißig Zeilen, die er abgeschrieben hat. Es folgen allgemeine Ausführungen zum Thema *Stil*, mit denen er auf die sich anschließenden Stilregeln überleitet. Beispielsweise stellt er die Frage „[W]ie können wir diese Kunst [einen guten Stil schreiben] erlernen?“ In ähnlicher Weise beschäftigt sich Reiners in seiner *Stilkunst* die ersten fünfzig Seiten mit Vorfragen. Speziell die Kapitel „Was ist guter Stil?“ und „Ist guter Stil lehrbar?“ daraus ähneln inhaltlich diesem Abschnitt des Essays (RD, 10; SKR, 41-54).

Unter Reiners' erster Stilregel „Bilde keine übermäßig langen Sätze“ gibt er genaue Angaben zur Beschränkung der Wörter im Satz. Eine solche Restriktion finden wir in der *Stilkunst* nicht, dafür in der *Stilfibel* (SF, 193; RD, 11). Das in diesem Zusammenhang erwähnte „Asthmadeutsch“ erscheint auch in der *Stilkunst* (RD, 11; SKR, 103f.). Die „Kunstgriffe, um die allzu langen Sätze zu vermeiden“, finden wir in der *Stilkunst* in den Beispielen des Kapitels „Satzbau“ (RD, 11; SKR, 95, 97). Das, was Reiners im Essay als „Vorreiter“ bezeichnet – bestimmte Wendungen, auf die man verzichten könne – thematisiert er mit denselben Beispielen in der *Stilkunst* (RD, 12; SKR, 149). Zur besseren Gliederung empfiehlt er Gedankenstriche (RD, 12; SKR, 110f.).

Die zweite Stilregel „Drücke Handlungen in Verben aus!“ beginnt mit der Umformulierung eines Cäsarzitats, die ebenfalls in der *Stilkunst* in leicht abgewandelter Form zu finden ist (RD, 12; SKR, 113). „Das Zeitwort ist die Seele des Satzes“ heißt in der *Stilkunst* „Die Seele jedes Satzes ist das Verbum!“ – Kritik an inhaltsleeren Verben folgt (RD, 12; SKR, 113f.). Auch das Problem der Ableitung von Verben auf *-ung* erscheint in beiden Publikationen (RD, 12; SKR, 159) wie auch die Kritik daran, Hauptwörter statt Zeitwörter zu wählen (RD, 12; SKR, 342). Das im Essay in diesem Kontext von Reiners angeführte Zitat finden wir dann an einer ganz anderen Stelle in der *Stilkunst* (RD, 13; SKR, 105).

„Vermeide das Papier- oder Kanzleideutsch!“ lautet die dritte Essay-Stilregel. Anfangs geht Reiners auf den Unterschied zwischen Umgangs- und Schriftsprache ein (RD, 13; SKR, 234f.). Es folgen Ausführungen über den lebendigen Stil (RD, 13; SKR, 223), dem sich in beiden

Werken ein Zitat von Karl Hildebrandt anschließt (RD, 13f.; SKR, 224). Reiners lobt sowohl im Essay als auch in der *Stilkunst* die wörtliche Rede, die einen Text lebendig mache (RD, 14; SKR, 226). Seine Kritik am „Papierdeutsch“ spickt Reiners mit vielen Beispielen. Diese findet man teilweise leicht modifiziert im 14. Kapitel „Papierstil“ (RD, 14; SKR, 159f.). Die „Schwäche[...] des Kanzleideutsch“, nämlich „die Vorliebe für das Passiv“ führt Reiners ähnlich beispielhaft in beiden Texten aus (RD, 14; SKR, 162, 166f.). Anschließend blättert Reiners wieder zurück in seiner *Stilkunst* zur Kritik an komplexen Präpositionen (RD, 14; SKR, 160). „Der Mensch ist [...] ein Augentier“ – was Reiners hierzu „anschaulich“ im Essay darstellt, finden wir unter dem 22. Kapitel „Anschauung“ (RD, 15; SKR, 245). Und um seine Argumente noch „anschaulicher“ zu machen, folgt ein Zitat von Rudolf Sohm (RD, 15; SKR, 252). Reiners schließt diese Stilregel mit einem Goethe-Zitat (RD, 16; SKR, 26).

Die Stilregel „Schreibe klar, aber knapp“ wird ausführlich im 24. und 25. Kapitel „Kürze“ und „Klarheit“ konkretisiert (RD, 16; SKR, 279-325). Hier borgt er sich beispielsweise auch ein Goethe-Zitat (RD, 16; SKR, 281). Reiners spricht das Thema „Ordnung“ an und kommt auf die „Gliederung“ zu sprechen. Auch hier greift er auf die *Stilkunst* zurück, u.a. auf das 33. Kapitel „Die Kunst zu lehren“ (RD, 16f.; SKR, 412-441). Im Folgenden führt er Beispiele dafür an, dass man sich auf „entscheidende[...] Gedanken beschränkt,“ um „wirksamer“ zu sein (RD, 17; SKR, 369 [„Würfel Fleischextrakt“], 292 [„Lügen haben kurze Beine“], 116 [Goethe-Zitat]). Reiners' Fazit zu dieser Stilregel finden wir auch in der *Stilkunst* (RD, 17; SKR, 281).

Es folgt die Stilregel „Wähle die richtige Tonart!“. Sie beginnt mit einer Anekdote zu einer „Kabale und Liebe“-Aufführung, genau wie im 21. Kapitel „Stilschichten“ (RD, 18; SKR, 237). Im Weiteren übt er Kritik an überflüssigen Superlativen und Adjektiven und auch diese Ausführungen, Zitate und Beispiele stammen aus der *Stilkunst*:

<p>Zu der Frage der richtigen Tonart gehört auch, daß wir keinen Schreibstil schreiben dürfen. „Man sattle mir das buckligste meiner Kamele!“</p>	<p>Der Stilschreier verstärkt den Ausdruck und hofft, mit diesem wohlfeilen Stilmittel seine Worte glaubhafter zu machen. [...] „Ausdrucksverstärkung“ hat am nötigsten, wer</p>
---	--

<p>Nestroy auf Hebbels „Judith“ gemacht hat. Viele Menschen sind geneigt, immer in Superlativen zu reden oder eine Fülle von Verstärkungswörtern wie „sehr“, „durchaus“, „unbedingt“, „voll und ganz“ anzubringen. Mit solchen Übertreibungen reizt man nur zum Widerspruch. Wer einen Text durchliest, sollte das Wort „sehr“ in neun von zehn Fällen wieder streichen. Auch die Adjektiva, die einen Superlativcharakter haben, wirken leicht lächerlich, namentlich wenn sie abgegriffen sind. „Einmalig, unvorstellbar, unerhört, unvergleichlich, phantastisch“: all das wirkt nicht! Der Satz „Das Buch ist gut“ ist weit stärker als der Satz: „Ich erkläre mit der größten Entschiedenheit, daß dies Buch ungewöhnlich hervorragend ist.“ (RD, 18)</p>	<p>Schablonenstil schreibt. Seine Abklatschworte sind tot; sollen sie etwas besonders Wichtiges ausdrücken, so setzt er sie in die Höchststufe (Superlativ). [...] <i>Das Buch ist gut</i> wirkt stärker als <i>Ich erkläre mit der größten Entschiedenheit, daß dies Buch ungewöhnlich hervorragend ist</i>. Die seltenere Ausdrucksform ist immer die stärkere. Der Stilschreier dagegen möchte alles in den Superlativ setzen: <i>Man sattle mir das buckligste meiner Kamele</i> läßt Nestroy seinen Holofernes ausrufen. Aber ständiger Tubaton macht taub. Man gewöhne sich daran, wenn man eine Niederschrift beendet hat, alle <i>sehr, ganz, durchaus</i> und <i>unbedingt</i> wieder wegzustreichen. (SKR, 359)</p>
<p>Mit den Adjektiven sollte man überhaupt sparsam umgehen. Clemenceau – damals noch Schriftleiter einer Zeitung – sagte zu einem neu eintretenden Kollegen: „Schreiben Sie kurze Sätze: Hauptwort, Verbum, Objekt: fertig! Bevor Sie ein Adjektiv schreiben, kommen Sie zu mir in den dritten Stock und fragen, ob es nötig ist!“ Eigenschaftswörter dürfen wir nicht als Schmuckstücke hinzufügen; wir dürfen sie nur dulden, wenn sie etwas leisten, das heißt: wenn sie etwas Neues hinzufügen. (RD, 18f.)</p>	<p>Clemenceau – damals noch Schriftleiter einer Zeitung – sagte zu einem neu eintretenden Kollegen: <i>Schreiben Sie kurze Sätze: Hauptwort, Verbum, Objekt: fertig! Bevor Sie ein Adjektiv schreiben, kommen Sie zu mir in den dritten Stock und fragen, ob es nötig ist!</i> Die meisten Menschen müssen nicht erst in den dritten Stock gehen, bevor sie ein Adjektiv – ein Beiwort oder Eigenschaftswort – schreiben. Daher schreiben sie zu viel Beiwörter. (SKR, 124)</p>
<p>Börries von Münchhausen hat mit vollem Recht gepredigt: „Das Beiwort ist ein Flügel an der Schulter des</p>	<p>Für uns anderen gilt der Ratschlag: jeder wichtige Gedanke, vor allem jede Handlung, verlangt ein eigenes</p>

<p>Genies, eine Krücke unter der Achsel des Nichtsers. Das Beiwort ist die größte Kunst dem Könner, größter Kitsch dem Kröpel! Nichts entlarvt so schnell wie gehäufte Beiworte, nichts krönt so überzeugend wie ein einziges richtig sitzendes Beiwort.“ (RD, 19)</p>	<p>Zeitwort. Ein Satz muß sehr klar gebaut sein, wenn ein Beiwort die Last des entscheidenden Gedankens tragen soll.  <i>Das Beiwort ist ein Flügel an der Schulter des Genies, eine Krücke unter der Achsel des Nichtsers. Das Beiwort ist größte Kunst dem Könner, größter Kitsch dem Kröpel! Nichts entlarvt so schnell wie gehäufte Beiworte, nichts krönt so überzeugend wie ein einziges richtig sitzendes Beiwort</i> (Börries von Münchhausen). (SKR, 128)</p>
--	--

Man erkennt, dass Reiners dieselben Zitate und Beispiele anführt, letztere teilweise leicht abgewandelt, und dass seine Ausführungen ebenfalls in dieselbe Richtung gehen. Was Reiners komprimiert im *Stilduden* auf wenigen Seiten schreibt, erscheint in der *Stilkunst* viel ausufernder – teilweise wiederholt er Inhalte in anderen Kontexten.

Ähnlich geht es weiter: es folgen fast identische Beispiele zum Thema Adjektiversatz durch Hauptwörter (RD, 19; SKR, 130) oder Zeitwörter (RD, 19; SKR, 56f.). Beispiele für schlechten Stil nach Ansicht Reiners' schließen sich an (RD, 19; SKR, 160, 275). Der Kaufmann schließt die Stilregel mit einem Zitat Matthias Claudius', der über Klopstock lästert – wahlweise nachzulesen in der *Stilkunst* (RD, 19f.; SKR, 184).

„Suche immer das treffende Wort!“ ist die letzte Stilregel. Reiners resümiert über „aktiven und [...] passiven Wortschatz“ (RD, 20; SKR, 68), dann geht er über zu „abgegriffen[en] [...] Modewörter[n]“ und dem „Schablonenstil“, was er am Beispiel von „prima“ erläutert (RD, 20; SKR, 141). Er ärgert sich über leere Phrasen wie „letzten Endes“, „restlos“ etc. (RD, 20; SKR, 140), bevor er mit einer Übung zum Thema „Stilschichten“ schließt (RD, 21; SKR, 237-244).

Natürlich darf das Thema – laut Reiners das „Sonderproblem“ – „Fremdwörter“ nicht fehlen, schließlich widmet er diesem in der *Stilkunst* einen von sechs Teilen. Zuerst einmal beschäftigt er sich mit der Abstufung zwischen „Problem“ und „Frage“ (RD, 21; SKR, 450). Dann

wird differenziert: Fremdwörter, die fest in den Wortschatz integriert und nicht mehr wegzudenken oder schwierig zu ersetzen sind („Kultur, Religion, Alkohol, sozial“) (RD, 21; SKR, 508f.), sowie Fremdwörter, für die sich keine Übersetzung durchgesetzt hat („Dilemma, Illusion, improvisieren, Praxis“) (RD, 21f.; SKR, 490). Am Wort *System* zeigt Reiners die Schwächen der Fremdwörter auf (RD, 22; SKR, 466). Dem schließen sich Beispielsätze an, mit denen er zeigt, wie man das Wort „direkt“ ersetzen kann (RD, 22f.; SKR, 470f., 633). Fremdwörter seien „bequem“ (RD, 23; SKR, 478), „ungenau“ und „schwammig“ (RD, 23; SKR, 465f.) sowie „vergänglich“ (RD, 23; SKR, 468), „gefährden das Denken“ (RD, 23; SKR, 466f.) und würden eine „Bildungsmauer durch unser Volk [ziehen]“, weil sie „breiten Volksschichten unverständlich oder wenigstens nicht so klar wie deutsche Wörter“ seien (RD, 23; SKR, 468).

Abschließend geht Reiners auf das Thema „Wortstellung“ ein. Die deutsche Sprache unterliege weniger festen Restriktionen, sondern sei „denkbedingt“. Es folgt eine topologische Begründung anhand von Beispielen (RD, 24; SKR, 74ff., 86). Er kritisiert die stilistisch unschöne Trennung von Partikelverben, bei der zu viel Raum zwischen Vollverb und Partikel entstehe (RD, 24; SKR, 78), und falsche semantische Bezüge im Satz durch falsche Wortstellung (RD, 24; SKR, 83).

Dieser exemplarische Abriss soll genügen, um zu zeigen, dass Reiners seine Inhalte und Ansichten, die die *Stilkunst* enthält, für das *Duden*-Essay nicht weiterentwickelte. Aufgrund des großen Erfolgs seiner *Stilkunst* durfte Reiners einen Aufsatz für den *Stilduden* verfassen, der nachweislich seiner *Stilkunst* entspricht. Wenn sich Reiners' *Stilkunst* als Plagiat erweisen sollte, weil er tatsächlich aus Engels *Stilkunst* abgeschrieben hat, scheint die Ehre, die ihm als *Stilduden*-Essayist zukam, ebenfalls nicht angemessen.

#### 4.6.5 Reaktionen

Es ist nicht mein Ziel, die Ratschläge, die Reiners in seiner *Stilkunst* vermittelt, auf ihre Gültigkeit, Anwendbarkeit und Schlüssigkeit zu prüfen. In dieser Arbeit soll dargestellt werden, wie erfolgreich seine Werke zum Thema *Sprache* waren, welcher Kritik sie ausgesetzt waren und

dass noch heute auf sie verwiesen wird – auch in theoretischen Abhandlungen zum Thema *Stil*.

## Lob

Im Klappentext der Überarbeitung von 1991 heißt es:

*Die Zeit* empfahl Reiners' *Stilkunst* „für jedermann, der schreiben zu müssen oder zu können glaubt“, denn: „Es gefällt als das brauchbarste unter einigen klugen Büchern, die über die deutsche Sprache geschrieben worden sind. ... Reiners' Lehrbuch hält jene Mitte zwischen Klippeschule und Akademie, wo alle die Fragen liegen, die den nicht mehr ganz unbedarften Praktiker interessieren. Und schließlich: es gibt kein anderes Lehrbuch über gutes Deutsch, das in so gutem Deutsch geschrieben wäre.“ [...]

„Das umfangreiche Werk ist mit reichen Kenntnissen, viel Witz, pädagogischem Geschick, darstellerischem und stilistischem Können geschrieben. Es gibt wenige Bücher über einen so schwierigen Gegenstand, die sich so angenehm lesen.“ (Frankfurter Allgemeine Zeitung)<sup>773</sup>

Seine Bücher werden als „Longseller“ bezeichnet und Reiners wird „über seinen Tod hinaus zu den erfolgreichsten deutschen Autoren auf dem Gebiete des Sachbuchs“<sup>774</sup> gezählt. Seine *Stilkunst* gilt dabei als „beste Leistung“<sup>775</sup>. Als Reaktion auf den *Spiegel*-Artikel von 1956 erscheint folgender Leserbrief: „Zu Ihrem Aufsatz über Ludwig Reiners möchte ich Ihnen und Ihren Lesern gratulieren. Wer jemals aus dem Deutschen übersetzt hat, wird sich dem Wunsche anschließen, daß die ‚Deutsche Stilkunst‘ von Dr. Reiners die größtmögliche Verbreitung in Deutschland finden möge.“<sup>776</sup> Das schreibt O. M. Jörgensen, Geschäftsführendes Vorstandsmitglied des Landesverbandes Hamburg im Bundesverband der Dolmetscher und Übersetzer, dessen Urteil vermutlich als authentisch aufgrund seiner praxisnahen Anwendung gewertet werden kann.

<sup>773</sup> Reiners (1991): *Stilkunst*, Klappentext.

<sup>774</sup> Kieser: Reiners, Ludwig.

<sup>775</sup> S.-F. (1957): Ein Mann am Schreibtisch.

<sup>776</sup> *Spiegel* (1956): Briefe, S. 3.

Natürlich äußert sich auch Roth lobend über Reiners' *Stilkunst*. Interessant ist am folgenden Zitat, dass er indirekt den Plagiatsverdacht untermauert: „[D]as beste aber, ein wirkliches Vermächtnis, aus mindestens so vielen eignen wie fremden Quellen gespeist und zu einer klaren An-Leitung [sic] zusammengefaßt [ist] seine *Deutsche Stilkunst*, auf deren Würdigung auch diese Zeilen angelegt sind.“<sup>777</sup> Roth lobt ausführlich und überschwänglich – eine paraphrasierte Wiedergabe könnte dem nicht gerecht werden:

Der Kampf gegen schlechtes Deutsch gegen Amtssprache, Fremdwörterei, Partei-Chinesisch und allerhand Sprachdummheiten ist, seit Luther, Moscherosch und den Bemühungen des Deutschen Sprachvereins, uralt; aber das 664 Seiten umfassende Werk, mit dem Ludwig Reiners hervortrat, geht über zornige Aufrufe wie auch über wohlmeinende Leitfäden zur Vermeidung der gängigsten Fehler und Hudeleien weit hinaus; es wird unversehens zum selbständigen Kunstwerk, das seiner lebhaften Aufgabe entwächst, ohne sie außer acht zu lassen. So gibt der Verfasser jedem Leser das Seine: dem Anfänger eine erste staunende Ahnung, was Deutsch ist und sein kann, dem Fortgeschrittenen den sichern, an Beispielen zur lebendigsten Anschauung geschärften Blick, dem Meisterschüler aber eine Fülle von Köstlichkeiten, dergestalt, daß, wer das Buch nur anblättern wollte, sich Gewalt antun muß, um es nicht, als ein „Tausendundeine Nacht der Sprachabenteuer“, in einem Zuge auszulesen. Aut docere volunt, aut delectare poetæ – aber nicht nur die Dichter wollen zugleich belehren und unterhalten, auch der „Gebrauchsschriftsteller“ Reiners hat sich das zum Ziel gesetzt; und hat ein geradezu klassisches Lehrgedicht in Prosa verfaßt. In immer neuen Abhandlungen trägt er den Stoff vor, er treibt mit dem Leser, der gar nicht merkt, wie sehr er, nach einem Wort Friedrich Schlegels, der erweiterte Autor ist, eine fröhliche Wissenschaft. [...] Daß einer auch durch wiederholtes Lesen des Buches ein Stilist wird, wenn er keiner war, hat sicher selbst Reiners nicht geglaubt. Aber es genügt ja, wenn mancher Fehler von nun an wenigstens gesehen wird und wenn der Mut zum guten Deutsch sich so kräftig unterstützt sieht. Welch ein Vergnügen, wie uns da das deutsche Dichterroß vorgeht und der Amtsschimmel in seinen Verlautbarungen gezeigt wird, wie Reiners sie füttert mit dem Hafer körnigsten Sprachguts oder mit dem Heu der entzückendsten Stilblüten. [...] Die Zukünftigen haben sich freilich damit gerächt, daß sie

<sup>777</sup> Roth: Ludwig Reiners, S. 1.

ihn, der ja wirklich schwer einzureihen ist, als einen Laien abtun möchten und, noch schlimmer, als einen Humoristen, der in Deutschland nie ernst genommen wird. Aber, wenn auch dies oder jenes vergehen wird: die Stilkunst wird sich halten und ihren Anspruch auf die „kleine Unsterblichkeit“ behaupten. Ist auch vielleicht der Titel eines „praeceptor Germaniae“ zu hoch gegriffen, ihm bleibt der Ruhm eines bedeutenden Verfechters von Wert und Ehre der deutschen Sprache.<sup>778</sup>

An sein Stilideal, die Verständlichkeit, habe sich Reiners auch beim Verfassen seiner *Stilkunst* gehalten.<sup>779</sup>

In Verlagsbroschüren zum Werk liest man: „Man hat beim Studium des Werkes das Gefühl, selten einmal in einer so amüsanten, geistreichen, witzigen und zugleich bildenden Gesellschaft gewesen zu sein, und man gibt sich selbst das Versprechen, diese Bekanntschaft für die Zukunft zu pflegen, um sich immer wieder anregen und bilden zu lassen.“<sup>780</sup> Als Quelle sind „Westermanns Pädagogische Beiträge“ angegeben.

1950 ist in den Frankfurter Heften eine Rezension zu lesen, in der es scherzhaft heißt: „Ich kann mich jenen großen Lobspendern nur bescheiden anschließen. Vielen Dank, Herr Reiners. Und die Höhe des Unterrichtsgeldes? Wie –, 24 D-Mark? Das ist ja weniger als der Preis für zwei Flaschen Whisky! Dabei verstehen Sie es, Ihre Schüler zu ernüchtern zugleich und zu berauschen.“<sup>781</sup>

Georg Kühn bezeichnet Reiners' *Stilkunst* als „Werk der ‚angewandten Wissenschaft‘“<sup>782</sup>. Weshalb Kühn hier die Anführungszeichen verwendet hat, bleibt unklar, denn er ist tatsächlich von der Wissenschaftlichkeit Reiners' Arbeit überzeugt: „Das Buch ruht auf einer gediegenen wissenschaftlichen Grundlage [...] und einer erstaunlichen Belesenheit, die in gleicher Weise wissenschaftliches und künstlerisches Schrifttum umfaßt.“<sup>783</sup> Kühn hebt besonders die seiner Meinung nach brillanten Ausführungen über die Fremdwortfrage hervor – er lobt die Ausgewo-

<sup>778</sup> Roth: Ludwig Reiners, S. 9ff., 12.

<sup>779</sup> Vgl. Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 33.

<sup>780</sup> C. H. Beck (o.A.): ungekürzte Sonderausgabe.

<sup>781</sup> EK (1950): In der Schule der Sprache, S. 450.

<sup>782</sup> Kühn (1950/51): Von neuen Büchern. Ludwig Reiners, S. 115.

<sup>783</sup> Ebd., S. 115.

genheit der Argumentation Reiners'. Außerdem wird es Reiners sicherlich gefallen haben, wie schmeichelnd Kühn die *Stilkunst* in den höchsten Tönen als unterhaltsam und vor allem leserfreundlich preist:

Das ist deshalb möglich, weil R. bei jeder Zeile, die er schreibt, den Leser vor sich sieht, als einen Freund, auf den er mit „herzlichem Wohlwollen“ schaut und mit dem er sich in lebendiger Zwiesprache verbunden fühlt. Kein Mittel wird verschmäht, ihm das Verständnis zu erleichtern und seine Aufmerksamkeit wach zu halten. Der umfangreiche Stoff ist übersichtlich und bequem gegliedert. Die Ergebnisse werden am Schluß der Kapitel zusammengefaßt oder zu Ratschlägen verdichtet. Gegensätzliche Meinungen treten gelegentlich im Streitgespräch oder in einem Briefwechsel zugespitzt einander gegenüber. Auch kleine Stilaufgaben sind eingestreut. Vor allem aber: keine Behauptung, kein Urteil, kein Ratsschlag wird ausgesprochen, ohne nicht durch eine Überfülle von Beispielen veranschaulicht, erläutert, überzeugend gemacht zu sein. Gute und schlechte Sprachproben erhellen sich gegenseitig, und hierbei gibt es viel zum Lachen und zum Schmunzeln. So wird der Leser zum Mit- und Nachdenken angeregt.<sup>784</sup>

In einer weiteren frühen Rezension wird Reiners zu seinem Werk beglückwünscht. Reiners' Buch „führt durch reiche und schöne Strecken der Literatur, in der es wirkungsvoll-gewinnbringende Ernte hält und aufmerksam macht auf Unterscheidungen, Nuancen, Sprachformen, Stilelemente“<sup>785</sup>. Das dabei zu Tage geförderte „seltene[...] Material“<sup>786</sup> versteht der Rezensent Friedrich Schnack als Gewinn für den Leser.

Ein weiteres Urteil über Reiners' *Stilkunst* lautet: „Sie gehört mit zum Amüsantesten, was über deutsche Sprache und gepflegten Stil geschrieben wurde. Hätten nur mehr Philologen so einen lächelnden Zeigefinger wie Reiners.“<sup>787</sup> Hier wird der Sonntagsschriftsteller also sogar zum Wissenschaftler stilisiert und seine *Stilkunst* wird an anderer Stelle zum „pädagogische[n] Paradestück“<sup>788</sup> erhoben.

<sup>784</sup> Ebd., S. 115.

<sup>785</sup> Schnack (1951/52): Von der Kunst des Schreibens, S. 90f.

<sup>786</sup> Ebd., S. 90f.

<sup>787</sup> J.O.Z. (1957): Ein Dilettant.

<sup>788</sup> Rotzoll (1957): Ein Aufklärer des 20. Jahrhunderts.

In neueren Lobhudeleien wird Reiners' Hauptwerk als „unverwüsthlich[...] und nach wie vor empfehlenswert[...]“<sup>789</sup> beschrieben. Sanders, der auch kritische Töne anschlägt, auf die später eingegangen werden soll, nennt Reiners einen „Marktleader“, „den erfolgreichste[n] Stillehrer aller Zeiten“ und seine *Stilkunst* aufgrund der Auflagenzahlen einen „Dauer-Bestseller“.<sup>790</sup> Weiter liest man:

Obwohl Nichtfachmann reinsten Wassers, galt er in den fünfziger und sechziger Jahren als die höchste Stilautorität deutscher Sprache, und das anerkanntermaßen. Er wurde damals beauftragt, für das Duden-Stilwörterbuch den Einleitungssessay ‚Vom deutschen Stil‘ zu verfassen: Ludwig Reiners, seit der Jahrhundertmitte unbestrittener Stilpräzeptor der Deutschen.<sup>791</sup>

Wiederholt wird bei Sanders auch Engel erwähnt: „Engel, Reiners, Schneider – eine Generationenfolge deutscher Stillehre im 20. Jahrhundert und zugleich Höhepunkte dieser Tradition. [...] Nachfolger Engels in der allgemeinen Publikumsgunst [...] wurde Ludwig Reiners.“<sup>792</sup> Seine Stilbücher „[fanden] [u]nstreitig die größte, auch wirkungsträchtigste Verbreitung“<sup>793</sup>. Sanders schlussfolgert anhand der Aussagen aus der Sekundärliteratur: „Reiners und kein Ende. [...] [F]ür Stillehre und Sprachkritik steht der Meister unverrückbar auf hehrem Denkmalssockel.“<sup>794</sup>

Nickisch untersucht 1975 u.a. Reiners' *Stilkunst* und kommt zu ähnlichen Ergebnissen. Er bewertet sie als „außerordentlich verbreitet[...] und zählbig[...] (da immer wieder und allerwärts empfohlen[...]“<sup>795</sup> mit enormen Einfluss.<sup>796</sup> Nickisch nennt eine Fülle von sogenannten „Multiplikatoren“, d.h. „Schulbücher, Didaktiker und Erfolgshelfer“, die lob-

<sup>789</sup> Schneider (2001): *Deutsch für Profis*, S. 33.

<sup>790</sup> Sanders (1998): *Sprachkritikastereien*, S. 39.

<sup>791</sup> Ebd., S. 39.

<sup>792</sup> Ebd., S. 41, 39.

<sup>793</sup> Ebd., S. 159.

<sup>794</sup> Ebd., S. 56.

<sup>795</sup> Nickisch (1975): *Gutes Deutsch?*, S. 16.

<sup>796</sup> Vgl. Nickisch (1975): *Gutes Deutsch?*, S. 16.

hudelnd auf Reiners verweisen, und ihm zu noch größerem Ansehen verhalten.<sup>797</sup>

Schulze beschreibt Reiners als einen bemerkenswerten Didaktiker.<sup>798</sup>

Beeindruckend ist die Fülle von Primärtexten, deren sich Reiners bedient, um seine Anschauungen zu untermauern: Geographen, Ärzte, Journalisten, Philosophen, Mathematiker, Generäle, Zoologen, Dichter, Staatsoberhäupter, Komponisten, Historiker, Geistliche und viele andere aus unterschiedlichen Epochen seit der Antike – zu Hunderten kommen sie zu Wort.<sup>799</sup>

Schulze führt etliche positive Rezensionen an, um zu verdeutlichen, wie erfolgreich Reiners sein Hobby betrieb – darunter auch Autoren, die sich mit dem Thema *Stil* beschäftigen und auf Reiners Bezug nehmen.<sup>800</sup> Sein Fazit lautet:

Mit der *Stilkunst* glückte Reiners ein außerordentlich langlebiges und einflußreiches Buch. [...] [E]in Ende der Wirkungsgeschichte [...] ist bisher nicht abzusehen. Die Auflagenfolge der *Stilkunst* bezeugt, wie sehr Reiners dem Bedürfnis zahlloser Menschen nach einer klaren und praxisnahen Anleitung zum Verfassen von Gebrauchsprosa entsprach, so [d]aß sie für viele zum unentbehrlichen Handwerkszeug wurde.<sup>801</sup>

Dass der Beck-Verlag, in dem die *Stilkunst* erscheint, voll des Lobes über seinen „Goldesel“ ist, ist verständlich. In einer Festschrift zum 200-jährigen Bestehen ist zu lesen:

Es ist während der Kriegsjahre geschrieben worden und konnte noch 1944 erscheinen. Der Erfolg dieses Buches war von Anfang an durchschlagend; bis heute ist nichts Besseres zutage getreten. [...] Als das Buch nach dem Kriege so stark verlangt wurde, daß jedes Jahr eine neue Auflage davon gedruckt werden mußte, entschloß sich 1951 sein Verfasser, die Quintessenz seiner Ausführungen unter dem Titel ‚Der sichere Weg zum guten Deutsch. Eine Stilfibel‘ in einem regelrechten Lehrgang

<sup>797</sup> Nickisch (1975): Gutes Deutsch?, S. 16, 33f, 68.

<sup>798</sup> Vgl. Schulze (1995): Ist Ludwig Reiners' „Stilkunst“ noch zeitgemäß?, S. 228

<sup>799</sup> Ebd., S. 228.

<sup>800</sup> Vgl. ebd., S. 234f., 237.

<sup>801</sup> Ebd., S. 239.

knapp zusammenzufassen. Diese Stilfibel dient auch als Schulbuch und hat schnell die Auflagenziffern des Hauptwerkes überholt.<sup>802</sup>

Es wird zwar darauf hingewiesen, dass Reiners „nur ein belesener und urteilsfähiger Liebhaber“, also ein „Dilettant[...]“ gewesen sei, aber gerade das Fachfremde habe ihm zu dieser geschickten Umsetzung verholffen.<sup>803</sup>

Über Reiners' *Stilfibel* äußert sich auch Gerd Antos in seiner Untersuchung der „Laien-Linguistik“ und bezeichnet sie als „Klassiker“:

Sein Einfluß auf die vergleichbare Ratgeber-Literatur in Deutschland ist kaum zu überschätzen: Mit einer Auflage von einer halben Million ist die Stilfibel das wohl erfolgreichste Werk der modernen Sprachberatung in Deutschland. Fast alle präskriptiven Stilistiken und Korrespondenzhilfen nehmen explizit oder stillschweigend bei ihm Anleihen.<sup>804</sup>

Antos lobt, dass sich Reiners an den Vorbildern der deutschen Klassik orientiert, die er angeblich nicht glorifiziert, sondern als richtungsweisend betrachtet. Des Weiteren begrüßt er die konsequente und didaktische Vorgehensweise Reiners'.<sup>805</sup> Das, was Antos hier im Detail lobt, wird von anderen Kritikern als negativ betrachtet.

Förster stellt 2000 die Frage: „Aber schreiben die Stillehrer denn selbst so, daß ihre Bücher Bestseller werden?“<sup>806</sup> Seine Antwort: „Mindestens einem ist dies gelungen, Ludwig Reiners. Gewirkt hat er durch seine *Stilkunst*, seine *Stilfibel* und durch einen Essay, der einst dem *Stil-Duden* vorangestellt wurde.“<sup>807</sup>

In einem *Zeit*-Artikel mit der Überschrift „Die besten Bücher“ – es geht um Bücher, die gutes Deutsch schulen wollen – liest man unter „Altbewährtes“:

1. Ludwig Reiners, „Stilkunst“. Dies ist unter den lesbaren und nützlichen Werken über deutsche Sprache das umfangreichste. Nichts, was für

<sup>802</sup> Beck (Hg.) (1963): Festschrift zum zweihundertjährigen Bestehen des Verlages C.H. Beck 1763-1963. S. 242.

<sup>803</sup> Vgl. ebd., S. 242.

<sup>804</sup> Antos (1996): *Laien-Linguistik*, S. 56.

<sup>805</sup> Vgl. ebd., S. 56f.

<sup>806</sup> Förster (2000): *Sprachpflege auf wissenschaftlicher Grundlage*, S. 92.

<sup>807</sup> Ebd., S. 92f.

die Praxis des Sprechens und Schreibens nützlich ist, läßt Reiners aus. Das liest sich alles immer so gut und oft so einleuchtend, weil Reiners ein Amateur, ein Dilettant in des Wortes guter, ursprünglicher Bedeutung war. Belebend und belehrend sind vor allem die vielen Beispiele, die dieser erstaunlich belebte Laie anzuführen weiß. Reiners hat wohl nicht immer recht. Aber wer, der über Sprache schreibt, hätte das schon?<sup>808</sup>

Ein Jahr zuvor liest man in der *Zeit*: „Die ‚Stilkunst‘ von Reiners ist nicht mehr taufersch, aber noch immer das Beste, was es in dieser Art gibt.“<sup>809</sup>

Obwohl noch heute in nicht geringem Maße auf Reiners Bezug genommen wird, sind die überschwänglichen Loblieder nach dem Empfinden von Schulze im Laufe der Jahre immer leiser geworden, dafür wurden kritische Töne immer lauter:

Unverkennbar jedenfalls ist, daß Wirkung und Ansehen der *Stilkunst* seit etwa 1971 beständig abnehmen. [D]amals [erteilte] die Redaktion des *Duden-Stilwörterbuches* Reiners eine klare Absage. Eppelsheimer und Köttelwesch schlossen sich diesem Urteil an – in der *Bibliographie der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* ist die *Stilkunst* letztmals für 1971 verzeichnet, nachdem von 1957 an jede Neuauflage wie selbstverständlich unter dem Stichwort „Stil“ zu finden war. Es spricht für sich, daß der 1992 erschienene 18. Band der *Brockhaus-Enzyklopädie in 24 Bänden* „Ludwig Reiners“ nicht mehr verzeichnet. Im 1972 herausgegebenen 15. Band der *Brockhaus-Enzyklopädie in 20 Bänden* und 1977 in Band 19 von *Meyers Enzyklopädischem Lexikon in 25 Bänden* war noch ein entsprechender Eintrag enthalten gewesen.<sup>810</sup>

Auch die überarbeitete Auflage der *Stilkunst* von 1991 könne nur noch eingeschränkte Gültigkeit beanspruchen, so Schulze.<sup>811</sup>

Nickisch meint dazu: „Fraprierender als die Kritiklosigkeit der Rezensenten in der Nachkriegszeit ist die Unbedenklichkeit, ja Begeisterung, mit der führende Stildidaktiker der Volks- und Realschule im letz-

<sup>808</sup> *Zeit* (1983): Die besten Bücher. Unsere Sprache.

<sup>809</sup> *Zeit* (1982): Viel Unsinn. Unsere Sprache (17).

<sup>810</sup> Schulze (1995): Ist Ludwig Reiners' „Stilkunst“ noch zeitgemäß?, S. 239.

<sup>811</sup> Vgl. ebd., S. 240.

ten Jahrzehnt über die Reinerssche Prosalehre geurteilt haben.<sup>812</sup> Anscheinend nicht ohne Genugtuung – die Gründe hierfür werden so gleich erläutert – schreibt Nickisch Folgendes:

Im Herbst 1971 hat der Mannheimer Dudenverlag die sechste „völlig neu bearbeitete und stark erweiterte“ – Auflage seines ‚Stilwörterbuchs der deutschen Sprache‘ vorgelegt. Sie enthält Reiners’ Abhandlung ‚Vom deutschen Stil‘ nicht mehr. In einem Brief an mich hat der Hauptbearbeiter der neuen Auflage, Günther Drosdowski, den Verzicht auf sie begründet: „Der Essay von Ludwig Reiners entspricht nicht mehr den Erkenntnissen der modernen Sprachwissenschaft. Ich selbst halte ihn einfach für verstaubt und einige der [...] Stilregeln nicht mehr für vertretbar“, so daß er „nicht mehr in die moderne Neubearbeitung paßt.“ Dies könnte die Entthronung des Stilpapstes Reiners signalisieren [...], der über zwei Jahrzehnte in der deutschen praktischen Stilistik unangefochten regiert hat und dessen Stillehre seit 1956, dem Erscheinungsjahr der vierten Auflage des Stil-Dudens, offiziellen Charakter angenommen hatte.<sup>813</sup>

### Kritik

Nickisch stellt in einer Untersuchung, die den Titel „Das gute Deutsch des Ludwig Reiners“ trägt, erst einmal klar, dass es sich bei der *Stilkunst* um eine praktisch-normative und keine theoretisch-deskriptive Stilistik handle. Demzufolge sei auch erklärt, weshalb Reiners konkrete Vorschriften für einen guten Stil formuliert – ohne allerdings auf wissenschaftlich gesicherte Erkenntnisse zurückzugreifen. Die fehlende sprachwissenschaftliche Basis ist einer der Hauptkritikpunkte, der in den letzten Jahrzehnten laut wurde, obwohl Laien die *Stilkunst* kurz nach ihrem Erscheinen noch für ihre Wissenschaftlichkeit lobten (siehe oben).

Mit dem [...] Behaupteten gibt Reiners vor, etwas unzweifelhaft zu wissen: es suggeriert eine gesicherte sprachwissenschaftliche Erkenntnis. Und natürlich ist dann alles verurteilenswert, was angesichts dieser sicheren Erkenntnis nach einer Zuwiderhandlung aussieht. [...] [Die] scheinbar gesicherte, metaphorisch gefaßte sprachwissenschaftliche Er-

<sup>812</sup> Nickisch (1975): Gutes Deutsch?, S. 68.

<sup>813</sup> Ebd., S. 68f.

kenntnis [...] beruht [...] auf Reiners' tiefer Einsicht in das Wesen des deutschen Sprachbaus. Und dies Wesen steht für ihn unwandelbar fest.<sup>814</sup>

Nickisch weist an Reiners' Text nach, dass er die Möglichkeit des Sprachwandels, individuellen Sprachstil und Sprachvarianten nicht in Betracht zieht. Ihm fehle die objektive Herangehensweise. Zudem begründe Reiners allzu gern seine Erkenntnisse mit „deutschen Tugenden“. Er wertet das Fremde ab und übersteigert das Deutsche<sup>815</sup> – diese Tatsache soll im nächsten Kapitel gesondert betrachtet werden.

Des Weiteren wird die Fülle von Negativbeispielen kritisiert, mit denen Reiners dem Leser zeigen will: So nicht! Die pädagogische Wirkung wird davon überdeckt, dass die „extreme Künstlichkeit diese[r] Satzgebilde[...]“ dem Leser vorgaukelt, derart „schlecht“ würde er sowieso nicht schreiben. Somit wäre die Motivation, sich der Stilregeln Reiners' anzunehmen, sehr gering. Nickisch spricht von „fatale[r] Untauglichkeit seines Mittels“.<sup>816</sup> Reiners wählt außerdem überwiegend Beispiele von hochrangigen Literaten vergangener Epochen, deren Niveau für den „Durchschnittsleser“ niemals zu erreichen ist, was der Autor selbst einräumt. Die Wirkung der Beispiele sei deshalb fraglich.<sup>817</sup> „Das sei eine untergegangene Welt, sagen die Kritiker der ‚Stilkunst‘ und warnen davor, modernes Deutsch an der Weimarer Klassik ausrichten zu wollen.“<sup>818</sup>

Reiners gebe lediglich „Sprach- und Stilkonventionen“ wieder,

die sich bis zu einem bestimmten Punkt der Geschichte unserer Sprache, Literatur und Grammatik (nämlich bis etwa zur Fontane-Zeit) innerhalb einer bestimmten sozialen Schicht (nämlich innerhalb des gebildeten Bürgertums) entwickelt haben und zunächst lediglich diesen Stand indizieren – dies nüchtern zu sehen und daraufhin stilistische

<sup>814</sup> Nickisch (1979): Das gute Deutsch des Ludwig Reiners, S. 125f.

<sup>815</sup> Vgl. ebd., S. 126ff.

<sup>816</sup> Ebd., S. 129f.

<sup>817</sup> Vgl. ebd., S. 132f.; Förster (2000): Sprachpflege auf wissenschaftlicher Grundlage, S. 89-183. – Auch Förster weist Reiners Unzulänglichkeiten nach. Es geht auch hier um Unwissenschaftlichkeit, veraltete oder schwammige Ansichten, Ignoranz von Sprachwandel, unpassende Beispiele etc.

<sup>818</sup> Mosebach (1996): Der gute Ton. Lesen und Schreiben mit Ludwig Reiners.

Empfehlungen nur mit entsprechenden Vorbehalten auszusprechen, ist Reiners' Sache leider nicht. Er setzt einen bestimmten Stand der Stil-, Sprach- und Literaturgeschichte unbesehen als absolut, als unüberbietbar – offensichtlich, weil ihm die mit diesem Stand erreichten Formen zuinnerst unwiderstehlich sympathisch sind. Unbewußt fetischisiert er sie dann.<sup>819</sup>

#### Ähnliche Vorwürfe erhebt Sanders:

Er, der offensichtlich alles übernimmt, was kommt, ist seinerseits den rächenden Stil-Erinnyen nicht entgangen. Für Generationen folgender Stillehrer und Sprachkritiker wurde er zur wohlfeilen „Fundgrube von Beispielen und griffigen Formeln“, wie ihm Schneider bescheinigt [...] Mehr als drei Jahrzehnte galt Reiners – nächst Luther, nur zeitlich näher – als der große Stilpräzeptor der Deutschen, und für die Zunft ist er das heute noch. Dies, obwohl sich etwa seit 1970 immer lauter werdende Kritik vor allem von wissenschaftlicher Seite regte und obgleich viele seiner Stilvorschriften (sofern nicht allgemeinplätzig [...] einfach unzeitgemäß geworden sind, genauso anachronistisch wie seine ganze ‚Stilfibel‘ in ihrem oberlehrerhaften Schulstubenton.<sup>820</sup>

Er bringt das Problem der Sprach- und Stilkritik auf den Punkt – den „wunden Punkt“. Es fehlen „eindeutige Kriterien und Methoden für eine fundierte, hieb- und stichfeste Wertung kritisierter Spracherscheinungen“<sup>821</sup>. Sanders merkt an, dass die meisten populären Stillehren von Laien geschrieben wurden, die auf eine sprachwissenschaftliche Ausbildung nicht zurückgreifen können. Das fehlende Fachwissen führt dazu, dass Sachverhalte wenig differenziert betrachtet, sondern als gegeben dargestellt werden. Komplexe Probleme werden nicht von allen Seiten beleuchtet. Durch diese Beschränkung scheinen Inhalte vereinfacht und verständlich, was sie beim breiten Publikum populär macht (vgl. Kapitel 5 „Stiltradition“).<sup>822</sup> 1996 steht im FAZ-Artikel „Der gute Ton. Lesen und schreiben mit Ludwig Reiners“:

<sup>819</sup> Nickisch (1979): Das gute Deutsch des Ludwig Reiners, S. 137.

<sup>820</sup> Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 56.

<sup>821</sup> Ebd., S. 26.

<sup>822</sup> Vgl. Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 38, 122.; Eroms (2009): Stilistische Phänomene der Syntax, S. 1596.; Ortner (2003): Der Sprachbegriff in der Schreibberatung, S. 316.; Ortner (2000): Schreiben und Denken, S. 175f.

Der Vorwurf, die „Stilkunst“ sei nicht nach wissenschaftlichen Methoden erarbeitet und vernachlässige die Einsichten der neueren linguistischen Forschung, mag zutreffen. Reiners kennt die Geschichte der deutschen Sprache, aber sie bewegt ihn nur, soweit sie hilft, der lebenden Sprache und ihren Lebensgesetzen näherzukommen. Die Sprache steht wie eine große Orgel vor ihm, die er spielen will. Dafür gibt es Regeln und Erfahrungen – das ist der Stil. [...] Der moderne Sprachwissenschaftler muß allein bei der Vorstellung, es gebe so etwas wie „richtigen Stil“, den Kopf schütteln. Einen wertfreien Pluralismus der Stile wollte Ludwig Reiners aber nicht anerkennen.<sup>823</sup>

Sanders kritisiert zusätzlich die Widersprüchlichkeit der Ausführungen Reiners', wenn er beispielsweise einerseits den Sprachverfall beklagt und andererseits die deutsche Sprache überschwänglich lobt.<sup>824</sup> Er bemängelt die teilweise schwammigen Ratschläge:

„Fasse Dich kurz!“; „Schreibt doch *geradeaus!*“ usw. Es sind mehr die kernigen Formulierungen als diese Stilregeln, die auf den ersten Blick beeindrucken; der zweite Blick jedoch enthüllt ihre Unschärfe: [...] Wie „kurz“ soll man schreiben, und wie schreibt man um Gottes willen „geradeaus“?<sup>825</sup>

Auch Inkonsequenzen werden benannt: „[A]us dem Satz herausgeworfene Redundanzen und Flickwörter müssen um der Schönheit des Rhythmus willen alsbald wieder zurückkehren, und nach dem eindringlichen Rat an den Schreiber, sich mit kurzen, prägnanten Sätzen zu begnügen, wird der Glanz langer, kunstvoll gebauter Satzperioden vorgeführt und gefeiert.“<sup>826</sup>

Trotz dieser kritischen Äußerungen gibt es etliche Untersuchungen zum *Stil*, in denen auf Reiners' *Stilkunst* verwiesen wird. Sie wird u.a. als Beleg für stilistische Phänomene angeführt, auch wenn die Betrachtung nicht mehr als zeitgemäß angesehen wird.<sup>827</sup>

<sup>823</sup> Mosebach (1996): Der gute Ton. Lesen und Schreiben mit Ludwig Reiners.

<sup>824</sup> Vgl. Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 389-392. Ähnlich: Kilian, Niehr, Schiewe (2010): Sprachkritik, S. 38f.

<sup>825</sup> Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 390.

<sup>826</sup> Mosebach (1996): Der gute Ton. Lesen und Schreiben mit Ludwig Reiners.

<sup>827</sup> Vgl.

In einem Brief von Prof. Friedrich von der Leyen<sup>828</sup> sind neben wohlwollenden Worten über seine *Stilkunst* Hinweise auf inhaltliche Fehler zu finden:

Nun seien Sie mir, bitte, nicht böse und betrachten es nur als ein Zeichen meines Interesses, wenn ich mir wenige Berichtigungen erlaube. Was den Leitspruch anbetrifft, so hatte ich mir seinerzeit notiert ‚den Stil verbessern, das heißt den Gedanken verbessern und garnichts [sic] weiter‘. Das ‚gar‘ fehlt bei Ihnen, habe ich nun recht oder haben Sie recht? [...] Dann S. 185: ‚das Wort wird souverän [sic] ... usw.‘ diesen Satz hat Nietzsche, wie Ernst Bertram nachwies, aus Paul Bourget übersetzt. S. 384: ‚Musik, Musik vor allen Dingen‘, das hat Nietzsche der art poetique von Verlaine entlehnt [...].<sup>829</sup>

Von der Leyen hat in allen Punkten recht!<sup>830</sup>

In der Presse wird noch heute immer wieder auf Reiners' *Stilkunst* verwiesen. Ohne großartiges Loben, aber mit einer gewissen Selbstverständlichkeit beziehen sich Journalisten in ihren Artikel auf seine Stilregeln, als ob es keine aktuelleren und guten Stilistiken gebe.<sup>831</sup> Es las-

- 
- Knoop (1998): Kritik der Institutionensprache am Beispiel der Verwaltungssprache, S. 869.
  - Neuland (2008): Rhetorik und Stilistik in der Sprachdidaktik, S. 235ff.
  - Jie (2009): Deutsche Funktionsverben und Funktionsverbgefüge im Vergleich mit ihren chinesischen Entsprechungen, S. 203, 207.
  - Thurmair (2011): Grammatik verstehen lernen mit Hilfe von Textsorten, S. 420.
  - Uhrmacher (2007): Spielarten des Komischen, S. 27, 40, 48f., 51, 64, 144, 157, 162, 165, 169.

<sup>828</sup> Vgl. Klee (2007): Das Kulturlexikon zum Dritten Reich, S. 364f. – 1873-1966, Volkskundler, „1926 Professor für ältere deutsche Philologie in Köln. 1935 Autor: *Deutsche Dichtung und deutsches Wesen* sowie *Das Reich deutscher Volksdichtung*. 1937 Senator der Deutschen Akademie der Dichtung der Preußischen Akademie der Künste. 1938: *Die Götter der Germanen*. 1947-1953 Lehrstuhl in München.“; Vgl. Conrady (1990): Völkisch-nationale Germanistik in Köln, S. 65, 70. – Conrady attestiert von der Leyen bedenkliche Nähe zum Nationalsozialismus.

<sup>829</sup> DLA Marbach: A: Diederichs°Eugen-Diederichs-Verlag, 03.09.1951.

<sup>830</sup> Vgl.:

- Nietzsche (1880): Der Wanderer und sein Schatten: „Den Stil verbessern – das heißt den Gedanken verbessern, und gar Nichts weiter! – Wer dies nicht sofort zugibt, ist auch nie davon zu überzeugen.“
- Bertram, Ernst (1965): Nietzsche, S. 241.
- Schaukal (1955): Übersetzung „Verlaine: Art poétique. Dichtkunst.“, S. 82.

<sup>831</sup> Vgl.:

sen sich aber auch Presstexte finden, in denen Reiners' Ansichten nicht ganz ernst genommen<sup>832</sup> oder seine Inhalte kritisiert<sup>833</sup> werden.

#### 4.6.6 „Nazi-Sprache“ in Reiners' Stilwerken

Namen wie Hitler oder Goebbels findet man in der *Stilkunst* nicht. Auch Lobhudeleien auf den Nationalsozialismus, die Ideologie oder das Regime kommen nicht vor. Direkte Bezüge wie beispielsweise in der „Wirklichen Wirtschaft“, in der wie bereits dargestellt die „Regierung Hitler“ gelobt wird<sup>834</sup>, sucht man in der *Stilkunst* vergebens. Nichtsdestotrotz wurde wiederholt der Vorwurf laut, dass in Reiners' Stilwerk ideologietreue Töne zu hören seien, schließlich erschien es erstmals 1944.

Er konnte im Dritten Reich nur publizieren, solange er Töne anschlug, die den Nationalsozialisten gefielen. Ursel Hanau stellt fest: „Liest man den seriös aufgemachten Wälzer [...], dann fühlt man sich in die besten Zeiten der reichsschrifttumskammer-geförderten Schnulzenplauderei am schwarzweißroten Band zurückversetzt.“<sup>835</sup> Ihr Fazit lautet:

- 
- Angele (2001): Halt's Maul. Berlin ist wahrscheinlich die schönste Stadt der Lakonie.
  - Wagner (2004): Vom Satzbau (12). Luftig schwebend: Partizip Präsens.
  - Schuster (2007): Verloren an den Ufern des Yalu.
  - Urban-Halle (2008): Hier Freundchen, lies erst mal das Original!
  - Rieb (2011): Ampel statt Lichtzeichenanlage.
  - Nyary (1998): Vom Umgang mit Roten und Rothäuten.
  - Unique: (1996): Mit Superlativen ist in der Werbesprache kein Blumentopf mehr zu gewinnen.
  - Sauer (2002): Jobfloater.
  - Lamprecht (1984): Die Sprache ist verräterisch.

<sup>832</sup> Vgl. Meyer (1998): CW-Wert. – „Nach einer Abzaehlmechanik des Sprachlehrers Ludwig Reiners verraten Saetze mit mehr als 25 Woertern vor allem etwas ueber die Inkompetenz des Autors.“

<sup>833</sup> Vgl.

- Zeit (1983): Ironie. Unsere Sprache (56). – „Das Kapitel über Ironie hätte Reiners aus seiner sonst oft so einsichtigen ‚Stilkunst‘ streichen sollen.“
- Zeit (1983): Frage – frug. Unsere Sprache (60). – Reiners kann keine grammatische Regel geben.

<sup>834</sup> Vgl. Reiners (1933): Die wirkliche Wirtschaft. Zweiter Band, S. 284f.

<sup>835</sup> Hanau (1961): Der ungeleidige Hirnling.

Wenn [...] Reiners aus persönlicher Liebhaberei das öffentlich belobuhdelte, was seinerzeit als „guter deutscher Sprachstil“ galt, dann läßt sich das leider nicht mehr ungeschehen machen; auch nicht die Sprachverwirrung, die damit bei vielen seiner Leser angerichtet worden sein mag. Im Jahre 1961 sollte man uns aber doch mit einer Neuauflage solch gemeingefährlicher Stil-Blüten, die – um Reiners noch einmal zu zitieren – wahrhaft „den Volksgeist mit herab“-ziehen, ein für allemal in Ruhe lassen.<sup>836</sup>

Als ideologisch belastet wird Reiners' Bild von der deutschen Sprache und seine Argumentation im Zusammenhang mit der Fremdwortfrage gesehen. Das Deutsche werde glorifiziert, fremde Sprachen gelten als minderwertig.<sup>837</sup> Nickisch erkennt „den Geist des 19. Jahrhunderts [...], den Geist nationalkultureller Überheblichkeit, in deren Zeichen die seinerzeit geistig einflußreichsten Köpfe schließlich um nichts mehr bemüht waren als um die Erkenntnis deutschen Wesens und Wirkens in der Geschichte.“<sup>838</sup>

Brigitte Schöning empört sich über die Neuauflage der *Stilfibel* von 2009. Dem Verlag teilt sie mit: „Das Buch hätte schon 1951 so nicht erscheinen dürfen, da es voll ist vom Muff der tausend Jahre. [...] [A]bgelesen von den verstaubten Beispielen, die selbst Gebildeten nicht mehr vertraut sind, geschweige denn Volksschülern (die Reiners als seine Zielgruppe sieht), ist Reiners dem Gedankengut des Wilhelminismus und der Nazizeit vollständig verhaftet.“<sup>839</sup> Schöning führt Fremdwörter an, die Reiners als „schädlich“ beschreibt.<sup>840</sup>

Fremdwörter, so Reiners, eignen sich „vortrefflich zum Stilschwindel, zum geistreich tuenden Nebelstil der Stilgauler“. Karl Kraus hatte diesen Gedanken schon früher mit dem Bonmot persifliert, Fremdwörter seien die Juden in der Sprache. Bei Reiners ist dies jedoch keine Persiflage, sondern bitterer Ernst, und darum fordert er zur „Ausrottung“ der

<sup>836</sup> Ebd.

<sup>837</sup> Vgl. Nickisch (1979): Das gute Deutsch des Ludwig Reiners, S. 127.; Hanau (1961): Der ungeleidige Hirnling.; Trabold (1993): Sprachpolitik, Sprachkritik und Öffentlichkeit, S. 74.

<sup>838</sup> Nickisch (1979): Das gute Deutsch des Ludwig Reiners, S. 128.

<sup>839</sup> Schöning (2009): Das Programm bei dtv: Elisabeth Frenzel und Ludwig Reiners, S. 110f.

<sup>840</sup> Vgl. ebd., S. 111.

Fremdwörter auf [...]. Er gesteht zu: „Einige Erfolge sind in den letzten Jahrzehnten erkämpft worden.“ [...] Damit können nur die sprachreinigenden Bemühungen der Nazis gemeint sein.<sup>841</sup>

Schöning bezeichnet Reiners' *Stilfibel* als „Wörterbuch des Unmenschen“<sup>842</sup> und urteilt: „Diese Kakerlakensprache ist aus dem Nazi-Schrifttum nur zu gut bekannt. Gewiss kein Vorbild für guten Stil.“<sup>843</sup> Resigniert resümiert sie: „Eine inhaltliche Überarbeitung hat nicht stattgefunden – warum auch, wenn das Buch sich nach wie vor verkauft wie die sprichwörtlichen warmen Semmeln.“<sup>844</sup> Doch noch bedrückender findet sie es, dass es sich um ein germanistisches Standardwerk handle, das auf akademischer Ebene weiterhin empfohlen werde.<sup>845</sup>

Obwohl Reiners' Umgang mit der Fremdwortfrage wiederholt als Indiz für seine nationalsozialistische Haltung betrachtet wird, greift dies zu kurz – auch wenn sein Ton an einigen Stellen feindselig wirkt („Sollen wir die Fremdwörter ausmerzen?“; SKR, 442). Die Machthaber des Dritten Reichs setzten sich keineswegs für eine konsequente Reinhaltung des Deutschen und den Verzicht auf Fremdwörter ein. Im Gegenteil: Die Nationalsozialisten wussten die Fremdwörter für ihre Zwecke zu nutzen.<sup>846</sup> Zudem ist auch Engel als Sprachpurist seiner Zeit bekannt. Er war Jude; niemand wird auf die Idee kommen, seine *Stilkunst* aufgrund seiner sogar noch vehementeren sprachpuristischen Haltung als nationalsozialistisch abzustempeln.

Bemängelt wird zudem die Auswahl seiner Beispiele<sup>847</sup>:

Vorbild sind [...] nicht die bedeutenden Dichter und Schriftsteller unserer Literatur schlechthin, sondern – außer Luther und den Klassikern – nur die nationalkonservativen und die konservativliberalen des 19. Jahrhun-

<sup>841</sup> Ebd., S. 111. – Der Ausspruch „Fremdwörter sind die Juden der Sprache“ stammt nicht von Karl Kraus, sondern von Theodor W. Adorno. (Vgl. Adorno (1971): *Minima Moralia*, S. 141.)

<sup>842</sup> Schöning (2009): *Das Programm bei dtv*: Elisabeth Frenzel und Ludwig Reiners, S. 111.

<sup>843</sup> Ebd., S. 111.

<sup>844</sup> Ebd., S. 111.

<sup>845</sup> Vgl. ebd., S. 111.

<sup>846</sup> Vgl. Polenz (1980): *Sprachpurismus und Nationalsozialismus*, S. 119f., 135, 140.

<sup>847</sup> Vgl. Hanau (1961): *Der ungeliebte Hirnling*.

derts sowie diejenigen des 20. Jahrhunderts, die sich in Stil und Geisteshaltung am Bildungsbürgertum des Vorjahrhunderts orientieren.<sup>848</sup>

Unter den von Reiners gelobten Schriftstellern befinden sich solche, die im Dritten Reich gefeiert wurden.<sup>849</sup>

Liest man die aus Reiners' *Stilduden*-Essay und aus Bertrams Nietzsche-Buch angeführten Passagen nebeneinander, so kann es keine Zweifel mehr daran geben, daß Reiners' – von Bertram übernommene – Kennzeichnung der deutschen Sprache alles andere als sachlich-wissenschaftlich ist. Vielmehr ist sie der Ausfluß einer politisch-ideologischen Einstellung, über deren abgründige Gefährlichkeit die heute lebenden Deutschen keiner Belehrung mehr bedürfen sollten.<sup>850</sup>

Für seine Glorifizierung der deutschen Sprache scheut Reiners also nicht davor, Anleihen bei ideologisch vorbelasteten Autoren zu nehmen. „Insgesamt ist also festzustellen, daß Reiners fast durchweg solche Schriftsteller als Stilisten ignoriert oder herabsetzt, die so etwas wie die republikanisch-demokratische Tradition der jüngeren deutschen Literatur ausmachen.“<sup>851</sup> Bezüglich der inhaltlichen Nähe zwischen Geißlers und Reiners' *Duden*-Essay wird geurteilt:

Allerdings ist alles, worin Reiners der Sache und dem Geiste nach von Geißler abhängig oder aber entscheidend beeinflusst [sic] ist, bei dem Münchener Stilistiker milder, kultivierter, harmloser dargestellt und formuliert. Wenn Geißler z.B. angesichts der ursprungsstarken deutschen Sprache unverblümt abschätzig von der „Spätsprache Französisch“ oder der „Mischsprache Englisch“ spricht [...], redet Reiners nur dezent von einem „großen Vorteil“ des Deutschen „vor anderen Sprachen“. [...] Aber diese Dezenz kann eben nicht darüber hinwegsehen lassen, daß zwischen dem Geiste eines Geißler und dem Geist der Stillehre Reiners' nicht geheure Gemeinsamkeiten bestehen.<sup>852</sup>

Annette Trabold widmet sich ebenfalls Reiners' politischen Ursprüngen, die sie anhand der *Stilkunst* und des *Stilduden*-Essays zu belegen ver-

<sup>848</sup> Nickisch (1979): Das gute Deutsch des Ludwig Reiners, S. 136.

<sup>849</sup> Vgl. ebd., S. 133f.

<sup>850</sup> Ebd., S. 139. – Es geht um Ernst Bertram, der den Nationalsozialismus nicht ablehnte, und sein Buch „Nietzsche. Versuch einer Mythologie“.

<sup>851</sup> Ebd., S. 135.

<sup>852</sup> Ebd., S. 141.

sucht. Sie weist Reiners mit einer Fülle von aussagekräftigen Beispielen nach, dass seine Stilwerke dem Zeitgeist ihrer Entstehung entsprechen.<sup>853</sup> „Nationalsozialistisch gefärbte Überhöhungen und Terminologien sind unübersehbar.“<sup>854</sup>

Durch die Autorität, die der Duden bei der Bevölkerung in Sprachfragen als ‚oberster Sprachrichter‘ genießt, konnte sich die Stil- und Sprachaufassung eines einzelnen mittels dieser Einleitung von 1956 bis 1971 verbreiten und zusammen mit Reiners‘ auflagestarken Stilbüchern die Auffassung von Stil zumindest in den 50er und 60er Jahren prägen. Dieser Sachverhalt ist als solcher schon problematisch. Hinzu kommt aber noch, daß die Kontinuität in seiner Auffassung vom ‚Wesen‘ und der ‚Überragenheit‘ der deutschen Sprache [...] erschreckend deutlich wird. [...] Die Akzeptanz und Zustimmung zu Reiners‘ Stilvorstellungen, wie sie in den meisten Rezensionen der 50er und 60er Jahre ungeachtet der angedeuteten ideologischen Implikationen und wissenschaftlichen Mängel von den Kritikern geäußert werden, bezeichnet Nickisch [...] als „Blindheit“.<sup>855</sup>

Nickisch stellt erstaunt fest, dass Thomas Mann, der in der Erstausgabe nicht auftaucht, in späteren Auflagen als Literat gelobt wird. Er glaubt, den Grund zu wissen: „In die Notwendigkeit versetzt, sein Buch einigermaßen zu modernisieren, hielt sich Reiners an einen Autor, den er einerseits wegen seines weltweiten Ruhmes nicht mehr ignorieren konnte – der ihm aber andererseits nun leichter sympathisch sein konnte, weil er sich stilistisch im Grunde an den klassischen Vorbildern des Jahrhunderts orientierte.“<sup>856</sup>

Es ist logisch, dass Reiners in seiner Reichsausgabe vorsichtig bei der Verwendung von Autorennamen sein musste, schließlich lasen die zuständigen Parteiabteilungen mit. Doch auch nach 1945 wurden die Beispiele nicht merklich überarbeitet und modernisiert – vermutlich wäre der Aufwand zu groß gewesen.

<sup>853</sup> Vgl. Trabold (1993): Sprachpolitik, Sprachkritik und Öffentlichkeit, S. 73.

<sup>854</sup> Ebd., S. 73.

<sup>855</sup> Ebd., S. 74f.

<sup>856</sup> Nickisch (1979): Das gute Deutsch des Ludwig Reiners, S. 146.

Schulze stellt in seinem Aufsatz konkret die Frage „Ist Ludwig Reiners’ ‚Stilkunst‘ noch zeitgemäß?“ Der Leser vermutet bereits, in welche Richtung die Antwort geht.

[D]ie *Stilkunst* [wurde] der konservativen bis nationalistischen Gesinnung ihres Autors wegen oft kritisiert. Feinde unter den Machthabern Hitler-Deutschlands jedenfalls dürfte sich Reiners, selbst Mitglied der NSDAP [...], kaum gemacht haben, als 1944 die erste Auflage erschien: An keiner einzigen Stelle des umfangreichen Werkes findet sich auch nur dem Ansatz nach Kritik an den Mißständen der damaligen Zeit wie überhaupt am Totalitarismus im weitesten Sinn. Emigranten, Kommunisten, Juden, alle, deren Schriften im „Dritten Reich“ verboten waren – in der *Stilkunst* wird man ihnen nicht begegnen. Im Vordergrund stehen dagegen Namen, die von vorneherein als unverdächtig galten – Nietzsche, Moltke, Bismarck, Treitschke, Richard Wagner und Friedrich der Große etwa –, oder Dichter aus einem längst versunkenen, anderen Zeitalter: Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Kleist, Wieland, Eichendorff und Jean Paul.<sup>857</sup>

Schulze urteilt, dass die *Stilkunst* kein nationalsozialistisch gefärbtes Buch sei. Um diese Erkenntnis zu untermauern, führt er an, dass Reiners in seiner „Reichsausgabe“ mehrmals lobend auf Richarda Huch verweist, die dem NS-Regime ablehnend gegenüberstand. Die wenigen auffälligen Stellen, die in Neuauflagen nach 1945 geändert wurden, wertet er als harmlos. Beispielsweise weist er nach, dass die Abkürzung für „Bund Deutscher Mädels“ (BDM) verschwindet; eine Rede Lassalles wird deutlich weniger kritisiert. Aber Reiners’ ideologisch verdächtige Kritik gegen die Fremdwörter scheint auch 1945 nicht ganz verschwunden.<sup>858</sup> Schulze weist in der Ausgabe von 1988 folgende Sätze nach: „Dieser Negergeschmack an glänzenden bunten Sprachperlen ist eine Krankheit, deren Verbreitung sich leider auf Deutschland beschränkt.“ oder „Der Schweizer sagt zwar *Hôtel* und *Pârterre*. Aber das übrige Deutschland wird das bestimmt nicht annehmen.“<sup>859</sup> Auch militärische Beispie-

<sup>857</sup> Schulze (1995): Ist Ludwig Reiners’ „Stilkunst“ noch zeitgemäß?, S. 231. Vgl. Schöning (2009): Das Programm bei dtv: Elisabeth Frenzel und Ludwig Reiners, S. 111.

<sup>858</sup> Vgl. Schulze (1995): Ist Ludwig Reiners’ „Stilkunst“ noch zeitgemäß?, S. 231f.; Stirnemann (2003): Das gestohlene Buch, S. 52.

<sup>859</sup> Schulze (1995): Ist Ludwig Reiners’ „Stilkunst“ noch zeitgemäß?, S. 232.

le wie „Kriegsschuld“ wurden teilweise unverändert beibehalten.<sup>860</sup> Schulze schließt seine Beobachtungen wie folgt:

Ein kritischer Vergleich der Ausgaben von 1944 und 1949 zeigt, daß Reiners durchaus bemüht war, sein Werk den veränderten Verhältnissen nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges anzupassen. Mit Ludwig Börne, Heinrich Heine, Karl Kraus beruft sich das Buch von nun an auch auf diskriminierte Autoren, die jüdischer Herkunft waren oder die aus anderen Gründen dem Geist des Dritten Reiches widerstrebten: Rudolf Borchardt etwa, der 1944 von der Gestapo verhaftet wurde, oder Heinrich und Thomas Mann, die 1933 ins Exil gegangen waren. Neu hinzugekommen sind seit der 2. Auflage darüber hinaus Ludwig Bamberger, ein erbitterter Gegner Bismarcks, sowie Uli Bräker, Avid Brodersen, Konrad Knopp, Paul Lindau und Richard Schröder.<sup>861</sup>

Dem konservativen Reiners wird eine nationale Gesinnung attestiert, die ihre Wurzeln im 19. Jahrhundert hat.<sup>862</sup> Claudia Law bestätigt: „Bei Reiners finden sich wenige und unverfängliche Verweise auf das Zeitgeschehen.“<sup>863</sup> Reiners' *Stilkunst* könne nicht als nationalsozialistisches Werk gelten – im Gegenteil:

Er zitiert den Schriftsteller jüdischer Abstammung Hugo von Hofmannsthal zehn Mal, allerdings nur einmal mit Namensangabe, die anderen Male anonym. [...] Sein heimliches Einbauen von Sprachbeispielen des im Nationalsozialismus verbotenen Hugo von Hofmannsthal zeugt von einer Distanz zu den herrschenden politischen Verhältnissen oder gar von einer gewissen Verachtung für das Regime.<sup>864</sup>

Was Law Reiners hier zugute hält, könnte man ihm bezüglich des Plagiatsverdachtes ankreiden. Schließlich hat er weitere Quellen nicht als solche gekennzeichnet. Ab der zweiten Auflage wurden diese Defizite schließlich behoben und von Hofmannsthal wird als Urheber genannt.

<sup>860</sup> Vgl. ebd., S. 232.

<sup>861</sup> Ebd., S. 232f.

<sup>862</sup> Vgl. Nickisch (1979): *Das gute Deutsch des Ludwig Reiners*, S. 138ff.

<sup>863</sup> Law (2007): *Sprachratgeber und Stillehren in Deutschland (1923-1967)*, S. 94.

<sup>864</sup> Ebd., S. 118, 130. – In Reiners' Erstausgabe der *Stilkunst* erscheint zu von Hofmannsthal ein Registereintrag. (Vgl. SKR, 638.)

Das hat eine stichprobenartige Überprüfung ergeben.<sup>865</sup> Ob die Verbesserung konsequent durchgeführt wurde, bleibt offen – zumal im Personenverzeichnis der Überarbeitung von 1991 Verweise auf von Hofmannsthal fehlen.<sup>866</sup>

In neueren feuilletonistischen Publikationen wird der verstaubte Ton der *Stilkunst* fast selbstverständlich akzeptiert. 1996 liest man in der *FAZ* von „preußisch-protestantische[r] Pleiade“ und „das – ganz unberechtigte – Gefühl [...], Ratschläge aus dem Herrenzimmer zu erhalten“<sup>867</sup>. Drei Jahre später – ebenfalls in der *FAZ* – heißt es, dass die Beispiele nicht mehr zeitgemäß seien und Reiners die Sprache der Wehrmacht lobe.<sup>868</sup>

Jedenfalls dürfte deutlich sein, wie verkehrt es wäre, Reiners leichtfertig mit dem Nationalsozialismus in Verbindung zu bringen. Man bedenke, daß selbst die Ausgabe von 1944 an keiner einzigen Stelle antisemitische Äußerungen enthält; daß nirgendwo Goebbels, Göring, Hitler oder andere nationalsozialistische Politiker gepriesen oder auch nur erwähnt werden; dass nirgendwo dem damaligen Krieg das Wort geredet wird. Im ganzen gesehen, muß man Küntzel [...] beipflichten, der zu dem Urteil kommt: „Konservativ ist Reiners vielleicht, faschistisch oder faschistisch infiltriert aber gerade nicht.“ Immerhin lehnte auch Engel, der, wie gesagt, jüdischer Abstammung war, Fremdwörter mit Entschiedenheit ab, und Wustmann schrieb sinngemäß, eine deutsche Mutter solle sich schämen, ihren Säugling *Baby* zu nennen.<sup>869</sup>

Fakt ist, Reiners musste seine *Stilkunst* Anfang der 40er Jahre dem Zeitgeschehen anpassen, wenn er publizieren und Erfolg haben wollte, und sich vielleicht sogar unterordnen. In den Neuauflagen nach 1945 hätte der Austausch oder das Entfernen von Phrasen, die dem Sprachgebrauch der Nationalsozialisten entsprachen, konsequenter durchgeführt werden müssen. Dass Reiners' Thesen nicht auf sprachwissenschaftli-

<sup>865</sup> Vgl. Reiners (1991 vs. 1944: Zitate mit Quellenangabe vs. Zitate ohne Quellenangabe): *Stilkunst*, S. 63 vs. 62, 118 vs. 121f., 210 vs. 240, 223 vs. 258, 460ff. vs. 568ff.; Vgl. Reiners (1949): *Stilkunst*, S. 648.

<sup>866</sup> Vgl. Reiners (1991): *Stilkunst*, S. 532. (Verweis auf S. 210 fehlt.)

<sup>867</sup> Mosebach (1996): *Der gute Ton. Lesen und Schreiben mit Ludwig Reiners*, S. 10.

<sup>868</sup> Vgl. Holbein (1999): *Wie wunderbar ist doch der Bandwurmsatz*, S. 26.

<sup>869</sup> Schulze (1995): *Ist Ludwig Reiners' „Stilkunst“ noch zeitgemäß?*, S. 238f.

chem Fundament standen und seine Begründungen häufig auf die Glorifizierung des Deutschen zielten, konnte auch in einer Neuauflage nicht geändert werden, da man für eine derartige Umsetzung, das Buch hätte neu schreiben müssen. Nichtsdestotrotz hatte seine *Stilkunst* Erfolg beim Publikum. Vielleicht kann man Reiners sogar geschickt nennen, weil er keine eindeutig der nationalsozialistischen Gesinnung zugeschriebenen Sachverhalte thematisierte, wie beispielsweise die Blut- und Boden-Ideologie, den Antisemitismus o.ä. So kommt man eher zu dem Schluss, Reiners' *Stilkunst* sei weniger durch nationalsozialistische Inhalte geprägt, sondern jene verdächtigen Elemente entsprechen vielmehr der nationalen und konservativen Gesinnung des Autors.

#### 4.7 War Reiners aktiver Nationalsozialist oder „nur“ Mitläufer?

##### 4.7.1 Versuch einer Einordnung

Aus verschiedenen Quellen geht hervor, dass Reiners Mitglied der NSDAP war. Allerdings kann kein eindeutiges Urteil darüber gefällt werden, ob er ein aktiver Nationalsozialist war, der sich mit der Ideologie der Partei identifizierte, oder ob er lediglich aus wirtschaftlichen Gründen der NSDAP beitrug – schließlich befand er sich in führender Position in einem Unternehmen und sicherte so den Lebensunterhalt seiner Familie.

Aufgrund der wenigen biographischen Informationen zu Reiners wird man die Frage der Kapitelüberschrift nicht eindeutig beantworten können. Sicherlich wäre es bequem, Reiners als Nationalsozialisten abzustempeln und das mutmaßliche Plagiat der verfehlten Gesinnung zuzuschreiben. Ihm nachzuweisen, dass er ein aktiver Nationalsozialist war, der die Weltanschauung der Nationalsozialisten teilte und ihre Aktivitäten befürwortete oder sogar unterstützte, würde gut ins Bild passen. Man würde das mutmaßliche Fehlverhalten Reiners' den ohnehin skrupellosen Taten der Nationalsozialisten zuordnen. In diesen Kontext würde passen, dass sein mutmaßliches „Opfer“ Eduard Engel Jude war und Publikationsverbot von den Nationalsozialisten erhielt.<sup>870</sup>

<sup>870</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 157.

Doch diese Darstellung würde zu kurz greifen – geschweige denn, dass sie dem Anspruch wissenschaftlichen Arbeitens gerecht werden könnte. Wie aus der chronologischen Auflistung der Werke Reiners' hervorgeht (Kapitel 4.5.2), veröffentlichte er bereits im Dritten Reich einige Bücher, unter anderem die *Stilkunst*. Auch wenn Fälle von Personen bekannt sind, bei denen die einschlägige Nazivergangenheit lange Zeit unbekannt blieb (Hans Ernst Schneider alias Hans Schwerte<sup>871</sup>) oder sie der Karriere keinen Abbruch tat (Ernst Achenbach<sup>872</sup>), kann nicht eindeutig entschieden werden, ob Reiners ebenfalls zu diesem Personenkreis gerechnet werden sollte.

Unter anderem auf Grundlage des Materials des Bundesarchivs und der Spruchkammerakte aus dem Staatsarchiv München wird eine Einschätzung Reiners' Engagements in der NSDAP vorgenommen.

#### 4.7.2 Reiners – Mitglied der NSDAP

[E]iner der leitenden Herren mußte, wenn nicht der Betrieb gefährdet werden sollte, in die Partei eintreten; Reiners nahm's auf sich, überstand den zweiten Weltkrieg als Wirtschaftsführer – aber die Amerikaner, die Menschen stur nach dem Fragebogen abschätzend, verjagten ihn nicht nur von seinem Posten, sondern auch aus seiner großen [...] Villa [...]. Nun, der so Betroffene zeigte sich persönlich als ziemlich unbetroffen, Glück hatte er auch, er fand mit den Seinen Unterkunft am Ostufer des Ammersees; und der Mann, der im Zeichen Fontanes ein Brevier über die Kunst zu leben geschrieben hat, bewies, daß er auch selbst aus der Not eine Tugend zu machen wußte: er wurde ein Landarbeiter in einer von Nonnen geleiteten Irrenanstalt und fand – freilich in dem Bewußtsein, dass es sich nur um ein Zwischenspiel handeln konnte – daß diese gesunde Freiluft-Zeit auch ihren Segen hatte. Wer ihn damals besuchte, konnte manch lustiges Stücklein von ihm hören, allerdings auch einen dick eingebundenen Finger betrachten, den ihm ein wildgewordenes Rindvieh zwischen Horn und Stallmauer gequetscht hatte – „Betriebsunkosten“, wie Reiners lachend meinte.<sup>873</sup>

<sup>871</sup> Vgl. Klee (2009): Das Personenlexikon zum Dritten Reich, S. 552.; Pavlik (2007): VI.A3 Fall Schneider/Schwerte, S. 293ff.

<sup>872</sup> Vgl. Langer (2007): II.C6 Ernst Achenbach, S. 103.

<sup>873</sup> Roth: Ludwig Reiners, S. 3.

Reiners war Mitglied der NSDAP, allerdings nur um den Fortbestand des Unternehmens, in dem er tätig war, und damit seine Existenzgrundlage zu sichern – so stellt es zumindest Roth dar.

Die NSDAP-Gaukarteikarte von Reiners<sup>874</sup> trägt die Mitgliedsnummer 1725612 und weist nach, dass er im Mai 1933 der Partei beiträt. Er selbst gibt an, bereits im März eingetreten zu sein, was weitere Dokumente des Bundesarchivs belegen. Reiners' Abstammungsnachweis zeigt, dass er und auch seine Ehefrau „arischer Abstammung“ waren.<sup>875</sup> 1933 schreibt er in einem Fragebogen der Reichskulturkammer unter „Religion: evangelisch“; 1938 steht unter „Konfession (Auch frühere und Rassezugehörigkeit): gottgläubig, früher evang.-luthr., arisch“. Neben seiner Parteizugehörigkeit war Reiners Mitglied der DAF (Deutsche Arbeitsfront), des NSKK (Nationalsozialistisches Kraftfahrkorps), der NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt), des Reichsluftschutzbundes und in Berufsverbänden. Reiners' Frau war kein Mitglied der Frauenschaft und seine Kinder ebenfalls in keiner nationalsozialistischen Gruppierung.

Die Reichskulturkammer (RKK) diente der „Gleichschaltung aller in künstlerischen und geistigen Berufen Tätigen“<sup>876</sup> und war „der verlängerte Arm des Propagandaministeriums“<sup>877</sup>. Alle Kulturschaffenden wurden zur Mitgliedschaft gezwungen, ansonsten drohte Berufsverbot.<sup>878</sup> Im Dezember 1933 erklärte sich Reiners für die Aufnahme in den Reichsverband Deutscher Schriftsteller<sup>879</sup> „vorbehaltlos bereit, jederzeit für das deutsche Schrifttum im Sinne der nationalen Regierung einzutreten und den Anordnungen des Reichsführers des R. D. S. in allen den R. D. S. betreffenden Angelegenheiten Folge zu leisten“. Er

<sup>874</sup> Folgende Informationen stammen, wenn nicht anderes vermerkt, aus dem Material des Bundesarchivs.

<sup>875</sup> Vgl. Zentner, Bedürftig (Hg.) (1985): Das große Lexikon des Dritten Reiches: Abstammungsnachweis, S. 12f.

<sup>876</sup> Oschinski (2007): Inhalt und Umsetzung früher nationalsozialistischer Presseanweisungen, S. 19.

<sup>877</sup> Adam (2010): Lesen unter Hitler, S. 21.

<sup>878</sup> Vgl. Barbian (2008): Die vollendete Ohnmacht?, S. 18.

<sup>879</sup> Der Reichsverband Deutscher Schriftsteller gehörte zur Reichsschrifttumskammer, die wiederum eine Untergruppe der Reichskulturkammer war.

wollte laut beigelegtem Fragebogen Hauptmitglied in der Fachschaft der wissenschaftlichen Schriftsteller werden. Neben Verleger Dr. Heinrich Beck gab er als Bürgen Dr. Edmund Veesenmayer vom „Verbindungsstab der NSDAP“ an, einen nach 1945 rechtskräftig verurteilten NS-Verbrecher<sup>880</sup>. Reiners' Mitgliedsausweis des Reichsverbandes Deutscher Schriftsteller in der Reichsschrifttumskammer („Fachschaft: Wissenschaftl. u. Fachschriftst. – Verbandsmitgliedskarte Nr.: 6435“) ist auf den 19. September 1934 datiert.

Am 11. Mai 1938 wurde dem Hobbyautor die Mitgliedschaft wieder entzogen. Gelegenheitsschriftsteller oder Autoren wissenschaftlicher Werke waren von der Mitgliedschaft in der RKK ausgenommen. Ihnen wurden Sondergenehmigungen erteilt oder sogenannte Befreiungsscheine ausgestellt.<sup>881</sup> Aber „gerade unter den ‚Teilzeitautoren‘ wollten viele dazugehören. Sie versprachen sich von der Mitgliedschaft in der Kammer einen Prestigegewinn, gewissermaßen eine staatliche Anerkennung ihres Tuns“<sup>882</sup>. Die Begründung zur Entlassung von Reiners aus der RKK lautet:

Aus den von Ihnen eingereichten Unterlagen ersehe ich, daß Sie sich neben Ihrem Hauptberuf schriftstellerisch betätigen. Die Voraussetzungen für Ihre Mitgliedschaft zu der Gruppe Schriftsteller meiner Kammer sind infolgedessen nicht mehr gegeben. Ich entlasse Sie demgemäß mit sofortiger Wirkung aus dieser Mitgliedschaft [...]. So weit Sie sich fernerhin neben Ihrem Hauptberuf schriftstellerisch betätigen, bin ich bereit, einen von Ihnen zu stellenden Antrag auf Erteilung eines Befreiungsscheines [...] zu prüfen.

Noch im selben Jahr erhält Reiners einen Befreiungsschein für „Fontane oder die Kunst zu leben“; 1943 für die *Deutsche Stilkunst*. In letzterem ist zu lesen:

Dieser Befreiungsschein [...] gilt bis zum 31.12.1943. Innerhalb der Geltungsdauer dieses Befreiungsscheines dürfen Sie den Verwertern Ihre schriftstellerischen Arbeiten – ohne Rücksicht auf Zahl und Umfang –

<sup>880</sup> Vgl. Zentner, Bedürftig (Hg.) (1985): Das große Lexikon des Dritten Reiches: Veesenmayer, S. 596.

<sup>881</sup> Vgl. Adam (2010): Lesen unter Hitler, S. 22.

<sup>882</sup> Ebd., S. 22.

anbieten oder im sonstigen Sinne eine schriftstellerische Tätigkeit ausüben, z.B. als Herausgeber, Vortragender oder als Mitwirkender an der Auswertung eines literarischen Nachlasses.

In der Akte Parteikorrespondenz des Bundesarchivs findet man einige politische Beurteilungen Reiners' von Seiten der NSDAP. Dort heißt es:

Auf sozialem Gebiet leistet R. sehr viel. Er ist jederzeit bereit bei der Ortsgruppe [Gau München-Oberbayern, Ortsgruppe Thalkirchen] Mitzuarbeiten [sic] und unterstützt dieselbe auch [sic] wo er nur kann. R. ist in politischer Hinsicht jederzeit einwandfrei und es ist gegen ihn Nachteiliges hier nicht bekannt. Reiners setzt sich jederzeit voll und ganz für die NSDAP ein.

Pg. Reiners ist politisch absolut zuverlässig. Seine Einstellung und seine Haltung sind äusserst gut. Zum Ausdruck kommt sein politisches Gesamtverhalten in erster Linie durch seine Opferbereitschaft und sein soziales Verhalten. Besonders hervorzuheben ist auch, dass sich Pg. Reiners seiner Mitgliedschaft in der Partei bewusst ist und sich daher für den Nationalsozialismus immer und überall einsetzt. Es besteht daher kein Bedenken, dass Pg. Reiners politisch wie auch weltanschaulich nicht gefestigt wäre.

Als Reiners zum „Verwalter von Feindvermögen in Frankreich“ ernannt werden soll, sichert sich die NSDAP-Leitung der Auslands-Organisation ab und fordert ebenfalls eine Bewertung an:

Sein politisches, soziales und sonstiges Verhalten ist ohne Tadel. In weltanschaulicher Hinsicht ist Reiners [sic] als gefestigt zu bezeichnen. Gegen die Verwaltung von Feindvermögen durch den Vorgenannten werden seitens der Gauleitung München-Oberbayern keine Bedenken ausgesprochen.

Über Reiners' politisches Leben nach dem Untergang des Dritten Reiches ist ebenfalls wenig bekannt. In der Sekundärliteratur findet man lediglich die Informationen von Roth (siehe oben) und eine ebenso dünne Schilderung aus dem *Spiegel*-Artikel von 1956, die der von Roth inhaltlich stark ähnelt:

Den zweiten Weltkrieg überdauerte Reiners als ziviler Direktor. Doch mußte er 1946 – als ehemaliges Mitglied der NSDAP – vorübergehend den Direktorensessel bei der Firma Jung und sein großes Haus mit Isar-

Blick in München-Solln räumen. Reiners, der Ratgeber in allen Lebensfragen, beschloß, aus dem Verdruß doch noch einigen persönlichen Gewinn zu schöpfen: er verdingte sich als Landarbeiter bei einem Nonnenkloster, das mit einer Irrenanstalt gekoppelt war. „Ich muß dem Amerikanern für ihren Schematismus wirklich dankbar sein“, erinnert sich Reiners heute an diese Zeit der Büroferne und des kräftigen Landlebens. „Die Zeit war ein richtiger Segen.“ Die segensreiche Zeit ließ sich Reiners auch nicht dadurch trüben, daß die Irren spaßeshalber seine Uhr zerstampften und deren Reste durchs Klosett spülten oder daß ihm ein aufgeschuchter Ochse eine Fingerkuppe zerquetschte – Verluste solcher Art bucht der Kaufmann Reiners als „allgemeine Lebensspesen“ ab.<sup>883</sup>

Im Zuge der Entnazifizierung galt es, u.a. Personen aus leitenden wirtschaftlichen Positionen zu entlassen<sup>884</sup>, wovon Reiners offenkundig betroffen war.

Eine ergiebige Quelle ist seine Spruchkammerakte, die im Staatsarchiv München zugänglich ist.<sup>885</sup> Zu Reiners gab es zwei Spruchkammerakten: in Starnberg und in München. In einem Brief vom 13. August 1946 schreibt er an den öffentlichen Kläger der Spruchkammer Starnberg:

Meinem Meldebogen trage ich nach, dass ich Mitglied der VDA (Volksbund für das Deutschtum im Ausland) war. Mir selbst war dies nicht erinnerlich. Das früher von mir bewohnte Haus ist seit Mai 1945 von der Besatzungsmacht belegt. Erst jetzt konnte ich meine Akten herausholen. Hierbei stellte ich die Mitgliedschaft fest.

Eintrittsdatum: nicht mehr feststellbar.

Reiners' Wohnortwechsel und die damit verbundene Meldepflicht erklären die zwei vorliegenden Akten.

In den Meldebögen „auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus von 5. März 1946“ (26.04.46 Starnberg; 02.06.47 München) gibt Reiners an, seit 1. Mai 1933 Mitglied der NSDAP gewesen zu sein – anders also als er es noch im Dritten Reich

<sup>883</sup> Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 33.

<sup>884</sup> Vgl. Bachof (1965): Die „Entnazifizierung“, S. 198.

<sup>885</sup> Folgende Informationen stammen, wenn nicht anderes vermerkt, aus dem Material des Staatsarchivs München (Spruchkammerakte – SpkA K 1400).

beispielsweise im Aufnahmeantrag für die Reichsschrifttumskammer angibt. Er teilt mit, nie eine Parteiauszeichnung, Ehrensold oder sonstige Parteibegünstigungen erhalten zu haben. Für ihn hätten sich nie Vorteile durch die Mitgliedschaft in einer nationalsozialistischen Organisation ergeben. Auf die Frage nach der „Zugehörigkeit zur Wehrmacht, Polizeiformation, RAD, OT, Transportgruppe Speer u. ä.“ schreibt Reiners: „10.10.38 bis 19.11.38 Verpflegung und Beschaffungsabt. Berlin; höchster erreichter Rang: Intendanturrat der Reserve; ab [...] Juli 1939“. Die Unvereinbarkeit der Jahreszahlen bleibt ungeklärt. Im Starnberger Meldebogen ein Jahr zuvor wies Reiners zusätzlich auf seine Zugehörigkeit zum Volkssturm hin. Auf die Frage „In welchen Organisationen (Wirtschaft, Wohlfahrt) bekleideten Sie ein Haupt-, Neben- oder Ehrenamt?“ gibt Reiners an, dass er von der Gründung bis zur Auflösung Leiter oder stellvertretender Leiter der „Fachuntergruppe Industrie der handelsfertigen Garne (früher Fachgruppe Zwirnerei und Handarbeitsgarnherstellung)“ gewesen sei. Es folgen Angaben über sein Einkommen, welches sich im Dritten Reich auf durchschnittlich ca. 98.000 Reichsmark jährlich belief und nach dem Untergang im Jahr 1945 auf 40.000 RM. Reiners merkt allerdings an, dass sein Arbeitseinkommen im Dritten Reich deutlich sank, was vermutlich belegen soll, dass er nicht vom Nationalsozialismus profitierte – im Gegenteil, er musste Verluste einstecken. Diese konnte er nach eigenen Angaben ausschließlich durch „erhöhte[...] Zinseinnahmen infolge Erbschaft und höheren Zinserträgen“ ausgleichen.

Folgende Angaben macht er über sein Vermögen:

1932, 1934	– keine Unterlagen
1938	– 285.000 RM
1943	– 285.000 RM + Vorbehaltsgut der Ehefrau 113.000 RM
1945	– „das Finanzamt [hat] [...] eine Vermögens-Minderung anerkannt. Infolgedessen beträgt das steuerpfl. Verm. 151.307“.

Die Höhe des Vermögens bzw. des Einkommens war ausschlaggebend für den Streitwert und somit die Gesamtkosten des Verfahrens. Reiners profitiert von der Vermögensminderung. Er schreibt: „Das Vermögen bleibt also unter 200.000 RM. Gemäß Gebührenordnung [...] gilt daher als Streitwert das höchste steuerpflichtige Einkommen.“ Das ist natürlich geringer als das Vermögen vor der Minderung – der Streitwert sinkt.

Das „Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“ sah vor, dass jeder Deutsche über 18 Jahren einen Meldebogen ausfüllte, den ein öffentlicher Kläger prüfte. Im Spruchkammerverfahren wurde jeder Einzelne anhand konkreter Grundsätze in eine der fünf Kategorien eingestuft:

1. Hauptschuldiger
2. Belasteter (Aktivist, Militarist, Nutznießer)
3. Minderbelasteter
4. Mitläufer
5. Entlasteter.<sup>886</sup>

Kritisch betrachtet wurde der „Anklagezwang auf Grund formaler Kategorien, [...] eine gesetzliche Schuldvermutung, [und die] Aufrechterhaltung des Beschäftigungsverbot in anderer als gewöhnlicher Arbeit für alle die Millionen von Betroffenen bis zur Rechtskraft der Spruchkammerentscheidung“<sup>887</sup>. Der Druck auf die deutsche Bevölkerung durch diese Verfahren war so groß, dass sich eine „Persilscheinkultur“<sup>888</sup> entwickelte. Es kam „zu einer wechselweisen Ausstellung von Entlastungszugnissen“<sup>889</sup>. Im Wissenschaftsbetrieb beispielsweise

folgten [Persilscheine] meist einem ähnlichen Muster und waren selten länger als eine Seite: Einleitend wurde knapp mitgeteilt, woher man den Betreffenden kannte. Es folgte die Bekundung, daß sich dieser stets anständig verhalten und in mehr oder minder offen artikulierter, zumin-

<sup>886</sup> Vgl. Regierungsblatt für Württemberg-Baden (1946): Gesetz Nr. 104 zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946, I. Abschnitt, Artikel 3 (2); II. Abschnitt, Artikel 33 (1); I. Abschnitt, Artikel 4.

<sup>887</sup> Bachof (1965): Die „Entnazifizierung“, S. 200.

<sup>888</sup> Sachse (2002): „Persilscheinkultur“.

<sup>889</sup> Bachof (1965): Die „Entnazifizierung“, S. 201.

dest aber innerlich empfundener und vertraulich offenbarter Opposition zum Nationalsozialismus gestanden habe. Gegebenenfalls wurden einzelne Handlungs- oder Verhaltensweisen hervorgehoben, die geeignet schienen, die erste Aussage zu belegen. An oberster Stelle rangierten hier Hilfestellungen für verfolgte jüdische Bekannte oder Kollegen; ersatzweise wurde gern der aufrechte Kampf bzw. das geschickte Taktieren zur Weiterführung einer sauberen Wissenschaft angeführt; wann immer möglich, wurde die Mitgliedschaft in der Bekennenden Kirche hervorgehoben. Daran schloß sich der Appell an den Adressaten – Spruchkammer, Einstellungs- oder Aufsichtsbehörde – an, den Betroffenen zu rehabilitieren bzw. ihm den beruflichen Wiedereinstieg zu ermöglichen.<sup>890</sup>

Seinem Meldebogen fügt auch Reiners eine ausführliche Begründung mit Beweisen an, weshalb er als Mitläufer eingestuft werden sollte, obwohl er doch nach dem Befreiungsgesetz als Belasteter gelten müsste, da er schon frühzeitig der Partei beitrug.

Ich führe diesen Beweis nachstehend durch eidesstattliche Aussagen von Personen, welche durch ihre Stellung im jetzigen öffentlichen Leben die absolute Zuverlässigkeit ihrer Aussagen gewährleisten, und welche ein erschöpfendes Urteil über mein Verhalten haben. Keiner von ihnen ist mit mir verwandt oder verschwägert. Ihre Aussagen enthalten nicht bloße Angaben über meine Gesinnung, sondern über meine tatsächlichen Handlungen.

Folgende Gründe führt er an, denen sich die entlastenden Zeugenaussagen anschließen.

1. Wäre Reiners nicht der Partei beigetreten, hätte ein Nationalsozialist seine Position in der Firma übernommen. Das habe er natürlich in seinem eigenen und auch im Interesse seiner Mitarbeiter verhindern wollen. Er sei sich bewusst, dass der frühe Parteieintritt die „Vermutung des Aktivismus“ nahe lege. Allerdings könne er die Vermutung mit der Begründung entkräften, dass Wirtschaftsverbände sehr bald nach der Machtergreifung gleichgeschaltet wurden und als Antinationalsozialisten bekannte Leiter der NSDAP beitreten sollten, wenn sie ihre Stellung behalten wollten.

<sup>890</sup> Sachse (2002): „Persilscheinkultur“, S. 230f.

Im März 1933 kamen daher zwei Beauftragte der Partei in unser Büro und erklärten mir – offensichtlich auf Grund einer Denunziation –, in unserer Firma und unter den Leitern der angeschlossenen Fabriken gebe es keinen einzigen Nationalsozialisten; eine derartige Organisation müsse aber „gleichgeschaltet,“ d.h. sie müsse von einem Nationalsozialisten geleitet sein. Offenbar wollte ein Pg. in die Leitung der Firma. Unter diesen Umständen hielt auch mein Verwaltungsrat für das kleinere Übel, wenn ich in die Partei eintrete, um die Auslieferung der Organisation an einen Nazi zu verhindern.

Als Leumund führt er Fabrikdirektor Dr. Wolfgang Butz an, der Reiners' Ausführungen noch einmal abgewandelt wiedergibt. Er schreibt: „Ich kenne Herrn Dr. Reiners seit 1926. Er war und ist zweifellos ein liberal und demokratisch gesinnter Mann und hat sich auch während der Naziherrschaft in diesem Sinne betätigt.“

2. Reiners habe sich nie aktiv in der NSDAP oder einer anderen nationalsozialistischen Organisation betätigt. Zwangsversammlungen habe er im Lauf der 12 Jahre sechs bis acht Mal besucht. Vereidigungen haben nie stattgefunden.

Als Beweis werden insgesamt acht Personen angeführt. Dazu gehören die drei Betriebsratsmitglieder Willy Peter, Hans Stangl und Karl Haug. Sie bescheinigen Reiners, dass die Firma aufgrund seiner Geschäftsführung einen großen Aufschwung erlebte. Überschwänglich lobt Peter seine sozialen Kompetenzen als Chef: „Seiner starken Persönlichkeit war es zu verdanken, dass er das ganze Vertrauen der Angestellten gewann“. Haug schreibt: „Er war immer ein fortschrittlich denkender Arbeitgeber, der durch eine weit übertarifliche Bezahlung und eine überaus lieberale [sic] Handhabung der Arbeitszeit (jeder zweite Samstag frei), für seine Angestellten sorgte. Von jeher war unser Betrieb daher als einer der sozialsten Betriebe Münchens bekannt.“ Des Weiteren führt er den Romanisten Karl Vossler, 1945 Rektor der Universität München und Mitglied des vorläufigen Bayerischen Landesausschusses, an. Dieser hält sich sehr kurz; weist auf die lange Bekanntschaft mit Reiners hin und attestiert ihm: „Seine geistigen Interessen und Studien haben sich von jeher auf einer wesentlich höheren Ebene als der des Nationalsozialismus bewegt.“ Ebenso knapp und pauschal wirken die

Urteile von Dr. Hugo Curry, amerikanischer Polizeichef im Gebiet Diessen/Ammersee, und Mary Brendel, amerikanische Staatsbürgerin. Sein ehemaliger Schweizer Arbeitskollege Numa Tétaz schreibt ergänzend: „Ich weiß [...], dass er alle Gewaltmaßnahmen gegen Juden aufs Schärfste missbilligte und sie nie unterstützt hat. Er hat im Rahmen seiner Möglichkeiten immer zu deren Linderung beigetragen.“ Dr. Odoardo Mesirca aus Italien war aktiver Antifaschist und der Gestapo ein Dorn im Auge. Er wollte 1939 über Deutschland nach England reisen, was er schließlich aufgrund des Krieges nicht durfte. Um in Deutschland bleiben zu können, musste er eine Anstellung vorweisen. Und obwohl die Beschäftigung von Ausländern riskant war, stellte Reiners den Italiener ein.

3. Er habe aufgrund seiner oppositionellen Haltung Opfer und Gegner des Regimes geschützt und ihnen geholfen. „Ich habe dies nicht nur gegenüber jüdischen Freunden getan, was ja selbstverständlich war, sondern ganz systematisch und in einem Umfang, der auch größeren jüdischen Kreisen zugute kam.“

a. Er habe Nichtarier beschäftigt, ihnen falsche Bescheinigungen ausgestellt und sie somit vor dem Arbeitslager bewahrt. Rassisch Verfolgten habe er z.T. durch illegale Mittel das Entkommen ins Ausland ermöglicht.

Als Beweise wird die Aussage des Rechtsanwalts und Landrats Kitzinger angeführt. Er schreibt, dass Reiners „unter seinen Angestellten etwa 8% Mischlinge“ beschäftigt habe. „Wenn man berücksichtigt, wie wenig Betriebsführer damals den Mut zu einer solchen Handlungsweise aufgebracht haben, so muß diese Tatsache als ganz besondere Entlastung gewürdigt werden.“ Das bestätigen zwei betroffene ehemalige Angestellte. Kurt Baumann, Investigator bei DISCC, galt als „jüdischer Mischling“ und war als politischer Häftling in Dachau. Laut seiner Aussage habe Reiners jüdischen Angestellten in erheblichem Maße Schutz geboten, sie vor dem Arbeitslager bewahrt und ihnen zur Flucht verholfen. Bernhard Pollak, Redakteur der *Süddeutschen Zeitung* und ebenfalls

ehemaliger jüdischer Mitarbeiter, ergänzt, dass Reiners falsche Bescheinigungen ausgestellt habe.

b. Er habe dafür gesorgt, dass Juden Bezugsrechte für Nahrungsmittel bekommen und stellte ihnen diese ohne Umwege zur Verfügung.

Beweisen sollen das die Aussagen von Prokurist Paul Höhne und erneut Fabrikdirektor Butz.

Um sicherzustellen, dass [die jüdische Bevölkerung] die Nahrungsmittel auch wirklich erhielt, ohne in die Läden gehen zu müssen, hat Dr. Reiners häufig den israelitischen Kultusgemeinden auf Anforderung ohne Formalitäten die gewünschten Mengen zur Verfügung gestellt. Dies Verfahren führte dazu, dass z.B. das Wirtschaftsamt Leipzig den Nähgarnvertrieb beschuldigte, er begünstige systematisch die jüdische Bevölkerung und durchkreuze hiermit die Maßnahmen der amtlichen Stellen. Trotz dieser Beschwerde ordnete aber Herr Dr. Reiners an, dass in der bisherigen Weise fortzufahren sei.

c. Reiners habe einen jüdischen Gesellschafter der Firma unterstützt, indem er die Teilhabe heimlich weiterführte. Er habe sogar eidesstattliche Erklärungen abgegeben, dass keine jüdische Firma an der Vertriebsgesellschaft beteiligt sei.

Emil Weil aus New York, früherer Teilhaber der Firma J. Levi & Co. Hechingen, sagt aus: „Als ich meinen GmbH-Anteil an der Nähgarnvertriebs-GmbH verkaufen musste, hat er mit mir vereinbart, dass mir trotzdem sämtliche Vorteile und Einkünfte, die mir bisher aus dem Besitz des Anteils zugestanden hatten, in vollem Umfang erhalten bleiben und dass ich sogar auch an den Gesellschaftsversammlungen nach wie vor teilnehmen solle.“

d. „Ich habe, als die jüdischen Vertreter entlassen werden mussten, ihnen hohe lebenslängliche Pensionen (bis zu RM 15.000 jährlich) bezahlt, obwohl sie als selbständige Kaufleute auf Pension überhaupt keinen Anspruch hatten.“

Fabrikdirektor Butz bestätigt das in auffallend ähnlichem Wortlaut.

e. Reiners habe bis 1943 die jüdische Hausangestellte Regina Neuburger beschäftigt, „die bei uns wie ein Kind des Hauses behandelt wurde“. Er

habe sogar mit der Gestapo verhandelt und in Kauf genommen, dass die Gestapo von der Beschäftigung einer Jüdin erfuhr.

Neuburger bestätigt Reiners' Schilderung mit ihrer Aussage. Sie weist nachdrücklich auf Reiners' hohes persönliches Risiko hin, das er für sie eingegangen sei. Ihr letzter Satz lautet bezeichnenderweise (wie in Reiners' Begründung): „Ich wurde in der Familie wie ein Kind des Hauses behandelt.“

f. Der Kaufmann habe mehreren jüdischen Emigranten eine Einnahmequelle beschafft.

Dr. Wolfgang Ritscher, Direktor der Münchner Großküche, sei im Dritten Reich mit seiner Familie in die „CSR“ ausgewandert und habe dort als Versicherungsangestellter um seine Existenz gekämpft. „Damals hat Herr Dr. Reiners mir zu einer laufenden Einnahme dadurch verholfen, dass er einen Teil einer umfangreichen zehn Jahre laufenden Transportversicherung der von ihm geleiteten Nähfadenorganisation auf das von mir vertretene Versicherungsunternehmen übertragen ließ.“ Ritscher habe die Provision erhalten.

g. Er habe unter persönlicher Gefahr Oppositionelle im Betrieb vor der Gestapo unterstützt.

Neben den Betriebsratsmitgliedern belegt das auch Hilde Kitzinger: „Im Juli 1934 wurde mein Bruder von der SS ermordet. Wegen einer damit zusammenhängenden hasserfüllten Äußerung bedrohte man mich innerhalb der Firma mit einer Anzeige bei der Gestapo.“ Reiners habe das zu verhindern gewusst.

h. „Als ich vorübergehend einige im englischen Besitz befindliche Nähfadenfabriken im besetzten Gebiet zu betreuen hatte, habe ich die Interessen dieser Betriebe so nachdrücklich wahrgenommen und ihren Leiter gegen die Gestapo abgedeckt, dass der Eigentümer, der Weltkonzern J. u. P. Coats, Glasgow, nach dem Kriege (1946) ausdrücklich seine Zufriedenheit mit meiner Tätigkeit aussprach.“

Der Mann, auf den Reiners hier verweist ist Charles W. Bell. Er bestätigt seine Aussage, beschreibt ihn als korrekten Geschäftsmann mit antinationalsozialistischer Gesinnung.

Es ist mir [...] die Tatsache bekannt, dass Dr. Reiners verschiedene anonyme Anzeigen von einem Angestellten der französischen Gesellschaft empfing, die einen der britischen Direktoren der Gesellschaft betrafen, der während der Besetzung unter falschem Namen in Frankreich blieb. Herr Dr. Reiners hat diese Tatsache den deutschen Behörden verheimlicht und damit eine erhebliche Gefahr auf sich genommen.

Auch Direktor Richard Jung beglaubigt Reiners' und Bells Angaben. Er berichtet, dass Bell, Direktor des Coats-Konzerns, Anfang 1946 Informationen über das Nähfadengeschäft im Auftrag der Militärregierung gesammelt habe. „Als Mr. Bell hörte, dass Herr Dr. Reiners aus dem Nähgarnvertrieb ausgeschieden und als landwirtschaftlicher Arbeiter am Ammersee tätig sei, fuhr er gleich mit mir dorthin und holte Herrn Dr. Reiners nach München.“ Bell bedauerte, dass er als Engländer in der amerikanischen Besatzungszone für Reiners nichts tun könne. Abschließend habe Reiners Versorgungspakete von Bell geschenkt bekommen.

i. Reiners' Einsatz habe soweit gereicht, dass er beschuldigt wurde, sich gegen das Regime zu stellen. Man habe ihm deshalb sogar gedroht, ihn zu verhaften.

Neben Fabrikdirektor Butz führt Reiners Geschäftsführer Dr. Hans Franzmeier als Beweis an:

Bei einer Industriesitzung im Jahre 1940 erklärte der damalige Reichsbeauftragte für Seide, Kunstseide und Zellwolle, Dr. Otten, die reaktionäre und feindselige Einstellung der maßgebenden Herren der Nähfadenindustrie gegenüber der Regierung sei ihm seit sehr langer Zeit bekannt und habe sich auch jetzt wieder erwiesen. Er behalte sich vor, beim Reichswirtschaftsministerium gegen diese Herren ein Verfahren wegen Sabotage der Kriegswirtschaft zu beantragen.

Diese Äußerung war einwandfrei in erster Linie gegen Herrn Dr. Ludwig Reiners gerichtet, welcher sowohl bei dieser Verhandlung als auch vorher die Nähfadenindustrie gegenüber der Regierung vertreten hatte.

4. Die Mitgliedschaft im NSKK habe nur wenige Monate bestanden.

Das bestätigt Reiners' Chauffeur Johann Steiner.

5. Reiners habe nie etwas für die Partei gespendet.

Der Nähgarnvertrieb sagt aus, dass die Firma niemals etwas an die NSDAP oder andere NS-Organisationen gespendet habe. Martha Eiseremann, Reiners' Sekretärin, die seine Privatkasse und den Geldverkehr verwaltete, bestätigt das ebenfalls.

6. „Ich habe nie den geringsten Nutzen aus meiner Parteizugehörigkeit gezogen. Mein persönliches Einkommen ist gegenüber 1932 gefallen.“

Darüber hinaus habe ich – wie aus den Anlagen ersichtlich – aus meiner grundsätzlichen Einstellung zum Nationalsozialismus und seinen immer klarer erkennbaren Terrormaßnahmen den Widerstand geleistet, der mir in meinem Bereich möglich gewesen ist. Aus dieser Haltung sind mir Nachteile entstanden: die Bedrohungen und Gefahren, denen ich ständig ausgesetzt war, bedeutenden für mich eine dauernde schwere seelische Belastung, die sich auch gesundheitlich in einem Gallenleiden äußerte.

Dr. Walther Thaler, Facharzt für innere Krankheiten, bescheinigt, dass Reiners seit 1941 bei ihm in Behandlung gewesen sei, unter chronischen Gallen- und Leberbeschwerden gelitten und deshalb sehr strenge Diät gehalten habe.

Zudem führt Reiners eine Bescheinigung seines Arbeitgebers an, um nachzuweisen, dass er freiwillig anderthalb Jahre als landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter tätig war. Da seine Wiederbeschäftigung auf seinem alten Arbeitsgebiet auch im öffentlichen Interesse liege, beantragt er abschließend sein Verfahren als dringlich einzuordnen.

Dafür setzen sich Dr. Butz stellvertretend für die Zwirnerei und Nähfadefabrik Göggingen und Dr. Ackermann von der gleichnamigen Zwirnerei in einem Schreiben ein, ebenso wie die Industrie- und Handelskammer Augsburg. Sie loben Reiners' Erfahrungsschatz beispielsweise bei Auslandsbeziehungen und seine untadelige Arbeitsweise. Laut IHK München gelte er als „besonders erfahrener Exportfachmann“. Es liege ein volkswirtschaftliches Interesse vor, Reiners zu rehabilitieren. Dabei werden Verhandlungen mit England und Amerika besonders hervorgehoben. Auch der Nähgarnvertrieb hielt Reiners für unverzichtbar und verweist auf Versorgungsprobleme, die Reiners in der Lage sei, zu

beseitigen. Dem Antrag auf vordringliche Behandlung des Verfahrens Reiners' wird schließlich entsprochen.

Die öffentlichen Kläger der Spruchkammern München und Starnberg holten zusätzlich Auskünfte bei der örtlichen Militärregierung, beim Bürgermeister, bei der Polizei, beim Arbeitsamt und Finanzamt ein – allerdings ohne neue Informationen. Einzig die Angabe des Arbeitsamtes, dass Reiners „am 11.4.1947 an das Arbeitsamt Augsburg als Angestellter der Zwirnerlei u. –Nähfadenfabrig [sic] überwiesen [wurde]“, ist neu.

In der Begründung der Klageschrift vom 10. September 1947 ist schließlich zu lesen:

Festgestellte Belastungen:

NSDAP	1933-1945
NSKK	1933-1933
DAF	1937-1945
NSV	1938-1945
VDA	1937-1945

Auf Grund seiner Parteimitgliedschaft seit 1933 fällt der Betroffene präsumtiv in die Gruppe II der Belasteten [...].

Der Betroffene ist schon seit 20 Jahren in einem [sic] Nähgarnvertrieb GmbH beschäftigt. Die Zwirnerlei und Nähfadenfabrik Göggingen sagt aus, „dass der Betroffene seinerzeit der Partei beigetreten sei [sic] um zu verhindern, dass ein Nazi in die Leitung des Betriebs eingesetzt würde“. Er hat eine Reihe von Nichtariern eingestellt und sie durch falsche Bescheinigungen vor einer Verbringung ins Arbeitslager geschützt. Der Betriebsrat des Nähgarnvertriebs sagt aus, dass er die Vorschriften der Partei und der Arbeitsfront so auslegte, dass die Auswirkungen abgeschwächt und für die Belegschaft keine allzu große Belastungen waren. Auch bei den Betriebsapellen [sic] war es jedem Betriebsangehörigen klar, dass der Betroffene kein Nationalsozialist war, worüber sich die Partei-Aktivisten im Betrieb, schwer beklagten.

Somit [...] die Gruppe III.

Daraufhin nimmt Reiners erneut Stellung. Er fasst seine ausführliche Begründung, die er dem Meldebogen vom 2. Juni 1947 anhing, zusammen und schreibt am 24. September 1947: „Infolgedessen beantrage ich:

mich in Stufe IV einzustufen. Ich bitte außerdem, in der Begründung des Spruches zu erwähnen, dass ich aktiven Widerstand geleistet habe, dass aber die Einstufung in Gruppe V nicht erfolgen konnte, weil kein hinreichender Nachteil nachweisbar war.“

Am 1. Oktober 1947 fällt die Spruchkammer München ihr Urteil und gliedert Reiners als Mitläufer ein. Die Geldsühne beträgt 2.000 RM, die in den Wiedergutmachungsfonds einzuzahlen ist. Die Kosten des Verfahrens in Höhe von 5.000 RM muss er ebenfalls tragen. Angekreidet werden Reiners seine Mitgliedschaften in nationalsozialistischen Zusammenschlüssen und die Leitung der Fachuntergruppe der Industrie für handelsfertige Garne. Dass er sich nicht aktiv für den Nationalsozialismus eingesetzt, aus seinen Mitgliedschaften keine Vorteile gezogen, keine militaristischen Tendenzen erkennen lassen sowie rassistisch und politisch Verfolgte unterstützt habe, wird ihm angerechnet. Im Spruch heißt es:

Eintritt in die Partei glaublich aus geschäftlichen Gründen, um eine Einflussnahme aktiver Parteiinteressen auf die Organisation des als Verkaufskartell fungierenden Nähgarnvertriebes zu verhindern.

Der Betroffene war seit 1925 Geschäftsführer der Firma Nähgarn-Vertriebs-GmbH München und hat sich bis 1933 parteipolitisch nicht aktiv betätigt. Eine Reihe entlastender Zeugenaussagen besagen, dass durch die Handlungen des Betroffenen innerhalb der Nähfadenindustrie die nichtnationalsozialistischen Firmen und Personen keine Nachteile erlitten. Der Initiative des Betroffenen sei es zuzuschreiben gewesen, dass Näh- und Stopfgarn auch an Juden auf Grund von Bezugsrechten laufend geliefert wurde. Jüdischen Vertretern seien, als diesen gekündigt werden musste, auf Veranlassung des Betroffenen erhebliche Pensionen ausbezahlt worden. Die Auswirkungen nationalsozialistischer Vorschriften habe der Betroffene immer abzuschwächen verstanden. Seinem Verhalten sei es zu verdanken gewesen, dass sich der deutsche Gruß im Betrieb nicht habe durchsetzen können. Antinationalsozialisten habe der Betroffene vor Anzeigen bei der Gestapo geschützt. Angestellten, die auf Grund ihrer Rassezugehörigkeit besonders gefährdet waren, habe er den Arbeitsplatz erhalten. Es sei ihm auch gelungen, als Antifaschisten vorbestrafte Angestellte durch UK-Stellung bis zum Kriegsschluss im Betrieb zu halten. Sein soziales Verständnis sei vorbildlich gewesen. Sein

ganzes Verhalten habe gezeigt, dass der Betroffene innerlich in keiner Weise auf dem Boden des NS stand. [...]

Die Aussage des englischen Staatsbürgers und Geschäftsmannes Charles W. Bell vom 11. Juli 1947 [...] bestätigt, dass der Betroffene während seiner vorübergehenden Tätigkeit als fachmännischer Betreuer verschiedener Nähfadenfabriken in Belgien und Frankreich in den Jahren 1941/42 die Interessen der britischen Aktionäre dieser in britischem Besitz befindlichen Fabriken bestens gewahrt hat, weshalb Mr. Bell bei seinem im März 1946 in Deutschland erfolgten Besuch dem Betroffenen seine Zufriedenheit und Anerkennung auszusprechen vermochte. Einem unter falschen Namen in Frankreich wohnenden englischen Direktor der Pariser Coats-Fabrik hat der Betroffene zudem durch Nichtbeachtung anonymer Anzeigen trotz eigenem erheblichen Risiko Schutz gewährt. Sein Eintreten für rassistisch- und politisch Verfolgte wird durch die Zeugenaussagen [...] unter Beweis gestellt. Anhaltspunkte für eine Nutznießerschaft des Betroffenen sind nicht gegeben.

Das Urteil ist eine Zusammenfassung der wichtigsten Argumente dafür, dass Reiners kein Nationalsozialist gewesen sei, wie sie schon in seiner Stellungnahme und in den „Persilscheinen“ vorab zu lesen waren.

Einerseits wirken die entlastenden Argumente schlüssig und überzeugend, auch die Quantität spricht für Reiners. Andererseits könnte genau dieser Fall ein Paradebeispiel für die Persilscheinkultur sein: wörtliche Wiederholungen in den Aussagen, knappe Ausführungen ohne persönliche Note (Vossler, Brendel, Tétaz), überzeugende und einflussreiche Personen (Juden, Ausländer, unbelastete Wirtschaftler und Politiker).

Reiners tauscht sich mit Carl Eduard Misch<sup>891</sup> über die politische Situation in Deutschland aus. Beide verbindet ein freundschaftliches Verhältnis, wie aus Briefen hervorgeht. Misch war Journalist bei der Vossischen Zeitung. „Seine journalistischen und tagespolitischen Beiträge dokumentieren in der Kritik der illegalen Wiederaufrüstung und der Fememorde sowie im Bemühen um eine Aussöhnung mit Frankreich ein linksliberales und im Kampf gegen die politische Rechte antifaschistisches Engagement.“<sup>892</sup> Er flüchtete 1934 nach Frankreich und emi-

<sup>891</sup> Vgl. Bundesarchiv: Signatur N 2193/4

<sup>892</sup> Feilchenfeldt (1994): Misch, Carl.

grierte später in die USA.<sup>893</sup> Aufgrund Mischs politischer Position ist nicht anzunehmen, dass Reiners sich gegenüber seinem Briefpartner für den Nationalsozialismus ausspricht. Im Februar 1923 tauschen sich beide u.a. über den aufkeimenden Nationalsozialismus aus, aber eine eindeutige Position kann aus Reiners' Brief nicht herausgelesen werden. In einem weiteren Brief vom 5. November 1932 beschreibt er die „politische Lage [als] mies“ – ohne weitere Begründung. Ob er nun die Machtergreifung der Nationalsozialisten herbeisehnte oder ihren bereits großen politischen Einfluss verurteilte, kann nicht nachgewiesen werden.

#### 4.7.3 Fazit

Zwei Seiten offenbaren sich, wenn man die Verstrickungen Reiners' im Nationalsozialismus beleuchtet. Einerseits trat er frühzeitig der NSDAP bei. Er war zudem Mitglied in anderen NS-Organisationen. Nazifunktionäre beurteilen sein Verhalten durchweg positiv. Nach dem Untergang des Dritten Reiches durfte Reiners nicht mehr als Geschäftsführer arbeiten. Man könnte anhand dieser Fakten zum Schluss kommen, dass er tatsächlich der NS-Ideologie aufgeschlossen gegenüberstand. Andererseits zeichnen die Fakten aus seiner Spruchkammerakte ein ganz anderes Bild. Anhand seiner und den zahlreichen Aussagen von Personen, die als Beweise angeführt werden, scheint seine Einstellung zum Nationalsozialismus der eines Oppositionellen geglichen zu haben.

Er war Mitglied der Reichskulturkammer bis 1938, als er entlassen wurde, weil er die Schriftstellerei nicht im Hauptberuf ausübte. Noch im selben Jahr reicht Reiners erneut einen „Fragebogen zur Bearbeitung des Aufnahmeantrages für die Reichsschrifttumskammer“ mit Lebenslauf und Abstammungsnachweis ein. Ob er dies nun tat, um einen Befreiungsschein für sein Werk „Fontane“ zu bekommen oder zum „Prestigegegewinn“ bleibt ungeklärt. Dass Reiners' *Stilkunst* im Dritten Reich Erfolge feiern konnte, ist darauf zurückzuführen, dass Sachbücher zu dieser Zeit sehr beliebt waren.<sup>894</sup> Allerdings drängt sich in diesem Zu-

<sup>893</sup> Vgl. ebd.

<sup>894</sup> Vgl. Adam (2010): Lesen unter Hitler, S. 86, 109.

sammenhang die Frage auf, wie einflussreich Reiners tatsächlich war, wenn seine *Stilkunst* in einer Zeit erscheinen konnte, in der der Krieg das Leben bestimmte. Es herrschte u.a. Papiermangel – aber Reiners beglückte die Deutschen mit einem mehr als 600 Seiten starken Werk.

Besondere Sympathie für das NS-Regime oder herausragende Aktivitäten können ihm nicht nachgewiesen werden. Das ist einer von vielen Gründen, den Reiners in seinem Spruchkammerverfahren anführt. Reiners' Argumentation, die für seine durchaus oppositionelle Haltung im Dritten Reich spricht, ist nachvollziehbar und scheint glaubhaft. Er führt Juden, Emigranten, Oppositionelle als Zeugen an – klassische Beispiele zur Entlastung. Und stolpert man dann über teilweise sehr kurze Schreiben, deren Aussagen man beim Austausch der Namen auf beliebige andere Personen anwenden könnte, oder wortgetreue Doppelungen in Reiners' Aussage und der eines angeführten Zeugen, denkt man zwangsläufig an die gängige Praxis des Ausstellens von Persilscheinen nach 1945. Die Vermutung, dass Reiners gezielt nach entlastenden „Zeugen“ suchte und ihnen sogar die Inhalte ihrer Aussagen vorgab, drängt sich auf.

Reiners war in das politische System des Dritten Reiches involviert. Doch die Frage, ob und in welchem Maße sich Reiners mit der Partei und der nationalsozialistischen Ideologie identifizierte, kann nicht definitiv beantwortet werden.

## 5. Stiltradition

Es soll exemplarisch gezeigt werden, dass Stilratgeber untereinander in einer gewissen Tradition stehen. Nachdem die Entwicklung dieser Gattung beleuchtet wurde, wird dargelegt, inwieweit sich Inhalte und Strukturen in diesen Werken ähneln oder sogar gleichen. Das Kapitel schließt mit einem kurzen Vergleich bekannter Stilratgeber, die Engel und Reiners beeinflusst haben könnten. Ziel ist es, zu veranschaulichen, wie die verschiedenen Autoren mit denselben Zweifelsfällen bzgl. der standardsprachlichen Angemessenheit umgehen. Parallelen und Unterschiede zwischen den Stilratgebern werden herausgearbeitet, um so eine Traditionslinie nachzeichnen und diese von einem Plagiat abgrenzen zu können.

Der Begriff *Stilratgeber* steht für Bücher, die den ‚richtigen‘ Gebrauch der Sprache erörtern.<sup>895</sup> In der Sekundärliteratur kursieren weitere „Bezeichnungen wie Stillehren, Stilistiken, Sprachbücher, Sprachlehren, Sprachlehrbücher, Regelbücher, Sprachregelbücher, Sprachhilfsbücher, Sprachratgeber, Sprachrezeptbücher und Antibarbari“<sup>896</sup>.

Die sprachpflegerischen Bemühungen dieser Verfasser unterteilen Rinas und Sanders in „philosophische Sprachkritik“, „der die Sprache vornehmlich als Ansatzpunkt für Probleme des richtigen Denkens, der Erkenntnistheorie, des Wirklichkeitsbezugs usw. dient“<sup>897</sup> und „praktisch orientierte Sprachkritik bzw. Sprachpflege“<sup>898</sup>. Letzterer geht es um einen korrekten Gebrauch der Sprache. Sprachliche Erscheinungen werden als richtig oder falsch bewertet. Es erfolgt eine weitere Untergliederung dieser Gruppe nach ihrer Erscheinungsform als Glosse sowie Glossensammlung – als Beispiele hierfür werden Wustmann und Kraus

<sup>895</sup> Vgl. Meyer (1993): Wustmanns ‚Sprachdummheiten‘, S. 230.

<sup>896</sup> Ebd., S. 230. – Die Schwierigkeit der Begriffsabgrenzung thematisieren auch: Greule (1997): Die „Buchsorte“ Sprachratgeber, S. 241f.; Nickisch (1975): Gutes Deutsch?, S. 17f.

<sup>897</sup> Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 14.; Vgl. Rinas (2011): Sprache, Stil und starke Sprüche, S. 34.; Rinas (2013): Zur kulturhistorischen Einordnung von Mechtilde Lichnowskys Sprachkritik, S. 104. – Als Vertreter werden u.a. Platon, Mauthner und Wittgenstein genannt.

<sup>898</sup> Rinas (2013): Zur kulturhistorischen Einordnung von Mechtilde Lichnowskys Sprachkritik, S. 105.; Vgl. Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 7, 37, 14f.

genannt – oder als zusammenhängende Abhandlung wie die von Adlung, Engel oder Reiners.<sup>899</sup>

Die Bereiche verfügen über Gemeinsamkeiten.<sup>900</sup> Sprachkritiker üben in ihren Werken oftmals Kultur- und Gesellschaftskritik. Diese kommt sowohl bei Philosophen wie Schopenhauer oder Nietzsche als auch bei Kraus oder Engel gleichermaßen vor.<sup>901</sup> Populäre Stilratgeber und Sprachglossen verbindet „die unverkennbar gleiche Darstellungsweise, die übereinstimmenden Einzelheiten des sprachlich-stilistischen Stoffes, Gleichartigkeit auch des prinzipiellen Standpunkts und nicht zuletzt des Schreibziels“<sup>902</sup>. Viele Autoren haben einen ähnlichen beruflichen Hintergrund – Lehrer, Journalisten oder Schriftsteller verfassen Stilratgeber.<sup>903</sup>

Die populäre Stillehre – eine „Trivial-Stilistik“<sup>904</sup> – sei deshalb populär (im Sinne von popularisierend), weil sie nicht fachwissenschaftlich, sondern allgemeinverständlich für ein breites Lesepublikum geschrieben sei, so Sanders.<sup>905</sup> Und genau das wirft ihr die Sprachwissenschaft vor: „mangelnde Einsicht in die tieferen Begründungszusammenhänge der Sprachentwicklung und des Sprachgebrauchs“<sup>906</sup> (vgl. Kapitel 4.6.5). Wolf Peter Klein urteilt über das gespannte Verhältnis zwischen öffentlicher und wissenschaftlicher Sprachdiskussion wie folgt:

Die Gräben zwischen öffentlicher Sprachdiskussion und wissenschaftlicher Sprachforschung sind also tief. Schlimmer noch, das Verhältnis ist nicht nur durch unterschiedliche Erwartungen und Perspektiven geprägt, sondern oft sogar durch pure Ignoranz. Die nicht sprachwissenschaftlichen Autoren kümmern sich nicht um die Ansätze und Ergebnis-

<sup>899</sup> Vgl. Rinas (2013): Zur kulturhistorischen Einordnung von Mechtild Lichnowskys Sprachkritik, S. 105f.

<sup>900</sup> Vgl. ebd., S. 106.

<sup>901</sup> Vgl. Rinas (2011): Sprache, Stil und starke Sprüche, S. 34.

<sup>902</sup> Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 4.

<sup>903</sup> Vgl. Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 4, 38.; Greule, Kessel (2009): Praxisbezogene Stillehre, S. 2338.

<sup>904</sup> Weinrich zitiert nach Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 38.

<sup>905</sup> Vgl. ebd., S. 39.

<sup>906</sup> Ebd., S. 3.

se der Sprachforschung, während sich die meisten Sprachwissenschaftler in die öffentliche Diskussion erst gar nicht einmischen.<sup>907</sup>

Wenn also in der „Hitliste‘ an Themen“ (5.3.) Unsicherheiten thematisiert werden, was korrekte standardsprachliche Verwendungsweisen angeht, gelangen wir in einen Bereich, dem von der Sprachwissenschaft bisher weniger Beachtung als von Seiten der Sprachkritiker geschenkt wurde. „Gutes Deutsch“ zu definieren, ist ebenso schwierig wie „(guten) Sprachstil“. <sup>908</sup> Damit verbunden sind Urteile:

Stil ist [...] ‚eine wertende Kategorie‘: Wir beurteilen als Interaktionsteilnehmer Texte danach, ob und wie sehr sie stilistisch geglückt sind, in welchem Maße sie den Erfordernissen der Situation, des Textmusters, den eigenen Vorlieben entsprechend gelungen sind. Grundsätzliche Werte, die dabei eine Rolle spielen, sind Ästhetik, Zweckmäßigkeit, Verständlichkeit, Eingängigkeit usw.<sup>909</sup>

Man entscheidet sich für eine bestimmte Formulierung anhand von Konventionen, die in einer konkreten Kommunikationssituation für angemessen gelten, um damit etwas zu bewirken.<sup>910</sup> Sich aus dem System der Möglichkeiten auf eine Norm festzulegen, kann zu einem Konflikt führen, der schließlich Bestandteil der öffentlichen Sprachdiskussion wird.<sup>911</sup> Peter Eisenberg urteilt: „Wer im rationalen Diskurs von gutem oder schlechtem Deutsch spricht, verfügt über Alternativen, und dasselbe gilt für den Zweifelsfall.“<sup>912</sup> Er verweist in diesem Kontext auf Klein, der den sprachlichen Zweifelsfällen einer genaueren linguistischen Betrachtung gewidmet hat. Klein definiert den Terminus so:

Ein sprachlicher Zweifelsfall ist eine sprachliche Einheit (Wort/Wortform/Satz), bei der kompetente Sprecher im Blick auf (mindestens) zwei

<sup>907</sup> Klein (2010): Grammatik zwischen Deskription und Präskription, S. 100.; Vgl. Klein (2003): In dubio contra reum?, S. 13.

<sup>908</sup> Vgl. Sandig (2006): Textstilistik des Deutschen, S. 2f.; Sowinski (1999): Stilistik, S. 1f.

<sup>909</sup> Sandig (2006): Textstilistik des Deutschen, S. 4.

<sup>910</sup> Vgl. ebd., S. 2., Eroms (2008): Stil und Stilistik, S. 15.; Göttert, Jungen (2004): Einführung in die Stilistik, S. 21f.

<sup>911</sup> Vgl. Eroms (2008): Stil und Stilistik, S. 35ff.

<sup>912</sup> Eisenberg (2009): Richtig gutes und richtig schlechtes Deutsch, S. 57.

Varianten (a, b ...) in Zweifel geraten können, welche der beiden Formen (standardsprachlich) korrekt ist.<sup>913</sup>

Die Ratgeberliteratur, die sich mit Sprache, besonders gern mit Varianten und Unregelmäßigkeiten befasst (auch „Laienlinguistik“ genannt), prägte das metasprachliche Bewusstsein für Zweifelsfälle erheblich. Sprachratgeber erörtern Schwankungen zwischen Varianten allerdings nicht ausreichend umfassend.<sup>914</sup> Denn: „Die Zweifelsfälle sind in einer Grauzone angesiedelt, in der die Trennung zwischen Grammatikalität und Ungrammatikalität nicht wie üblich funktioniert.“<sup>915</sup> Aber diese Unterscheidung zwischen richtig oder falsch entspricht dem normativen Charakter der Laienlinguistik.

Antos erörtert, dass sich sprachliche Zweifelsfälle aus Unsicherheiten ergeben:

- aus dem Bewusstsein von Normen und Sanktionen, die mit der Schriftlichkeit in literalen Gesellschaften verbunden sind;
- aus der ‚Mehrsprachigkeit in der Muttersprache‘, also aus sozialen, stilistischen usw. Variationen und Varietäten („Heterogenitätsthe-se“) und
- aus systembedingter grammatischer Disparatheit (Lücken, Brüche, Interferenzen, falsche Analogieformen, Form- und Strukturkonkurrenzen (z.T. als Ergebnis unterschiedlicher Grammatikalisierungsprozesse) usw.).<sup>916</sup>

Die Behandlung sprachlicher Zweifelsfälle geht weit in der Geschichte zurück, wie Klein darstellt. Den Autoren (von einigen werden die entsprechenden Werke unter Punkt 5.3. thematisiert) ging es mitunter darum, das Deutsche generell zu verbessern und dem Sprachverfall entgegenzuwirken.<sup>917</sup> „Insgesamt lässt sich resümieren, dass die Zweifelsfall-Literatur in den drei Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg einen Hö-

<sup>913</sup> Klein (2006): Vergebens oder vergeblich?, S. 584.; Vgl. Klein (2009): Auf der Kippe?, S. 142.; Klein (2003): Sprachliche Zweifelsfälle als linguistischer Gegenstand.

<sup>914</sup> Vgl. Klein (2006): Vergebens oder vergeblich?, S. 592.; Klein (2009): Auf der Kippe?, S. 146, 154. (Den Begriff „Laienlinguistik“ prägte Antos (1996): Laien-Linguistik.)

<sup>915</sup> Klein (2003): Sprachliche Zweifelsfälle als linguistischer Gegenstand.

<sup>916</sup> Antos (2003): „Imperfektibles“ sprachliches Wissen.

<sup>917</sup> Vgl. Klein (2003): Sprachliche Zweifelsfälle als linguistischer Gegenstand.

hepunkt erreichte.“<sup>918</sup> Die Laienlinguistik neigte in diesem Zeitraum weniger dazu, eine Orientierungshilfe bei sprachlichen Zweifelsfällen zu sein, sondern vielmehr den „falschen“ Gebrauch und dessen Verwender zu stigmatisieren. Im Vergleich zu Wustmann sei Engel recht liberal gewesen, urteilt Klein.<sup>919</sup> Und obwohl auch Engels *Stilkunst* als normativer Ratgeber betrachtet werden kann, ist sein Ton zumindest an einigen Stellen (z.B. wenn es nicht um Fremdwörter geht) gemäßiger:

Begonnen wurde dieses zweite Buch im Buche mit der Betrachtung der knechtenden Sprachmeisterei; beschlossen sei's mit der Freiheit. Sollte ich selber dem Leser, der bis hierher ausgehalten, als ein schulmeisterner Pedant erschienen sein, weil mir einiges in Sprache und Stil unsrer guten, gar vieles in den Werken unsrer mittelmäßigen und schlechten Schriftsteller mißfällt, so habe ich für ihn nicht geschrieben, denn er vermag nicht den Zorn der Liebe zu unsrer ruhmwürdigen Sprache von Pedanterei, nicht Freiheit von Willkür zu unterscheiden. Ich hoffe jedoch, daß die meisten Leser deutlich herausgeföhlt haben, wie ich über Zwang und Freiheit in dieser unsrer gemeinsamen großen Sache denke. Mein Grundsatz ist in sechs Worten: Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhafte Freiheit; und da es weit mehr Zweifelhafte als unerschütterlich Notwendiges gibt, so darf ich mich rundweg einen Vertreter größtmöglicher Freiheit in allen Fragen deutscher Sprache und Stiles nennen. (SKE, 88f.)

Ziel soll es sein, zu untersuchen und nachzuweisen, ob eine Traditionslinie zwischen den Sprachratgebern im Umgang mit sprachlichen Zweifelsfällen erkennbar ist. Inwieweit und wie problematisieren die Autoren grammatische und stilistische Unsicherheiten, die in der Standardsprache vorkommen.

## 5.1 Entwicklung

Die Stilistik als Teilgebiet der Rhetorik<sup>920</sup> hat ihren Ursprung in der Antike. Schon Aristoteles äußerte sich zu Fragen des Stils. Ihm tat es Quin-

<sup>918</sup> Ebd.

<sup>919</sup> Vgl. ebd.; Klein (2003): In dubio contra reum?, S. 4-14. – Hier erfolgt eine „Kleine Typisierung der Zweifelsfälle“ (Sprachwandel, Fremdwortintegration, Varietätenvielfalt, Lücken im System) (S. 9f.).

<sup>920</sup> Vgl. Ueding, Steinbrink (1994): Grundriss der Rhetorik, S. 1-204.

tilianus gleich.<sup>921</sup> „In der Neuzeit entstanden diverse deutsche Rhetoriken, die sich oft eng an Quintilianus und andere antike Rhetoriker anlehnten“<sup>922</sup>, beispielsweise 1493 von Friedrich Riederer, der sich auf Cicero bezog<sup>923</sup>. „Die Rhetorik nahm bereits einen festen Platz in der Tradition der Lateinschulen seit dem ausgehenden Mittelalter ein. Schon im 16. und 17. Jh. hatte die Einübung rhetorischer Mittel und Muster Eingang in die sprachliche Bildung im mündlichen sowie im schriftlichen Bereich gefunden.“<sup>924</sup> Mit Verweis auf Johann Christoph Gottsched und seine Lehrwerke, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden<sup>925</sup>, ging es „um eine gute Aussprache, [...] Wohlklang im Sprachgebrauch, um Sprachrhythmus und richtige Vortragsweise von Dichtung und Rede“<sup>926</sup>.

Das Leitwort der deutschen Spracherziehung im 18. Jh. war jedoch die *Stilbildung*. Das Bestreben von Thomasius, dem als Begründer der deutschen Oratorien geltenden Christian Weise und ihrer Nachfolger galt der Verfeinerung des deutschen Sprachstils im gepflegten gesellschaftlichen Umgang durch oratorische Übungsformen, z.B. Schulreden. Dabei diente [...] die Poesie als Dienerin der Beredsamkeit für das „Briefdichten“ und den „Formularunterricht“. Die Pflege des „stylus germanicus“ und der „teutschen Oratorie“ fand aber oft aber [sic] noch in Anlehnung an die lateinische Rhetorik als Nachahmung literarischer Vorbilder und Einübung in rhetorische Schemata und Stilfiguren statt.<sup>927</sup>

Bereits früh gab es Poetiken, die sich dem Stilthema widmeten, so Augustus Buchners „Anleitung zur deutschen Poeterey“ von 1665, oder sogenannte Briefsteller, die stilistische Fragen thematisierten, wie 1751 von Christian Fürchtegott Gellert die „Praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen“.<sup>928</sup>

<sup>921</sup> Vgl. Rinas (2011): Sprache, Stil und starke Sprüche, S. 16f.

<sup>922</sup> Ebd., S. 19.

<sup>923</sup> Vgl. ebd., S. 19.

<sup>924</sup> Neuland (2009): Rhetorik und Stilistik in der Sprachdidaktik, S. 2351.

<sup>925</sup> Vgl. ebd., S. 2351.

<sup>926</sup> Ebd., S. 2351.

<sup>927</sup> Ebd., S. 2351.

<sup>928</sup> Vgl. Rinas (2011): Sprache, Stil und starke Sprüche, S. 20.

Die Stilistik, zunächst als Teil der Rhetorik identisch mit der *elocutio*<sup>929</sup>, etablierte sich im Verlauf des 18. Jhs. als eigenständige deutsche Stilistik.<sup>930</sup> Wichtige Impulse gingen im späteren 18. Jh. von der Stillehre Adelungs *Ueber den deutschen Styl* (1785) und von K. Ph. Moritz' *Vorlesungen über den Styl oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart* (1793) aus. Sie fanden über Lehrbücher zu deutschen Stilübungen Eingang in den Unterricht an Gymnasien und Gelehrtenschulen. Stilbildung wird hier in besonderer Weise als Geistesbildung durch das Studium dichterischer Werke verstanden.<sup>931</sup>

Adelungs Stilvorbilder sind u.a. Aristoteles und Quintilianus, was die vielen Zitate belegen.<sup>932</sup> „Gleichwohl geht Adelung auch detailliert und kenntnisreich auf spezifisch deutsche Probleme ein und lässt damit die bisherigen deutschsprachigen Rhetoriken weit hinter sich.“<sup>933</sup>

Im 18. Jahrhundert entstanden zudem lexikographische Bücher zu stilistischen Fragen, wie die von Gottsched, Johann Carl Angerstein, Johann Friedrich Heynatz und Johann Christoph Vollbeding. Bis zum Ende jenes Jahrhunderts, teilweise sogar bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts enthielten auch die Grammatiken häufig sprachkritische Urteile. So beispielsweise auch Justus Georg Schottelius' „Ausführliche Arbeit von der Teutschen HauptSprache“, in der er die Verwendung von Partikeln kritisiert sowie den Ersatz des Genitivattributs durch den possessiven Dativ. Jacob Grimm sollte dies ändern.<sup>934</sup> „Seither sollten Grammatiken und sprachwissenschaftliche Abhandlungen rein deskriptiv sein und auf praktische Sprachkritik verzichten.“<sup>935</sup>

Die vielfältige Beschäftigung mit Sprache war bis zu jenem Zeitpunkt eine Mischung aus – im weitesten Sinne – sprachwissenschaftlichen und

<sup>929</sup> Vgl. ebd., S. 19. – Unter *elocution* wird „der sprachliche Ausdruck, das ‚Einkleiden von Gedanken in Worte‘ verstanden“.

<sup>930</sup> Vgl. dazu auch Püschel (2000): *Text und Stil*, S. 474.

<sup>931</sup> Neuland (2009): *Rhetorik und Stilistik in der Sprachdidaktik*, S. 2351.

<sup>932</sup> Vgl. Rinas (2011): *Sprache, Stil und starke Sprüche*, S. 22.

<sup>933</sup> Ebd., S. 22.

<sup>934</sup> Vgl. Klein (2010): *Grammatik zwischen Deskription und Präskription*, S. 97f.; Rinas (2011): *Sprache, Stil und starke Sprüche*, S. 25.; Rinas (2013): *Zur kulturhistorischen Einordnung von Mechtilde Lichnowskys Sprachkritik*, S. 105.

<sup>935</sup> Rinas (2013): *Zur kulturhistorischen Einordnung von Mechtilde Lichnowskys Sprachkritik*, S. 105.

sprachkritischen Ansätzen. Die beschreibende Erfassung des Sprachbaus und der Sprachebräuche war stets verbunden mit einer Wertung bestehender Normen und der Formulierung neuer Normen. Mit anderen Worten: Sprachwissenschaft und Sprachkritik gingen ineinander über, mehr noch: es existierte gar kein Bewusstsein von der möglichen Trennung dieser beiden Verhaltensweisen gegenüber Sprache. Anders formuliert: Die Trennung von deskriptiven und normativen Aussagen, also die Unterscheidung zwischen dem Erkennen und Beschreiben von Sprachregularitäten als sprachwissenschaftlicher Tätigkeit und der Bewertung dieser Regularitäten als sprachkritischer Tätigkeit, war der Sprachreflexion bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nicht geläufig. Sprachreflexion war in jenem Zeitraum stets auch Sprachkritik. Ganz gleich, ob Martin Luther oder Paracelsus, Justus Georg Schottelius und die schreibenden Mitglieder der Sprachgesellschaften, Gottfried Wilhelm Leibniz, Christian Thomasius, Christian Wolff, Johann Christoph Gottsched, Johann Gottfried Herder, Johann Georg Hamann, Johann Christoph Adelung, Joachim Heinrich Campe oder Carl Gustav Jochmann, um nur einige wenige, wenngleich bedeutende Sprach-, ja, nicht-wissenschaftler, sondern Sprachdenker zu nennen – sie alle waren stets auch Sprachkritiker.<sup>936</sup>

Grimms „Deutsche Grammatik“ läutet den Umbruch ein – die Abwendung von der normativen Sprachbetrachtung, die seinem sprachwissenschaftlichen Interesse zuwider läuft. Ähnliche Anschauungen vertreten Wilhelm Wackernagel und Richard M. Meyer. Grimm hielt es für sinnvoller, die Sprache aus geschichtlicher Perspektive zu beschreiben. Gegenwärtige sprachliche Erscheinungen zu diskutieren, blieb Nicht-Wissenschaftlern vorbehalten.<sup>937</sup> Von Polenz spricht von „offensichtlichen Interessenunterschieden zwischen Sprachgelehrten wie Gottsched, Adelung und Campe einerseits, den Brüdern Grimm und den *Germanisten* des 19. Jahrhunderts andererseits“<sup>938</sup>.

<sup>936</sup> Schiewe (2003): Über die Ausgliederung der Sprachwissenschaft aus der Sprachkritik, S. 404.

<sup>937</sup> Vgl. Rinas (2011): Sprache, Stil und starke Sprüche, S. 26-29.; Rinas (2013): Zur kulturhistorischen Einordnung von Mechtilde Lichnowskys Sprachkritik, S. 105.; Klein (2003): In dubio contra reum?, S. 11f.

<sup>938</sup> Polenz (1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. 19. und 20. Jahrhundert, S. 295.

Die Produktion sprachkritischer Schriften reißt nicht ab – z.B. erscheint 1837 Simon Heinrich Adolf Herlings „Theoretisch-praktisches Lehrbuch der Stylistik“. Daniel Sanders veröffentlicht 1872 und 1880 seine lexikographisch aufgebauten Wörterbücher „der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache“. In kurzer Folge bringen August Lehmann, Karl Gottlieb Keller, Karl Gustaf Andresen, Hans von Wolzogen, Theodor Matthias sowie Theodor von Sosnosky Stilratgeber auf den Markt.<sup>939</sup> Rinas spricht von einer „regelrechte[n] Bewegung, die teils in bewusster Absetzung zu den von Jacob Grimm in Umlauf gebrachten Auffassungen eingeleitet wurde“<sup>940</sup>.

Die Fronten zwischen Sprachwissenschaft und Sprachkritik verhärten sich. Wustmanns „Sprachdummheiten“ (1891) verstärken das Auseinanderdriften, das bis heute besteht.<sup>941</sup>

Die nun vorhandene Trennung wird besonders an den Institutionen deutlich. An den Universitäten wurde eine nationalsprachliche Philologie etabliert, dort wurde Sprachwissenschaft, das „Sprachstudium“, als eine akademische Disziplin betrieben. Die Sprachkritik siedelte sich im öffentlichen, nicht-akademischen Bereich an. Sie hatte ihren Ort vor allem in Sprachvereinen und wurde insbesondere von Lehrern und Einzelpersonen aus dem Bildungsbürgertum betrieben.<sup>942</sup>

Wustmanns Glossensammlung gilt als „sprunghaft“, „unsystematisch“, „in einem schrillen reißerischen Stil verfasst“<sup>943</sup>. Der Verfasser sei rechthaberisch, seine pauschalen Urteile gegenüber sprachlichen Problemfällen werden kritisiert.<sup>944</sup> „Wustmanns massenwirksamer pointierter Stil [wurde] oft – mehr oder weniger getreu – kopiert.“<sup>945</sup> Laut Rinas gelte Engel beispielsweise als Fortsetzer der sprachkritischen Be-

<sup>939</sup> Vgl. Rinas (2011): Sprache, Stil und starke Sprüche, S. 30.

<sup>940</sup> Ebd., S. 30.

<sup>941</sup> Vgl. ebd., S. 29, 43.; Schiewe (2003): Über die Ausgliederung der Sprachwissenschaft aus der Sprachkritik, S. 407.

<sup>942</sup> Schiewe (2003): Über die Ausgliederung der Sprachwissenschaft aus der Sprachkritik, S. 407.

<sup>943</sup> Rinas (2011): Sprache, Stil und starke Sprüche, S. 31.

<sup>944</sup> Vgl. ebd., S. 31f.

<sup>945</sup> Ebd., S. 32.

mühungen Adelungs, er sei aber ähnlich schrill und ruppig wie Wustmann.<sup>946</sup>

Nach 1945 kommt es zum „Streit zwischen Sprachwissenschaft und Sprachkritik“. Anlass bot u.a. das „Wörterbuch des Unmenschen“ von Dolf Sternberger, Gerhard Storz und Wilhelm Emanuel Süskind, das lediglich einzelne Wörter bewertet.<sup>947</sup> „[E]s [handelte] sich weniger um wirklich sprachbezogene Sprachkritik [...] als vielmehr um moralisierende Kultur- und Geisteskritik.“<sup>948</sup> Glück spricht von „einer politischen Sprachkritik“<sup>949</sup>.

Wolf Schneider, Eike Christian Hirsch oder Bastian Sick – um nur einige Namen zu nennen – das sind die Sprachpfleger von heute.<sup>950</sup>

## 5.2 Abschreibtraditionen

Es gibt kaum Bücher der Gebrauchsliteratur, die mit höheren Ansprüchen geschrieben sind als Stillehren, inhaltlich wie formal. Wo die Belehrung der Sprachkritiker eher wohlfeil erscheint, da wird hier ein – buchstäblich – erlesener Aufwand betrieben: schmüssige Formeln, eindrucksvolle Zitate, gelungene Beispiele usw. Was die Sprachglossen an sprachlicher Ausgefeiltheit im kleinen sind, das bieten die populären Stillehrbücher „in großem Stil“. Als Stillehrer ist der Verfasser es sich, seinem Namen und dem Anspruch seines selbstübernommenen Lehrauftrags schuldig, stilistisch zu brillieren: Ein Reiners ohne Stilkunst wäre wie ein Cicero ohne Rhetorik. Gilt auch für Stillehren das kritische Goethe-Wort (in den „Maximen und Reflexionen“): „Gewisse Bücher scheinen geschrieben zu sein, nicht damit man daraus lerne, sondern damit man wisse, daß der Verfasser etwas gewußt hat.“<sup>951</sup>

Woher stammt dieses Wissen? Etliche Linguisten, die sich mit populären Stilratgebern beschäftigen, verweisen auf eine gewisse Tradition unter diesen. In Glossen sei das Abschreiben gängige Praxis. Für diese

<sup>946</sup> Vgl. ebd., S. 32f.

<sup>947</sup> Vgl. Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 12f.; Schiewe (2003): Über die Ausgliederung der Sprachwissenschaft aus der Sprachkritik, S. 408.; Glück (2000): Dürfen Linguisten werten?, S. 62-70.

<sup>948</sup> Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 13.

<sup>949</sup> Glück (2008): Kainsmale der Worte, S. 30.

<sup>950</sup> Vgl. Rinas (2011): Sprache, Stil und starke Sprüche, S. 32f.

<sup>951</sup> Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 38.

Textsorte, die häufig zuerst in Zeitungen publiziert und später als Sammlung herausgegeben wird, sei es untypisch mit Belegen zu arbeiten, da es sich eben nicht um wissenschaftliche Arbeiten handle. Sie wollen unterhalten; Quellennachweise würden den Lesefluss stören.<sup>952</sup> Wenn sich allerdings die Autoren für die Originalität ihrer Werke rühmen, handeln sie unredlich, und das gehöre auch im Genre der Sprachkritik nicht zum guten Ton, so Rinas.<sup>953</sup> „Fast regelmäßig verzichten Sprachglossen-Sammlungen [...] auf nähere Hinweise: Was an übernommenen Themen, Beispielen, oft sogar Formulierungen geboten wird, präsentiert sich gleichsam als geistiges Allgemeingut. Allerdings bestehen, wie die sachliche Korrektheit festzustellen gebietet, von Verfasser zu Verfasser große Unterschiede.“<sup>954</sup> Der Verzicht auf Quellenverweise veranlasste Sanders zur „Frage [...], ob eine der Freiheiten des ‚freien‘ Schriftstellers und Journalisten wohl darin liege, daß er sich nicht zur strikten Respektierung des geistigen Eigentums anderer verpflichtet fühlen muß“<sup>955</sup>.

Ähnliche Themen und Meinungen sowie zum Teil sogar gleichlautende Ausführungen – das kennzeichne die Tradition der Stilratgeber. Wie Sanders nachweist, haben sich ohne Erwähnung des tatsächlichen Urhebers Ludwig Reiners bei Eduard Engel, Gertrud Hoster bei Ludwig Reiners sowie Wolf Schneider bei Helmut Henne, Gustav Wustmann und Karl Kraus bedient. Bei Kraus wiederum haben Reiners, Alfred Gleiss und Otto Nüssler Anleihen genommen.<sup>956</sup> Die Verkettungen der Stilratgeber untereinander scheinen komplex und aufgrund fehlender Verweise undurchsichtig.

Engel hat Menschen, die sich reichlich mit fremden Sprachfedern schmücken, in der köstlichen Karikatur des „Zitateles“ verewigt: Das Denkmal der Stilmeister und Sprachkritikaster sollte dem *Plagiateles* gewidmet sein. Selbst bei einiger Kenntnis des einschlägigen Schrifttums

<sup>952</sup> Vgl. Rinas (2011): Sprache, Stil und starke Sprüche, S. 39.; Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 114.

<sup>953</sup> Vgl. Rinas (2011): Sprache, Stil und starke Sprüche, S. 39.

<sup>954</sup> Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 114.

<sup>955</sup> Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 386f.

<sup>956</sup> Vgl. Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 57f.

fällt es schwer, allen geistigen „Anleihen“ auf die Schliche zu kommen, da – wie vermerkt – die Quellen nur aus-, nicht übernahmsweise angegeben werden.<sup>957</sup>

Albrecht Greule und Katja Kessel schlussfolgern: „Was sich gut verkauft, wird kopiert, oftmals ohne eine explizite Quelle zu nennen“<sup>958</sup>, und verweisen auf Ulrich Püschel:

Die praktischen Stilistiken transportieren einen ziemlich festgefügt Kanon von Stilfragen. Das bedeutet aber, daß sie sich nicht an spezifischen Schreib- und Schreiber-Problem [sic] orientieren; sie sind nicht geprägt von Empirie, sondern Tradition.<sup>959</sup>

Wer sich zum guten Deutsch äußert, fängt [...] nicht bei null an, sondern blickt auf eine lange Tradition zurück, mit der er sich auch auseinander zu setzen hat.<sup>960</sup>

Anke Schmidt-Wächter, die Stilwerke des 17. und 18. Jahrhunderts untersucht, erkennt bereits für diesen Zeitraum „ein vielgestaltiges und durch Überschneidungen gekennzeichnetes Bild der Stilauffassungen“<sup>961</sup>. Sanders bezeichnet die „populäre Schreibkunst in Sprachglossen und Stil-Lehrbüchern [...] [als] Tradition der ‚Abschreibkunst‘“<sup>962</sup>. Adelong soll vielen Autoren als Vorlage gedient haben: „Seine handbuchartige Darstellung hat eine bedeutende Nachwirkung gehabt. Die meisten Stillehrbücher der folgenden Generation schreiben ihn aus oder beziehen sich – auch ohne Nennung seines Namens – wenigstens in Einzelheiten auf ihn.“<sup>963</sup> Ähnlich erging es Wustmann. Trotz herber Kritik, „an der Materialfülle Wustmanns zu partizipieren, haben seine stilkritischen Nachfahren nie Bedenken gehabt.“<sup>964</sup>

<sup>957</sup> Ebd., S. 57.

<sup>958</sup> Greule, Kessel (2009): Praxisbezogene Stillehre, S. 2344.

<sup>959</sup> Püschel (1991): Praktische Stilistiken – Ratgeber für gutes Deutsch?, S. 66.

<sup>960</sup> Püschel (2000): Duden. Wie schreibt man gutes Deutsch?, Vorwort.

<sup>961</sup> Schmidt-Wächter (2004): Die Reflexion kommunikativer Welt in Rede- und Stillehrbüchern zwischen Christian Weise und Johann Christoph Adelong, S. 156.

<sup>962</sup> Sanders (2008): Plädoyer für eine verständliche Wissenschaft, S. 20.

<sup>963</sup> Linn (1963): Studien zur deutschen Rhetorik und Stilistik im 19. Jahrhundert, S. 41.

<sup>964</sup> Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 55.

Sanders untersucht in seinem Aufsatz „Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit“ die Traditionslinie zwischen Engel, Reiners und Schneider und stellt Parallelen fest. Engel stelle die Verbindung zur normativen Stilistik des 19. Jahrhunderts her. Reiners bezeichnet er als seinen Nachfolger, der sich allzu freimütig am Werk Engels bedient habe (vgl. Kapitel 1.2). Schneider wiederum beziehe sich lobend auf Reiners, aber nicht auf Engel.<sup>965</sup>

Engel [...] zitiert gern und ausgiebig. Obwohl er seine Vorgänger des 18. und 19. Jahrhunderts (namentlich Gottsched und auch den Grammatiker Johann Christoph Adelung, von Wustmann ganz zu schweigen) samt und sonders als „Sprachschulmeister“ seinerseits schulmeisterlich abgekanzelt hat, scheint doch im Hinblick auf die Tradition ein gelegentlicher Rückgriff keineswegs ausgeschlossen.<sup>966</sup>

Bezüglich Reiners merkt Sanders an, dass dieser als „Fundgrube“ vieler schriftstellerischer Musterstücke gedient habe, nicht nur für Schneider.<sup>967</sup> „[D]enn in der Tat kommt alles trefflich modernisiert zum Vorschein, was vorher schon Reiners- und Engelszungen verkündet haben.“<sup>968</sup> Wenn Engels Ratschläge damals zeitgemäß waren, sind sie es bei Reiners und Schneider, die die Traditionslinie fortführen, längst nicht mehr.<sup>969</sup>

Walther Dieckmann hat „die heutigen Wustmänner“ verglichen, d.h. rund zwanzig aktuelle Stilratgeber.<sup>970</sup> Und er stellt inhaltliche Übereinstimmungen fest: „Unter ihnen befinden sich, mehr oder weniger vollständig, die z.T. 100-200 Jahre alten sprachkritischen Ladenhüter.“<sup>971</sup> Damit meint er sprachliche Zweifelsfälle, die in den Stilratgebern erörtert werden und Thema des nächsten Abschnittes sein sollen.

Nicht zuletzt sind es jedoch die Dichter-Zitate, Prunk- und Protzstücke deutscher Sprachkunst, die als wahrhaft „geflügelte Worte“ unseren Stil-

<sup>965</sup> Vgl. Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 377ff.

<sup>966</sup> Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 55.

<sup>967</sup> Vgl. Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 379.

<sup>968</sup> Ebd., S. 380.

<sup>969</sup> Vgl. ebd., S. 390.; Greule, Kessel (2009): Praxisbezogene Stillehre, S. 2345.

<sup>970</sup> Vgl. Dieckmann (1991): Sprachwissenschaft und öffentliche Sprachdiskussion, S. 363.

<sup>971</sup> Ebd., S. 363.

lehrern nur so zuzufliegen scheinen. Als bewährte Versatzstücke werden sie sozusagen von einem zum anderen vererbt – ein „Nachahmungstrieb“, dem Schopenhauer bereits seinen Spott angedeihen ließ: „hat doch Gevatter Hinze so geschrieben; also ist's Recht, daß ich, Kunze, auch so schreibe.“ Wenn Goethe einmal beiläufig hat verlauten lassen, daß getretener Quark nicht stark, sondern breit werde, ein Ausspruch, der sich natürlich bestens zur stilistischen Kritik an weitschweifiger Wortemacherei eignet, so wird derselbe Quark dann überall weiter breitgetreten. Die Stillehre, eigentlich Lehre der Schreibkunst, gerät zur wahren Ab-Schreibkunst.<sup>972</sup>

Die Ratschläge für einen guten Stil der populären Lehren sind nicht wissenschaftlich fundiert. Es handelt sich um subjektive Urteile, die eine Norm für gut befinden und eine andere sprachliche Erscheinung als falsch ablehnen – aufgrund von Erfahrung und Intuition. Die Stilratgeber beanspruchen Allgemeingültigkeit für ihre Regeln. Dafür und damit die Inhalte für den Leser verständlich sind, müssen sie Kontexte vereinfachen.<sup>973</sup> „Die [...] positive Komplexität der Sprache ist es, die auch alle Stilbewertung zu einem halsbrecherischen Balanceakt zwischen ‚gut‘ und ‚schlecht‘ macht und die Stillehre zu einem Formulierungskunststück möglichst unscharf gehaltener Regeln.“<sup>974</sup> Und somit schließt sich der Kreis: denn wegen der vereinfachten Darstellung können diese Werke niemals den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben – was auch gar nicht das Ziel der Autoren von Stilratgebern ist, da sie ein Massenpublikum ansprechen wollen.<sup>975</sup>

Wenn die Stilwissenschaft von jenen hundert Möglichkeiten die meisten kennt und einige davon sogar näher untersucht hat, aber trotzdem nur wenige klare und verbindliche Regeln – im Sinne konkreter Schreibabweisungen – anzugeben weiß, dann hat das mit der breiten Palette der Stilmöglichkeiten zu tun. Wenn die populäre Stillehre alles zu wissen scheint und sich auch noch darauf versteht, dieses Wissen in griffige Re-

<sup>972</sup> Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 55f.

<sup>973</sup> Vgl. Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 388.; Greule, Kessel (2009): Praxisbezogene Stillehre, S. 2345.

<sup>974</sup> Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 387.

<sup>975</sup> Vgl. ebd., S. 388.; Greule, Kessel (2009): Praxisbezogene Stillehre, S. 2345.

gelformulierungen umzusetzen, dann ist das nichts anderes als [...] Schwarzweißmalerei.<sup>976</sup>

### 5.3 „Hitliste“ an Themen

Nun werden vier Stilratgeber inhaltlich genauer betrachtet, die Engel und Reiners als Vorbilder gedient oder zur Orientierung genutzt haben könnten.<sup>977</sup> Sanders verweist diesbezüglich u.a. auf Wustmann.<sup>978</sup> Sein Werk „Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafte[n], des Falsche[n] und des Hässliche[n]“ (1891) soll Bestandteil der Betrachtungen sein. Von Polenz listet eine Reihe populärer sprachkritischer Schriften auf, die mehrfach aufgelegt wurden, was auf ihren Erfolg schließen lässt. Am Ende steht Engels *Stilkunst*; außerdem u.a. Sanders' „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache“ (1880), Andresens „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen“ (1880) und Matthias' „Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs“ (1892).<sup>979</sup> Diese Titel werden ebenfalls in die Untersuchung eingehen.<sup>980</sup> Anhand dieser Titel soll ein Überblick gegeben werden, wer welches Thema wie erörtert. Dazu werden sechs Fragen zum standardsprachlichen Gebrauch aufgegriffen. Auch die Positionen von Engel und Reiners zu den Themen werden dargelegt und miteinander sowie mit den Ausführungen der hier aufgelisteten Autoren verglichen. Es wird betrachtet, wie die einzelnen Autoren mit den Themen umgehen. Finden sich Übereinstimmungen in den inhaltlichen Ausführungen? Gibt es identische Formulierungen oder ähnliche Darstellungen mit oder ohne Quellenangaben? Ist eine Traditionslinie zwi-

<sup>976</sup> Sanders (1988): Die Faszination schwarzwäißer Unkompliziertheit, S. 391f.

<sup>977</sup> Die Anzahl der Werke ist umfangreich. Ich beschränke mich auf jene, die in zeitlicher Nähe zu denen von Engel und Reiners liegen. Die Auswahl von vier Werken soll für einen exemplarischen Abriss ausreichen, zumal sich Querverweise auf weitere Autoren anschließen. In Engels *Stilkunst* findet sich kein Literaturverzeichnis. Hinweise auf Literatur müssen dem Text entnommen werden. Ähnlich ist es bei Reiners.

<sup>978</sup> Vgl. Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 55.

<sup>979</sup> Die Jahreszahlen in Klammern beziehen sich auf die Erstveröffentlichung.

<sup>980</sup> Vgl. Polenz (1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. 19. und 20. Jahrhundert, S. 299.

schen den Autoren zu erkennen und ist diese dadurch gekennzeichnet, dass ein Autor vom anderen freimütig abschreibt? Im Übrigen werden die erörterten sprachlichen Fragen noch heute thematisiert. Im „Duden – Richtiges und gutes Deutsch. Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle“ ist der aktuelle Stand im Sprachgebrauch nachzulesen.<sup>981</sup>

### 5.3.1 Verwendung von Adverbien auf *-weise* als Adjektive

Sanders kennt das Phänomen und schreibt unter dem Lemma *Weise*: „zur Bildung von Adverbien, [...] allmählich dann auch als (steigerungslose) Eigenschaftswörter: [...] In ausnahmsweisen Fällen. Das dutzendweise Vorkommen.“<sup>982</sup>

Andresen weist darauf hin, „daß die mit dem Subst. ‚Weise‘ zusammengesetzten Adv. sich unter den Adj. einen ziemlich sichern Platz erobert haben [...]: eine theilweise Umarbeitung, gesprächsweise Bemerkungen, auszugsweise Berichte“<sup>983</sup> u.v.m. Er erläutert, dass der Erscheinung „das Prinzip der grammatischen Korrektheit entgegen[steht]“<sup>984</sup>, allerdings sieht er einen praktischen Nutzen und eine Analogie zu *ungefähr*, *vorhanden*, *anderweit*.<sup>985</sup> „Uebrigens verdient bemerkt zu werden, daß nur Zusammensetzungen mit dem Subst. dieses adjektivischen Gebrauchs fähig sind, nicht mit dem Adj.; niemals heißt es: ein gleicherweises Betragen, eine unverschämterweise Antwort u. d. gl.“<sup>986</sup>

Wustmann erörtert das Problem in seiner Glosse „Die teilweise Erneuerung“: „Mit erschreckender Schnelligkeit hat sich endlich noch ein Fehler in der Attributbildung verbreitet, der einen Menschen von feinerem Sprachgefühl fast zur Verzweiflung bringen kann, der Fehler, die mit *weise* zusammengesetzten Adverbia als Adjektiva zu behandeln und mit

<sup>981</sup> Vgl. Duden (2011): Richtiges und gutes Deutsch, S. 1010 „-weise“, S. 922f. „und“, S. 342-345 „Fugen-s“, S. 322f. „fragen“, S. 347 „Funktionsverbgefüge“, S. 1027f. „Wort“.

<sup>982</sup> Sanders (1894): Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache, S. 330.

<sup>983</sup> Andresen (1880): Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen, S. 140.

<sup>984</sup> Ebd., S. 140.

<sup>985</sup> Vgl. ebd., S. 140.

<sup>986</sup> Ebd., S. 140f.

Hauptwörtern zu verbinden.<sup>987</sup> Er listet etliche Beispiele auf und erörtert den griechischen Ursprung. Wie Andresen verweist Wustmann auf die Analogie zu *ungefähr*, obwohl er sie – genau wie die Fremdwortvermeidung (*bruchstückweise Veröffentlichung* statt *fragmentarische Publikation*) – nicht als Rechtfertigung gelten lässt. Er drängt auf die Auflösung der attribuierten Substantive in Verben und den Gebrauch des Adjektivs als Adverb.<sup>988</sup>

Matthias zeigt, dass Adverbien auf *weise* mit substantivischem Erstglied adjektivisch verwendet werden (wie Andresen).<sup>989</sup> „Nur darin macht sich auch bei diesen die adverbiale Natur noch geltend, daß sie der attributischen Verbindung mit anderen als Verbalsubstantiven widerstreben, wie es denn auf alle falsch wäre zu sagen: auszugsweise Urkunde [...], dieser andeutungsweise historische Rückblick [...].“<sup>990</sup> Wie Wustmann plädiert er für die Auflösung in Verb und Adverb, wie die Überschrift verrät: „Teilweise erlassen, teilweiser Erlaß“.<sup>991</sup>

Engel erwähnt das Phänomen und urteilt recht liberal:

An wenigen sogenannten Sprachfehlern läßt sich der Streit zwischen der durch Geschichte und Grammatik geforderten Sprachrichtigkeit und dem übermächtigen Sprachgebrauch so klar offenlegen, wie an den Eigenschaftswörtern mit *-weise*: die teilweise Benutzung, die stufenweise Entwicklung, die wechselweise Belehrung. Die Sprachgeschichte verwirft sie, die Grammatik verbietet sie, die Bücher der Sprachverbesserer belegen sie mit groben Schimpfwörtern. (SKE, 56)

Er führt in diesem Zusammenhang die negativen Urteile von Treitschke und Gildemeister an. Engel bezieht Stellung und meint:

Ich werde es niemals gebrauchen, sehe aber voraus, daß der Sprachgebrauch in diesem Falle unwiderstehlich über die Grammatik hinwegschreitet. (SKE, 56)

<sup>987</sup> Wustmann (1891): *Allerhand Sprachdummheiten*, S. 212.

<sup>988</sup> Vgl. ebd., S. 212-215.

<sup>989</sup> Vgl. Matthias (1929): *Sprachleben und Sprachschäden*, S. 34f.

<sup>990</sup> Ebd., S. 35.

<sup>991</sup> Vgl. ebd., S. 34f.

Es folgen Beispiele für die Verwendung von bekannten Publizisten und das Fazit:

Lessing, Goethe, Schiller, Moltke, Bismarck haben so gut wie wir alle gewußt, daß Zusammensetzungen mit ‚weise‘ eigentlich Umstandswörter sind und strenggenommen nicht als Beiwörter gebraucht werden dürfen. (SKE, 56)

Den Grund für die Verwendung führt Engel auf die „Fremdwörterei“ zurück – statt ein Adjektiv für *teilweise* zu finden, sage man *partiell*, und so blieben passende adjektivische Wortbildungen wie *teilig* und *stufig* aus (SKE, 56). Engel stellt eine Analogie zur Verwendungsweise von *vorhanden*, *ferner*, *einzelnen*, usw. her und plädiert dafür, die angeführten Beispiele nicht als Adjektive, sondern als Adverbien zu verwenden.

Reiners schreibt:

Manche Eigenschaftswörter waren ursprünglich Umstandswörter, z.B. *nahe*, *fern*, *selten*; heute verwenden wir sie unbedenklich als Beiwörter. Bei einigen anderen ist diese Entwicklung noch im Gange, z.B. bei denen auf *-weise*. Sprachpäpste schimpfen über diesen stufenweisen Übergang. Aber schon Lessing, Goethe und Schiller haben so geschrieben. Wenn man nicht den Mut hat *teilig*, *stufig* zu bilden, so kann man eine teilweise Verwendung dieser Wörter als Beiwörter hinnehmen. (SKR, 131)

Er führt ebenfalls Analogien an, verweist auf Entwicklungen im Sprachgebrauch und die Kritik von Sprachkundigen – nur in anderer Reihenfolge als Engel. Reiners führt zwar keine Zitate an, nennt aber wie Engel Lessing, Goethe und Schiller. Zu guter Letzt nennt auch er alternative Wortbildungen (*teilig*, *stufig*) wie zuvor schon Engel.

Fazit: Obwohl Reiners das Thema deutlich kürzer bearbeitet als Engel, sind die inhaltlichen Parallelen unverkennbar. Vor allem die ungewöhnlichen alternativen Wortbildungen sind in diesem Zusammenhang auffallend.

Bis auf Wustmann, der sich eindeutig dagegen ausspricht, ist Engel wie seine übrigen Vorgänger der sprachlichen Erscheinung gegenüber liberal eingestellt. Ähnlich wie Wustmann allerdings bringt Engel den Fremdwortgebrauch in seine Argumentation ein. Wustmann wie And-

resen verweisen zudem auf analoge Erscheinungen – Andresen nennt sogar das Beispiel *vorhanden*, wie es auch bei Engel zu lesen ist.

### 5.3.2 Inversion nach *und*

Sanders bemerkt unter dem Wörterbucheintrag *Und*, dass sich an der Spitze des Hauptsatzes die Stellung desselben nicht verändere. Er lehnt den Gebrauch der Inversion nach *und* ab, was er an einigen Beispielen demonstriert.<sup>992</sup>

Freilich findet sich nach dem koordinierte Hauptsätze verbindenden *und* [...] die Stellung des Fragesatzes noch zuweilen nicht bloß im Kuralstil und in kaufmännischen Briefen, sondern selbst Goethe schreibt z.B.: *An diesen beiden Männern ist Verstand ... und Standhaftigkeit nicht genug zu bewundern und könnte jeder Weltkaufmann* [statt: *und jeder Weltkaufmann könnte*] *sie auf seiner Lebensreise als Muster verehren.*<sup>993</sup>

Andresen: „In allergrößtem Umfange zeigt sich die von allen Grammatikern aufs stärkste gerügte Gewohnheit, bei der Verbindung zweier selbständiger Hauptsätze durch ‚und‘ dem Subjekt des zweiten das Ausgawort vorausgehn zu lassen.“<sup>994</sup> Er führt Beispiele aus der Literatur an – Luther, Grimm, Goethe (ein anderes als Sanders). Andresen weist daraufhin, dass die Inversion zu Missverständnissen führen könne<sup>995</sup>: „Die Erwachsenen speisen um 4 Uhr *und haben* die Kinder schon um 12 Uhr gegessen.“<sup>996</sup>

Wustmann erklärt den Begriff und meint, dass die Inversion hinter Bindewörtern völlig ausgeschlossen sei.<sup>997</sup> „Nur hinter *und*, das doch zweifelhaft ein Bindewort ist, halten es viele nicht bloß für möglich, sondern sogar für eine besondere Schönheit, die Inversion anzubringen.“<sup>998</sup> Er verweist auf den Amts-, Zeitungs- und Geschäftsstil – die

<sup>992</sup> Vgl. Sanders (1894): Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache, S. 301.

<sup>993</sup> Ebd., S. 301.

<sup>994</sup> Andresen (1880): Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen, S. 224.

<sup>995</sup> Vgl. ebd., S. 224.

<sup>996</sup> Ebd., S. 224.

<sup>997</sup> Vgl. Wustmann (1891): Allerhand Sprachdummheiten, S. 294.

<sup>998</sup> Ebd., S. 294.

Verwendung gelte hier als Redeschmuck.<sup>999</sup> „Auf keinem Kunstgebiete kann es ein so schlagendes Beispiel für die Verschiedenheit des menschlichen Geschmacks geben, wie auf dem Gebiete der Stilistik die Inversion nach *und*.“<sup>1000</sup> Einem sprachfühlenden Menschen sei sie der größte Greuel, der die Sprache verunstalte. Sie errege Brechreiz. Es handele sich nicht nur um einen grammatischen, sondern vor allem logischen Fehler in der Abhängigkeit der Sätze. Wustmann beruft sich auf Goethe und empfiehlt, den Inhalt, den die Inversion anbinden soll, in einen neuen Satz zu schreiben.<sup>1001</sup>

Die Inversion ist aber auch eins der merkwürdigsten Beispiele des wunderlichen Standpunktes, den manche Sprachgelehrten heute in den Fragen über Richtigkeit und Schönheit der Sprache einnehmen. Es giebt Germanisten, die sagen: mir persönlich (!) ist die Inversion auch unsympathisch (!), aber eigentlich falsch kann man sie nicht nennen, denn sie ist doch sehr alt, sie findet sich schon im fünfzehnten Jahrhundert, und ihre große Beliebtheit giebt ihr doch ein gewisses Recht. Als ob ein Fehler dadurch schöner würde, daß er jahrhundertealt ist! Und wer hat zu entscheiden, was richtig und schön sei in der Sprache: der Sprachkundige, sprachgebildete, mit feinem und lebendigem Sprachgefühl begabte Schriftsteller, oder der Kanzlist, der Reporter und der Handlungsreisende?<sup>1002</sup>

Matthias: Bei *und* handele es sich um eine Konjunktion, die keinen Einfluss auf Stellung der Satzglieder ausübe. Die Inversion sei eine Ausnahme, was er an Beispielen verdeutlicht (Jensen, Keyserling, Moltke, Winkelmann, Presse, offizielle Dokumente). Trotz der vielen Nachweise sei die Verwendung der Inversion nach *und* nicht korrekt. Matthias lässt Ausnahmen zu, beispielsweise wenn *und* im Sinne von *und so*, *und deshalb*, *und zwar* verwendet wird, oder wenn der Inhalt volkstümlich klingen soll, wie etwa in den Grimmschen Märchen. Das Argument, dass die Inversion nach *und* früher durchaus gebräuchlich war, lässt er nicht gelten.<sup>1003</sup>

<sup>999</sup> Vgl. ebd., S. 294.

<sup>1000</sup> Ebd., S. 295.

<sup>1001</sup> Vgl. ebd., S. 295f.

<sup>1002</sup> Ebd., S. 296f.

<sup>1003</sup> Vgl. Matthias (1929): Sprachleben und Sprachschäden, S. 270ff.

Denn aus der freien und früher vielleicht schönen Beweglichkeit der alten Zeit sind wir überhaupt zu festerer Wortfügung und Stellung gelangt; und mag das auch zum Teil unter zu großem Einflusse der bloßen Verständigkeit geschehen sein, so ist man damit doch auch zu größerer Übersichtlichkeit und dem Werte der Gedanken entsprechender schärferer Unterscheidung der Unter- und der Beiordnung gelangt. Unsere Festigkeit von heute ist also von dieser Seite ein Vorzug, der nicht ohne Not geopfert und mit neuem Schwanken ausgetauscht werden sollte.<sup>1004</sup>

Matthias verweist in seinen Ausführungen auf andere Sprachratgeber wie Dunger, Meyer und Hildebrand.<sup>1005</sup>

Engel äußert sich darüber folgendermaßen:

Wustmann und andre Sprachschulmeister behandeln die Inversion nach ‚und‘ wie Raubmord oder Einbruch. Es gibt viel ärgere Verstöße gegen Richtigkeit und Schönheit der Sprache; doch stimme auch ich dafür, daß sie mit Stumpf und Stil ausgerottet werden muß. (SKE, 60)

Das Urteil ist eindeutig. Goethe, Schiller, Luther und Grimm lässt er die Inversion durchgehen. Seine Beispielfülle in diesem Abschnitt ist immens. (SKE, 60f.)

Reiners findet die Inversion nach *und*<sup>1006</sup> „unerträglich“ und möchte sie „einfürallemal für falsch [...] erklären“ (SKR, 156). Er erwähnt Wustmann und pflichtet ihm mittelbar bei. Auch er ergreift Partei für die Inversion z.B. bei Schiller in dem Zitat:

*Von Waffen und Menschen dröhnt fürchterlich der Palast, und kommt kein Fiesko.* (SKR, 155)

Der gleiche Satz steht zum Thema „Inversion“ bei Engel (SKE, 60). Auch Reiners führt viele Beispiele an, darunter folgenden Satz:

*Tüchtiger Kuhhirt gesucht, er muß verheiratet sein und muß die Frau mitmelken.* (SKR, 156)

Bei Engel kann man Ähnliches lesen:

*Auf dem Domanium (!) F. wird zum 1. Oktober ein tüchtiger Kuhhirt gesucht, er muß verheiratet sein und muß die Frau mitmelken.* (Aus einer Kreisblattanzeige) (SKE, 60)

<sup>1004</sup> Ebd., S. 272.

<sup>1005</sup> Vgl. ebd., S. 271f.

<sup>1006</sup> Auch Kaufmannsinversion genannt: Vgl. Vollers-Sauer (2010): Kaufmannsinversion, S. 325.

Fazit: Alle sechs Autoren lehnen die Inversion nach *und* ab. Matthias führt, wie dargestellt wurde, Ausnahmen an, nämlich wenn *und* im Sinne von *und so*, *und deshalb*, *und zwar* verwendet wird. Ähnlich argumentiert auch Reiners beim „Sinn von *und doch*“ (SKR, 155). Des Weiteren rechtfertigt Matthias die Inversion beispielsweise bei den Grimmschen Märchen wegen ihres Volkstons, wie es auch Engel macht. Wir finden zudem Doppelungen der Gelehrtenzitate bei Matthias und Engel:

Engel	Matthias
[I]n einem kaiserlichen Erlasse: <i>Dieselben liefern den Beweis, daß in meiner Armee nicht überall nach gleichen Grundsätzen verfahren wird, und sehe ich mich veranlaßt</i> –. (SKE, 60)	In einer kaiserlichen Order vom 29. März 1890 hieß es [...]: <i>Dieselben liefern den Beweis, daß in meiner Armee nicht überall nach gleichen Grundsätzen verfahren wird, und sehe ich mich veranlaßt, meiner Willensäußerung erneut Ausdruck zu verleihen.</i> <sup>1007</sup>

Und es gibt sogar einen Dritten im Bunde, verfolgt man die Traditionslinie zurück:

Engel	Matthias	Andresen
In einer großen Zeitung begann ein Manöverbericht: <i>Übrigens ziehen schon vorher unsere Jägerpatrouillen aus und säubern die diensttuenden Offiziere und Feldweibel</i> –. Hier stockt der heereskundige Leser und fragt: wovon? Erst die letzten Worte beruhigen ihn: ‚das Gelände‘. (SKE, 60)	[I]n der Köln. Ztg.: <i>Übrigens ziehen schon vorher unsre Jägerpatrouillen aus und säubern die diensttuenden Offiziere und Feldweibel</i> – wie? fragt man betroffen, etwa gar von – ? – doch halt, es geht weiter: <i>das Terrain!</i> <sup>1008</sup>	In der Köln. Zeit. finden sich viele Beispiele, einige geben zu vorübergehenden Mißverständnissen Anlaß; man vergleiche: [...] ‚Uebrigens ziehen vorher schon unsere Jägerpatrouillen aus und säubern die dienstthuenden Offiziere und Feldweibel das Terrain‘. <sup>1009</sup>

<sup>1007</sup> Matthias (1929): Sprachleben und Sprachschäden, S. 271.

<sup>1008</sup> Ebd., S. 273.

<sup>1009</sup> Andresen (1880): Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen, S. 224.

Alle drei führen als Quelle eine Zeitung an. Und hier schließt sich der gleiche Gedanke wie beim Vergleich von Engel und Reiners an: Zwischen dem Erscheinen der Stillehren von Andresen und Matthias liegt mehr als ein Jahrzehnt, und bis Engels *Stilkunst* dann erschien, vergingen noch einmal zwanzig Jahre – können sich die Verfasser auf ein und dieselbe Ausgabe eines schnelllebigen Mediums beziehen?

Beim Vergleich zwischen Andresen und Engel finden sich weitere Übereinstimmungen. Allerdings zeigt die folgende Gegenüberstellung, dass die Zitate unterschiedlich interpretiert werden.

Engel	Andresen
Die verhältnismäßig häufige Inversion nach ‚und‘ bei Luther beweist nichts, denn fast alle seine Stellen sind im Satzbau ganz anders zu beurteilen als in der heutigen Sprache. Es ist etwelcher Unterschied der Syntax und des Stiles zwischen dem Satze: [...] <i>Und die Gräber taten sich auf und stunden auf viele Leiber der Heiligen.</i> (SKE, 60)	Schon Luthers Sprache bietet eine Menge von Beispielen dieser falschen Stellung, wie: ‚Und die Gräber thaten sich auf und stunden auf viele Leiber der Heiligen‘. <sup>1010</sup>

Das amüsante Beispiel vom Essen der Kinder, das Andresen anführt, finden wir abgewandelt auch bei Engel und Reiners:

Reiners	Engel	Andresen
<i>Wenn Ihr schon um 6 Uhr kommt, können wir frühzeitig zu Tisch gehen und können Eure lieben Kinder gleich mitessen.</i> (SKR, 156)	<i>Willst du mir eine rechte Freude machen, dann komm um 6 Uhr, wir werden dann bis 8 Uhr fertig sein und können deine lieben Jungen mit dem Vater zusammen bei uns zu Abend essen.</i> (SKE, 60)	Es lassen sich leicht Sätze bilden, welche noch ganz anders wirken, wie: ‚Die Erwachsenen speisen um 4 Uhr <i>und haben</i> die Kinder schon um 2 Uhr gegessen‘. <sup>1011</sup>

<sup>1010</sup> Andresen (1880): Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen, S. 224.

<sup>1011</sup> Ebd., S. 224.

Andresen führt weiterhin Beispiele von Goethe und Grimm an, die allerdings nicht mit denen von Engel oder Reiners übereinstimmen.<sup>1012</sup>

Bei Engel lesen wir einen Tipp Goethes, um die Inversion nach *und* zu vermeiden, den vor ihm auch schon Wustmann anführte:

Engel	Wustmann
Der 17jährige Goethe, gescheiter als mancher Stillehrer, rät einmal seiner Schwester Cornelia: Streiche das Und, setze davor einen Punkt und beginne einen neuen Satz. (SKE, 60)	Darum ist auch die Inversion [...] meist dadurch [zu verbessern], daß man den Rat befolgt, den schon der junge Leipziger Student Goethe seiner Schwester Cornelia gab, wenn sie in ihren Briefen Inversionen geschrieben hatte: einen Punkt zu setzen, das <i>und</i> zu streichen und mit einem großen Anfangsbuchstaben fortzufahren. <sup>1013</sup>

Engel scheint allerdings selbständig recherchiert zu haben, da er das Alter und den genauen Wortlaut Goethes angeben kann.

### 5.3.3 s-Fuge

Sanders erläutert:

Dies genitivische *s* tritt namentlich als Bindelaut in (mehr oder minder festen) Zusammensetzungen auf bei weiblichen Bestimmungswörtern auf *-heit, -keit, -schaft, -ung (-tät, -ion)* und bei vielen auf einen T-Laut (*t, th, d*) ausgehenden [...], auch bei einigen auf tonloses *e*, das zum Theil abgeworfen wird. [...] Manche dieser Bestimmungswörter haben oder hatten auch ein andres als das weibliche Geschlecht [...]; aber auch bei den durchgängig weiblichen ist das Binde-*s*, wo es sprachüblich ist, berechtigt und eine willkürliche Ausmerzung, wie sie z.B. Jean Paul einzuführen strebte, durchaus unstatthaft, obgleich in einzelnen Fällen Schwankungen statthaben.<sup>1014</sup>

<sup>1012</sup> Vgl. ebd., S. 224.

<sup>1013</sup> Wustmann (1891): *Allerhand Sprachdummheiten*, S. 296.

<sup>1014</sup> Sanders (1894): *Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache*, S. 329f.

Andresen führt Beispiele wie *Nachtwächter*, *Nachtsdienst* und *Nachts-  
glocke* an, die im rheinischen Sprachraum vorkommen. Er bezeichnet  
das *s* zwischen den Gliedern als unleidlich.<sup>1015</sup> „Zwischen *Wassersnoth*  
(Noth des Wassers; d.h. durch Wasser verursachte Noth) und *Wassernoth*  
(Mangel an Wasser) unterscheidet der gute Gebrauch; doch kommen  
Verwechslungen mitunter vor.“<sup>1016</sup>

Wustmann scheint das Binde-*s* unerträglich und unorganisch. Wenn  
das *s* mit der Genitivendung maskuliner oder neutraler Substantive  
übereinstimmt, wird es von Wustmann akzeptiert. Aber bei femininen  
Bestimmungswörtern hat es seiner Meinung nach nichts zu suchen. In  
diesem Kontext bezeichnet er die Fuge als Flickbuchstaben. Wie das  
falsche Plural-*s* stamme das Binde-*s* aus dem Niederdeutschen und sei  
eine Erscheinung neuerer Zeit. Wie Andresen führt er neben etlichen  
anderen Beispielen den *Nachtwächter* an, der sich seiner Meinung nach  
durchzusetzen drohe.<sup>1017</sup>

Wo das falsche *s* einmal festsitzt, da ist natürlich jeder Kampf vergeblich,  
und das ist der Fall z.B. bei allen Zusammensetzungen mit *Liebe*, *Hilfe*,  
*Geschichte*, hinter vielen weiblichen Wörtern, die auf *t* endigen, ferner bei  
denen, die mit *ung*, *heit* und *schaft* gebildet sind, endlich bei den Fremd-  
wörtern auf *ion* und *tät*. Wo sichs aber noch nicht festgesetzt hat, wo es  
erst einzudringen versucht, da müßte doch der Unterricht alles aufbie-  
ten, es fernzuhalten, das Sprachgefühl für den Fehler wieder zu schär-  
fen. Es ist das nicht so schwer, wie es auf den ersten Blick scheint, denn  
das Binde-*s* ist ein solcher Wildling, daß es nicht die geringste Folgerich-  
tigkeit kennt. Warum sagt man *vertragsbrüchig*, *inhaltsreich*, *beispielsweise*,  
*hoffnungslos*, da man doch *wortbrüchig*, *gehaltreich*, *schrittweise*, *gefühllos*  
sagt?<sup>1018</sup>

In diesem Zusammenhang verweist auch Wustmann in einer Fußnote  
auf Jean Paul und seinen vergeblichen Versuch, die „*s*-Krätze“ auszu-  
merzen.<sup>1019</sup>

<sup>1015</sup> Vgl. Andresen (1880): Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen, S. 57.

<sup>1016</sup> Ebd., S. 57.

<sup>1017</sup> Vgl. Wustmann (1891): Allerhand Sprachdummheiten, S. 88f.

<sup>1018</sup> Ebd., S. 89f.

<sup>1019</sup> Vgl. ebd., S. 89.

Matthias kritisiert die Verwendung der *s*-Fuge ebenfalls. In einer Fußnote geht er kurz auf Ausführungen von Grimm und Trautmann ein. Matthias führt Wörter als Beispiele an, die seiner Meinung nach auch ohne Fuge auskommen könnten (Hemdärmel, Mittagstunde, Zeitungschreiber etc.) – heute erscheinen diese durchgängig mit *s*.<sup>1020</sup> „Noch weniger gehört das *s* an solche Bestimmungswörter, die wir besonders deutlich als nichtgenetivisch und pluralisch empfinden.“<sup>1021</sup> Wie Andresen (ähnlich auch bei Wustmann) listet Matthias *Nachtwache* und *Nachtsdienst* als Beispiele auf und schreibt diese Form dem nord- und nordwestdeutschen Sprachraum zu.<sup>1022</sup> Er verweist (wie Wustmann) auf den „Brauch, außer an *Hilfe*, *Miete*, *Liebe* an ein- oder auf *e* ausgehende zweisilbige Feminina nie *s* anzuhängen“<sup>1023</sup>. Er meint, dass die *s*-Fuge das Wort geschmeidiger und die Gliederung deutlicher mache – allerdings nur bei mehrfach zusammengesetzten Wörtern. Nach einigen weiteren Regeln räumt Matthias ein<sup>1024</sup> (anhand ähnlicher Beispiele wie Wustmann, aber liberaler):

Warum sollte sich nicht das jüngere unter der *s*-Herrschaft entstandene *Vertragsbruch* von den viel älteren *Wort-* und *Eidbruch* unterscheiden? Auch wenn es heißt *vergleichs-*, *beispiels-*, *gesprächsweise*, aber *schrift-*, *paar-*, *strichweise*, so scheidet damit das Sprachgefühl bequem und deutlich zwischen genetivischen Fügungen wie „*in der Weise*, *bei Gelegenheit eines Gespräches*“ von nicht genetivischen: „*nach der Art*, *wo es Schritt für Schritt*, *Paar um Paar geht*“. Man sieht, wieder Grund genug, das auch hierin noch gar feinsinnige Walten der Sprache [sic] zu beobachten und nicht durch täppisches Vermengen der Zusammensetzung mit und ohne *s* seine Sinnesunterschiede zu zerstören.<sup>1025</sup>

Matthias verweist in diesem Kontext wie Andresen auf den Bedeutungsunterschied zwischen *Wassersnot* und *Wassernot*.<sup>1026</sup>

<sup>1020</sup> Vgl. Matthias (1929): Sprachleben und Sprachschäden, S. 16f.

<sup>1021</sup> Ebd., S. 17.

<sup>1022</sup> Vgl. ebd., S. 17.

<sup>1023</sup> Ebd., S. 17.

<sup>1024</sup> Vgl. ebd., S. 17f.

<sup>1025</sup> Ebd., S. 18.

<sup>1026</sup> Vgl. ebd., S. 18.

Auf Bedeutungsunterschiede durch das Fugen-*s* weist auch Gottsched im Falle von *Landmann* – *Landsmann* hin.<sup>1027</sup>

Engel urteilt über die Fugenkritiker Jean Paul und Maximilian Harden:

Über das seit mehr als einem Jahrhundert umstrittene Binde-*s* in hauptwörtlichen Zusammensetzungen sei bemerkt, daß Jean Paul, der es in späteren Jahren nach einem Hauptwort weiblichen Geschlechtes durchweg ausmerzte, aus sprachgeschichtlicher Unkenntnis handelte, indem er das *s* für das Zeichen des männlichen, also falschen Genetivs hielt, anstatt für einen aus seinem Sprachmusikgefühl eingeschobenen Wohlklangston. Harden, der Jean Paul nachäfft, hat nicht einmal dessen Entschuldigungsgrund für sich, denn die heutige Sprachwissenschaft könnte ihn eines Bessern belehren. Seine Regierungsräte, Liebelieder, Milderungsgründe sind ebenso abgeschmackt wie übelklingend. Zur Strafe hat Harden weder einen Geburtstag noch einen Geburttag. (SKE, 71)

Er erläutert, dass keine Regeln für die Verwendung der Fuge formuliert wurden, in diesem Zusammenhang allerdings auf das Sprachgefühl der Sprecher vertraut werden müsse (SKE, 71). Nichtsdestoweniger versucht sich Engel an einer Orientierungshilfe:

Die im Deutschen reichlich vorhandenen Zischlaute sollten nicht durch ein Binde-*s* gehäuft werden. Dieses kann in Hoffnungschimmer, Volksschule, Geschichtschreiber, Zeitungschreiber, Verwaltungssprache, Gesellschaftsitten unbedenklich wegbleiben, denn darin wird es selbst auf den besten Bühnen nicht gesprochen. (SKE, 71)

Ziemlich konsequent schreibt Engel in seiner *Stilkunst* „Zeitungschreiber“ (knapp fünfzig Mal) statt „Zeitungsschreiber“ (nur zweimal).

Reiners macht keine Ausführungen zur Fuge.

Fazit: Sanders, Wustmann und Engel erwähnen in diesem Kontext Jean Paul. Sanders geht bei seinen übrigen Ausführungen zur Verwendung der *s*-Fuge sehr ins Detail und führt beispielsweise wie Engel Komposita mit *Liebe(s)*- oder *Geschicht(s)*- als Bestimmungswort an (auch bei

<sup>1027</sup> Vgl. Gottsched (1758): Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten, S. 165f.

Wustmann, Matthias).<sup>1028</sup> Andresen wählt andere Beispiele, steht der Verwendung der Fuge allerdings ebenfalls kritisch gegenüber. Wustmann erläutert den falschen und richtigen Gebrauch der Fuge, er argumentiert impulsiv. Beispielsweise lehnt auch er die s-Fuge in „Geburts-tag“ oder „Zeitungsschreiber“ ab.<sup>1029</sup> Beide Beispiele lesen wir auch bei Engel – allerdings das erste in ironischer Weise angeführt. Ähnlich ablehnend wie die seiner Vorgänger klingen Matthias’ Ausführungen. Das Beispiel „Zeitungsschreiber“ weist er Harden zu<sup>1030</sup>, den Engel zwar ebenfalls kritisiert, aber dessen fugenlose Verwendung jenes Wortes er offensichtlich gut hieß.

#### 5.3.4 Konjugation von *fragen*

Sanders schreibt unter dem Lemma *Fragen*: „schwachformig, doch auch oft [...]: frug, früge, frägst, frägt.“<sup>1031</sup>

Andresen spricht von einem „Mißbrauch“<sup>1032</sup>. Die Form *frug* weist er auch bei Goethe und Bürger nach und bezeichnet sie in diesem Kontext als literarisch. Andernorts schreibt er sie der niederdeutschen Mundart zu und nennt sie „verwerflich“.<sup>1033</sup> Als Begründung heißt es: „Die weitverbreitete Behauptung oder stillschweigende Annahme, es gelte gleich, ob *frägt* [...] oder *fragt* [...] gesagt werde, stößt auf den stärksten Widerspruch des durchgreifenden Sprachgesetzes, welches die Umlautung des Wurzelvokals des schwachen Konjug. nicht gestattet. Der Umlaut in *frägt* geht Hand in Hand mit dem Ablaut in *frug* [...]; da *fragen* schwach biegt, so sind beide Laute falsch.“<sup>1034</sup>

<sup>1028</sup> Vgl. Sanders (1894): Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache, S. 329f., S. 330.; Wustmann (1891): Allerhand Sprachdummheiten, S. 89.; Matthias (1929): Sprachleben und Sprachschäden, S. 17.

<sup>1029</sup> Vgl. Wustmann (1891): Allerhand Sprachdummheiten, S. 89.

<sup>1030</sup> Vgl. Matthias (1929): Sprachleben und Sprachschäden, S. 17.

<sup>1031</sup> Sanders (1894): Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache, S. 155.

<sup>1032</sup> Andresen (1880): Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen, S. 3.

<sup>1033</sup> Vgl. ebd., S. 3, 45.

<sup>1034</sup> Ebd., S. 48.

Wustmann bezeichnet die starken Konjugationsformen als falsch mit Verweis auf Jakob Grimm und beklagt die schnelle Verbreitung. Die Verwendung bei Goethe, Schiller und Bürger begründet er mit dem Rhythmus in den Werken, zudem erwähnt er Gustav Freytag, der seine Sprache auf diese Weise altertümlich erscheinen lassen wollte. Auch Wustmann benennt (wie Andresen) als Quelle das Niederdeutsche.<sup>1035</sup>

Matthias listet unter „Schwankungen zwischen der starken und schwachen Konjugation“ *frug* auf<sup>1036</sup>, „so sehr es auch noch von manchen angefochten wird“<sup>1037</sup>. Er urteilt milder: „Ebenso ist es nicht mehr am Platze, gegen *du frägst, er frägt*, z.B. bei Nietzsche, neben *fragst fragt* loszuziehen, da ja diese Formen zu dem nun doch eingebürgerten *frug* stimmen.“<sup>1038</sup>

Schon Adelung führte die Form *frug* auf eine regionale Variante zurück und erörtert das Vorkommen beider Formen.<sup>1039</sup>

Engel gibt einen sprachgeschichtlichen Abriss über die Verbreitung der Form „*frug*“ im Laufe der Jahrhunderte. Das Verurteilen der Form gehe auf Sprachgelehrte und den Deutschen Sprachverein zurück (SKE, 55). Er urteilt über den damals gegenwärtigen Gebrauch:

Ausgestorben ist die Neigung zu ‚*frug*‘ keineswegs, weder bei Dichtern noch bei Prosaschreibern, und aller Wissenschaft zum Trotze kann sich diese Form mit der Zeit die Herrschaft erobern, wenn das Sprachgefühl ‚*frug*‘ für poetischer, kraftvoller oder nur bequemer hält. (SKE, 55)

Er führt als Beleg wie üblich eine Fülle von Zitaten von bekannten Schriftstellern an. Er kommt schließlich zu dem Ergebnis:

Noch heute wird entgegen den Verboten der Lehrer und dem Gepolter der Sprachmeisterei von guten Dichtern und Prosaschreibern mit Absicht ‚*frug*‘ geschrieben, und ich bestreite dem Sprachforscher das Recht, dies einen Fehler zu nennen, so lange der Sprachgebrauch der Gebildetsten sich nicht unabänderlich für ‚*fragte*‘ entschieden hat. Daß die Re-

<sup>1035</sup> Vgl. Wustmann (1891): *Allerhand Sprachdummheiten*, S. 69-72.

<sup>1036</sup> Vgl. Matthias (1929): *Sprachleben und Sprachschäden*, S. 89.

<sup>1037</sup> Ebd., S. 89.

<sup>1038</sup> Ebd., S. 91.

<sup>1039</sup> Vgl. Adelung (1758): *Ueber den Deutschen Styl*. Nachdruck 1974, S. 16, 68, 101.

desprache des Volkes immer noch ‚frug‘ bevorzugt, ist unleugbar und sehr beachtenswert. (SKE, 55)

Reiners thematisiert den Zweifelsfall der Konjugation von *fragen* ebenfalls. Er schildert einen Dialog zwischen Mutter und Kind über die richtige Form, der bewusst ohne befriedigende Lösung des Problems endet. Er erwägt verschiedene Ansätze für eine Erklärung, zieht Beispiele von Goethe und Schiller zurate und kommt zu dem Schluss, dass man sich am „Sprachgebrauch der großen Dichter und Schriftsteller“ orientieren sollte, allerdings nicht die der „Vergangenheit“, sondern der „Gegenwart“ (SKR, 208-212).

Der durchschnittliche Sprachgebrauch der großen Schriftsteller ist der sicherste Maßstab des Richtigen. [...] Wenn wir diese Überlegungen auf unser Beispiel von *frug* und *fragte* anwenden, so werden wir die Antwort erhalten: bei den guten Schriftstellern unserer Tage überwiegt *fragte*. Aber auch *frug* steht in manchem vortrefflichen Buche; also wollen wir *fragte* vorziehen, aber auch *frug* nicht als Verbrechen ansehen. Es steht mit dem Problem des grammatisch Richtigen ganz ähnlich wie mit dem Problem des guten und schlechten Stils. Der Maßstab, über den wir verfügen, ist keine Schneiderelle, die jedermann handhaben kann. Die Sprachwissenschaft ist keine Wortchemie, in der man mit einem Stückchen Lackmuspapier Säuren und Basen unterscheiden könnte. (SKR, 212f.)

Fazit: Matthias und Sanders scheinen den Zweifelsfall *frug* neben *fragte* wie Engel und Reiners im Sprachgebrauch zu akzeptieren. Andresen und Wustmann wirken ablehnender. Andresen erwähnt wie Engel und Reiners Goethe – allerdings ohne Zitat.<sup>1040</sup> Dafür führt er ein Zitat Bürgers an, das wir auch bei Engel und Wustmann nachlesen können:

Engel	Wustmann	Andresen
Bürger [...]: ‚Sie frug den Zug wohl auf und ab, und frug nach allen Namen –‘. (SKE, 55)	Lenore: sie frug den Zug wohl auf und ab, und frug nach allen Namen. <sup>1041</sup>	‚Sie frug den Zug wohl auf wohl ab, sie frug nach allen Namen‘ (Bürger). <sup>1042</sup>

<sup>1040</sup> Vgl. Andresen (1880): Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen, S. 3.

<sup>1041</sup> Wustmann (1891): Allerhand Sprachdummheiten, S. 70.

Im Original lautet das Beispiel:

Sie frug den Zug wohl auf und ab,  
Und frug nach allen Namen.<sup>1043</sup>

Da das Zitat von Andresen im Vergleich zu Engel und Wustmann einige Änderungen enthält, ist davon auszugehen, dass sich Engel am Original oder an Wustmann orientiert hat.

Auch Wustmann erwähnt Goethe – und zwar mit Zitat, dem gleichen wie Engel:

<b>Engel</b>	<b>Wustmann</b>
[B]ei Goethe: ‚Niemals frug ein Kaiser nach mir –‘. (SKE, 55)	[B]ei Goethe in den Venetianischen Epigrammen: niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König um mich bekümmert. <sup>1044</sup>

Beide führen zudem ein Zitat Schillers an:

<b>Engel</b>	<b>Wustmann</b>
Schiller schreibt: ‚Der Schwed’ frug nach der Jahrzeit nichts‘. (SKE, 55)	[B]ei Schiller im Wallenstein: ja wohl, der Schwed frug nach der Jahrzeit nichts. <sup>1045</sup>

Im Original lesen wir:

Ja wohl! Der Schwed’ frug nach der Jahrzeit nichts.<sup>1046</sup>

Engel lässt das „Ja wohl!“ weg. Wustmann führt das Apostroph bei „Schwed“ nicht an, allerdings schreibt er richtig „Jahrzeit“ und nicht wie Engel „Jahrzeit“.

Eine sich ansatzweise ähnelnde Anekdote haben beide über Bismarck zu berichten:

---

<sup>1042</sup> Andresen (1880): Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen, S. 45.

<sup>1043</sup> Bürger (1835): Lenore, S. 13.

<sup>1044</sup> Wustmann (1891): Allerhand Sprachdummheiten, S. 70.

<sup>1045</sup> Ebd., S. 70.

<sup>1046</sup> Schiller (1838): Schillers sämtliche Werke in zwölf Bänden. Vierter Bd.: Wallenstein., S. 168.

Engel	Wustmann
<p>Köstlich ist die Erzählung Bismarcks: <i>Wenn mein Vater von der Jagd kam und es gemächlich hergegangen war, so sagte er: Ich jagte; ging es aber toll her, so sagte er: Ich jug. Die Grammatiker werden diese Bildung mißbilligen, aber ich selbst möchte meinem Vater Recht geben.</i> Beide Bismarcke waren auf der richtigen Jagdfährte: sie empfanden die starke Form als die belebtere und wirksamere. (SKE, 55)</p>	<p>Das Niederdeutsche hat auch <i>jug</i> gebildet von <i>jagen</i>. Doch wird ein Unterschied gemacht. Bismarcks Vater brauchte <i>jagte</i> von der Jagd, <i>jug</i> von schneller Bewegung, z.B. schnellem Fahren.<sup>1047</sup></p>

### 5.3.5 Funktionsverbgefüge

Sanders: Aufgrund der Wörterbuch-Struktur lässt sich nur schwer nachvollziehen, ob er das Phänomen thematisiert. Es wurden keine Belege gefunden.

Andresen schreibt:

Mehr gegen den Stil als gegen die absolute grammatische Sprachrichtigkeit verstoßen jene Umschreibungen, welche die neuere Zeit zu gebrauchen sich angelegen sein läßt, insbesondere wenn statt ihrer ein einfaches Verb nahe liegt, wie: *in Wegfall kommen* für *wegfallen*, *zur Anmeldung bringen* f. *anmelden*, *zur Ausführung bringen* f. *ausführen*, *Anstand nehmen* f. *anstehen*, *Absehen nehmen* f. *absehen*, *klagbar werden* f. *klagen* u. dgl. m. Leichter verträgt sich und ist allgemein üblich: *einen Besuch machen*, was sich überdies von *besuchen* unterscheidet; jenes ist förmlicher, dieses familiärer. Ebenso findet zwischen *spazieren* und *einen Spaziergang machen* ein fühlbarer Unterschied statt.<sup>1048</sup>

Wustmann behandelt das Thema unter der Überschrift „Verbalsurrogate“: „Zum Sprachschwulst gehören auch die immer weiter fressende, kaum noch irgend einen Tätigkeitsbegriff verschonende Umschreibung

<sup>1047</sup> Wustmann (1891): *Allerhand Sprachdummheiten*, S. 70.

<sup>1048</sup> Andresen (1880): *Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen*, S. 60.

einfacher Zeitwörter“<sup>1049</sup>. Er versucht mit übermäßig vielen Beispielen zu trumpfen.<sup>1050</sup>

Matthias:

Unter dem besagten Mangel alles Gefühls für die sinnliche Kraft des einfachen Zeitwortes haben sich nun aber zahlreiche Zeitwörter gefallen lassen müssen, in gespreizter Weise durch ein anderes Zeit- und ein entsprechendes Hauptwort ersetzt zu werden, die äußerlich als Prädikat und Akkusativobjekt erscheinen. Aber diese Ersatzmittel dürfen trotz ihrer massenhaften Verwendung unbarmherzig wieder ausgemerzt werden, da für die meisten ihre ungesunde Aufzucht in der überheizten Luft der Kanzleien noch nachgewiesen werden kann.<sup>1051</sup>

Auch hier folgen viele Beispiele. Matthias spricht von hässlichen Wendungen und schließt mit Nachweisen für Funktionsverbgefüge in Presetexten.<sup>1052</sup>

Engel äußert sich zur Verwendung von Funktionsverbgefügen<sup>1053</sup> im Kapitel „Wortmacherei“. Aus der Kapitelüberschrift kann man auf sein Urteil schließen. Er heißt diese Form der „Wortmacherei“ zwar nicht gut, wertet dennoch gemäßigt:

Harmlos ist die Wortmacherei des Kanzleirats, denn sie will nicht betrügen, sondern bei aller Sachlichkeit nebenher noch die kleine Schreibereitelkeit befriedigen; und da es sich mehr um ein ungefährliches Standesdünkelchen, nicht um den unredlichen Zweck des Einzelschreibers handelt, so bedarf es zur Gegenwehr nur des sanften Spottes. Der Kanzleirat – er führt oft viel höhere Titel, heißt mitunter gar Abgeordneter, Reichsgerichtsrat, Minister oder selbst Zeitungschreiber – der schreibt nicht: erscheinen, sondern in die Erscheinung treten. (SKE, 345)

Es folgt eine halbe Seite voller Beispiele. Engel schließt seinen Abschnitt zu den Funktionsverbgefügen mit der Feststellung:

<sup>1049</sup> Wustmann (1903): Allerhand Sprachdummheiten, S. 397.

<sup>1050</sup> Vgl. ebd., S. 397f.

<sup>1051</sup> Matthias (1929): Sprachleben und Sprachschäden, S. 251.

<sup>1052</sup> Vgl. ebd., S. 251f.

<sup>1053</sup> Der Begriff kam erst Anfang der 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts durch Arbeiten Kolbs, von Polenz' und Daniels' auf. (Vgl. Kamber (2006): Funktionsverbgefüge – empirisch.; Tao (1997): Mittelhochdeutsche Funktionsverbgefüge, S. 2.; Clément, Glück (2010): Funktionsverbgefüge, S. 217.)

Und Hand aufs Herz: wer von uns, die wir ja von früh auf den Kanzleiratstil immerfort lesen und hören, hat nicht selbst schon einmal gekanzleirätelt. [...] Wir haben uns an diese Schreibweise so gewöhnt, daß wir sie kaum noch anstößig finden. Wir Deutsche sind ja nicht die Einzigen mit solchem Stil: in Frankreich, in England, in Italien überall finden Enthüllungen statt (*ont lieu, take place, hanno luogo*); nichts wird mehr enthüllt. (SKE, 346)

### Reiners schreibt:

Die einfachste Spielart der Hauptwörterkrankheit sind die Streckverben. Jedes Verbum kann man auseinanderstrecken, indem man statt eines echten Verbums ein Hauptwort und ein farbloses Zeitwort einsetzt. (SKR, 115)

Er beschreibt Funktionsverbgefüge als „schon fast landesüblich“ (SKR, 115), ähnlich dem abschließenden Urteil bei Engel. Weiterhin führt Reiners ebenfalls etliche Beispiele an. Darunter liest man: „die Lösung in Angriff nehmen“ statt „das Problem zu lösen“ (SKR, 116). Und bei Engel: „Eine Arbeit wird nicht begonnen oder angepackt, sondern wird in Angriff genommen“ (SKE, 346). Hierbei handelt es sich allerdings um gängige Beispiele für Funktionsverbgefüge. Reiners scheint die sprachliche Erscheinung insgesamt kritischer zu betrachten, denn er führt zur Beurteilung ein Zitat Goethes an:

Getretener Quark  
wird breit, nicht stark. (SKR, 116)<sup>1054</sup>

Diesen Ausspruch finden wir auch bei Engel – andeutungsweise auf der ersten Seite des Kapitels „Wortmacherei“; wortwörtlich schließlich drei Seiten weiter und im Kapitel „Länge und Kürze des Satzes“ (SKE, 345, 348, 272).

Das Leibniz-Zitat, mit dem Engel sein Kapitel „Wortmacherei“ einleitet, finden wir auch bei Reiners. Bei ihm erscheint es im Zusammenhang mit der Fremdwortfrage (SKR, 463), wie auch bei Engel, der es dort zum zweiten Mal anführt (SKE, 174):

<sup>1054</sup> Vgl. Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 392f.

*Leere Worte, da nichts hinter, und gleichsam nur ein leichter Schaum müßiger Gedanken, nimmt die rein teutsche Sprache nicht an.* (Leibniz). (SKE, 345)

Fazit: Ähnlich ablehnend wie Reiners sind Andresen, Wustmann und Matthias gegenüber dem Verwenden von Funktionsverbgefügen eingestellt. Die Autoren führen enorm viele Beispiele an. Sie beschränken sich meist auf die Nennung der Erscheinung ohne Kontext. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass sich die gängigen Beispiele teilweise wiederholen, wie es auch bei Engel und Reiners der Fall ist.

Auffallend ist jedoch eine Übereinstimmung zwischen Reiners und Wustmann:

Reiners	Wustmann
<i>Fahrpreis auf 15 Pfg. erhöht kann jeder sagen. Es muß natürlich heißen: Wir bringen hiermit zur Kenntnis, daß der Fahrpreis von 10 Pfg. in Wegfall kommt und ein neuer Tarif von 15 Pfg. Erhebung findet.</i> (SKR, 116)	Wir bringen hiermit zur Kenntnis, daß der seither giltige Fahrpreis von 15 Pfennigen in Wegfall kommt und der neue Tarifsatz von 10 Pfennigen zur Erhebung gelangt. <sup>1055</sup>

### 5.3.6 Worte – Wörter

Sanders: Als *Wörter* „[w]erden die einzelnen Theile der Rede ohne Bezug auf den Zusammenhang“<sup>1056</sup> bezeichnet. Ansonsten spreche man von *Worten*<sup>1057</sup> („hin und wieder noch bei Goethe; Klopstock; Lessing; Schiller; Wieland statt *Wörter*“) <sup>1058</sup>.

Andresen: „Der doppelte Plur. von *Wort* spaltet sich so: *Worte* sind Theile der Rede, *Wörter* Theile der Sprache; Verwechslungen stoßen aber alle Augenblicke auf.“<sup>1059</sup>

<sup>1055</sup> Wustmann (1903): *Allerhand Sprachdummheiten*, S. 398.

<sup>1056</sup> Sanders (1894): *Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache*, S. 339.

<sup>1057</sup> Vgl. ebd., S. 339.

<sup>1058</sup> Ebd., S. 339.

<sup>1059</sup> Andresen (1880): *Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen*, S. 22.

Wustmann lässt einem geschichtlichen Abriss die Erklärung folgen: „Erst im achtzehnten Jahrhundert begann man unter *Wörtern* bloße Teile der Sprache (vocalula), unter *Worten* Teile der zusammenhängenden Rede zu verstehen. [...] *Worte* haben Sinn und Zusammenhang, *Wörter* sind zusammenhangslos aufgereiht.“<sup>1060</sup>

Matthias: „Soweit die Bestandteile der Sprache in inneren Zusammenhang gesetzt erscheinen, heißen sie *Worte*, und wenn man auch nur zwei *Worte* mit jemand zu sprechen hat, während sie in ihrer Vereinzelung besser als *Wörter* bezeichnet werden und auch die fremden Eindringlinge in unserer Sprache nur *Fremdwörter* heißen sollten.“<sup>1061</sup>

Zur Unterscheidung *Wörter* – *Worte* hat sich zuvor Gottsched geäußert.<sup>1062</sup>

Engel und Reiners machen zum Plural von „Wort“ keine Ausführungen. In Rezensionen zur *Stilkunst* wurde allerdings gegenüber beiden Autoren der Vorwurf geäußert, sie würden die Unterscheidung zwischen *Worte* und *Wörter* nicht beherrschen.<sup>1063</sup>

### 5.3.7 Fazit

Es gibt weitere Themen, die fast alle Autoren aufgreifen, z.B. Pleonasmen<sup>1064</sup>, *als* und *wie*<sup>1065</sup>, die Relativpronomen *der* und *welcher*<sup>1066</sup>. Auch

<sup>1060</sup> Wustmann (1891): *Allerhand Sprachdummheiten*, S. 38.

<sup>1061</sup> Matthias (1929): *Sprachleben und Sprachschäden*, S. 48.

<sup>1062</sup> Vgl. Gottsched (1758): *Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten*, S. 234.

<sup>1063</sup> Vgl. Halatschka (1916): *Von deutscher Stilkunst*, S. 313.; Sanders (1992): *Zur Neubearbeitung von Ludwig Reiners' Stilkunst*, S. 150f.; Hafner (1969): *Über Stilkunst, Worte und Wörter*.

<sup>1064</sup> Vgl. Sanders (1894): *Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache*, S. 226ff.; Andresen (1880): *Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen*, S. 118ff.; Wustmann (1891): *Allerhand Sprachdummheiten*, S. 28ff.; Matthias (1929): *Sprachleben und Sprachschäden*, S. 432ff.; SKE, 134.

<sup>1065</sup> Vgl. Sanders (1894): *Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache*, S. 304-315.; Andresen (1880): *Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen*, S. 121, 141-146.; Wustmann (1891): *Allerhand Sprachdummheiten*, S. 278f.; Matthias (1929): *Sprachleben und Sprachschäden*, S. 226ff., 284-287.; SKE, 61f.

<sup>1066</sup> Vgl. Sanders (1894): *Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache*, S. 6f., 331f.; Andresen (1880): *Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen*, S.

in der Sekundärliteratur<sup>1067</sup> wird auf die ähnliche Themenauswahl und -bearbeitung hingewiesen.<sup>1068</sup>

Es finden sich übereinstimmende Lehrmeinungen und teilweise ähnliche Argumente – aber auch voneinander abweichende Bewertungen zwischen den Autoren. Durch die Wörterbuchdarstellung scheint Sanders am neutralsten zu argumentieren – er legt den Sprachzustand der damaligen Zeit dar. Lediglich im Falle der *s*-Fuge spricht er sich konkret für deren Berechtigung und gegen Kritiker aus. Die anderen Autoren gehen vehementer an die Erörterung, wobei es hier je nach Thema Abstufungen gibt. Beispielsweise räumt Andresen einigen Funktionsverbgefügen eine Berechtigung ein, Wustmann lehnt sie kategorisch ab. Matthias akzeptiert die starke Konjugation von *fragen*, also *frug* neben *fragte*; Wustmann ganz und gar nicht.

Identische Formulierungen konnten – vermutlich auch aufgrund des Umfangs der Untersuchung – nicht festgestellt werden, aber teilweise übereinstimmende Beispiele und Verweise. So führen Andresen und Wustmann das Beispiel *Nachtwächter* für die *s*-Fuge an. Sanders und Wustmann verweisen auf Jean Paul, als Widersacher der Fuge. Andresen nennt Goethe und Bürger als Dichter, die *frug* schrieben – Wust-

---

192ff.; Wustmann (1891): *Allerhand Sprachdummheiten*, S. 144-154.; Matthias (1929): *Sprachleben und Sprachschäden*, S. 80f.; SKE, 84f.; SKR, 133f.

<sup>1067</sup> Vgl. Rinas (2011): *Sprache, Stil und starke Sprüche*, u.a. S. 19f., 23ff., 27, 37f., 49-52, 55, 60f., 95-99, 102f.; Rinas (2013): *Zur kulturhistorischen Einordnung von Mechtilde Lichnowskys Sprachkritik*, S. 107ff.; Sanders (1998): *Sprachkritikastereien*, u.a. S. 8ff., 48ff., 61, 70f.; Meyer (1993): *Wustmanns ‚Sprachdummheiten‘*, u.a. S. 237f., 250, 265, 272.; Zum Fremdwort-Thema findet sich ein Vergleich bei: Vgl. Sauter (2000): *Eduard Engel*, S. 296-318.

<sup>1068</sup> Davies und Langer untersuchen, wie in präskriptiven Grammatiken und Sprachratgeber aus dem 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart sprachliche Gebrauchsweisen und Unsicherheiten bewertet wurden, und ermöglichen so Rückschlüsse auf den Standardisierungsprozess. Sie weisen nach, dass einige sprachliche Phänome von den hier betrachteten Autoren thematisiert werden. Davies und Langer untersuchen z.B. Verwendungsweisen wie das einleitende *wo* mit temporaler Bedeutung (erwähnt werden Wustmann und Sanders (S. 127f.)), die Präpositionalphrase *in 1987* (erwähnt werden Wustmann, Matthias und Andresen (S. 134)) oder der Komparativ mit den Vergleichspartikeln *als* und *wie* (es werden alle sechs Autoren erwähnt (S. 190, 193)). Vgl. Davies, Langer (2006): *The Making of Bad Language.*; ähnlich: Langer (2001): *Linguistic Purism in Action*.

mann ebenfalls, neben weiteren Namen. Beide geben als Ursprung das Niederdeutsche an.

Quellenangaben findet man selten. Es erfolgen lediglich Verweise auf bekannte Publizisten oder Anmerkungen mit Verweisen, die im Falle von Matthias Literaturangaben zur Sekundärliteratur enthalten. Diese dienen dazu, seine Argumente zu stützen.

Als Ergebnis lässt sich festhalten, dass anhand der übereinstimmenden Inhalte eine Traditionslinie zwischen den Autoren zu erkennen ist. Der Vergleich der sechs Themen konnte zeigen, dass teilweise ähnliche Positionen und Begründungen der Verfasser vorliegen. Die Ausführungen dazu waren unterschiedlich formuliert.

Der Vergleich mit Engel und Reiners konnte veranschaulichen, dass beide diese „Tradition“ fortführen. Ich habe nicht nur Übereinstimmungen zwischen Engel und Reiners gefunden. Beide haben sich offensichtlich auch bei ihren Vorgängern bedient: Reiners beispielsweise bei Wustmann. Außer bei Sanders (vermutlich aufgrund der Wörterbuchstruktur) konnten Engel beim Vergleich mit allen drei übrigen Autoren inhaltliche Übereinstimmungen nachgewiesen werden.

Diese Untersuchung erfolgte anhand einiger weniger thematischer Schwerpunkte. Eine umfassendere Analyse könnte weitere ähnliche oder identische Sachverhalte identifizieren, muss aber einer weiterführenden Untersuchung vorbehalten bleiben.

## 6. Textvergleich

### 6.1 Methode

Ziel der Untersuchung ist es, herauszufinden, ob Reiners für seine *Stilkunst* bei Engel abgeschrieben hat. Ist der Plagiatsvorwurf haltbar? Wie geht der mutmaßliche Plagiator vor? Engels *Stilkunst* umfasst mehr als 450 eng bedruckte Textseiten; bei Reiners sind es mehr als 600. Die beiden Bücher komplett zu vergleichen, würde den Rahmen der Arbeit sprengen. Geeignete Plagiatssoftware hilft zwar wörtliche Übereinstimmungen zu identifizieren, aber Paraphrasen werden nicht erkannt. Diese inhaltlichen Doppelungen auf über 1.000 Seiten zu ermitteln, wäre ein zeitintensives Unterfangen – um nicht zu sagen eine Lebensaufgabe. Es besteht ein Problem darin, dass Textübereinstimmungen nicht auf thematisch ähnliche Bereiche begrenzt bleiben. Wenn Reiners ähnlich wie Engel argumentiert oder dieselben Zitate verwendet, macht er das nicht immer in dem Kapitel, das laut Überschrift dem von Engel entsprechen könnte, sondern bettet den Inhalt in einen anderen Kontext ein. Solche Überstimmungen zu finden, könnte eine Sisyphusarbeit bedeuten. Deshalb werde ich in meiner Untersuchung einige Kapitel von Engel und Reiners herausgreifen und diese nach Plagiaten durchsuchen. Es erfolgen zusätzlich Verweise auf weitere Kapitel, in denen Übereinstimmungen auftreten.

Der Auswahl dieser Kapitel liegt folgende Methode zugrunde:

Zuerst einmal wurden beide Bücher komplett eingescannt und mittels Texterkennung in durchsuchbare Dokumente konvertiert. Dafür wurden jeweils die Erstausgaben beider Autoren gewählt, da Reiners in seinem Buch von 1944 auf das von Engel aus dem Jahre 1911 verweist (SKR, 626). Reiners' *Stilkunst* liegt in Antiqua vor. Die Texterkennung erfolgte mit dem Programm „ABBYY FineReader“<sup>1069</sup>. Für Engels *Stilkunst* in Fraktur wurde das speziell auf diese Schriftart ausgerichtete Programm „ABBYY FineReader XIX“<sup>1070</sup> genutzt. In einem weiteren

<sup>1069</sup> Vgl. Abby FineReader: Texterkennung auf den ersten Blick.

<sup>1070</sup> Vgl. Abby Historic OCR: Die Herausforderung: Digitalisierung alter Dokumente.

Schritt glich ich beide Texte Wort für Wort mit den Originalen ab, da die Programme keine fehlerfreien Ergebnisse lieferten – vor allem der Frakturtext bedurfte gründlicher Nachbereitung. Ein mit dem Original identischer, durchsuchbarer Text war Grundlage für die weiteren Schritte.

Nicht kostenpflichtige Programme sollten beide Texte digital vergleichen und Übereinstimmungen anzeigen. Das Angebot an Plagiatserkennungsprogrammen ist groß, aber inwieweit im Speziellen zwei Texte miteinander abgeglichen werden können, ist auf den ersten Blick oft nicht ersichtlich. Als Mitarbeiterin der Universität Bamberg schien es mir nahe liegend, die Softwareabteilung des Rechenzentrums zu kontaktieren. Man empfahl mir für einmalig 149 Euro den „PlagiarismFinder“. Der Anbieter teilte mir mit, dass dieser Texte nur mit Online-Quellen abgleichen könne, was für meine Zwecke ungeeignet ist.<sup>1071</sup> Und obwohl die Fakultät Geistes- und Kulturwissenschaften der Universität Bamberg bereits beschlossen hatte, eine Plagiatssoftware anzuschaffen, wurde die Angelegenheit schließlich aufgrund von datenschutzrechtlichen Bedenken nicht weiter verfolgt.<sup>1072</sup> Bei der Recherche nach geeigneten Programmen erfuhr ich, dass verschiedene Lehrstühle unterschiedliche Software benutzen würden – es also keine einheitliche Anwendung gibt, die Universitätsangehörige nutzen können.

Daraufhin kontaktierte ich die Plagiatsexpertin Prof. Dr. Weber-Wulff, die mir einige Systeme empfahl.<sup>1073</sup> Zusätzlich verglich ich die Ergebnisse der Softwaretests der HTW Berlin, inwieweit die entsprechenden Programme auf meine Zwecke anwendbar sind.<sup>1074</sup> Die Betreiber folgender Online-Systeme habe ich schließlich kontaktiert.

1. **Turnitin**<sup>1075</sup>/**iThenticate**<sup>1076</sup>: Der Product Support von Turnitin schrieb: „Unfortunately the system cannot be used to compare only two papers against one another. Once the paper is submitted it will be com-

<sup>1071</sup> Vgl. PlagiarismFinder.

<sup>1072</sup> Erklärung des Studiendekanats GuK in einer E-Mail an die Verfasserin vom 07.10.2013.

<sup>1073</sup> E-Mail an die Verfasserin vom 24.06.2013.

<sup>1074</sup> Vgl. Weber-Wulff: Portal Plagiat. (<http://plagiat.htw-berlin.de/software/> <24.02.2014>)

<sup>1075</sup> Vgl. Turnitin: Die umfassende Lösung zur Evaluierung von Texten.

<sup>1076</sup> Vgl. iThenticate: Prevent Plagiarism in Published Works.

pared to the entire database, not just the one matching source.“<sup>1077</sup> Der zuständige Vertriebsmitarbeiter, Hans-Lorenz Reiff-Schoenfeld, stellte mir schließlich einen Zugang zum Plagiaterkennungssystem iThenticate zur Verfügung, einen „Dienst für wissenschaftliche Verleger“<sup>1078</sup>.

2. **JPlag**<sup>1079</sup>: Nach der Prüfung durch einen Administrator wurde mir der Zugang zum System gewährt.

3. **PlagScan**<sup>1080</sup>: Beim Testzugang ist die Kapazität der zu vergleichenen Wörter begrenzt. Um einen Vergleich beider Texte komplett durchführen zu können, veranlasste Geschäftsführer Markus Goldbach die Anpassung für meine Zwecke.<sup>1081</sup>

4. **PlagAware**<sup>1082</sup>: Es wurde der Testzugang genutzt.

5. **Ephorus**<sup>1083</sup>: Ich erhielt eine negative Rückmeldung: „Ja, Ephorus kann zwei Texte miteinander vergleichen. Leider ist Ephorus aber nicht für Einzelpersonen erwerblich, sondern nur auf Fakultäts- oder Campusebene. Mein letzter Stand der Uni Bamberg war, dass die Uni mit einer anderen Software arbeitet.“<sup>1084</sup> Der Testzugang bietet die für mein Vorhaben wichtige Funktion nicht: „In the demo area, Ephorus compares the documents only with the internet sources.“<sup>1085</sup>

Offline-Systeme, die ausgewählt wurden, sind:

1. **WCOPYFIND**<sup>1086</sup> – Version 4.1.1

2. **SIM**<sup>1087</sup> – Version 2.70

3. **SPLAT**<sup>1088</sup> – Version 1.0 Beta

<sup>1077</sup> E-Mail an die Verfasserin vom 24.09.2013.

<sup>1078</sup> Turnitin: Die umfassende Lösung zur Evaluierung von Texten.

<sup>1079</sup> Vgl. Karlsruhe Institute of Technology: JPlag – Detecting Software Plagiarism.

<sup>1080</sup> Vgl. PlagScan.

<sup>1081</sup> E-Mail an die Verfasserin vom 02.10.2013.

<sup>1082</sup> Vgl. PlagAware: Content Protection.

<sup>1083</sup> Vgl. Ephorus: Plagiarism Prevention.

<sup>1084</sup> E-Mail an die Verfasserin vom 24.09.2013.

<sup>1085</sup> E-Mail an die Verfasserin vom 30.09.2013.

<sup>1086</sup> Vgl. WCOPYFIND: The Plagiarism Resource Site. Dealing with Plagiarism.

<sup>1087</sup> Vgl. The software and text similarity tester SIM.

<sup>1088</sup> Vgl. SPLAT.

Die Parameter der Software zur Plagiatserkennung wurden – soweit diese modifizierbar waren – mit dem Ziel festgelegt, so viele Übereinstimmungen wie möglich angezeigt zu bekommen. Beispielsweise wurde die übereinstimmende Wortanzahl mit vier angegeben, wobei dabei die Toleranz (nicht übereinstimmende Worte dazwischen), wenn möglich, hoch angesetzt wurde. Die Ergebnisse wurden schließlich evaluiert. Eindeutig nicht als Plagiate zu identifizierende Übereinstimmungen wurden von mir aussortiert. D.h. Übereinstimmungen von beispielsweise vier Wörtern wie „er sich in den“ (SKE, 439; SKR, 36, 157) wurden nicht berücksichtigt.

Es ging nicht darum, die Plagiatserkennungsprogramme anhand ihrer Ergebnisse zu bewerten. Mit der Software wurden in willkürlich gewählter Reihenfolge beide Texte verglichen. Die erste Software diente als Grundlage aller weiteren Überprüfungen. Es wurde eine Liste mit allen angezeigten Übereinstimmungen angefertigt. Doppelungen, die die vorhergehende Software nicht erkannt hatte, wurden neu aufgenommen. Übereinstimmungen, auf die mehrere Systeme hinwiesen, wurden nur einmal notiert.

Die anhand der Softwareergebnisse angefertigte Liste enthält Textstellen, die sowohl bei Engel als auch bei Reiners vorkommen. Die Textstellen sind chronologisch nach ihrem Auftreten in Engels *Stilkunst* sortiert, da es sich hierbei um das Grundlagenbuch handelt, aus dem mutmaßlich plagiiert wurde. Neben den Textstellen erscheinen die Fundstellen mit Seiten- und Kapitelangaben bei Engel und Reiners. Letzterer nummeriert seine Kapitel durchgängig von 1 bis 54 (exkl. Anmerkungen und Lösung der Aufgaben) – verteilt auf sechs größere Abschnitte, wohingegen Engel seine *Stilkunst* in zehn Bücher teilt. Bei jedem Buch beginnt die Kapitelzählung von neuem. Für eine eindeutige Benennung wurde die Kapitelzahl dem entsprechenden Buch nachgestellt. So lautet die Angabe für das dritte Kapitel aus dem vierten Buch 4,3.

Die aufgelisteten Ergebnisse, die die Überprüfung mit der Plagiatserkennungssoftware erbracht hat, wurden in einer Matrix dargestellt (Vgl. Tab. 8: *Matrix – Verteilung der Übereinstimmungen zwischen den Kapiteln der ‚Stilkunst‘ von Engel und Reiners*, S. 293). Diese listet waagrecht

die Kapitel 1 bis 54 von Reiners auf (und den Abschnitt „Lösung der Aufgaben“, für den eine Übereinstimmung gefunden wurde). Senkrecht erscheinen die Kapitel 1,1 bis 10,7 aus Engels *Stilkunst*. Jede Übereinstimmung an der Schnittstelle der entsprechenden Kapitel von Engel und Reiners wurde vermerkt. Doppelungen, auf die bereits in der Sekundärliteratur verwiesen, die von mir bereits für das Anfertigen eines Exposés zu dieser Arbeit gesucht und im Rahmen des Proseminars zum Thema (im Sommersemester 2012 an der Universität Bamberg) entdeckt wurden, erscheinen ebenfalls in der Matrix.<sup>1089</sup>

Es kommt vor, dass eine Textstelle aus Engels *Stilkunst* bei Reiners erscheint, allerdings an zwei verschiedenen Stellen im Buch – die Passage wurde aufgespalten. Entsprechend wurde in einem solchen Fall an beiden Stellen in der Matrix Übereinstimmungen kenntlich gemacht. Ähnlich wurde in Fällen verfahren, in denen Engel oder Reiners Inhalte an anderer Stelle wiederholten – auch das kommt in seltenen Fällen bei beiden vor. Um dies an einem konkreten Beispiel zu verdeutlichen: Engel zitiert eine lange Passage von Schopenhauer:

Von diesem Wie des Denkens ist nun ein genauer Abdruck sein Stil. – Im stillen Bewußtsein dieses Bewandnisses der Sache sucht jeder Mediokre seinen ihm eigenen und natürlichen Stil zu maskieren. [...] Jene Alltagsköpfe nämlich können schlechterdings sich nicht entschließen, zu schreiben, wie sie denken; weil ihnen ahndet, daß alsdann das Ding ein gar einfältiges Ansehen erhalten könnte. Es wäre aber immer doch etwas. Wenn sie also nur ehrlich zu Werke gehen und das Wenige und Gewöhnliche, was sie wirklich gedacht haben, so wie sie es gedacht haben, einfach mitteilen wollten; so würden sie lesbar und sogar, in der ihnen angemessenen Sphäre, belehrend sein. Allein statt dessen streben sie nach dem Schein, viel mehr und tiefer gedacht zu haben, als der Fall ist. Sie bringen demnach was sie zu sagen haben in gezwungenen, schwierigen Wendungen, neugeschaffenen Wörtern und weitläufigen, um den Gedanken herumgehenden und ihn verhüllenden Perioden vor. Sie schwanken zwischen dem Bestreben, denselben mitzuteilen, und dem, ihn zu verstecken. [...] Allen solchen Anstrengungen liegt nichts anderes zum Grunde, als das unermüdliche, stets auf neuen Wegen sich

<sup>1089</sup> Im Diagramm erscheinen nur jene Kapitel, in denen Doppelungen auftreten. Der Umfang der Kreise ergibt sich aus der Anzahl der Übereinstimmungen.

versuchende Bestreben, Worte für Gedanken zu verkaufen und, mittels neuer oder in neuem Sinne, gebrauchter Ausdrücke, Wendungen und Zusammensetzungen jeder Art, den Schein des Geistes hervorzubringen, um den so schmerzlich gefühlten Mangel desselben zu ersetzen. [...] **Den deutschen Schriftstellern würde durchgängig die Einsicht zustatten kommen, daß man zwar womöglich denken soll wie ein großer Geist, hingegen dieselbe Sprache reden wie jeder andere. Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge: aber sie machen es umgekehrt. Wir finden sie nämlich bemüht, triviale Begriffe in vornehme Worte zu hüllen und ihre sehr gewöhnlichen Gedanken in die ungewöhnlichsten Ausdrücke [...].** (SKE, 34)

Dieses Zitat findet man fast identisch bei Reiners (SKR, 182f.). Der letzte Satz fehlt bei ihm an jener Stelle. Bei Engel erscheint das Zitat insgesamt umfangreicher mit weniger Aussparungen. Den von mir unterstrichenen Satz finden wir bei Engel ein weiteres Mal an anderer Stelle in seinem Buch (SKE, 434). Auch Reiners „recycelt“, nämlich den in Fettdruck hervorgehobenen Absatz – und nun erscheint auch der letzte Satz (SKR, 462). Solche komplexen Überschneidungen wurden entsprechend mit drei Einträgen in der Matrix verzeichnet: für die fast identische Textstelle bei beiden, Reiners' Wiederholung des letzten Abschnitts, Engels doppelten Satz.

Die Stellen, an denen in der Matrix Häufungen auftreten, wurden ausgewählt und genauer betrachtet. Konkret handelt es sich dabei um fünf oder mehr Übereinstimmungen (maximal wurden neun erreicht). Eine Tabelle<sup>1090</sup> fasst die Ergebnisse zusammen:

	Ü	Engel	Reiners
A	9	9,2 Bild	23 Bild
B	6	7,4 Kurz und bündig	24 Kürze
C	6	9,4 Klarheit und Verständlichkeit	25 Klarheit

<sup>1090</sup> Die Buchstaben links sollen im Folgenden helfen, die Konstellationen abzukürzen, damit die Häufung der Kapitelnennung nicht zu Verwirrungen führt. „Ü“ steht für die Anzahl der Übereinstimmungen in der Matrix. Es folgen die Kapitelziffern mit Titel vom jeweiligen Autor.

D	6	4,3	Die Fremdwörterseuche	34	Licht und Schatten der Fremdwörterei oder Sollen wir die Fremdwörter ausmerzen?
E	5	4,5	Der fremdwörtelnde Schwindel	34	Licht und Schatten der Fremdwörterei oder Sollen wir die Fremdwörter ausmerzen?
F	5	8,4	Humor, Witz, Ironie	40	Witz und Humor
G	5	8,4	Humor, Witz, Ironie	41	Wortspiel
H	5	7,3	Belebung	45	Antithese

*Tab. 4: Die meisten Übereinstimmungen an den Schnittstellen der Kapitel von Engel und Reiners*

Die meisten Übereinstimmungen beim Vergleich aller Kapitel von Engel finden sich in folgenden Kapiteln:

Anzahl der Übereinstimmungen	Kapitel	Titel
14	8,4	Humor, Witz, Ironie
14	9,2	Bild
12	9,3	Musik
10	9,4	Klarheit und Verständlichkeit
9	7,3	Belebung

*Tab. 5: Die meisten Übereinstimmungen, die in einem Kapitel der ‚Stilkunst‘ von Engel auftreten, verteilt auf die gesamte ‚Stilkunst‘ von Reiners*

Und bei Reiners:

Anzahl der Übereinstimmungen	Kapitel	Titel
41	34	Licht und Schatten der Fremdwörterei oder Sollen wir die Fremdwörter ausmerzen?
16	8	Satzbau

11	2	Glanz und Elend der deutschen Sprache
11	5	Ist guter Stil lehrbar?
11	25	Klarheit

Tab. 6: Die meisten Übereinstimmungen, die in einem Kapitel der ‚Stilkunst‘ von Reiners auftreten, verteilt auf die gesamte ‚Stilkunst‘ von Engel

Eine tiefergehende Kontrolle erfolgt für die Konstellationen:

**A:** Hier sind die meisten Übereinstimmungen innerhalb der Matrix (Tabelle 4) und auch beim Vergleich aller Kapitel von Engel (Tabelle 5) vorzufinden. Außerdem handelt es sich um überzeugende Übereinstimmungen bzgl. der Plagiatsthese, wie später erläutert wird.

**C:** Auch dieses Kapitel weist viele Übereinstimmungen beim Vergleich aller Kapitel sowohl von Engel als auch von Reiners (Tabelle 5, 6) auf. Auch die Anzahl der Doppelungen in der Matrix überzeugt (Tabelle 4).

**F** und Konstellation **G** treffen bei Engel auf die meisten Übereinstimmungen beim Vergleich aller Kapitel (Tabelle 5). Bei Reiners finden wir jeweils fünf Übereinstimmungen verteilt auf zwei Kapitel, wobei das zweite Kapitel „Wortspiel“ bei Engel im Kapitel „Humor, Witz, Ironie“ integriert ist.

Alle Kapitel scheinen laut Überschrift thematisch ähnlich gelagert zu sein.

Die übrigen Konstellationen werden nicht eingehender untersucht:

**B** und **H** enthalten im qualitativen Vergleich mit den anderen Konstellationen weniger überzeugende Beispiele. Bei den Übereinstimmungen handelt es sich um kurze Andeutungen oder Zitate. Die für einen weiteren Vergleich ausgewählten Kapitel weisen zudem insgesamt mehr Übereinstimmungen auf.

**D** und **E** stehen jeweils in Konstellation zu Kapitel 34 von Reiners, das insgesamt 41 Übereinstimmungen aufweist. Dieser Wert sticht in Relation zu den übrigen Kapiteln deutlich hervor. Dennoch soll diese Kon-

stellation nicht eingehender untersucht werden, da sowohl Engel als auch Reiners darin der Fremdwortfrage nachgehen. Sauter hat in ihrer Arbeit über Eduard Engel bereits nachgewiesen, dass sich die Ziele und Rechtfertigungen der Puristen wie Engel, Campe, Sanders und Sarrazin ähneln.<sup>1091</sup> Im Bereich des Purismus scheinen einige Argumente vorformuliert zu sein. Deshalb wären die Ergebnisse eines Vergleichs der entsprechenden Kapitel von Engel und Reiners zu diesem Thema meines Erachtens weniger aussagekräftig.

Nun schließt sich der präzise Vergleich der ausgewählten Kapitel an. Das sind folgende Kapitel:

	Engel		Reiners	
A	9,2	Bild	23	Bild
C	9,4	Klarheit und Verständlichkeit	25	Klarheit
F	8,4	Humor, Witz, Ironie	40	Witz und Humor
G	8,4	Humor, Witz, Ironie	41	Wortspiel

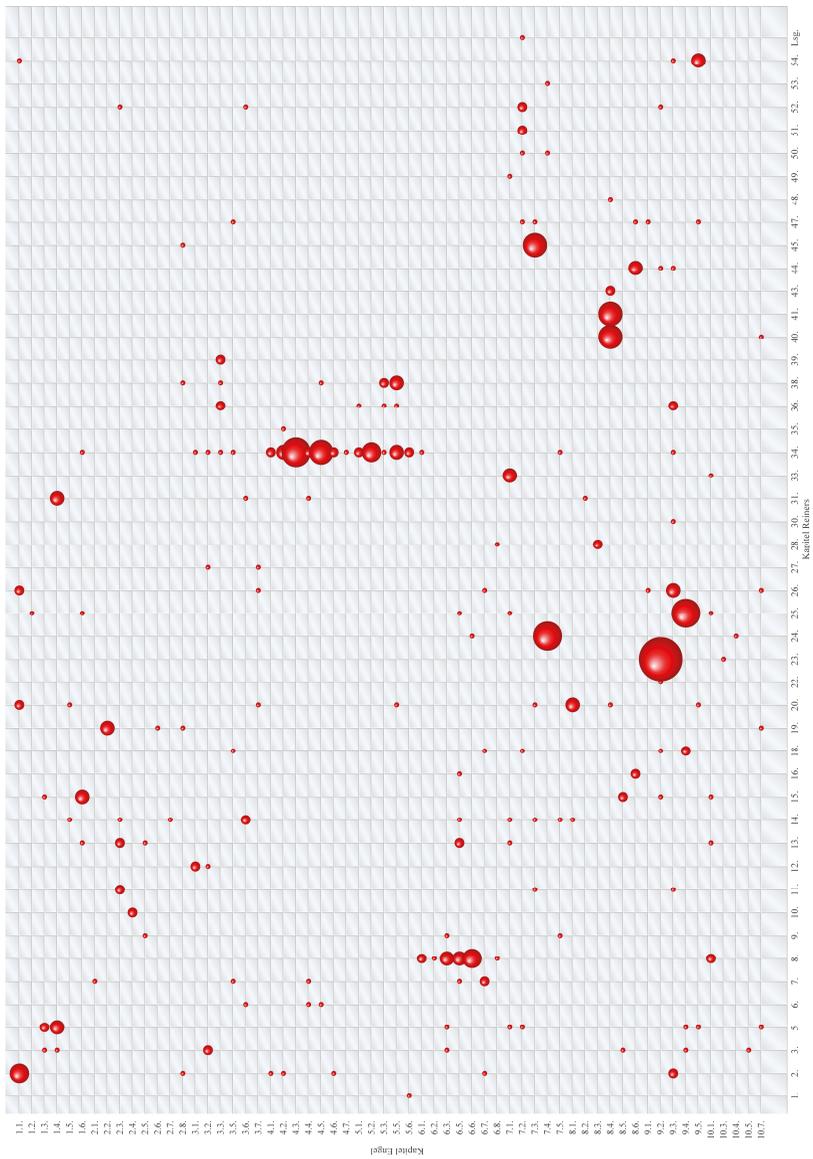
*Tab. 7: Kapitel aus Engels und Reiners ‚Stilkunst‘, die aufgrund der Anzahl der Übereinstimmungen miteinander verglichen werden*

Verweise auf andere Kapitel erfolgen nur am Rande und auf Basis der bisherigen Ergebnisse. Paraphrasen in weiteren außer diesen Kapiteln zu ermitteln, wird aufgrund des Aufwandes nicht möglich sein.

Für die Untersuchung sollen die Konstellationen aus Tabelle 7 genauer betrachtet werden. Sie werden einem weiterführenden manuellen Vergleich unterzogen, um eventuell weitere inhaltliche Übereinstimmungen zu ermitteln, speziell in Form von Paraphrasen, die die Systeme nicht erkannt haben. Der Textvergleich ist so strukturiert, dass zuerst wörtliche Übereinstimmungen zwischen Engel und Reiners in Form von Beispielen und Zitaten und anschließend Paraphrasen aufgelistet werden. Um dabei eine eventuell übereinstimmende Argumentati-

<sup>1091</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 308.

onslinie zwischen beiden nachzeichnen zu können, wird jedes Argument der beiden in chronologischer Abfolge miteinander verglichen.



## 6.2 Grundlegendes

Bevor sich der Textvergleich anschließt, wird nun dargelegt, worauf bei der Untersuchung im Einzelnen geachtet wird. Allgemein soll betrachtet werden, inwiefern sich die Inhalte gleichen. Gibt es wörtliche Übereinstimmungen, werden die Ausführungen Engels paraphrasiert? Werden Zitate übernommen und in welchem Umfang? Erscheinen vielleicht sogar einprägsame Beispiele bei beiden – ist es wahrscheinlich, dass z.B. Inhalte aus Zeitungen über einen derartig langen Zeitraum überliefert wurden?

Die Plagiatssoftware hat erste Anhaltspunkte geliefert. Überwiegend handelt es sich dabei um Zitate, die beide verwenden – meist mit Namensnennung des Urhebers oder unter Angabe des Werkes. Ein einzelnes Zitat, das Reiners von Engel übernommen hat, kann nicht als Indiz für ein Plagiat angesehen werden – schließlich steht es jedem frei, beispielsweise Goethe zu zitieren. Deshalb soll betrachtet werden, inwieweit sich solche Doppelungen häufen, in welche Kontexte die Zitate bei beiden Autoren eingebettet sind und wie ihre Verwendung strukturiert ist. Es wird überprüft, ob es Abweichungen zwischen den Zitaten bei Engel und Reiners gibt. Ein Vergleich mit der Originalquelle ist dabei notwendig.<sup>1092</sup> Weiterhin werden bei thematischen Doppelungen die Lebensläufe beider Autoren berücksichtigt; also ob sich Ausführungen beispielweise zu Autoren wie Otto von Bismarck (Reiners schrieb Bücher über ihn, Engel kannte ihn durch seine Arbeit als Stenograph persönlich) oder zur Eisenbahnthematik (Engels Steckenpferd) auf die jeweilige Biographie zurückführen lassen.

Betrachtet man vor dem Textvergleich die Struktur und insbesondere das Inhaltsverzeichnis beider Bücher, fallen Übereinstimmungen auf. Darauf verweist bereits Sanders bei einem kurzen Vergleich beider Werke.<sup>1093</sup> Er kommt zu dem Ergebnis,

<sup>1092</sup> Vgl. Stirnemann (2003): Ein Einbrecher als Klassiker, S. 248.; Stirnemann (2004): Ein Betrüger als Klassiker, S. 50. – Reiners hat falsch abgeschrieben.

<sup>1093</sup> Vgl. Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 378.

daß sich [...] ihr „Inhalt“ weitgehend deckt, sieht man von gewissen Umgruppierungen, veränderter Akzentsetzung und der unterschiedlichen Formulierung der Gliederungspunkte ab. Keine Entsprechung bei Engel hat einzig der 35seitige Abschnitt „Die Kunst zu lehren“; er ist ganz Reiners und erklärt sich aus dessen anfänglicher Absicht, ein Werk dieser allgemeineren Thematik zu schreiben. Umgekehrt fehlt bei ihm, ohne daß dies begründbar wäre, Engels Behandlung der „Stilgattungen“ (10. Buch).<sup>1094</sup>

Reiners beschäftigt sich in seinem ersten Teil mit „Vorfragen“; Engel nennt sein erstes Buch „Grundfragen“. Es geht bei beiden u.a. um den (schlechten) Zustand der deutschen Sprache (vor allem in der Prosa) (SKE, 9ff.; SKR, 18ff.). Der zweite Teil in Reiners' *Stilkunst* heißt „Wort und Satz“. Bei Engel wiederum handelt das dritte Buch vom „Ausdruck“ (mit Fokus auf den Wortgebrauch: „Die Macht des Wortes“, „Abklatschwort und Eigenwort“), das sechste Buch handelt vom „Satz“. Mit „Stilkrankheiten“ überschreibt Reiners seinen dritten Teil. Die Themen der einzelnen Kapitel finden sich bei Engel in seiner *Stilkunst* verstreut, z.B.:

Reiners	Engel
3. Teil, Kapitel 9: „Das Zeitwort stirbt“	2. Buch, Kapitel 5 und 6: „Zeitwort“
3. Teil, Kapitel 10: „Kampf dem Beiwort“	3. Buch, Kapitel 7: „Das Beiwort“
3. Teil, Kapitel 14: „Papierstil“	6. Buch, Kapitel 1: „Satz und Persönlichkeit. – Papierstil und Redestil“
3. Teil, Kapitel 16: „Phrase und Platttheit“	8. Buch, Kapitel 6: „Geborgter Geist: Zitat, Manier, Phrase“
3. Teil, Kapitel 18: „Stilschlamperei“	3. Buch, Kapitel 5: „Vom nachlässigen, vom schludrigen, vom schlampigen Stil“

Tab. 9: Vergleich des Aufbaus der ‚Stilkunst‘ von Reiners (3. Teil) und Engel

<sup>1094</sup> Ebd., S. 378.

Reiners' fünfter Teil „Fremdwort und Neuwort“ entspricht Engels viertem und fünftem Buch „Fremdwörterei I, II“. Den vierten und sechsten Teil „Probleme der inneren Form“ und „Einzelfragen“ finden wir bei Engel auf die Bücher sieben „Der Aufbau“, acht „Der Ton“ und neun „Die Schönheit“ verstreut.

Reiners	Engel
4. Teil, Kapitel 23: „Bild“	9. Buch, Kapitel 2: „Bild“
4. Teil, Kapitel 24: „Kürze“	7. Buch, Kapitel 4: „Kurz und bündig“
4. Teil, Kapitel 25: „Klarheit“	9. Buch, Kapitel 4: „Klarheit und Verständlichkeit“
6. Teil, Kapitel 40: „Witz und Humor“ 6. Teil, Kapitel 43: „Ironie“	8. Buch, Kapitel 4: „Humor, Witz, Ironie“
6. Teil, Kapitel 44: „Zitat“	8. Buch, Kapitel 6: „Geborgter Geist: Zitat, Manier, Phrase“
6. Teil, Kapitel 54: „Ratschläge und Hilfsmittel“	9. Buch, Kapitel 5: „Hilfsmittel zum guten Stil“

Tab. 10: Vergleich des Aufbaus der ‚Stilkunst‘ von Reiners (4., 6. Teil) und Engel

Diese thematisch ähnlich wirkenden Gliederungspunkte<sup>1095</sup> sagen noch nichts aus über die tatsächlichen inhaltlichen Übereinstimmungen innerhalb des Textes. Zudem hat die Betrachtung des Inhaltsverzeichnis gezeigt, dass Reiners ähnliche inhaltliche Schwerpunkte wie Engel setzt, aber in einer anderen Reihenfolge.

In der Sekundärliteratur wurde bereits auf einige inhaltliche Übereinstimmungen zwischen Engels und Reiners' *Stilkunst* hingewiesen. Sofern es sich dabei um konkrete textliche Doppelungen handelt, die innerhalb der miteinander zu vergleichenden Kapitel auftreten, wird an entsprechender Stelle darauf verwiesen. Übereinstimmende Gemein-

<sup>1095</sup> Vgl. ebd., S. 392, FN 6.

plätze, die in der Sekundärliteratur anklingen, werden im Folgenden kurz vorgestellt.

Sanders nennt in diesem Zusammenhang „z.B. die Eingangsklage über den Verfall der deutschen Kunstprosa, die Ansicht, daß Stil Charaktersache sei, die methodische Wertschätzung des abschreckenden Beispiels, Polemik gegen die Fremdwörter usw.“<sup>1096</sup> Bezüglich des Kunstprosaverfalls im Deutschen merkt Sauter allerdings an, „daß eine derartige Klage ein allgemeiner Topos war, zumal in einer Stillehre, die ja angetreten ist, um den schlimmen Zuständen Abhilfe zu verschaffen.“<sup>1097</sup> Die übereinstimmenden Positionen zum Thema „Fremdwörter“ greift Sauter ebenfalls auf:

An diesem Punkt läßt sich am besten verdeutlichen, daß Reiners Engel im höchsten Maße verwertet hat und dennoch nicht einfach als sein Epigone bezeichnet werden kann. [...] Die Argumente und Beispiele [...] sind eindeutig bei Engel geborgt. Der Hohn über Karl Weizsäcker und seine ‚Extraapostel‘ [SKR, 446; SKE 156], die Begriffe ‚Blumisten‘ und ‚Hühnerologie‘ [SKR, 446; SKE 171] [...] – fast alles ist von Engel her bekannt. [...] Indem sich Reiners hinter einem fiktiven Streitgespräch verchanzt, umgeht er zunächst, eindeutig Stellung beziehen zu müssen. Dadurch, daß der Fremdwortgegner die längere Sprechzeit und das letzte Wort hat, läßt sich jedoch eine Tendenz erkennen.<sup>1098</sup>

Insgesamt hält Sauter Reiners für milder im Abwägen und Urteilen als Engel.<sup>1099</sup>

Auch über den Reichtum an Zitaten bei Engel und Reiners liegen Schlussfolgerungen vor. Sanders meint: „Zahlreiche Zitate, die wir von dem vielbelesenen Engel kennen, kehren bei Reiners wieder; schwerlich ist anzunehmen, daß auch er all diese – und zwar genau dieselbe – Literatur exzerpiert haben sollte.“<sup>1100</sup> Ähnlich urteilt Sauter:

<sup>1096</sup> Ebd., S. 378.

<sup>1097</sup> Sauter (2000): Eduard Engel, S. 345. – Sauter äußert sich nachfolgend auch zur stilistischen Charakterfrage und zur Rolle des negativen Beispiels. (Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 345f.)

<sup>1098</sup> Ebd., S. 346.

<sup>1099</sup> Vgl. ebd., S. 346.

<sup>1100</sup> Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 378.

Und tatsächlich läßt sich ein beträchtlicher Teil seiner Zitate auf Engel zurückführen, wenn auch bei weitem nicht alle. Die genaue Zahl wäre nur unter erheblichem Aufwand zu ermitteln, da Reiners bei vielen Zitaten den Urheber nicht nennt und der Engelsche ‚Blattweiser‘ somit nicht hinzugezogen werden kann.<sup>1101</sup>

Sanders führt aus, dass beide auf dieselben Stilvorbilder wie Goethe, Lessing, Luther, Bismarck usw. zurückgreifen.<sup>1102</sup> Auch thematische Übereinstimmungen weist er nach:

Was die praktische Seite der Stillehre angeht, so hat dieser in Abschnitten über „Hauptstünden“ und „Allerlei Sprach- und Stilgebrehen“ solche Fälle behandelt, die sich bei Reiners in dem Kapitel über „Stilkrankheiten“ und klarer noch in Lektionen der systematischer vorgehenden ‚Stilfibel‘ wiederfinden: der „Satzdreh“ nach *und* (eine zu Beginn des Jahrhunderts noch häufige, doch schon zu Reiners’ Zeiten kaum mehr verbreitete syntaktische Marotte), Verbot von *wenn* mit *würde*, „Fürwortkrankheiten“ bei *derselbe, welcher, ersterer – letzterer* usw.; auch in Engels Strafpredigt über die „langgeschwänzten Denkwörter“ (Abstrakta) auf *-ung, -heit* und *-keit*, vor allem die „Ungerei“, stimmt Reiners unisono ein.<sup>1103</sup>

Von einem „identischen Prinzip“ spricht Sauter in Anlehnung an Sanders, wenn es darum geht, Inhalte humorvoll und einprägsam zu gestalten.<sup>1104</sup> Interessant in diesem Zusammenhang ist Sanders’ Feststellung:

[W]o Reiners die metaphorische Forderung erhebt: „Prüfe den Stil mit dem Zollstock!“ [...] [hat] Engel hingegen tatsächlich den „Zollstock“ angelegt [...], um die Satzlänge konkret festzustellen: „Der Satz mißt 1,66 Meter in kleiner Schrift, in großer volle 2 Meter“.<sup>1105</sup>

Stirnemann weist daraufhin, dass eher ungewöhnliche terminologische Begriffe, die nachweislich in Engels *Stilkunst* zu lesen sind, auch bei

<sup>1101</sup> Sauter (2000): Eduard Engel, S. 347.

<sup>1102</sup> Vgl. Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 378.; Sauter (2000): Eduard Engel, S. 348.; Law (2007): Sprachratgeber und Stillehren in Deutschland (1923-1967), S. 117.

<sup>1103</sup> Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 378.; Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 348.

<sup>1104</sup> Vgl. Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 378.; Sauter (2000): Eduard Engel, S. 348f.

<sup>1105</sup> Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 379.

Reiners vorzufinden sind, ja ihm heute teilweise sogar zugeschrieben werden. Es handelt sich um Wörter wie *Schwammwort* (SKE 177, 207, 331; SKR 62, 459, 471), *Schablonenwort* (SKE 99-103, 187, 331; SKR 141-144), *Stopfstil* (SKE 282, 292ff., 298ff., 320; SKR 104f., 320), *Schreistil* (SKE 314, 366-370, 443; SKR 356, 359ff.), *Stilgaukler* (SKE 104, 360-363, 414; SKR Kapitel 15 „Stilgecken und Stilgaukler“), *Stilgecken* (SKE 275, 307; SKR Kapitel 15 „Stilgecken und Stilgaukler“) *Bandwurmsatz* (SKE 73, 286, 299; SKR Kapitel 8 „Satzbau – Der Bandwurmsatz“), *Kettensatz* (SKE 286; SKR Kapitel 8 „Satzbau – Der Kettensatz“) und *Stopfsatz* (SKE 291ff., 298f.; SKR Kapitel 8 „Satzbau – Stopfsätze“).<sup>1106</sup> Im Grimmschen Wörterbuch ist keiner der Begriffe nachgewiesen.<sup>1107</sup>

Darüber hinaus läßt sich selbst für manche echt Reinersschen Prägnanzen wenigstens vermuten, daß auch sie durch Engel angeregt sind: beispielsweise wenn Reiners vom „Asthmastil“ kurzer Sätze spricht [...], während Engel die „Atemnot“ und „atemlose Kürze“ solcher Satzbildungen rügt.<sup>1108</sup>

Nachweislich bezieht sich Reiners auch auf andere Schriftsteller, die er als Quelle – wenn überhaupt – nur unzureichend angibt. In das erste Kapitel steigt er mit der Frage ein „Waren die Griechen farbenblind?“. Er führt Beispiele an, in denen die Griechen mit ihren Farbbezeichnungen nach heutigem Verständnis stark variierten (SKR, 1f.).

Angesichts dieses wunderlichen Farbenlabyrinths haben manche Forscher die Hypothese aufgestellt, die Griechen seien samt und sonders farbenblind gewesen. Aber diese Ansicht hat sich nicht durchgesetzt. Wir wissen heute: für dies ganze Problem ist nicht der Augenarzt zuständig, sondern der Sprachforscher. Ja, das Problem ist geeignet, das Wesen der Sprache klarzumachen. (SKR, 2)

Im Folgenden erwähnt er Leo Weisgerber und sein Buch „Muttersprache und Geistesbildung“. In diesem Zusammenhang erläutert er das Experiment, bei dem ein Mann, dessen Sprachzentrum aufgrund einer

<sup>1106</sup> Vgl. Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 379.; Stirnemann (2003): Das gestohlene Buch, S. 50.; Stirnemann (2003): Ludwig Reiners, Plagiarius, S. 22.; Sauter (2000): Eduard Engel, S. 349.

<sup>1107</sup> Vgl. Grimm (1854-1961): Deutsches Wörterbuch. Bd. 12.

<sup>1108</sup> Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 379.

Kopfverletzung beeinträchtigt war, Fäden nach ihrer Farbe sortieren sollte. Jener konnte die entsprechenden Farben auf Gegenstände wie Erdbeeren und Kornblumen beziehen, aber mit den Farbbezeichnungen, also den Begriffen für die entsprechenden Farben, nichts anfangen (SKR, 2). Nachzulesen sind die Beschreibungen bei Weisgerber.<sup>1109</sup>

Obwohl Reiners für den ersten Sachverhalt („die farbenblinden Griechen“) auf keine Quelle verweist, lässt sich tatsächlich auch diese Schilderung bei Weisgerber nachlesen.

[D]as griechische Farbenbezeichnungssystem ist von dem unseren so verschieden, daß wir kaum einen der vielen gr. Farbennamen eindeutig mit unseren Farbenbezeichnungen wiedergeben können. Man hat deshalb ernsthaft die Griechen für farbenblind erklären wollen, ein Beweis dafür, wie schwer wir uns von der durch die Muttersprache ererbten Betrachtungsweise freimachen können.<sup>1110</sup>

Weiterhin thematisiert Reiners Verwandtschafts- und Tierbezeichnungen, die wir ebenfalls bei Weisgerber finden:

Reiners	Weisgerber
<p>Im Serbischen gibt es kein einheitliches Wort für <i>Onkel</i>, sondern drei verschiedene Worte für den Vaterbruder, den Mutterbruder und für den Gatten der Vater- oder Mutterschwester. Der Serbe empfindet also den Onkel väterlicherseits und den Onkel mütterlicherseits als zwei verschiedene Arten von Verwandten. Er besitzt auch kein einheitliches Wort für den Schwager: der Bruder des Ehemannes heißt <i>dever</i>, der Bruder der Ehefrau <i>sura</i>. Auch im Mittel-</p>	<p>Solche genaueren Scheidungen treffen wir nun in fast allen Sprachen außerhalb der neugerm. und rom. wieder. Nehmen wir von den slavischen Sprachen etwa das Serbische (vgl. Delbrück 17 S. 403 ff.). Da finden wir wohl Entsprechungen für unsere Wörter <i>Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester, Großvater</i> und <i>Enkel</i>, aber alle anderen verwandtschaftlichen Beziehungen sind begrifflich anders gefaßt, und zwar durchweg im Sinne einer größeren</p>

<sup>1109</sup> Vgl. Weisgerber (1926): Das Problem der inneren Sprachform und seine Bedeutung für die deutsche Sprache, 242f.; Weisgerber (1929): Muttersprache und Geistesbildung, S. 15f.

<sup>1110</sup> Weisgerber (1926): Das Problem der inneren Sprachform und seine Bedeutung für die deutsche Sprache, S. 252f.; Vgl. Weisgerber (1929): Muttersprache und Geistesbildung, S. 82.

<p>hochdeutschen gibt es ähnliche Unterschiede. (SKR, 3)</p>	<p>Eindeutigkeit. Es fehlt etwa ein Begriff <i>Onkel</i> in unserem Sinne; dafür gibt es aber Einzelbezeichnungen, und zwar für den Vatersbruder (<i>stric</i>), den Mutterbruder (<i>ujak</i>) und den Mann der Vater- oder Mutterschwester (<i>tetak</i>), diese Beziehungen, die wir begrifflich zusammenfassen, sind also scharf auseinandergehalten. [...] Bei der Heiratsverwandtschaft finden wir ebenfalls scharfe Trennung: [...] Die Brüder des Mannes sind für die Frau <i>djever</i>, die Brüder der Frau für den Mann <i>šura</i>.<sup>1111</sup></p>
<p>Ja, auch dieselbe Erscheinung erhält verschiedene Namen je nach dem Gesichtspunkt, auf den es ankommt. Ein Pferd ist je nach den Eigenschaften, um die es sich handelt, <i>Hengst</i>, <i>Stute</i> oder <i>Wallach</i>; <i>Roß</i>, <i>Renner</i>, <i>Mähre</i> oder <i>Gaul</i>; <i>Schimmel</i>, <i>Rappe</i> oder <i>Falbe</i>. In Wirklichkeit ist es immer dasselbe vierbeinige Geschöpf; nur die Gesichtspunkte, unter denen ich bestimmte Einzelgebilde zu einem Begriff zusammenfasse, sind verschieden. (SKR, 4f.)</p>	<p>Außerordentlich wichtig ist dann, daß im Wortschatz ein Lebensgebiet unter verschiedenen Gesichtspunkten verarbeitet sein kann. Denken wir an ein einfaches Beispiel: Ich sehe ein Pferd. Ich bin nicht gezwungen, es als Pferd schlechthin aufzufassen, sondern je nachdem kann es mir als <i>Pferd</i> oder <i>Roß</i> oder <i>Hengst</i> oder <i>Schimmel</i> oder <i>Mähre</i> usw. erscheinen. Das heißt also, daß der Wortschatz der Sprache hier eine Auffassung unter verschiedenen Gesichtspunkten ermöglicht (man möchte fast von <i>Aspekten</i> auch beim Nomen sprechen). Es fragt sich nun, wie diese Anzahl von Wörtern inhaltlich umgrenzt wird. Gegenseitige Abgrenzung kann nicht vorliegen, aber man sieht sofort, daß sich hier überall ein zweiter Gesichtspunkt mit dem ersten kreuzt: <i>Pferd</i> unter dem wichtigen Merkmal der Farbe gesehen, ergibt <i>Schimmel</i>, <i>Rappe</i>,</p>

<sup>1111</sup> Weisgerber (1929): Muttersprache und Geistesbildung, S. 78f.

	<p><i>Fuchs</i> usw.; unter dem Gesichtspunkt des Geschlechtes: <i>Hengst</i>, <i>Stute</i> usw.; vom Wertstandpunkt aus: <i>Roß</i> – <i>Mähre</i>; noch verwickelter ist es bei <i>Gaul</i>, <i>Klepper</i> u.ä., weil hier schon Fragen der geographischen Verteilung des Sprachgutes und der gehobenen bzw. niederen Sprache hineinspielen.<sup>1112</sup></p>
--	--

In Reiners' *Stilkunst* findet sich kein weiterer Hinweis auf Weisgerber als Quelle. Aber die Übereinstimmungen sind nicht zu verkennen. Im ersten Beispiel beziehen sich beide auf das Serbische und erläutern die Verwendung des Wortes *Onkel* und *Schwager*.<sup>1113</sup> Im zweiten Beispiel führen beide fast die gleichen Bezeichnungen an – Weisgerber erklärt die Verwendungsweisen jedoch deutlich ausführlicher.

Auf die erste Übereinstimmung („die farbenblinden Griechen“) bin ich zufällig gestoßen. Die weiteren Übereinstimmungen fielen mir bei der Lektüre Weisgerbers nur so zu. Eine intensivere Suche – die sich hier nicht mit dem Ziel der Untersuchung vereinbaren lässt – würde mutmaßlich noch mehr zu Tage fördern; vielleicht auch bei anderen Autoren. Bei Engel finden sich die angeführten Textstellen nicht, was logisch erscheint, da die Titel von Weisgerber nach dem Erscheinen seiner *Stilkunst* veröffentlicht wurden.

Am Ende der folgenden drei Kapitel, die den Vergleich von Engels und Reiners' *Stilkunst* behandeln, wird bewusst auf ein Fazit verzichtet, um inhaltliche Doppelungen zu vermeiden. Die Zusammenfassung und Schlussfolgerungen finden sich im Anschluss des Textvergleichs im Kapitel 6.6.

<sup>1112</sup> Ebd., S. 60.

<sup>1113</sup> Vgl. Grtschitsch (1905): Deutsch-serbisches und serbisch-deutsches Wörterbuch. 1. Bd., S. 464. – „Schwager: [...] шура [...] (der Bruder der Gattin) [...] дeвeр (der Bruder des Mannes).“ Die unterschiedliche Schreibweise in lateinischen Buchstaben bei Reiners und Weisgerber gegenüber der kyrillischen Schrift könnte auf unterschiedliche Dialekte zurückgeführt werden.

### 6.3 „Bild“

Es erfolgt nun der Vergleich des Kapitels 23 von Reiners mit dem zweiten Kapitel des neunten Buches von Engel. Beide tragen die Überschrift „Bild“.

#### Zitate innerhalb der beiden Kapitel

Engel und Reiners beginnen das Kapitel – wie so oft – mit Zitaten. Engel gibt die folgenden Worte Goethes wieder:

*Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren, Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären. (SKE, 394)*

Mit dem gleichen Zitat eröffnet Reiners sein Kapitel (SKR, 262). Bei ihm folgt ein längeres Tieck-Zitat:

*Wenn der Mensch einen Gegenstand mit einem anderen vergleicht, so lügt er schon. „Das Morgenrot streut Rosen.“ Gibt es etwas Dümmeres? „Der Wein glüht purpurn.“ Narrenpossen! „Der Morgen erwacht.“ Es gibt keinen Morgen. Wie kann er schlafen? Es ist ja nichts als die Stunde, in der die Sonne aufgeht. „Verflucht! Die Sonne geht ja nicht auf“, auch das ist ja schon Unsinn und Poesie. O dürft ich nur einmal über die Sprache her und sie so recht säubern und ausfegen! O verdammt! Ausfegen! Man kann in dieser lügenden Welt es nicht lassen, Unsinn zu sprechen! (Tieck). (SKR, 262)*

Bei Engel liest man im Anschluss an das Goethe-Zitat:

In seiner Novelle Die Gemälde läßt Tieck einen Philister sprechen: Das Morgenrot streut Rosen. Gibt es etwas Dümmeres? Die Sonne taucht in das Meer. Fratzen! Der Wein glüht purpurn. Narrenpossen. Der Morgen erwacht. Es gibt keinen Morgen; wie kann er schlafen? (SKE, 394)

Engel nennt den Titel seiner Quelle. Und zieht man die Primärquelle hinzu, steht dort:

Wenn der Mensch nur einen Gegenstand mit dem andern vergleicht, so lügt er schon. „Das Morgenroth streut Rosen.“ Giebt es etwas Dümmeres? „Die Sonne taucht sich in das Meer.“ Fratzen! „Der Wein glüht purpurn.“ Narrenspossen! „Der Morgen erwacht.“ Es giebt keinen Morgen; wie kann er schlafen? Es ist ja nichts, als die Stunde, wenn die Sonne aufgeht. Verflucht! Die Sonne geht ja nicht auf; auch das ist ja schon Unsinn und Poesie. O dürft' ich nur einmal über die Sprache her, und sie

so recht säubern und ausfegen! O verdammt! Ausfegen! Man kann in dieser lügenden Welt es nicht lassen, Unsinn zu sprechen!<sup>1114</sup> [Unterstreichungen und Fettdruck durch Verfasserin vorgenommen]

Engels Zitat ist kürzer als Reiners', aber näher am Original. Reiners lässt die Textstelle weg, die ich durch Hervorhebung in Fettdruck gekennzeichnet habe. Beide übernehmen nicht konsequent die Interpunktion, wie sie bei Ludwig Tieck vorliegt. Zusätzlich modernisieren sie eigenmächtig die Rechtschreibung. Reiners vertauscht im ersten Satz zudem den definiten Artikel durch einen indefiniten. Und die letzte Unterstreichung kennzeichnet, dass Reiners aus einem Subjunktionalsatz einen Relativsatz macht.

Wenige Seiten weiter schreibt Engel:

Rundweg verlangt Quintilian von der *Translatio* – seinem gutlateinischen Wort für das ihm entbehrliche griechische Fremdwort *Metaphora* –, sie müsse *plus valere eo, quod expellit* (stärker sein, als was sie verdrängt). (SKE, 396)

Reiners verweist ebenfalls auf den antiken Stilisten und

„jene Regel, die schon Quintilian für die Metapher gegeben hat, nämlich daß sie stärker sein müsse als das, was sie verdränge.“ (SKR, 273)<sup>1115</sup>

Er verzichtet auf den lateinischen Wortlaut, aber die Übersetzung finden wir bei beiden.

Als witzige Bilder bezeichnet Engel die Aussprüche von Schiller und einem Arzt:

*Meine Füße haben alle Hände voll zu tun.* (SKE, 401)

*Nehmen Sie Ihr krankes Bein ja nicht auf die leichte Achsel!* (SKE, 401)

Weniger gelungen findet er folgendes Bild:

Da redet ein Prediger, der sich lieber auf Jesu herrliche Gleichnisse beschränken sollte, diesen blühenden Blödsinn daher: *Das bescheidene Veilchen des Glaubens blüht am glänzendsten, wenn die Hammerschläge des Schicksals es auf dem Amboß des Herzens zu leuchtenden Strahlen erwecken.* (SKE, 401)

<sup>1114</sup> Tieck (1841): Die Gemälde, S. 695.

<sup>1115</sup> Vgl. Stirnemann (2004): Ein Betrüger als Klassiker, S. 49.

Alle drei Zitate finden wir auch bei Reiners. Der erste Satz erscheint mit Autorennachweis; der zweite dagegen unkommentiert (SKR, 263). Reiners führt beide Zitate in umgekehrter Reihenfolge an und wandelt zum Engels Imperativsatz in einen Aussagesatz mit Modalverb um:

*Sie sollten ihr krankes Bein nicht auf die leichte Achsel nehmen.* (SKR, 263)

Hätte er den Satz nicht umformuliert, wäre ihm vielleicht der Fehler bei der Anrede (Großschreibung des Possessivpronomens) nicht unterlaufen. Ebenso aufschlussreich ist der Herkunftsnachweis für das dritte Zitat (SKR, 276). Reiners schreibt ähnlich wie Engel, dass das Zitat aus einer Predigt stamme. Sollte diese Predigt so einschlägig gewesen sein, dass sie beide kannten?

Als Beispiel für einen gelungenen Selbstvergleich gibt Engel ein Goethe-Zitat an:

*Ich komme mir vor wie jenes Ferkel, dem der Franzos die knupperig gebratene Haut abgefressen hatte, und es wieder in die Küche schickte, um die zweite anbraten zu lassen.* (SKE, 404)

Reiners führt diesen Ausspruch ebenfalls an, allerdings mit einer kleinen Änderung: „knusperig“ statt „knupperig“ (SKR, 269)<sup>1116</sup> – ein Fehler, wie die Originalquelle zeigt:

Oft schüttl' ich den Kopf und härte mich wieder, und endlich komm' ich mir vor wie jenes Ferkel, dem der Franzos die knupperig gebratne Haut abgefressen hatte, und es wieder in die Küche schickte, um die zweite anbraten zu lassen.<sup>1117</sup>

Beide verändern das Original in geringem Umfang, wobei sich die Frage stellt, ob Reiners die Änderungen (z.B. „gebratene“ statt „gebratne“) von Engel übernommen hat.

Auf der nächsten Seite schreibt Engel:

In Kleists Hermannschlacht spricht der Römer Septimius zu Hermann:  
*Also gebeut dir das Gefühl des Rechts,  
In deines Busens Blättern aufgeschrieben.* (SKE, 405)

<sup>1116</sup> Vgl. Stirnemann (2003): Das gestohlene Buch, S. 50f.

<sup>1117</sup> Schöll (Hg.) (1857): Göthe's Briefe an Frau von Stein, S. 183.

Reiners führt das gleiche Zitat an, allerdings ohne Komma und mit kleingeschriebenem Anfangsbuchstaben der zweiten Zeile. Beide variieren den Titel der Quelle: Engel verzichtet auf die *s*-Fuge, und zwar nicht nur an dieser Stelle, sondern noch zwei weitere Male (SKE 242, 410). Einmal gibt er den Titel korrekt an (SKE, 308). Da nun aber bekannt ist, dass Engel mit der *s*-Fuge auf Kriegsfuß stand, könnte man dies als Erklärung gelten lassen. Reiners führt den Titel im gesamten Buch einmal an und das falsch: „Herrman~~n~~sschlacht“ (Hervorhebung der Verfasserin; SKR, 274), obwohl er im gleichen Satz den Protagonisten richtig mit „Hermann“ benennt.

Auf der letzten Seite in Engels Kapitel finden wir zwei weitere Zitate, die auch Reiners verwendet – allerdings wie bisher auch schon gut verstreut über das gesamte Kapitel und nicht in der Abfolge wie bei Engel. Bei jenem steht:

Hebbel über Gutzkows Ideen und deren dichterische Gestaltung: *Es ist, als ob Kornsäcke auf der Kaffeemühle durchgemahlen werden sollten. [...]*

Wie entzückend ist dieses Bild in Annettes Erzählungsbruchstück ‚Bei uns zu Lande auf dem Lande‘: *Ich fange an mit der gnädigen Frau, einem fremden Gewächs auf diesem Boden, wo sie sich mit ihrer südlichen Färbung, dunklen Haaren, dunklen Augen ausnimmt wie eine Burgrundertraube, die in einen Pfirsichkorb geraten ist.* (SKE, 406)

Das Zitat Friedrich Hebbels finden wir bei Reiners auf der gleichen Seite wie Goethes Ferkel-Zitat (SKR, 269). Das zweite Zitat steht ebenfalls wörtlich bei Reiners (SKR, 265). Interessant dabei ist, dass beide die Schriftstellerin Annette von Droste-Hülshoff „Droste“ nennen.

#### Zitate außerhalb der beiden Kapitel

Es wurden zudem Übereinstimmungen gefunden, die zwar bei Engel im Kapitel „Bild“ auftauchen, bei Reiners aber an einer anderen Stelle in der *Stilkunst* stehen – oder umgekehrt. So lesen wir bei Engel im Kapitel „Bild“ das Zitat Karl Philipp Moritz‘:

*In einer Ramlerschen Ode des Winters heißen die Schlittschuhe: Schuhstahl, worin der Mann der freundlichen Venus der Blitze Geschwindigkeit barg. Dies ist ein überaus glückliches und wohlgefälliges Bild, weil dadurch eine Menge*

*verwandter Ideen auf einmal zusammenströmen, die auf die Seele eine äußerst angenehme Wirkung tun.*

Uns dünken der Schuhstahl, der Mann der Venus samt der Venus selbst weder glücklich noch wohlgefällig. (SKE, 398)

Im Kapitel „Stilgecken und Stiltgauler“ spricht Reiners von „übersteigerten Bildern [...] im Hochbarock des 17. Jahrhunderts“ (SKR, 184). Als Beispiel führt er an:

Es hieß [...] nicht mehr Schlittschuh, sondern *Schuh aus Stahl, in die der Mann der freundlichen Venus die Blitze der Geschwindigkeit barg.* (SKR, 184)

Reiners nennt den Autor nicht, aber wir finden ihn im von Engel verwendeten Zitat. Allerdings lebte Karl Wilhelm Ramler nicht im 17. sondern 18. Jahrhundert – somit ist Reiners' Angabe falsch.

Das Original-Zitat lautet:

Und haben Schuhe aus Stahl: der Mann der freundlichen Venus  
Verbarg der Blitze Geschwindigkeit drein.<sup>1118</sup>

Sowohl Engel als auch Reiners weichen vom Original ab. Dafür ähneln sich die Zitate der beiden Autoren, die hier verglichen werden, umso deutlicher. Kann das ein Zufall sein oder ist es nahe liegender, dass Reiners das Zitat, wie es Engel verwendete, abgeschrieben hat?

Als „überwältigend“ beschreibt Engel im vorliegenden Kapitel

Kellers Bild über W. Jordans Nibelunge: *Es braucht eine hirschlederne Seele, das alte und einzige Nibelungenlied für abgeschafft zu erklären, um seinen modernen Wechselbalg an dessen Stelle zu setzen.* (SKE, 405)

Bei Reiners lesen wir im Kapitel „Stilschlamperei“ ganz Ähnliches:

Keller hat gesagt, es brauche eine hirschlederne Seele, um diesen modernen Wechselbalg an die Stelle des alten Nibelungenliedes zu setzen. (SKR, 202)

Im Original heißt es bei Keller:

<sup>1118</sup> Ramler (1783): Sehnsucht nach dem Winter 1744, S. 18.

Jordan ist gewiß ein großes Talent, aber es braucht eine hirschlederne Seele, das alte und einzige Nibelungenlied für abgeschafft zu erklären, um seinen modernen Wechselbalg an dessen Stelle zu schieben.<sup>1119</sup>

Reiners gibt das Zitat in indirekter Rede wieder, wodurch die Auslassungen zu rechtfertigen sind. Aber beide verwenden statt „schieben“ das Vollverb „setzen“, was wieder die Frage impliziert, ob Reiners Fehler von Engel übernommen hat.

Reiners listet im Kapitel „Bild“ eine Reihe von Beispielen zum Thema „Bildbruch“ auf; darunter das bereits erläuterte eines Predigers. Hinzu kommt ein Satz, den wir wortgleich bei Engel finden – bei ihm allerdings im Kapitel „Kunstschreiberstil“:

*Die preisgekrönte Schönheit hat der Lieder süßen Mund an den Nagel gehängt*  
(Berliner Lokalanzeiger). (SKE, 453)

Bei Reiners fehlt das Attribut der Quellenangabe (SKR, 276). Reiners und Engel zitieren gleiche Inhalte aus der Presse – einem bekanntermaßen sehr schnelllebigen Medium –, obwohl mehr als dreißig Jahre zwischen dem Erscheinen beider *Stilkünste* liegen.

Keine wörtliche Übereinstimmung, aber nichtsdestoweniger beachtenswert, ist folgende. Engel schreibt im Kapitel „Bild“:

Es ließe sich ein hübsches bebildertes Bändchen füllen mit Bismarcks großen und kleinen Gleichnissen, von denen kaum eines verfehlt, keines unwirksam war. [...] *Wir tun nicht gut, den Milchtopf abzusahnen und das Übrige (Süddeutschland) sauer werden zu lassen* (gegen den verfrühten Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund.) (SKE, 404)

Auch Reiners thematisiert den Beitritt Badens in den Norddeutschen Bund und die Rolle Bismarcks dabei, und zwar ausführlicher als Engel. Obwohl beide einen biographischen Bezug zu Bismarck aufweisen, ist die thematische Übereinstimmung signifikant. Denn auch Reiners untermauert den Inhalt mit einem Zitat – ebenfalls von Bismarck, inhaltlich zwar komplett anders als das von Engel, aber mit der gleichen Intention:

<sup>1119</sup> Keller (1952): Gesammelte Briefe, S. 435.

1869 wollten die Liberalen Baden in den Norddeutschen Bund aufnehmen, Bismarck war dagegen; da Baden zwischen Frankreich und dem übrigen Süddeutschland lag, so hätte der Bund Württemberg und Bayern dann gegen Frankreich abgedeckt und somit diesen beiden Staaten einen Anlaß zum Beitritt genommen. Es sei nicht erwünscht, erklärte er mit einem Zitat aus dem damals viel gesungenen *Heidelied* von Burns, daß der Bund zu diesen beiden Staaten sage:

*Mit meinem Mantel vor dem Winde,  
beschütz ich dich, beschütz ich dich!* (SKR, 557)

Im Kapitel „Anschauung“ schreibt Reiners von Bibelzitaten, die sich im gegenwärtigen Sprachgebrauch verankert hätten:

Matthäus erzählt uns anschaulich, was er tut, und seine Wendung, daß er seine Sonne aufgehen lasse über Gerechte und Ungerechte, ist zum geflügelten Wort geworden. (SKR, 251)

Aus heutiger Sicht scheint es treffendere Beispiele zu geben, um Sprichwörter zu erläutern. Sein „Vorgänger“ setzte es um:

Was in der Bibel oft nur sinnlicher Ausdruck morgenländischer Alltagsrede ist, haben wir zum festen Bildspruch, zum geflügelten Wort gemacht: *die Lenden gürten, mit gleicher Elle messen, mir geht ein Licht auf, sein Pfund vergraben, an seine Brust schlagen, sein Licht auf oder unter den Scheffel stellen.* (SKE, 403)

Beide sprechen von „geflügelten Worten“ und führen dafür Beispiele aus der Bibel an.

### Paraphrasen

Reiners beginnt seine Ausführungen zum Thema „Bild“ nach dem Goethe- und Tieck-Zitat mit der Aussage:

Man kann es in der Tat nicht lassen, bildlich zu sprechen. (SKR, 262)

Bei Engel lesen wir:

Dem nüchternsten Stoffel wäre es unmöglich, ganz unbildlich zu sprechen [...]. Es gibt keine Sprache ohne Bilder. (SKE, 395)

Beide kommen also zum gleichen Urteil. Weiter lesen wir in der *Stilkunst* von 1911:

[D]ie scheinbar unsinnlichsten Wörter sind genau betrachtet höchst sin-  
nenhaft: begreifen, fassen, unterbrechen, sich einbilden, sich einprägen,  
erblicken, mitteilen, einfallen, ausdrücken, Zweck (Mittelpunkt der Ziel-  
scheibe). Alle Begriffswörter waren ursprünglich zum Betasten, zum Be-  
greifen. (SKE, 395)

Laut Engel verweisen Wörter also anfänglich auf etwas zum Anfassen.  
Reiners bemüht in ähnlichem Kontext nicht den Tast- sondern den Seh-  
sinn. Was Engel als „sinnenhaft[e]“ Wörter „zum Betasten, zum Begrei-  
fen“ beschreibt, sind bei Reiners Wörter „sinnlichen Ursprung[s]“ zum  
Sehen:

Ursprünglich hatte die Sprache nur Worte für sichtbare Dinge. [...] Bei  
vielen abstrakten Wörtern können wir den sinnlichen Ursprung noch  
wahrnehmen: [...] *be-greifen*, [...] *auf-fallen*, *ein-bilden*. (SKR, 262)

Kann es ein Zufall sein, dass neben Reiners' Argumentation auch einige  
Beispiele (Präfixverb *begreifen*, Verbstamm *fallen*, Partikelverb *einbilden*)  
in Engels *Stilkunst* vorzufinden sind?

Beide thematisieren die Etymologie von „Mars“, allerdings auf unter-  
schiedliche Weise:

*suo Marte, aequo Marte* (mit seinem, mit gleichem Glück, eigentlich: mit  
seinem, mit gleichem Mars) (SKE, 395)

Aus ein- und derselben sinnlichen Wurzel entstanden die verschie-  
densten abstrakten Begriffe. Die Sanskritwurzel *mar* (*zerreiben*) wurde zu  
*mare* (*Meer*) – *das Zerwühlende* – *morbus* (*Krankheit*), *mors* (*Tod*), *mars*  
(*Kriegsgott*) und zu dem deutschen *mahlen*. (SKR, 262)

Engels Herleitung lässt sich belegen. 1837 schreibt Johann Philipp  
Krebs in seinem „Antibarbarus der Lateinischen Sprache“: „Die bildli-  
che Redensart, *meo, tuo, suo* – *Marte durch eigene Kraft, Anstrengung, ohne*  
*fremd Hilfe*“<sup>1120</sup>. Reiners etymologische Kette ist hingegen weniger  
nachvollziehbar.<sup>1121</sup> Im „Etymologischen Wörterbuch der deutschen  
Sprache“ von Kluge lesen wir unter „mahlen“:

<sup>1120</sup> Krebs (1837): *Antibarbarus der Lateinischen Sprache*, S. 301.

<sup>1121</sup> Vgl. Sanders (1998): *Sprachkritikastereien*, S. 110. – „Decken wir den Mantel nachsich-  
tigen Vergessens über den schlichten Unsinn in *etymologicis*, den uns Ludwig Reiners an  
verschiedenen Stellen bietet.“

Vsw std. (9. Jh.), mhd. *mal(e)n Vst.*, ahd. *malan, mal(e)n Vst.*, as. *malan Vst.*

Aus g. *\*mal-a-* Vst. ‚mahlen‘, auch in gt. *malan*, anord. *mala*. Aus ig. *\*mel-* ‚zermalmen, zerreiben‘, besonders ‚Korn mahlen‘, häufig mit o-Vokalismus: l. *molere* ‚mahlen‘, air. *melid* ‚mahlt‘, lit. *máliti* ‚mahlen‘, akslav. *mlěti* ‚mahlen‘, gr. *mýlē* ‚Mühle‘, ai. *mṛṇāti* ‚zermalmt, mahlt‘, toch. A *malyw-*, toch. B *mely-* ‚zerreibt, bedrückt‘, heth. *malla-* ‚zermalmen, mahlen‘. Von der ursprünglich starken Flexion ist nur noch das Partizip **gemahlen** erhalten.<sup>1122</sup>

Auch in älteren Wörterbüchern ist Reiners’ Herleitung nicht belegt. Das Grimmsche Wörterbuch führt unter „mahlen“ zwar die Sanskritform „mar“ an, aber seine übrigen Glieder der Kette sind nicht belegt.<sup>1123</sup> Unter dem Lemma „mar“ findet man im Sanskritwörterbuch außerdem in einer weiteren Bedeutung „marati, mārāte“ in der Übersetzung mit „sterben“<sup>1124</sup> – in Anlehnung an Reiners’ Herleitung von „Tod“. Es ist fraglich, wie Reiners auf diese Herleitungen kommt. Hätte er doch besser bei Engel nachgelesen, schließlich hat dieser Sanskrit studiert.

Die folgende inhaltliche Übereinstimmung fällt auf den ersten Blick nicht auf, dennoch handelt es sich um zwei Zitate des gleichen Autors mit demselben Inhalt:

Ein Sprachforscher nannte die Sprache: ‚ein Herbarium verwelkter Metaphern‘. (SKE, 395)

Reiners schreibt:

*Die Sprache ist ein Wörterbuch erblaßter Metaphern* (Jean Paul). (SKR, 262)

Beide Aussprüche werden Jean Paul zugeschrieben<sup>1125</sup>; beide in Form einer Metapher. Was Engel als „Herbarium“ („systematisch angelegte Sammlung gepresster und getrockneter Pflanzen und Pflanzenteile“<sup>1126</sup>) bezeichnet, ist bei Reiners das „Wörterbuch“ (im Sinne einer Samm-

<sup>1122</sup> Kluge (2012): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache.

<sup>1123</sup> Vgl. Grimm (1854-1961): Deutsches Wörterbuch. Bd. 12.

<sup>1124</sup> Vgl. Mylius (1987): Wörterbuch Sanskrit-Deutsch, S. 359, 376; Böhlingk (1884): Sanskrit-Wörterbuch. Fünfter Theil, S. 32.

<sup>1125</sup> Vgl. Nohl (1925): Jean Pauls Philosophie, S. 80.; Keller, Hafner (1986): Arbeitsbuch zur Textanalyse, S. 47.; Paul (1963): Werke, S. 184.

<sup>1126</sup> Duden-Online: Herbarium.

lung von Wörtern) und die darin enthaltenen „verwelkte[n] Metaphern“ sind im Zitat, das Reiners wiedergibt, „erblaßt“. Reiners verwendet einfach die Übersetzung des Ausspruchs. Soll somit die inhaltliche Übernahme weniger auffällig scheinen?

Nachfolgend lesen wir bei Reiners:

Wie ein Bild allmählich zur Formel erblaßt, das können wir an vielen Wendungen unserer Alltagssprache verfolgen, in denen wir den Bildgehalt kaum noch spüren: Wir empfangen unseren Freund nicht *herzlich* sondern *mit offenen Armen*, wir schimpfen nicht *heftig*, sondern *wie ein Rohrspatz*, wir sind nicht *überrascht*, sondern wir *fallen aus den Wolken*. (SKR, 262f.)

Engel listet auf Seite 395 etliche Beispiele für Bilder des „feste[n] Sprachbestand[es]“ (bei Reiners „Alltagssprache“) auf – darunter Beispiele für das Prügeln „Jackenfett kriegen“ oder „aus dem Kriegsleben: Aufs Korn nehmen“ (SKE, 395). Dass diese Bilder verblassen, wusste auch Engel. Er spricht vom „abgenutzten, abgeblaßten [...] Bildervorrat der Jahrtausende“ (SKE, 398). Dazu führt er weiter aus:

Harmloser werden solche Bilder erst, wenn sie als versteinerte Redeformeln gebraucht werden; doch wird sich ein guter Schreiber ihrer selten bedienen, denn er will ja sich selber in Worten geben, keinen Andern. Allzu streng freilich darf man über sie nicht richten: wer unter uns hat solch ein fertiges Bild nicht einmal gebraucht? [...] Der Geschmack an dieser Bilderei ist wandelbar [...]. Schablonenbilder gehören vornehmlich zum stehenden Sprachgebrauch der Zeitungen. Staub aufwirbeln, brennende Fragen, eine Frage anschneiden, sie ventilieren, jemand brandmarken, an den Pranger stellen, auf etwas festnageln, Dampf hinter etwas machen – lauter abgedroschene, ungesehene, aber in ihrer Anspruchslosigkeit ungefährliche Schattenbilderchen. (SKE, 398, 399)

Obwohl die gewählten Beispiele nicht identisch sind, erkennt man doch die Ähnlichkeiten der Argumentation von beiden, nämlich dass durch den alltäglichen Gebrauch häufig genutzte Bilder verblassen. Was Engel „Schablonenbilder“ nennt und der Presse zuschreibt, sieht Reiners offensichtlich ähnlich – er übernimmt die Terminologie, spricht ebenfalls von „verblaßt[en]“ Bildern und nimmt Bezug auf die Presse – nur ande-

re Beispiele hat er sich einfallen lassen und er thematisiert die „Schablonenbilder“ nicht im Kapitel „Bild“, sondern „Formeldeutsch“.

Abgenutzte Schablonenbilder werden gleichfalls zu Formeln: *der Mantel der Nächstenliebe; die Pistole, die man auf die Brust setzt; den Speiß, den man umdreht; des Kaisers Bart, um den gestritten wird; die Hebel, die man in Bewegung setzt; die Tür, mit der man ins Haus fällt*. Sie alle gehören auf den Müllhaufen, denn ihre Anschaulichkeit ist verblaßt [...]. Schließlich werden die Modewörter mechanisch eingesetzt von Leuten, die ihren Sinn nicht kennen. Eine große Zeitung ließ den Satz durch: *sie war eine der reizendsten Ladies der Noblesse oblige*. (SKR, 143)

Engels Beispielfülle in Form verbaler Redewendungen, u.a. „fürs Gehentwerden“ oder aus der Bibel (SKE, 395, 403) fasst Reiners in der allgemeinen Aussage zusammen:

Überhaupt gilt auch von den Bildern, daß sie besser Vorgänge darstellen als Zustände. (SKR, 270)

Reiners beschreibt seine Intention für das Kapitel „Bild“ folgendermaßen:

Aber nicht von diesen gewohnten, abgegriffenen Bildern unserer Alltagssprache soll dieser Abschnitt handeln, sondern von jenen Vergleichen, Bildern und Metaphern, wie sie ein jeder neu findet und erfindet, der aus lebendigem Herzen redet oder schreibt. (SKR, 263)

Engel formuliert seine Intention so:

Die Stilkunst hat es überwiegend zu tun mit den bewußten bildlichen Neuschöpfungen [...]. (SKE, 395)

Für beide steht also die Neuartigkeit der Bilder im Fokus.

Was Reiners als „lebendige[s]“ Schreiben bezeichnet, formuliert Engel u.a. wie folgt:

Je deutlicher der Schreiber selbst sein Bild, seinen Vergleich gesehen, desto echter wird es werden. (SKE, 398)

Beide fordern einen „lebendige[n]“, anschaulichen Stil. „[W]ir [müssen] anschaulich schreiben“ (SKR, 277), heißt es bei Reiners. Und Engel lobt wiederholt die Anschaulichkeit seiner zitierten Autoren als Beispiele für gelungene Bilder, so beispielsweise:

Vom kleinsten Farbpunkt durch ein einziges Wort bis zum breit ausgeführten Stilmalerei überschreitet seine [Lessings] Sprache alle Stufen dichterischer Veranschaulichung. [...] Der boshafte Tagebuchschreiber Chlodwig Hohenlohe bildert gleichfalls einmal sehr anschaulich mit den Ferkeln: *Ein chinesischer Gesandter mit einer Brille sah aus wie eine Institutsvorsteherin, seine zwei dicken Sekretäre wie gemästete Spanferkel.* [...] Berlin als Wasserkopf der Monarchie (in einer Rede des Abgeordneten Bachem) war von greifbarer Anschaulichkeit. (SKE, 403, 404, 406)

Die Anschaulichkeit des Stils hat für beide einen hohen Stellenwert.

Neben dem Aufzeigen dieser lobenswerten Beispiele kommt der *Stilkunst* eine weitere Aufgabe zu, nämlich

weit mehr die einer Abmahnerin vom Schlechten als einer Lehrerin des Guten. Die Kunst, ein guter Maler in Worten zu werden, ist unlehrbar. Jede Stillehre muß sich bescheiden, durch abschreckende Beispiele vor den ärgsten Verzeichnungen zu warnen und als allgemeine Regeln nur diese zwei aufzustellen: Wer kein Meister im Bildern ist, der bildere sparsam! — Wie du zu bildern angefangen, so sollst du zu bildern aufhören! [...] Lehrreicher sind, wie stets, die Tollheiten; erfreulicher werden die Proben kühner und zugleich meisterlicher Bildsprache sein. (SKE, 395, 403)

Das sieht auch Reiners so. Er meint ebenfalls, dass man gutes Bildern nicht lehren könne, missglückte Bilder zur Warnung und Lehre anführen und gelungene Bilder zur Unterhaltung nutzen sollte:

Auch für Bilder gilt wie für viele Stilmittel: gute Bilder kann man nicht lehren, man kann nur Beispiele hinstellen, mehr zum Genuß als zur Nachahmung. Aber die schlechten Bilder, die kann man nicht nur zur Erheiterung der Leser vorführen, sondern man kann sie auch untersuchen, ihre Fehler beschreiben und den Leser warnen, die gleichen Sünden zu begehen. (SKR, 273)

Herrliche Bilder zeichnen sich laut Engel durch ihre „Waghalsigkeit“ (SKE, 405) aus, was er an einem Zitat beweist. Zur Begründung heißt es:

[D]as ist ja die Zaubermacht des Dichters, daß auf sein Wort sich alles in alles verwandelt. [...] Goethe nannte das Gleichnisbildern: ‚das Wechselwesen der Weltgegenstände‘; noch schärfer Vischer: ‚die Herstellung der Ureinheit auf dem Wege der Phantasie‘. Jeder wahre Dichter und gleich

ihm jeder aus der Tiefe schöpfende Prosaschreiber erblickt in den Dingen der irdischen Sinnenwelt nur die Sinnbilder einer noch größeren, sieht daher in allem Vergänglichlichen nur ein Gleichnis. (SKE, 405)

Die Zaubermetapher scheint Reiners gefallen zu haben. Auch bei ihm „verwandelt [das schöne Bild] eine Atmosphäre“ (SKR, 264f.). Er spricht sogar betont magisch, wie ein Zauber nun einmal sein sollte, von Beschwörung:

Es beschwört eine neue Lebensluft herauf, indem es neue Vorstellungen anklingen läßt. Es hebt seinen Gegenstand aus gewohnter Umgebung in ein schöneres Reich. [...] Ein gutes Bild muß Assoziationen beschwören, es muß mit einem knappen Griff einen Szenenwechsel erzwingen, es muß seinen Gegenstand in eine neue Welt versetzen. [...] Gute Bilder beruhen nicht auf bewußten Vergleichen. Sie entstehen nur dadurch, daß in der Seele des Schreibenden zwei Dinge ungewollt wie mit einem Zauberschlag in eines zusammenfließen. [...] Es wirkt wie ein Zauberstab: tiefer und schneller als jede Kunst der Beweise. (SKR 265, 266)

Was bei Engel die „Zaubermacht des Dichters“ ist, ist bei Reiners der „Zauberschlag“ durch einen „Zauberstab“. Ihm geht es ebenfalls darum, dass Sachverhalte in eine „neue Welt“ überführt werden, wofür bei Engel das Goethe- und Vischer-Zitat stehen. Vischers „Phantasie“ ist Reiners' besondere „Atmosphäre“. Das „[Z]usammenfließen“, das Reiners beschreibt, ist im Ergebnis das „Gleichnis“, wie es Engel in seinem letzten Satz erläutert.

Reiners will seinem Leser die Bedeutung von Bildern veranschaulichen, indem er ihn

durch einen ausgedehnten Bildersaal hindurchführ[t], in dem jedes Stück die Unentbehrlichkeit des Bildes beweist. (SKR, 266)

Schon Engel wusste, dass jedes Bild von seiner Notwendigkeit überzeugen müsse (SKE, 396):

Wir müssen bei seinem Aufsteigen fühlen: dies war mit unbildlicher Sprache gar nicht oder nicht so wirksam zu gestalten. (SKE, 396)

Dazu lädt Engel ein:

[E]ingetreten in die Hallen edler Kunst! (SKE, 403)

Beide planen also mit ihren Lesern einen Ausflug in eine Galerie („Bildersaal“ bei Reiners, „Hallen edler Kunst“ bei Engel), um sie von der „Notwendigkeit“ (Engel) bzw. „Unentbehrlichkeit“ (Reiners) zu überzeugen.

Die beschriebene Unverzichtbarkeit von Bildern wird am Ende des Kapitels noch einmal mit einem Zitat Goethes untermauert:

*Bei schwerbegreiflichen Dingen tut man wohl, sich auf diese Weise zu helfen.*  
(SKE, 406)

Reiners beschreibt es ausführlicher:

Bilder [...] sind die natürliche Sprache für etwas, das anders nicht ausgedrückt werden kann. [...] All diese Bilder bringen Besonderheiten eines Gedankens zum Ausdruck, die kein Gradnetz rationaler Gedanken erfassen könnte. [...] Sie schenken uns ein Ausdrucksmittel, das sehr viel feinere Tönungen wiederzugeben vermag als jedes andere. (SKR, 267, 268)

Goethes von Engel zitierte „schwerbegreiflichen Dinge“ sind bei Reiners die „Gedanken [...], die kein Gradnetz rationaler Gedanken erfassen könnte.“

Engel bezeichnet Lessing als einen der „größte[n] Bilderer“ (SKE, 403) und urteilt:

Lessing bildert nur, um noch sichtiger zu werden, sehr oft um lange trockene Auseinandersetzungen durch ein hellaufleuchtendes Bild überflüssig zu machen. (SKE, 403)

Die allgemeine Regel, die man daraus ableiten kann, besagt, dass gelungene Bilder helfen, Sachverhalte kurz und präzise auszudrücken. Bei Reiners lesen wir:

Die Bilder [...] sagen mehr von [...] Dingen aus, als wir mit baren Worten sagen könnten. [...] Weil Bilder zugespitzt sein können, können sie kurz sein; so sind sie das stärkste Mittel der Verdichtung. (SKR, 267, 270)

Beide formulieren also dieselbe Regel.

Engel gibt zu bedenken und rät:

Kein Bild, auch nicht das echtteste, ist der Gegenstand selbst, und jeder Vergleich hinkt; nur Sorge der Schreiber, daß das Bild uns nicht wie aus

einem Zerrspiegel entgetrete, der Vergleich nicht auf beiden Beinen linke, obendrein einen Buckel habe und schiele. (SKE, 398)

Den Spiegel finden wir auch bei Reiners:

Wer bei jedem Bild den logischen Vergleich herauskonstruieren will, gleicht dem Affen, der hinter den Spiegel greift. (SKR, 268)

Beide weisen darauf hin, dass Bilder niemals die Realität abbilden können und verwenden in diesem Zusammenhang die Spiegel-Metapher.

Dennoch sollte der Vergleich zwischen Wirklichkeit und Metapher möglichst nicht im „Bildbruch“ enden. Reiners beschreibt die Ursache dafür folgendermaßen:

Ein Bildbruch entsteht leicht, wenn jemand allgemein übliche Bilder formelartig anwendet, ohne sie wirklich vor Augen zu haben. (SKR, 276)

Dem Umstand, Bilder nicht „vor Augen zu haben“, beschreibt Engel mit einem Zitat Hebbels und als Beispiel für einen „Bildbruch“ führt er Fichte an:

*Ein sogenanntes Bild, wenn es nicht aus der Sprache herausgeboren, sondern mühsam aufgejagt und umständlich ausgemalt wird, ist selten etwas anderes als eine chinesische Laterne, die der bankrotte Poet neben einer grauen Abstraktion aufhängt, um Blödsichtige zu täuschen. [...] In Fichtes vierzehnter Rede an die deutsche Nation steht diese Unachtsamkeit: Die Reden haben ihre laute Stimme zunächst an sie gerichtet, aber sie haben im Auge gehabt die ganze deutsche Nation. (SKE, 400)*

Engel nennt wie Reiners den formelhaften Gebrauch als Ursache für den „Bildbruch“.

Weiter heißt es zur „Katachrese“ bei Reiners:

Der Bildbruch kann sich verbinden mit einem Stilbruch; so in dem Satz eines ärztlichen Buches: Im Gegensatz zu diesen beiden Gruppen [gemeint sind die Stuhlverstopfung durch zweckwidrige Ernährung und durch Bewegungsmangel] tritt dem ärztlichen Berater als unbestrittener Löwenanteil die habituelle Stuhlverstopfung entgegen. (SKR, 276)

Engel führt als Beispiel für „schlimme[n] Bildunfug“ die „Achillesverse“ und den „Zahn der Zeit“ an (SKE, 398f.). Da heißt es u.a.:

*Der Zahn der Zeit hat doch schon einigen Rost auf Frau Suchers Organ gelegt (aus einer Hamburgischen Zeitung). – Der Zahn der Zeit, der alle Tränen trocknet, wird auch über diese Wunde Gras wachsen lassen. Dies und ‚eine warme Lanze einlegen‘ sind Blüten aus dem Stiltreibhause des Parlaments. (SKE, 399)*

Die angeführten Beispielsätze, u.a. aus dem Bereich der Medizin, sind bei beiden als „Stilblüten“ zu charakterisieren. Engel sagt dazu „Blüten aus dem Stiltreibhaus“ und bei Reiners heißt es „Stilbruch“.

Bei Engel lesen wir außerdem:

In dieser absichtlichen Bildermengerei steckt das Geheimnis der Wippchen-Witze Stettenheims: [...] *Dem Fluge der Phantasie auf Schritt und Tritt folgen.* (SKE, 401)

Das bewusste Verschmelzen von eigentlich unpassenden Bildern thematisiert auch Reiners und – wie zufällig – auch denjenigen, der 13 Jahre nach der letzten Auflage von Engels *Stilkunst* von Reiners als vergessenen bezeichnet wird.

Der Bildbruch war das Lieblingsstilmittel des heute vergessenen scherzhaften Kriegsberichters Wippchen. Entweder nahm er gewohnte bildliche Wendungen plötzlich wörtlich (*Geben Sie mir einen Haufen, damit ich den Feind darüber werfen kann*) oder er vermengte die Bilder. (SKR, 276)

Stettenheim und seine Wippchen-Witze<sup>1127</sup> waren also auch Reiners noch ein Begriff, obwohl er laut ihm schon dem Vergessen anheimgefallen war. Engel nennt sie ein Beispiel für „Bildmengerei“, bei Reiners „vermengte [er] die Bilder“.

Eingangs zitiert Engel Goethe: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben“, heißt es dort (SKE, 394). Dieses Zitat greift er später noch einmal auf. Engel beschreibt die Sprache als

mit der Zeit abgeblaßte[n], doch immer noch farbige[n] Bildabglanz des Lebens. [...] Alles menschliche Urteilen ist ja nur ein Vergleichen, also muß die Sprache sich je nach dem Fortschreiten der Urteilskraft bildreicher gestalten. Schon Aristoteles rühmte als eine Eigenschaft der Gei-

<sup>1127</sup> Vgl. Lexikon deutsch-jüdischer Autoren (2012): Stettenheim, S. 554. – „Seine für die Witzblätter erfundene Figur ‚Wippchen‘ war ein satirischer ‚Augenzeuge‘ für die Kriegsberichterstattungen jener Tage.“

stesgröße: τὸ ὅμοιον θεωρεῖν (das Gleiche wahrzunehmen), und [...] [d]er Philosoph findet den letzten Grund: ‚Gleichnisse sind von großem Wert, sofern sie ein unbekanntes Verhältnis auf ein bekanntes zurückführen‘ (Schopenhauer). (SKE, 394f., 406)

Bei Reiners liest man außerdem:

Bilder sind kein Mittel, Bilder sind Leben. [...] Daß wir in Bildern reden können, bezeugt die Gesetzmäßigkeit der Welt. Der Mensch kann neue Eindrücke seinem Innern nur einverleiben, indem er sie mit vorhandenen Vorstellungen verschmilzt. Das Bild ist der große Schmelzofen, in dem alte und neue Vorstellungen verbunden werden. [...] *Try to be precise and you are bound to be metaphorical: Versuche genau zu sprechen und du bist gezwungen, bildlich zu sprechen* (Murray). (SKR, 268)

Für Reiners bedeuten Bilder also auch Leben. Das Bildern beschreibt er als festen Bestandteil der Sprache („Gesetzmäßigkeit“). So sieht es auch Engel, wenn er das Bildern als Voraussetzung für die „Urteilkraft“ erklärt. Sein Schopenhauer-Zitat finden wir bei Reiners in der Schmelzofen-Metapher wieder. Der Aristoteles-Ausspruch, gemeint ist der Einklang zwischen Bild und Gegenstand, ist dem Zitat Murrays inhaltlich ähnlich.

Reiners fragt sich:

Woher nehmen die großen Bildkünstler ihre Vergleiche und Bilder? (SKR, 269)

Seine Antwort lautet:

Nach der Schulregel müßte man annehmen, daß der Vergleich etwas Unbekanntes durch etwas Bekanntes veranschauliche. Aber die großen Bildmeister gehen andere Wege. Sie wählen für ganz naheliegende Dinge ganz fernliegende Bilder. (SKR, 269)

Diese Distanz, die Reiners beschreibt, nennt Engel „Kühnheit“ und belegt sie wie Reiners mit Beispielen:

Je größer der Gegenstand, desto erlaubter die Kühnheit. [...] Ein herrlicher Bilderer ist Gottfried Keller, einer der markigsten Zeichner, der farbensattesten Maler. Wie Goethe, wie Bismarck lehrt er uns, daß dem Seher [...] das kühnste Bild erlaubt ist. (SKE, 405)

Reiners urteilt:

Jeder dieser Vergleiche haftet in unserem Gedächtnis, grade weil sie aus ganz entlegenen Gebieten stammen. (SKR, 270)

Und Engel belegt diesen Sachverhalt an einem Beispiel:

In seiner Schrift über die deutsche Literatur erzählt Friedrich der Große, ein Berliner Professor habe von einer Königin von Preußen gesagt: ‚Ihro Majestät glänzen wie ein Karfunkel am Finger der itzigen Zeit.‘ Vor 60 Jahren war das geschehen, aber das tolle Bild hatte sich dem König unvergeßlich eingebrannt. (SKE, 402)

Die gelungenen Vergleiche, auf die Reiners anspielt, heißen bei Engel „tolle Bild[er]“ und das, was bei Reiners im „Gedächtnis [haftet]“ nennt Engel „unvergeßlich“.

In der *Stilkunst* der 40er Jahre lesen wir:

Weil Bilder Stimmungsträger sind, können sie Werturteile – lobende und vernichtende – viel unmerklicher auf den Leser übertragen als wohl-abgewogene Argumentationen. Wie glänzend eignen sich Bilder zum Angriff! (SKR, 270)

Danach lesen wir u.a. Zitate von Lessing und Josef Hofmiller. Engel fasst sich wieder kurz und überträgt die theoretischen Ausführungen auf Zitate, die er kommentiert:

Doch schon damals setzte die Kritik ein; Wernicke spottete: (SKE, 396)

Es folgt ein längeres Zitat, das deutlichen Spott enthält. Und Reiners gibt eine weitere Spielart der Bilderei an:

Vor allem aber ist der Vergleich ein glänzendes Mittel, um eine heitere Tonart anzuspielden. (SKR, 271)

Ähnlich bei Engel:

Dies erinnert lebhaft an Reuters absichtlich komisches Bild: *Von butwenig let sei sick dat nich alltau sihr marken, äwer inwennig wrung sei de Hän'n un smet up Antonen en Blick ...* (Reis' nah Konstantinopel). (SKE, 403)

Beide erläutern also, welche Möglichkeiten Bilder im Umgang mit Inhalten eröffnen, nämlich kritische und humorvolle Sachverhalte anschaulich zu verpacken.

Reiners urteilt, dass künstlich ausgedachte Bilder gefährlich seien (SKR, 273). Auf diese Gefahr kommt auch Engel zu sprechen:

Einen gefährlichen Hang zur Bilderei haben manche österreichische Dichter, so Lenau, Grün, Hamerling. Lenaus Lerche, die an ihren bunten Liedern in die Luft klettert; die Lerchen als Singraketen, die der Lenz in die Luft schleudert; die vom Lenz an Leuchtern von Smaragd im Frühlingsdom angezündeten Rosen: jedes einzelne Bild läßt sich verteidigen, aber so dicht gedrängt wie bei Lenau wirken sie ein wenig schwulstig. (SKE, 397)

Was Engel als „schwulstig“ bezeichnet, nennt Reiners „künstlich“. Beide bewerten derartige Bilder als „gefährlich“ und so scheint Reiners' Urteil dem Engels zu entsprechen.

Reiners äußert sich wertend über Jean Paul:

Der leidenschaftlichste Bilderer unserer Sprache war Jean Paul. Aber er war allzu sehr geneigt, jedem Einfall, den seine übersprudelnde Phantasie vor ihm hinschüttete, nachzugeben, und die Rokokobauten seiner Prosa mit einer Fülle bunter Bilder auszuschnücken, die zu künstlich, zu abstrakt, zu unsinnlich sind, um uns mitzureißen. (SKR, 274)

Ähnlich klingt das Urteil Schillers über Bürger, das Engels zitiert:

*Es kann nicht fehlen, daß dieser üppige Farbenwechsel auf den ersten Anblick hinreißt und blendet, Leser besonders, die nur für das Sinnliche empfänglich sind und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig sagen Gemälde dieser Art dem verfeinerten Kunstsinn, den nie der Reichtum, sondern die weise Ökonomie befriedigt.* (SKE, 396)

Was bei Engel im Schiller-Zitat der „üppige Farbenwechsel“ oder „das Bunte“ ist, ist bei Reiners die „Fülle bunter Bilder“. Ersterer wendet das Farbenspiel auf „Gemälde“ an, letzterer auf „Rokokobauten“. Die Bereiche, aus denen die Verfasser ihre Metaphern wählen, scheinen sehr ähnlich. Was laut Schiller fälschlicherweise „auf den ersten Anblick hinreißt“, bezieht Reiners auf Jean Paul, der daran scheiterte, „jede[n] Einfall“ in Bildern auszudrücken, um seine Leser „mitzureißen“.

An anderer Stelle liest man das Urteil Engels über Rudolf Gottschall:

In Wahrheit ganz undichterisch, suchte er durch blühende Bildersprache den Schein einer überströmenden Phantasie zu erzeugen. (SKE, 400)

Die „übersprudelnde Phantasie“, die Reiners Jean Paul vorwirft, heißt bei Engel, der sich über Gottschall äußert, „überströmende Phantasie“.

Beide sind sich letzten Endes aber auch in ihrem Urteil über Jean Paul einig. Reiners schreibt:

So empfinden wir oft selbst Bilder Jean Pauls, deren poetische Empfindung uns ans Herz rührt, als gesucht und mißlungen. (SKR, 274)

Und ähnlich lesen wir zuvor bei Engel:

Jean Paul, der ewig Bildernde, bildert unvermeidlich auf je zwei Seiten mindestens dreimal schief und krumm. (SKE, 399)

Engel führt als Beleg ein Paul-Zitat an und urteilt:

*Häßlich leckten seine vielfarbigen Pantheraugen gleich roten, scharfen Tigerzungen über das süße, weiche Gesicht [von Menschaugen ist die Rede!]. – Dunkel, dunkel lag dem Jüngling das Leben vor; im langen schwarzmarmornen Säulengang der Jahre schritten die Panthertiere der Schmerzen heran und wurden hell gefleckt unter den weglaufernden Sonnenblicken der Vergangenheit.*

Ich bin überzeugt, daß Jean Paul nie im Leben einen Panther gesehen hatte. (SKE, 399)

Ähnlich kommentiert er ein Zitat Karl Bleibtreus:

Bleibtreu dichtete von ‚ihrer Lippen Erdbeerblüte‘ aus der Tiefe seines Gemütes: er hatte vor lauter Dichten nie eine Erdbeere blühen sehen. (SKE, 397)

Engel kritisiert in beiden Fällen das Gleichnis der zitierten Autoren. Nach seinem Empfinden gehen die gewählten Metaphern deutlich an der Realität vorbei. Die Vergleiche seien nicht passend. Aus diesem Grund wirft ihnen Engel vor, sie hätten den realen Gegenstand, auf den sie sich in der Metapher beziehen, nie gesehen. Auch Reiners verwendet diese Form der Kritik. Wie im Falle des Paul-Zitats bei Engel geht es um eine Metapher aus dem Bereich der Tierwelt:

Dostojewski sagt in den Brüdern Karamasow von dem Gesicht des Verteidigers, daß seine Augen *ganz ungewöhnlich nahe beieinander* standen und fährt fort:

*Kurz, diese Physiognomie hatte etwas so entschieden Vogelhaftes, daß es auf-  
fallen mußte.*

Dostojewski hat nie mit Bewußtsein einen Vogel gesehen: gerade beim Vogel liegen die Augen um 180 Grad auseinander; das gibt ihm im Flug das große Blickfeld. (SKR, 276)

Auch Reiners wirft dem zitierten Autor vor, das Bezugsobjekt der Metapher unzutreffend zu beschreiben, es also „nie mit Bewußtsein [...] gesehen“ zu haben.

Er resümiert:

Solche Vergleiche sind eine Art bebrillter Blindenstil, der die fehlende Sehkraft durch Gelehrtheit ersetzen will. (SKR, 275)

„[B]ebrillter Blindenstil“ ist eine einprägsame Formulierung. Bei Engel finden wir zum Thema „Sehen – Nichtsehen“ im Kapitel „Bild“ folgende Aussagen:

Wem das innere Sehen beim Schreiben nun einmal versagt ward, der bildere nicht über das Maß dessen hinaus, was ihm die Muttersprache ungebeten und für ihn ausreichend spendet. Was darüber, ist vom Übel, denn es ist die Todsünde des Stils: die Stillüge. [...] Das echte Bild ist das vom Schreiber deutlich gesehene; das unechte das mit der Feder auf dem Papier zur Anfertigung des ‚poetischen Stiles‘ gemachte. [...] Nur zur Geistreichelei, nicht aus innerm Sehen hatte Mundt in seiner ‚Madonna‘ gebildet. (SKE, 395f., 398)

An anderer Stelle (Kapitel „Macht des Wortes“) heißt es bei Engel:

Nach mehr laß dich nicht gelüsten; nicht nach dem gefährlichen Ruhm eines geistreichen Schriftstellers, wenn du nicht wirklich geistreich bist; nicht nach dem des Tiefsinns, wenn du nur in Worten tiefsinnig scheinen kannst, es nicht in den Dingen bist. Vor allem aber nicht nach einem Stil, der dir nicht angeboren ist, den du dir nur zurechtgemacht hast, um zu blenden. Du blendest ja doch nur die Blinden oder Kurzsichtigen, und der Ruhm, der dir von ihnen kommt, ist gar nicht fein. (SKE, 94)

Was bei Reiners „durch Gelehrtheit“ vorgetäuscht wird, heißt bei Engel „Geistreichelei“. Reiners kritisiert „die fehlende Sehkraft“ und auch Engel appelliert, nur Bilder zu verschriftlichen, die man tatsächlich gesehen hat. Im zweiten angeführten Zitat von Engel spricht er davon, die

„Blinden oder Kurzsichtigen [zu blenden]“ und unangemessenen „Ruhm“ dafür zu ernten, was Reiners’ „bebrillte[m] Blindenstil“ entspricht.

An einem weiteren Zitat macht Reiners deutlich:

Noch schlimmer als die weit hergeholtten Vergleiche sind jene, bei denen überhaupt kein Vergleichspunkt vorhanden ist. Das Musterbeispiel ist der Satz eines Bankdirektors: *Die Börse ist wie eine Lawine, mal geht sie herunter, mal geht sie herauf.* (SKR, 275)

Solche Sätze für weithergeholtte Beispiele kennt auch Engel – er spricht von „schief[en] und krumm[en] [Bildern]“, bei denen „Sehen, Hören, Schmecken, Riechen, Fühlen [...] in einen wüsten Brei [zerfließen]“ würden (SKE, 399):

Börne spricht von dem Argwohn als dem *Rost, der das reinste Gold der Tugend verzehrt*; wußte er nicht, daß Gold niemals rostet? (SKE, 399)

Beide zeigen Beispiele auf, bei denen die Bilder nachweislich falsch verwendet wurden.

Dann greift Reiners das Thema „Eisenbahn“ auf:

Den Eisenbahnzügen wird in diesem Buch [...] viel zugemutet; an einer [...] Stelle heißt es: *Der letzte Zug, den die kleine Bahn zustande brachte, wurde auf Rangiergeleisen durchgemolken.* (SKR, 275)

In Reiners’ Biographie konnte kein Interesse für dieses Thema ausgemacht werden, bei Engel schon. Schließlich gilt er als Erfinder der Bahnsteigkarte, der u.a. ein Buch mit Reformvorschlägen für das Eisenbahnwesen (Kapitel 3.2) veröffentlicht hat. Bei Engel finden wir im Kapitel „Bild“ ein Zitat, dass thematisch in dieselbe Richtung geht:

Die Hinterbeine, an deren einem sich ja die Achillesferse befindet, sind ebenso beliebt und ebenso gefährlich wie diese: *Seien Sie versichert, daß sich die Straßenbahnen niemals auf die Hinterbeine stellen werden.* (aus einer Rede in der Berliner Stadtverordnetenversammlung). (SKE, 399)

An anderer Stelle der *Stilkunst*, wo es darum geht, Sachverhalte richtig zu beschreiben, führt Engel zur Eisenbahnthematik aus:

In einem berühmt gewordenen Erkenntnis des Reichsgerichtes wird die Eisenbahn so erklärt:

*Eine Eisenbahn ist ein Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundlage, welche durch ihre Konsistenz, Konstruktion und Glätte den Transport großer Gewichtsmassen beziehungsweise die Erzielung einer verhältnismäßig bedeutenden Schnelligkeit der Transportbewegung zu ermöglichen bestimmt ist, und durch diese Eigenart in Verbindung mit den außerdem zur Erzeugung der Transportbewegung benutzten Naturkräften – Dampf, Elektrizität, tierischer oder menschlicher Muskeltätigkeit, bei geneigter Ebene der Bahn auch schon durch die eigene Schwere der Transportgefäße und deren Ladung u. s. f. – bei dem Betriebe des Unternehmens auf derselben eine verhältnismäßig gewaltige, je nach den Umständen nur **in bezweckter Weise** nützliche oder auch Menschenleben vernichtende und **die menschliche Gesundheit verletzende Wirkung zu erzeugen** fähig ist.*

Moltke erklärte sie in seinem schon erwähnten Aufsatz von 1843 (S. 325): Die Eisenbahn ist ein Weg mit Geleisen aus starken gußeisernen Schienen, welche mit der ausführbar geringsten Abweichung von der geraden Linie zwischen den zu verbindenden Punkten geführt wird. Man stelle sich einen Deutsch verstehenden Marsbewohner vor: welche der zwei Erklärungen würde ihm einen Begriff von der nie gesehenen Eisenbahn geben? Ein Witzblatt beantwortete jene höchstgerichtliche Erklärung der Eisenbahn durch diese andere: Was ist ein Reichsgericht? Ein Reichsgericht ist eine Einrichtung, welche dem allgemeinen Verständnis **entgegen kommen** sollende, aber bisweilen durch sie nicht ganz vermeiden haben lassende, nicht ganz unbedeutende beziehungsweise verhältnismäßig gewaltige Fehler im Satzbau auf der schiefen Ebene des durch verschnörkelte und ineinander geschachtelte Perioden ungenießbar gemachten Kanzleistils herabgerollte Definition, welche das menschliche Sprachgefühl verletzende Wirkung zu erzeugen fähig sind, liefert. (SKE, 437f.) [Hervorhebungen durch die Verfasserin]

Bei Reiners lesen wir zum Thema „Satzbau“ folgendes:

Das Reichsgericht hat vor einigen Jahrzehnten – inzwischen hat sich sein Stil geändert – den Begriff der Eisenbahn durch eine Definition geklärt:

*Eine Eisenbahn ist ein Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundlage, welche durch ihre Konsistenz, Konstruktion und Glätte den Transport großer Gewichtsmassen beziehungsweise die Erzielung einer verhältnismäßig bedeutenden Schnelligkeit der Transportbewegung zu ermöglichen bestimmt ist, und durch diese Eigenart in Verbindung mit den außerdem zur Erzeugung der Transportbewegung benutzten Naturkräften – Dampf, Elektrizität, tierischer oder menschlicher Muskeltätigkeit, bei geneigter*

*Ebene der Bahn auch schon durch die eigene Schwere der Transportgefäße und deren Ladung usf. – bei dem Betriebe des Unternehmens auf derselben eine verhältnismäßig gewaltige, je nach den Umständen nur bezweckterweise nützliche oder auch Menschenleben vernichtende und menschliche Gesundheit verletzende Wirkung zu erzeugen fähig ist.*

Ein Witzbold hat daraufhin eine Definition des Reichsgerichts gegeben:

*Was ist ein Reichsgericht? Ein Reichsgericht ist eine Einrichtung, welche dem allgemeinen Verständnis entgegenkommen sollende, aber bisweilen durch sich nicht ganz vermeiden haben lassende, nicht ganz unbedeutende beziehungsweise verhältnismäßig gewaltige Fehler im Satzbau auf der schiefen Ebene des durch verschnörkelte und ineinander geschachtelte Perioden ungenießbar gemachten Kanzleistils herabgerollte Definition, welche das menschliche Sprachgefühl verletzende Wirkung zu erzeugen fähig sind, liefert. (SKR, 87) [Her- vorhebungen durch die Verfasserin]*

Das Moltke-Zitat in der Mitte von Engels Ausführungen habe ich bei Reiners nicht nachweisen können, jedoch das davor- und das danachstehende. Engel war als Stenograph am Reichsgericht tätig – denkbar, dass er so auf seine Quelle stieß; oder eben bei der Recherche für sein Buch „Eisenbahnreform“. Reiners hat Rechtswissenschaften studiert und ist u.U. so auf das Zitat gestoßen oder bei der Lektüre von Engels *Stilkunst*. Das letzte Zitat stammt laut Engel aus einem Witzblatt; Reiners gibt einen „Witzbold“ als Quelle an. Ansonsten decken sich die Zitate – im Abschnitt nach dem letzten Gedankenstrich des ersten Zitats fehlt bei Reiners lediglich die Präposition „in“ und der bestimmte Artikel „die“ und er schreibt „bezweckterweise“ statt wie Engel „bezweckter Weise“. Im zweiten Zitat steht bei Reiners „entgegenkommen“ statt „entgegen kommen“ wie bei Engel. Haben hier eventuell seine Kinder oder Sekretärinnen beim Abschreiben geschludert?<sup>1128</sup> Im Original lautet die Stelle jedenfalls, die Eisenbahn sei:

[e]in Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundlage, welche durch ihre Konsistenz, Konstruktion und Glätte den Transport großer Gewichtmassen, beziehungsweise die Erzielung einer verhältnismäßig bedeutenden Schnelligkeit der Transportbewegung zu ermöglichen bestimmt ist, und durch diese Eigenart in Ver-

<sup>1128</sup> Vgl. Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 34.

bindung mit den außerdem zur Erzeugung der Transportbewegung benutzten Naturkräften (Dampf, Elektrizität, thierischer oder menschlicher Muskelthätigkeit, bei geneigter Ebene der Bahn auch schon der eigenen Schwere der Transportgefäße und deren Ladung, u. s. w.) bei dem Betriebe des Unternehmens auf derselben eine verhältnismäßig gewaltige (je nach den Umständen nur in bezweckter Weise nützliche, oder auch Menschenleben vernichtende und die menschliche Gesundheit verletzende) Wirkung zu erzeugen fähig ist.<sup>1129</sup>

Beim Vergleich des Originals mit Engels Zitat fällt auf, dass er die Rechtschreibung normiert hat („Elektrizität, thierischer oder menschlicher Muskelthätigkeit“), und kleine Veränderungen vorgenommen hat („auch schon durch die eigene Schwere“ statt „auch schon der eigenen Schwere“; „u.s.f.“ statt „u.s.w.“). Engels Änderungen lesen wir auch bei Reiners.

Kurioserweise wird für die Definition eines *Reichsgerichtes* heute – wenn überhaupt – auf Reiners' *Stilkunst* verwiesen<sup>1130</sup>, obwohl sie schon Engel anführte. Der „Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen“ veröffentlichte 1930 einen „Kommentar zu den technischen Vereinbarungen und Grundzügen mit einem Wörterbuch der im eisenbahntechnischen Fachgebiet gebräuchlichsten Abkürzungen“. Dem Heftchen liegt ein maschinengeschriebener Zettel im Original bei.<sup>1131</sup> Darauf ist zu lesen: „Als im März 1880 vor dem Reichsgericht in Leipzig in einem Prozeß die Frage aufgeworfen wurde, was, juristisch betrachtet, eine Eisenbahn sei, lautete die Antwort folgendermaßen:“.<sup>1132</sup> Es folgt die bei Reiners und Engel in der *Stilkunst* abgedruckte Definition.<sup>1133</sup> „Daraufhin vereinigten sich die Eisenbahner in den Lustigen Blättern, Berlin, zu der Gegenfrage: ‚Was ist ein Reichsgericht?‘“.<sup>1134</sup> Auch hier schließt sich die entsprechende Erklärung an.<sup>1135</sup> Die tatsächliche Quelle für die *Reichsge-*

<sup>1129</sup> *OpinioJuris*: RG, 17.03.1879 – I 23/80.

<sup>1130</sup> Vgl. Henne (2009): Formulierungstipps – die A-Z-Liste, FN 4, S. 4.

<sup>1131</sup> Die entsprechenden Auszüge aus dem angegebenen Werk wurden mir von Dorothea Behncke-Brahmer vom Antiquariat Hoheluft in Hamburg zur Verfügung gestellt.

<sup>1132</sup> Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen (1930).

<sup>1133</sup> Vgl. ebd.

<sup>1134</sup> Ebd.

<sup>1135</sup> Vgl. ebd.

richt-Definition sind also die „Lustigen Blätter“, und zwar kurz nach dem Erscheinen der *Eisenbahn*-Definition von 1880. Die genaue Fundstelle konnte nicht ermittelt werden.<sup>1136</sup>

Im Kapitel „Kanzleistil“ kritisiert Engel ausufernde und deshalb schwerverständliche Anweisungen, die man problemlos und prägnanter durch einen Imperativ ausdrücken könnte (SKE, 456):

Aus diesem Überlegenheitsgefühl entspringt die stilistische Pedanterei so vieler Behörden. Die Eisenbahnverwaltung verkündet auf ehernen Tafeln: *Das Hinauslehnen des Körpers aus dem Fenster ist wegen der damit verbundenen Lebensgefahr aufs strengste untersagt.* [...] Indessen man muß zufrieden sein, daß nicht geschrieben steht: *Das Hinauslehnen des Oberkörpers, und: aus dem zu diesem Zwecke eventuell geöffneten Fenster.* Es gibt Eisenbahnverwaltungen, englische, belgische und andre, die sich mit der Warnung begnügen: *Hinauslehnen lebensgefährlich!* (SKE, 456)

Engel wählt wieder ein Eisenbahn-Beispiel und Reiners tut es ihm gleich, und zwar im Kapitel „Kürze“:

*Das Hinauslehnen des Körpers aus dem Fenster ist wegen der damit verbundenen Lebensgefahr strengstens verboten.* (SKR, 289)

Als Verbesserungsvorschlag führt er an:

*Hinauslehnen verboten, da lebensgefährlich.* (SKR, 289)

Die Beispielsätze sind fast identisch; ebenso die Alternativen. Das Eisenbahnwesen war Engels Steckenpferd, auf dem auch Reiners reiten wollte.

Ähnlich gelagert scheinen die übereinstimmenden Ausführungen über Heinrich von Stephan zu sein. Bei Engel lesen wir über von Stephans Verdeutschungsleistungen:

Man denke an Stephans 600 Verdeutschungen allein im Postwesen, von denen nur noch die Gebildetsten wissen, daß statt ihrer einst lateinische und französische Wörter amtlicher Gebrauch waren. Wer sagt heute noch Rekommandiert, wer noch Posterestante, wer Insinuationsdokument? Wer ahnt noch, daß dieses Wortungetüm in unserm sprachlichen Mittelalter, d.h. bis gegen 1880, Behändigungsschein bedeutete? Nun le-

<sup>1136</sup> Vgl. Henne (2009): Formulierungstipps – die A-Z-Liste, FN 4, S. 4.

se man aber das ebenso philisterhafte wie unwissenschaftliche Gegakel, das die – schon nach wenigen Jahren völlig eingedeutschten – Ersatzwörter bei den Fremdwörtern hervorriefen! Da wurde mit jener Sprachenunkennnis, die den meisten Fremdwörtern eigen, behauptet, die Ausländer, die teuren Ausländer, denen zuliebe wir unsre Sprache beschmutzen sollen, würden unser Eingeschrieben und Postlagernd nicht verstehen. Wurde gejammert über die Zerreißung der ‚internationalen Völkergemeinschaft‘ durch das Einführen von Ausdrücken, die von dem kosmopolitischen Rekommandiert und Posterestante abwichen. Bis ihnen der sprachkundige Reichspostmeister Heinrich Stephan nachwies, daß für Rekommandiert und Posterestante fast in allen Ländern ganz andre Wörter gebraucht werden! Ähnlich steht es mit den Verdeutschungen im Eisenbahnwesen. [...]

Auf ausdrücklichen Befehl Bismarcks, dies hat Heinrich Stephan selbst bezeugt, wurden auf einen Strich gegen 600 Fremdwörter aus dem einen Zweige unsers öffentlichen Lebens, der Postverwaltung, ausgetilgt, gegen den lauten Widerspruch der Wissenschaft und ihrer Schüler; für keines hat sich das Bedürfnis nach Wiedereinführung jemals geregt. Außer Campe hat kein Sprachreiniger so furchtbar und fruchtbar ausgefegt wie Stephan, und jeder sprachsauber empfindende Deutsche dankt es ihm. (SKE, 228, 255)

Von Stephans Verdeutschungsvorschläge, die Mitte der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts veröffentlicht wurden, fielen also in die Zeit, in der Engel als Stenograph am Reichstag beschäftigt war.<sup>1137</sup> Engels zu dieser Zeit aufkeimender Purismus muss die Brisanz dieses Themas für ihn verschärft haben. Zu Reiners lassen sich eventuelle biographische Bezüge nicht herstellen, aber auch er thematisiert von Stephans Wirken – und schildert auffallend ähnlich wie Engel:

Wer war der erfolgreichste Sprachreiniger aller Zeiten? Ohne Zweifel der Generalpostmeister Stephan. Auf Bismarcks Geheiß hat er an einem Tag 700 Fremdwörter des Postwesens ausgerottet. Das Publikum war empört; man verhöhnte ihn als „Generalsprachmeister“, bezeichnete Wörter wie *rekommandiert*, *poste restante* und *Rezepisse* als unentbehrlich und lachte seine urkomischen Neuwörter *ingeschrieben*, *postlagernd* und *Empfangsschein* einfach aus. Der Reichstag tobte; man versicherte ihm, es sei ganz undenkbar, das Wort Korrespondenzkarte durch das „viel zu allgemeine“ Wort *Postkarte* zu ersetzen. Auch seien gerade im Postverkehr

<sup>1137</sup> Vgl. Techentin (1899): Heinrich von Stephan, S. 130.

Wörter wie *Poste restante* und *rekommandiert* unbedingt nötig, weil sie für das Ausland viel leichter zu verstehen seien. Aber Stephan wies lächelnd nach, daß diese Postwörter deutsche „Spezialitäten“ seien und daß man im Ausland ganz andere Bezeichnungen hierfür verwende. Nach wenigen Jahren waren seine Neuwörter selbstverständlich geworden und die meisten festverwurzelten Fremdwörter verschollen. (SKR, 476)

Beide nennen Bismarck als Auftraggeber; berichten vom Gegenwind, den von Stephan zu spüren bekam; listen mitunter die gleichen Beispiele auf; erläutern seine Argumentation und verweisen auf seinen Erfolg. Engel zählt 600 Verdeutschungen, Reiners 700 – die Wahrheit liegt dazwischen. Es soll sich laut einer Biographie des Generalpostmeisters von 1899 um 650 Wörter handeln, die von Stephan „zurückübersetzt“ hat.<sup>1138</sup>

Bevor Reiners seine Inhalte im Kapitel „Bild“ zusammenfasst, formuliert er unter der Zwischenüberschrift „Folgerungen“ folgende Frage mit anschließender Hilfestellung für die Verwendung von Bildern:

Wann soll man Bilder in die Darstellung einflechten? Auf diese Frage gibt es nur eine Antwort: Niemals! Wer diesen Ratschlag befolgt, wird nämlich Bilder nur schreiben, wenn sie sich ihm aufdrängen, und nur diese Bilder sind gut. Wer Bilder sucht, wird sie nicht finden. (SKR, 277)

Ähnlich klingt Engels Anweisung. Die Ausführungen zur bekannten Regel „Wer kein Meister im Bildern ist, der bildere sparsam!“ (SKE, 395), lautet:

[L]ieber gar nicht gebildet, wo man kein Innenbild geschaut hat, als ungeschaute Bilder aus dem Tintenfaß herausgestippt. [...] Bild und Witz werden geschenkt, entspringen ungerufen und ungewollt dem Gegenstande, drängen sich auf. [...] Schon Quintilian forderte von jedem Bilde, ut voluntarie, non vi venisse videatur (Es müsse von selbst, nicht durch Gewalt herbeigekommen scheinen). (SKE 395, 398)

Der Kern beider Aussagen ist also: keine Bilder statt erzwungene. Bei Reiners heißt es schließlich:

Gute Bilder werden nicht ausgedacht, sie kommen in blitzartiger Eingebung, die das Bild leuchtend und wirklich vor uns hinstellt. (SKR, 278)

<sup>1138</sup> Vgl. ebd., S. 130.

Das entspricht Engels Quintessenz, als er das Bild mit einem Witz vergleicht. Und auch Reiners' Licht-Metaphorik finden wir bei Engel in ähnlichem Kontext – nämlich im bekannten Urteil über Lessing, der nur bildere, um noch sichtiger zu werden, sehr oft um lange trockene Auseinandersetzungen durch ein hellaufleuchtendes Bild überflüssig zu machen (SKE, 403). Es „leuchtet“ bei beiden und der Leser fühlt sich hoffentlich „erhellt“. Oder im Falle Reiners' „hinters Licht geführt“?

In seiner Zusammenfassung liest man:

Geistige Gebilde haben auch meist ein Widerspiel in der körperlichen Welt. Dies Widerspiel, diese sichtbare Seite des Abstrakten müssen wir dem Leser vor Augen stellen. (SKR, 277)

Abstrakte Sachverhalte durch Bilder zu veranschaulichen, fordert auch Engel, indem er warnt:

Wehe dem Bildnerstil des Ewigabstrakten: der Eindruck ist im Geistigen so widerwärtig wie im Straßenleben der Anblick eines Betrunknen. (SKE, 395)

Engel erwähnt in seinem „Bild“-Kapitel fast einhundert Namen von Publizisten. Mehr als ein Fünftel dieser Namen finden wir auch bei Reiners im Kapitel „Bild“ wieder. Teilweise führt er die gleichen Zitate wie Engel an; überwiegend sind es aber andere. Könnte es sein, dass sich Reiners von Engels Fülle der Zitate inspirieren ließ und die Zitate einfach austauschte? Diese Frage muss unbeantwortet bleiben, da die zu durchsuchenden Primärtexte kaum überschaubar sind und dieses Unterfangen im Rahmen dieser Arbeit über das Ziel hinausschießen würde – schließlich soll die Plagiatsprüfung am Text erfolgen. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch folgende Feststellung Stirnemanns<sup>1139</sup> – so lesen wir bei Reiners im Kapitel „Bild“:

Ebenso komisch der Sprachpapst Gottsched von Peter dem Großen:  
*Deines Geistes hohes Feuer  
schmelzte Rußlands tiefsten Schnee  
und das Eis ward endlich teuer  
an dem runden Kaspisee.* (SKR, 273)

<sup>1139</sup> Vgl. Stirnemann (2003): Ein Einbrecher als Klassiker, S. 248f.

Dieses Zitat finden wir nicht in Engels *Stilkunst*, sondern in seiner „Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart“ – dort heißt es:

Zwei Taler für die Lächerlichkeit sind allein Gottscheds Verse auf Peter den Großen wert:

*Deines Geistes hohes Feuer*

*Schmelzte Rußlands tiefsten Schnee*

*Und das Eis ward endlich teuer*

*An der runden Caspersee! (dem Caspischen Meer)<sup>1140</sup>*

#### 6.4 „Klarheit“

Ich vergleiche nun das Kapitel „Klarheit“ von Reiners mit dem Kapitel „Klarheit und Verständlichkeit“ von Engel. Reiners’ 25. Kapitel umfasst 27 Textseiten und zwei weitere Seiten mit Bildern. Engels viertes Kapitel im neunten Buch besteht aus neun Seiten.

Fast ein Viertel des Textes aus Reiners’ *Stilkunst* füllt ein Dialog zwischen den fiktiven Gesprächspartnern Konstantin und Lux<sup>1141</sup> (SKR 299-304). Der Leser hat dadurch den Eindruck, als sei die Argumentation Reiners’ ausgewogener. Auf mehr als zehn Seiten erörtert er darüber hinaus die Verständlichkeit von Immanuel Kant, Georg Wilhelm Friedrich Hegel und Johann Georg Hamann (SKR 305-315). Das geschieht detailliert anhand langer Zitate in Form von Beschreibungen und Analysen. Der Leser erfährt sogar, dass Hamann ein „quälende[s] Darmleiden“ hatte, was Reiners als Grund für seinen schlechten Stil anführt (SKR, 314). Reiners stützt sich zudem bei seiner Untersuchung der Schriftsteller auf Sekundärliteratur, deren Positionen er zusätzlich interpretiert. Engel bezieht ebenfalls Positionen zum Stil dieser drei Autoren, allerdings anhand kurzer Beispielzitate in wenigen Sätzen.

Reiners thematisiert in diesem Kapitel ferner Sachverhalte, die bei Engel in einem separaten Kapitel behandelt werden – so z.B. das Thema

<sup>1140</sup> Engel (1906): *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart*, S. 365.

<sup>1141</sup> Wie der Name verrät, setzt sich Lux für den klaren Stil ein. Konstantin versucht seine Argumente zu entkräften.

„Ordnung“ (SKR 315, SKE 315-321), im Speziellen den „Stopfstil“ (SKR 320, SKE 298-300).

Die detaillierten Beschreibungen und ausschweifenden Inhalte führen dazu, dass Reiners' Kapitel im Vergleich zu Engels den dreifachen Umfang hat.

### Zitate innerhalb der beiden Kapitel

Auch dieses Kapitel beginnt Engel mit Zitaten – vier an der Zahl. Und drei davon finden wir in Reiners' *Stilkunst* wieder. Das erste lautet:

Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit. (Lessing).  
(SKE, 414)

Reiners steigt mit einem Hamann-Zitat ein, dann folgt Lessing:

Die größte Deutlichkeit war mir immer auch die größte Schönheit. Lessing (SKR, 299)

Das Adverb steht im Original bei Lessing nicht.<sup>1142</sup>

Die beiden anderen Zitate, die bei Engel folgen, befinden sich bei Reiners nicht im Kapitel „Klarheit“, sondern verteilt auf zwei weitere Kapitel. Sie führe ich demzufolge unter dem Punkt „Zitate außerhalb der beiden Kapitel“ an.

Zwei Seiten weiter übt Engel Kritik an der Verständlichkeit Hegels und untermauert seine Position mit einem Zitat des Kritisierten:

*Das Selbstbewußtsein in dem Elemente der Unmittelbarkeit oder des Seins die Sittlichkeit ausdrückend, oder ein unmittelbares Bewußtsein seiner wie alles Wesens so als dieses Selbsts in einem Andern. – Der Geist ist in seiner einfachen Wahrheit und schlägt seine Momente auseinander. Die Handlung tönet ihn in die Substanz und das Bewußtsein derselben; und trennt ebenso wohl die Substanz als das Bewußtsein. Die Substanz tritt als allgemeines Wesen und Zweck sich als der vereinzelt Wirklichkeit entgegen; die unendliche Mitte ist das Selbstbewußtsein, welches an sich Einheit seiner und der Substanz, nun für sich wird, das allgemeine Wesen und seine vereinzelt Wirklichkeit vereint, diese zu jenem erhebt und sittlich handelt und jenes zu dieser herunterbringt, und den Zweck, die nur gedachte Substanz, ausführt; es bringt die Einheit seines Selbst und der Substanz als sein Werk und damit als Wirklichkeit her-*

<sup>1142</sup> Vgl. Lessing (1841): Theologische Streitschriften. Das Testament Johannis, S. 859.

*vor. In dem Auseinandertreten des Bewußtseins hat die einfache Substanz den Gegensatz teils gegen das Selbstbewußtsein erhalten, teils stellt sie damit ebenso sehr an ihr selbst die Natur des Bewußtseins, sich in sich selbst zu unterscheiden, als eine in ihren Massen gegliederte Welt dar. (SKE, 415f.) [Hervorhebungen durch die Verfasserin]*

Engel merkt an, dass dieser „Blödsinn“ damit noch nicht beendet sei, ihm allerdings die Geduld zu weiteren Anführungen fehle (SKE, 416). Vielleicht ging es Reiners ähnlich, denn er verwendete nur die Hälfte des Zitats:

*Der Geist ist in seiner einfachen Wahrheit und schlägt seine Momente auseinander. Die Handlung tönert ihn in die Substanz und das Bewußtsein derselben; und trennt ebensowohl die Substanz als das Bewußtsein. Die Substanz tritt als allgemeines Wesen und Zweck sich als der vereinzelt Wirklichkeit entgegen; die unendliche Mitte ist das Selbstbewußtsein, welches an sich Einheit seiner und der Substanz, nun für sich wird, das allgemeine Wesen und seine vereinzelt Wirklichkeit vereint, diese zu jenem erhebt und sittlich handelt und jenes zu dieser herunterbringt, und den Zweck, die nur gedachte Substanz, ausführt. (SKR, 309)*

Auf der gleichen Seite führt Engel Poetisches von Heyse an, um seine Kritik an der Ansicht zu verdeutlichen, dass Schwerverständliches mehr Tiefgang habe.

Paul Heyse rät spottend:

Lernt darum den Kunstgriff üben, Müßt das seichte Wasser trüben,

Der euch den Erfolg verbrieft: Daß man glaubt, es habe Tiefe.

(SKE, 416)

Die Interpretation scheint jedem Leser mühelos möglich – warum also lange nach Worten suchen, wenn das ironische Zitat den Nagel auf den Kopf trifft. Bei Reiners erscheinen Heyses Worte in der Zusammenfassung, weshalb ihnen die Aufmerksamkeit der Leser vermutlich gewiss ist:

*Lernt darum den Kunstgriff üben,*

*der euch den Erfolg verbrieft:*

*Müßt das seichte Wasser trüben,*

*daß man glaubt, es habe Tiefe. (SKR, 325)*

Das nächste Zitat lesen wir bei Engel zweimal in verschiedenen Kapiteln. Somit drängt es sich dem Leser fast auf – zum Abschreiben?

Die im Trüben nach Bewunderung fischenden Scheintiefsinnigen führen gern Lichtenbergs hübschen Ausspruch an: *Wenn ein Buch mit einem Kopf zusammenstößt, und es klingt hohl, so liegt die Schuld nicht immer am Buch.* Nicht immer! Viel allgemeingiltiger ist aber die Fassung: ‚so liegt die Schuld nicht immer am Kopf‘. (SKE, 416)

Lichtenberg [...]: Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen, und es klingt hohl, so hat nicht immer das Buch die Schuld. Mein Kopf hat die Schuld. (SKE, 432)

[S]ehr hübsch Lichtenberg: *Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen und es klingt hohl, so ist es nicht immer das Buch.* (SKR, 323)

Das Zitat von Georg Christoph Lichtenberg lautet im Original:

*Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen und es klingt hohl, ist das allemal im Buch?*<sup>1143</sup>

Sowohl das von Engel verwendete Zitat, als auch das von Reiners unterscheiden sich deutlich vom Original.

In Engels *Stilkunst* lesen wir ein weiteres Zitat, das auch in Reiners' Buch zu finden ist:

Von Schopenhauer, dem Todfeind alles Stilschwindels, rühren über den Gegenstand dieses Kapitels noch einige andre Aussprüche her, die in keinem Werk über Stil fehlen dürfen: ***Dunkelheit und Undeutlichkeit des Ausdrucks ist allemal und überall ein sehr schlimmes Zeichen. Denn in 99 Fällen unter 100 rührt sie her von der Undeutlichkeit des Gedankens, welche selbst wiederum fast immer aus einem ursprünglichen Mißverhältnis, Inkonsistenz und also Unrichtigkeit desselben entspringt. Wenn in einem Kopfe ein richtiger Gedanke aufsteigt, strebt er schon nach der Deutlichkeit und wird sie bald erreichen: das deutlich Gedachte aber findet leicht seinen angemessenen Ausdruck. Was ein Mensch zu denken vermag, läßt sich auch allemal in klaren, faßlichen und unzweideutigen Worten ausdrücken. Die, welche schwierige, dunkle, verflochtene, zweideutige Reden zusammensetzen, wissen ganz gewiß nicht recht, was sie sagen wollen, sondern haben nur ein dumpfes, nach einem Gedanken erst ringendes Bewußtsein davon: oft aber auch wollen sie sich selber und andern verbergen, daß sie eigentlich nichts zu sagen haben. Sie***

<sup>1143</sup> Lichtenberg (1973): Schriften und Briefe, S. 291.

wollen zu wissen scheinen was sie nicht wissen, zu denken was sie nicht denken, und zu sagen was sie nicht sagen. Wird denn Einer, der etwas Rechtes mitzuteilen hat, sich bemühen, undeutlich zu reden, oder deutlich? (SKE, 33, 416) [Hervorhebungen durch die Verfasserin]

Nur der unterstrichene Satz befindet sich wie das Lichtenberg-Zitat auf Seite 416 bei Engel, das gesamte Zitat steht weiter vorn im Buch. Reiners passt den Umfang an – die Hervorhebungen in Fettdruck entsprechen Reiners' Inhalt:

Eine „barocke“ Sachprosa widerstreitet dem Wesen des Sachlichen. Für sie gilt das Wort Schopenhauers, des Fanatikers der Klarheit: *Dunkelheit und Undeutlichkeit des Ausdrucks ist allemal und überall ein sehr schlimmes Zeichen. Denn in 99 Fällen unter 100 rührt sie her von der Undeutlichkeit des Gedankens. Was ein Mensch zu denken vermag, läßt sich auch allemal in klaren und faßlichen und unzweideutigen Worten ausdrücken. Die, welche schwierige, dunkle, verflochtene, zweideutige Reden zusammensetzen, wissen ganz gewiß nicht recht, was sie sagen wollen, sondern haben nur ein dumpfes, nach einem Gedanken erst ringendes Bewußtsein davon: oft aber auch wollen sie sich selber und andern verbergen, daß sie eigentlich nichts zu sagen haben.* (SKR, 302)

Die folgende Übereinstimmung identifizierte die Plagiatssoftware anhand von lediglich vier Wörtern – „in ein helles Zimmer“. Dass diese Phrase tatsächlich auf eine inhaltliche Doppelung verweist, scheint erstaunlich:

Goethe [...] rühmte, nach Schopenhauers Bericht über eine Unterredung, an Kant, ihm würde, wenn er eine Seite von ihm läse, zumut, als träte er in ein helles Zimmer. (SKE, 417)

Bei Reiners steht geschrieben:

Man pflegt [...] über den Stil Kants einen Satz zu zitieren, den Goethe zu dem jungen Schopenhauer gesagt haben soll: *Wenn ich eine Seite von Kant lese, wird mir zumute, als träte ich in ein helles Zimmer.* (SKR, 305)

### Zitate außerhalb der beiden Kapitel

Nun zu den zwei noch ausstehenden Zitaten, mit denen Engel das vorliegende Kapitel beginnt. Sie lauten:

*Die Deutschen besitzen die Kunst, die Wissenschaften unzugänglich zu machen.* (Goethe). (SKE, 414)

*Im ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Ausdruck seines Innern; will jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele; **(und will jemand einen großartigen Stil schreiben, so habe er einen großartigen Charakter)*** (Goethe zu Eckermann). (SKE, 414, 28)<sup>1144</sup> [Hervorhebungen durch die Verfasserin]

Das zweite Goethe-Zitat steht zusätzlich bei Engel auf Seite 28 (hier allerdings statt „Ausdruck“ richtig „Abdruck“)<sup>1145</sup> und zusätzlich mit dem hervorgehobenen Text, der auf Seite 414 nicht zu finden ist. Bei Reiners finden wir das erste Zitat in den Kontext eingebettet im Kapitel „Sprachmenschen und Sachmenschen“; das zweite unter „Ist guter Stil lehrbar?“:

*Deswegen beherrschen wir Deutschen – wie schon Goethe gesagt hat – die Kunst, die Wissenschaften unzugänglich zu machen.* (SKR, 26)

*Im ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Abdruck seines Innern: Will jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele; und will jemand einen großartigen Stil schreiben, so habe er einen großartigen Charakter* (Goethe). (SKR, 48)

Beide kritisieren die Unverständlichkeit Georg Gottfried Gervinus'. Engel im vorliegenden Kapitel; Reiners ordnet den Sachverhalt der „Stilschlamperei“ zu:

Gervinus: *An die Stelle des Religionsinteresses trat nun das Handelsinteresse, das nun die Staatskunst vorschrieb. Ist ‚das‘ erster oder vierter Fall?* (SKE, 422)

Manchmal ergibt sich ein Doppelsinn, weil im Deutschen Werfall und Wenfall bei einigen Wörtern gleichlauten: *An die Stelle des Religionsinteresses trat nun das Handelsinteresse, das die Staatskunst vorschrieb* (Gervinus). (SKR, 200)

Ähnlich verhält es sich beim folgenden Beispiel. Engel schreibt:

<sup>1144</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 347f.

<sup>1145</sup> Vgl. Eckermann (o. A. (nach 1847)): Gespräche mit Goethe, S. 80.

Ein norddeutscher Stadtrat ordnete beim Heeresinzug von 1871 einen aufsteigenden Tribünenbau an, *damit man nicht bloß die Vorderen, sondern auch die Hinteren sehen könne*, und war nicht wenig bestürzt über das Gelächter der Leser. (SKE, 423)

Reiners kennt den „Stadtraterlaß von 1871“ natürlich ebenfalls:

*Die Tribünen sind ansteigend anzuordnen, damit man nicht bloß die Vorderen, sondern auch die Hintern sehen kann.* (SKR, 199)

Es lassen sich zudem Zitate nachweisen, die Engel außerhalb des Kapitels „Klarheit und Verständlichkeit“ verwendet, bei Reiners jedoch im Kapitel zur „Klarheit“ zu lesen sind. So das folgende Zitat von Hegel, das bei Engel im Kapitel „Vom guten Stil“ steht:

Vielleicht ist das ihm zugeschriebene Wort: ‚Nur einer meiner Schüler hat mich verstanden, und der hat mich mißverstanden‘ nicht gesprochen worden; erfunden ist es meisterlich. (SKE, 18)

Man hat Hegel das Wort in den Mund gelegt: *Nur einer meiner Schüler hat mich verstanden, und der hat mich falsch verstanden*. Der Satz ist erfunden, aber er ist nicht unverdient. (SKR, 311)

Bei Reiners liest man außerdem im 25. Kapitel das folgende Kant-Zitat:

*Aber hierin liegt eben das Experiment einer Gegenprobe der Wahrheit des Resultats jener ersten Würdigung unserer Vernunftserkenntnis a priori.* (SKR, 306)

Und bei Engel erscheint im Kapitel „Haupt- und Nebensätze“ zum Thema „Stopfstil“, den Reiners in seinem Kapitel zur „Klarheit“ anspricht, das folgende Zitat:

*Aber hierin liegt eben das Experiment einer Gegenprobe der Wahrheit des Resultates jener ersten Würdigung unserer Vernunftserkenntnis a priori* (Kant in der Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft). (SKE, 282)

Die letzte Übereinstimmung dieser Kategorie lautet:

Was fehlt hier? Die Ordnung, „die das Gleiche frei und leicht und freudig bindet“. (SKR, 317)

*Heil'ge Ordnung, segenreiche Himmelstochter, die das Gleiche Frei und leicht und freudig bindet.* (Schiller). (SKE, 315)

Bei Engel erscheint das Zitat im Kapitel „Ordnung und Unordnung“. Reiners führt es ebenfalls in diesem Zusammenhang an, allerdings nicht in einem separaten Kapitel, sondern als Unterpunkt im Kapitel „Klarheit“. Er verzichtet zudem auf eine Nennung der Quelle und reißt das Zitat aus dem Kontext.

### Paraphrasen

Reiners beginnt seine Ausführungen im Kapitel „Klarheit“ mit einem „Lob der Unklarheit“ durch den Gesprächspartner Konstantin. Die folgenden Beispiele sollen zeigen, dass Argumente, die wir bei Engel als Plädoyer für die Klarheit verstehen, bei Reiners durch seinen fiktiven Redner oftmals als Frage oder Gegenargument formuliert werden. In Reiners' *Stilkunst* liest man:

Noch lange ist mir unser abendliches Gespräch über Hegel und Schopenhauer nachgegangen und noch immer erschüttert und verdrießt mich die erstaunliche Unbekümmertheit, mit der Sie den „klaren“ Stil Schopenhauers über den „unklaren“ Stil Hegels gestellt haben. (SKR, 299)

Liest man das entsprechende Kapitel bei Engel, gewinnt der Leser den Eindruck, als spreche Reiners bzw. Konstantin von ihm als Gesprächspartner. Engels Urteile über Hegel und Schopenhauer drücken nämlich genau das aus:

Hegels einzelne Wörter [...] sind uns zur Not verständlich; die ganzen Sätze hat nie ein Mensch verstanden, ja Hegel selber nicht. [...] [W]er kann glauben, daß z.B. folgende Sätze Hegels ihm selbst klar gewesen sind: [es folgt das Zitat, das unter „Gelehrtenzitate innerhalb der beiden Kapitel“ an zweiter Stelle genannt wurde, Anm. d. Verfasserin] [...] Der Blödsinn ist hiermit noch lange nicht zu Ende, nur die Geduld des Abschreibers reichte nicht weiter. [...] Für bewußte Verdunkelung zum Verschleiern tiefer Unwissenheit halte ich Hegels Erklärung der Elektrizität. (SKE, 414-417)

Wer hat mit größerer Leidenschaft nach Klarheit gerungen als Spinoza, Lessing, Goethe, Schopenhauer? [...] [D]er durch kein schwindelhaftes Dunkel zu täuschende Schopenhauer [...]. (SKE, 416, 420)

Engel und Konstantins Gesprächspartner bei Reiners, Lux, haben also die gleiche Auffassung über Hegel und Schopenhauer.

In Reiners' *Stilkunst* versucht Konstantin im Folgenden Partei für Hegel zu ergreifen:

[I]st nicht vielleicht Schopenhauer nur deshalb klarer als Hegel, weil er seichter ist, so wie wir in einem kleinen See auf den Grund blicken können, aber nicht in dem unendlichen Meer? [...] Die Klarheit – hat Voßler einmal gesagt – ist die Sache der gefallsüchtigen und seichten Schreiber; *die stolzen und mürrischen dagegen haben mit den tiefen Geistern den Vorzug der Dunkelheit gemein.* (SKR, 299, 300)

Diese „seichte Klarheit“ thematisiert auch Engel:

Garnicht schroff genug kann grade in Deutschland Streit verkündet werden dem Aberglauben, Klarheit und Tiefe vertragen sich nicht. [...] Einzig in Deutschland, dem Erblande des gelehrttuerischen dückelhaften Dunkelstils, herrscht vielfach noch die Scheu vor der Klarheit, welche die Dunklen Seichtheit schelten, die Ehrfurcht vor dem sich in Dunkel hütlenden Scheintiefsinn. (SKE, 416)

Engels „Seichtheit“ überträgt Reiners auf den Verfasser, weshalb er vom „seichten Schreiber“ spricht. Bei Reiners wird an dieser Stelle die Klarheit mit fehlendem Tiefgang des Inhalts verbunden. Das wird durch die Wasser-Metapher und das Voßler-Zitat gestützt. Genau diese Ansicht kritisiert Engel. Auch bei ihm folgt zum Untermauern ein Zitat, in der metaphorisch das Wasser vorkommt – nämlich das Zitat von Heyse, welches oben bereits angeführt wurde. An späterer Stelle meint der Gesprächspartner Lux:

Wir sind allzu bereit, wo wir keinen Sinn finden, Tiefsinn zu vermuten. (SKR, 304)

Hier umschreibt Reiners bzw. Lux den unverständlichen Inhalt mit „keinen Sinn finden“, was Engel zuvor wiederum als „Dunkel“ bezeichnet hat. Der „Tiefsinn“ (Reiners), der zu Unrecht hinein interpretiert werde, heißt bei Engel „Scheintiefsinn“.

Konstantin provoziert weiter:

Ungeplagt von Zweifeln, glauben Sie an die alleinseligmachende Klarheit [...]. Ist Klarheit wirklich ein unbedingter Wert, dem zuliebe wir alle

anderen Stilwerte aufopfern müssen, ein Trumpf, dessen niedrigste Karte selbst die höchsten Karten aller anderen Stilwerte sticht? (SKR, 299)

Engel sagt ja:

Indessen hier wie überall handelt es sich nicht um den tausendfach verschiedenen Geschmack des Einzelnen, sondern um ein allherrsches Gesetz: von allen Stilarten ist die klare die beste, denn sie ist die zweckmäßigste. (SKE, 415)

Bei Engel ist klarer Stil „allherrsches Gesetz“. Dieses Diktat erscheint bei Reiners als religiöse Anspielung: „alleinseligmachende Klarheit“. Engel bezeichnet den klaren Stil weiter als „beste[n]“ und „zweckmäßigste[n]“. Auch bei Reiners, der in diesem Zusammenhang eine Frage formuliert, ist der Ton superlativisch – man liest vom „unbedingte[n] Wert“ und „Trumpf“ dieser Stileigenschaft, der sich alle anderen unterordnen.

Konstantin argumentiert anschließend mit den Worten Wölfflins. Er führt sein Werk „Kunstgeschichtliche Grundbegriffe“ an und benennt das Kapitel „Klarheit und Unklarheit“ als Quelle. Solche genauen Verweise liest man in Reiners' *Stilkunst* selten. Es ist bekannt, dass Reiners während seines Studiums eine Veranstaltung bei dem Kunsthistoriker Wölfflin besuchte, obwohl er doch Recht und Wirtschaft studierte (Kapitel 4.2). Auch Engel erwähnt Wölfflin und seine Arbeit lobend – er geht allerdings nicht ins Detail (SKE, 435, 447). Reiners scheint an dieser Stelle eigenständig gearbeitet zu haben.

Reiners gibt daraufhin einen kurzen kunstgeschichtlichen Abriss zum Thema „Klarheit“ auf der Basis von Wölfflins Schriften. Er merkt zum 17. Jahrhundert an:

Es wollte keine wirkliche Unklarheit – denn jede wirkliche Unklarheit ist unkünstlerisch. (SKR, 299)

Engel verzichtet auf die Negationen und drückt es einfacher aus:

Klarheit ist Kunst. (SKE, 419)

Engel bezieht seine Aussage nicht auf das konkrete Fachgebiet wie Reiners, sondern verwendet „Kunst“ im Sinne von „Schönheit“ und bezieht es auf den klaren Stil. Die Erkenntnis bleibt in beiden Fällen gleich.

Nach Konstantins kleinem Exkurs in die Kunstgeschichte stichelt er weiter:

Müssen wir nicht auch hier einen „klaren“ und einen „unklaren“ Stil als gleichberechtigte Kunstgebilde nebeneinanderstellen? Ist in der Prosa-Kunst Klarheit ein unbedingtes Ziel? Und ein erreichbares Ziel? Ist dem Wort gegeben, alles klar auszusprechen, was zwischen Himmel und Erde vor sich geht? Müssen wir uns nicht vielleicht mit Andeutungen begnügen, wenn wir von den höchsten, von den geheimnisvollsten Zusammenhängen reden wollen? Können nicht gerade unklare und unbestimmte Sätze in uns Gefühle und Entschlüsse wachrufen, die über den Machtbereich des gewöhnlichen „klaren“ Wortes weit hinausgehen? Sind nicht manche Worte Zauberformeln, denen gerade dann eine magische Kraft innewohnt, wenn sie unbestimmt und geheimnisvoll bleiben? [...] Auch vieles andere muß rätselhaft bleiben, um zu wirken. (SKR, 300)

Das „[R]ätselhaft[e]“ im Inhalt, das „[B]egnügen mit Andeutungen“ thematisiert auch Engel:

Steigen wir aus den Reichen der Symbolik in die der Wirklichkeit und fragen uns, warum nicht halb oder ganz dunkel geschrieben werden darf, sondern sonnenhell, so lautet die Forderung an die noch so großartigen Dunkeldücker: Ihr sollt uns nützen oder sollt schweigen! [...] Die Verteidigung der Dunkeldücker mit der Pflicht des Lesers, durch verdoppeltes Forschen hinter den Sinn solcher Rätsel zu dringen, ist rundweg, im Notfalle grob, abzuweisen. (SKE, 418, 420)

Engel fragt sich ebenso wie Konstantin, welchen Vorzug der klare Stil vor dem unklaren habe. Allerdings fällt die Antwort bei ihm eindeutig aus – es müsse „sonnenhell“ geschrieben werden, damit der Leser es verstehe, ansonsten könne man es bleiben lassen. Das Enträtseln von Inhalten durch mehrmaliges Lesen, wie es Konstantin bei Reiners vorschlägt, kommt für Engel nicht in Frage.

Die letzte Auffälligkeit zwischen Konstantin und Engel betrifft die Wortwahl. Konstantin spricht metaphorisch von der „Überbelichtung der schattenlosen Helle“, die „Auge und Herz blendet“ (SKR, 300) und übt so Kritik an der Überschätzung der Klarheit. Und auch hier scheint es, als wären Engels Argumente einfach negiert worden. Bei ihm lesen wir nämlich:

Der Mensch ist ein lichtfreudiges Wesen, die Helle ihm lieber als das Dunkel, die Nacht ist keines Menschen Freund. [...] Der Stil kann gar nicht hell genug sein; mehr Licht, immer noch mehr Licht! heiß, die Forderung des Tages und aller Tage. (SKE, 414, 416)

Die Argumente Konstantins scheinen teilweise provokativ. In den weiteren Ausführungen Reiners' werden diese relativiert, teilweise sogar widerlegt, wodurch er den Argumenten von Gesprächspartner Lux, die Engels Ansichten entsprechen, mehr Gewicht verleiht.

Lux äußert sich über Klarheit in der Kunst und urteilt über den Künstler Holbein.

[E]r fand die Schönheit in der absoluten Klarheit. (SKR, 301)

Auch bei Engel wird Klarheit mit Schönheit gleichgesetzt:

Den hellbelichteten Satz, die durchsichtige Gliederung, den leuchtend erkennbaren Sinn des Ganzen nehmen wir ungetrübt auf, und das ist doch wohl die Absicht des ehrlichen, des guten Schreibers. So wenig oder so viel er uns zu geben hat, ganz will er es geben, nichts soll aus Mangel an Licht übersehen werden. Und die wohlige Empfindung des Lesers, daß ihm nichts verborgen bleibt, seine Freude am Finden, Erkennen, Aufnehmen, Verarbeiten – sie sind Schönheitsgenuß: darum steht dieses Kapitel in dem Buche von der Schönheit. (SKE, 415)

Die Klarheit muss nach Engel vom Text ausgehen – sie muss die Intention des Schreibenden sein. Der Leser erfreut sich schließlich daran und profitiert davon. Diesen wechselseitigen Gewinn beschreibt Engel als „Schönheitsgenuß“ und deshalb verortete er das Kapitel im Buch „Schönheit“.

Lux setzt sich folgendermaßen für die Klarheit ein:

Vom Erzähler kann man nur eine Klarheit verlangen: aus dem Papier des Buches muß in dem Kopf des Lesers dasselbe Gebilde aufsteigen, das der Verfasser in das Buch hineinversenkt hatte. Seine Darstellung ist nur dann künstlerisch unklar, wenn der Leser einen anderen Eindruck empfängt, als er, der Verfasser, gewollt hatte. (SKR, 301)

Diese Forderung lesen wir an verschiedenen Stellen auch bei Engel:

Und Lessing! Wie ist er besorgt ums Verstehen seiner Leser: wie gliedert er, beleuchtet er jedes Satzglied, meidet er jedes dunkle Wort. Keine der

kleinen Hilfen des Stiles verschmäht er, wenn er dem Leser dadurch einen Gefallen tun kann. [...] Von dem Schreiber des Tages für den Tag oder doch nicht weit darüber hinaus fordern wir, daß er dem aufmerksamen Leser beim ersten Lesen zunächst äußerlich verstehbar sei. [...] Die Forderung, daß jedes Wort jedem gebildeten Leser verständlich sein müsse, ist nicht zu streng. [...] Der Leser wird durch die Unachtsamkeit des Schreibers irregeführt. [...] Gedenke, daß du nicht für dich, der du ja alles weißt, sondern für Andere schreibst, die alles erst durch dich erfahren sollen. – Unterschlage ihnen nichts Notwendiges aus Unachtsamkeit, geschweige aus Vornehmtuerei. (SKE, 419, 420, 421, 423)

Engel bezeichnet die Klarheit als „Forderung“; Reiners als „[V]erlangen“. Engel macht am Beispiel von Lessing anhand eines Zitates deutlich, wie dieser sich bemüht, seinem Leser gerecht zu werden – wie es in Reiners’ *Stilkunst* auch Lux fordert. Beide stellen den Leser in den Mittelpunkt – für ihn müsse geschrieben werden, und zwar verständlich. Ansonsten verfehle das Schreiben seine Wirkung: „der Leser [empfängt] einen anderen Eindruck, als [...] gewollt“ (Reiners) bzw. werde er „durch die Unachtsamkeit des Schreibers irregeführt“ (Engel).

In Reiners’ *Stilkunst* bezieht Lux seine Erörterung zum Thema schließlich auf die Prosa, genauer die Sachprosa:

Sie dient einer Sache. Sie will belehren, untersuchen, klären. Das kann sie nur, wenn sie deutliche Vorstellungen hervorruft. Sie muß die Deutlichkeit so weit treiben, wie es der Gegenstand zuläßt. Wer belehren will, muß Sorge tragen, nicht mißverstanden zu werden. Er schreibt nur angemessen, wenn er klar schreibt. (SKR, 301f.)

Engel kommt zu einem ähnlichen Urteil:

Unklarheit in wissenschaftlichen Schriften, Unklarheit gar in Lehrbüchern – welches Wort ist zu hart für diese Stilsünde? Denen aber, die Klarheit für nicht vornehm, nicht wissenschaftlich genug halten – auch solche gibt es –, sei ins Gedächtnis gerufen, daß keiner unsrer großen Prosaschreiber sich für zu vornehm gehalten hat, sich die äußerste Mühe um die höchste Klarheit zu geben. [...] Damit vergleiche man die Unfähigkeit, wenn nicht den bösen Willen, vieler wissenschaftlicher und andrer Schreiber über sehr einfache Dinge. [...] *Nur der Schriftsteller wird uns Gewinn bringen, dessen Verstehen schärfer und deutlicher ist als das eigene, der unser Denken beschleunigt, nicht es hemmt* (Schopenhauer). [...] Quintilian [...]: Non solum ut intelligere possit, sed ne omnini possit non

intelligere curandum (Nicht bloß verstanden soll man werden, sondern unter keinen Umständen mißverstanden). Mit aller Schärfe stellte schon Aristoteles den Grundsatz auf: ‚Das Wort, das nicht verstanden wird, verfehlt seinen Beruf.‘ (SKE, 417, 418, 420)

Engel führt zur Veranschaulichung seiner Argumente Beispiele von Moltke und Carl von Clausewitz (SKE, 417), Ludwig Speidel (SKE, 418) und Schiller (SKE, 419) an. Was bei Reiners die Sachprosa ist, sind bei Engel die wissenschaftliche Literatur, Lehrbücher und allgemein die Prosa. Die Argumentation von Engel und Reiners stimmt überein. Reiners benennt zuerst die Intention der Sachprosa („belehren, untersuchen, klären“). Engel spricht von einer „Stilsünde“, sollte die Literatur diesen Vorgaben widerstreben, und er verdeutlicht an Beispielen, dass Verständlichkeit das höchste Gebot sein müsse. Auch Reiners bzw. Lux setzt sich in diesem Zusammenhang für „deutliche Vorstellungen“ ein. Der Verfasser müsse „Sorge tragen, nicht mißverstanden zu werden“, wie bei Reiners zu lesen ist. Die Forderung, Missverständnisse zu vermeiden, erscheint bei Engel als Zitat Quintilians. Reiners thematisiert auch den Aspekt der Verständlichkeit in der Wissenschaft, allerdings erst in seiner Zusammenfassung:

Wir laufen Gefahr, ein zweisprachiges Volk – mit einer Sprache der Wissenschaft und einer Sprache des Alltags – zu werden, weil dem durchschnittlichen deutschen Autor der Wille zur Klarheit fehlt. (SKR, 325)

Reiners umschreibt das Goethe-Zitat, mit dem Engel sein Kapitel von der „Klarheit und Verständlichkeit“ beginnt („Die Deutschen besitzen die Kunst, die Wissenschaften unzugänglich zu machen.“; SKE, 414). Es wird hier nicht deutlich, worauf er den „durchschnittlichen deutschen Autor“ bezieht, der nicht verständlich schreiben will – auf die „Sprache der Wissenschaft“ oder die „Sprache des Alltags“? Schließlich kann es beiden Textsorten an Klarheit mangeln. Nichtsdestotrotz entspricht der fehlende „Wille zur Klarheit“ hier Engels „Stilsünde“ in Lehrwerken aus seinem vorangegangenen Urteil.

Sehr bildlich setzt sich Lux im Folgenden für den klaren Stil ein:

Es ist auch nicht wahr, daß ein klarer Stil keine Atmosphäre habe. Er hat die Lebensluft eines strahlenden südlichen Mittags. (SKR, 302)

Als Beispiel nennt er die „Prosa Goethes“ (SKR, 302). Zur Beurteilung der Prosa Goethes führt Engel ein Heine-Zitat an – ebenfalls sehr bildlich:

Von seiner [Goethes] Prosa rühmte Heine: *Sie ist so durchsichtig wie das grüne Meer, wenn heller Sommernachmittag und Windstille, und man ganz klar hinabschauen kann in die Tiefe, wo die versunkenen Städte mit ihren verschollenen Herrlichkeiten sichtbar werden.* (SKE, 419)

Beide Inhalte rufen ähnliche Bilder hervor: Reiners beschreibt „die Lebensluft eines strahlenden südlichen Mittags“ und Heine bei Engel einen „helle[n] Sommernachmittag und Windstille“, an dem man „verschollene Herrlichkeiten“ beobachtet. Zudem dienen beide Darstellungen der Beschreibung von Goethes Prosa.

Nicht von der Hand zu weisen ist folgende Doppelung. Reiners schreibt:

Wieviel bliebe dem Einzelnen und dem Volke erspart, wenn es unklare Bücher grundsätzlich beiseite würfe! (SKR, 302)

Ablehnung unklarer Inhalte mit drastischen Mitteln, dafür tritt auch Engel ein, was er mit einem Schopenhauer-Zitat verdeutlicht:

Die Franzosen schützen sich gegen sie durch das von Schopenhauer empfohlene Mittel: ‚Man werfe das Buch weg, bei dem man merkt, daß man in eine dunklere Region gerät als die eigene.‘ (SKE, 415)

Beide schlagen als Lösung gegen das Lesen unklaren Stils das Wegwerfen der Texte vor. Dass diese Idee von Schopenhauer stammt, kennzeichnet Reiners nicht.

Auf der nächsten Seite nennt er Ursachen für den unklaren Stil, die in folgender Tabelle aufgelistet und mit den Inhalten Engels verglichen werden:

Die Unklarheit einer Darstellung kann verschiedene Gründe haben: entweder hat der Verfasser seine – an sich klaren Gedanken – nicht klar auszudrücken vermocht. Oder aber es ist dem Autor nicht gelungen, sich bis zum klaren Denken durchzuarbeiten. Oder schließlich, der Gegenstand ist gar keiner rationalen Darstellung zugänglich. Bei dem Ersten handelt es sich nur um Unklarheit des Ausdrucks, bei dem Zweiten um

Unklarheit des Gedachten, bei dem Dritten um Unklarheit des Gegenstandes. (SKR, 303)

Reiners	Engel
1. Unklarheit des Ausdrucks	Dunkelheit des Ausdrucks ist fast jedesmal Ausdruck der Dunkelheit, denn ‚Was ein Mensch zu denken vermag, läßt sich auch allemal in klaren, faßlichen und unzweideutigen Worten ausdrücken‘ (Schopenhauer). Und von dem absichtlich preziösen und dunkeln Skribler heißt es bei ihm, er suche etwas darin, so zu schreiben daß es aussehe, als vermöchten keine Worte seine hohen und tiefen Gedanken auszudrücken. (SKE, 416)
2. Unklarheit des Gedachten	Sprachliche Unklarheit ist selten ganz frei von Unredlichkeit. [...] <i>La parole a été donnée à l'homme pour déguiser sa pensée.</i> [...] Widerfährt dir [...] ein Stilunglück, [...] [!]erne [...] daraus: noch klarer zu denken. (SKE, 415, 423)
3. Unklarheit des Gegenstandes	Dunkel zu schreiben, hat zur äußersten Not nur der ein Recht, in dem eine Überfülle tiefster, selbst ihm noch nicht ganz enthüllter Offenbarungen flutet. (SKE, 416)

Wir finden alle drei bei Reiners angeführten Gründe auch bei Engel. Der erste „Unklarheit des Ausdrucks“ heißt bei Engel „Dunkelheit des Ausdrucks“, dem ein treffendes Schopenhauer-Zitat folgt. Engel nimmt etwaigen Gegenargumenten sogleich den Wind aus den Segeln. Er meint nämlich, dass ein unklarer Ausdruck lediglich Gedankentiefe vorgaukle und nicht als Entschuldigung für den zweiten Grund („Unklarheit des Gedachten“) gelten könne. Die „Sprache als Mittel zum Verbergen der Gedanken“ (SKE, 415) gibt Engel als freie Übersetzung für das Zitat von Talleyrand (Punkt 2) an. Diese Absicht bewertet er als unredlich. Am Ende seines Kapitels versucht er auf seine Leser einzuwirken, um solchen „Stilunglück[en]“ vorzubeugen. Die „Unklarheit des Gegenstandes“ als dritten Grund für einen unklaren Stil umschreibt Engel mit „noch nicht ganz enthüllte Offenbarungen“. Dazu führt er weiter aus:

[S]olch ein Wundermann aber würde zugleich redlich genug sein, mit dem Schreiben zu warten, bis lichtvolle Klarheit sich über seine Schätze ergossen hat. [...] Keine Entschuldigung der Unklarheit ist die Schwierigkeit des Gegenstandes; sie ist eher eine neue Anklage: je schwieriger das Darzustellende, desto klarer muß die Darstellung sein. (SKR, 416, 417)

Ähnliches ist bei Reiners zu lesen:

Unklarheit des Gedachten sollte den Schreiber veranlassen, die Veröffentlichung aufzuschieben, bis er die Klarheit errungen hat. (SKR, 303)

Beide raten also bei „Unklarheit des Gegenstandes“ dazu, das „Schreiben“ (Engel) bzw. „die Veröffentlichung“ (Reiners) ruhen zu lassen.

Beide verwenden in den vorliegenden Kapiteln außerdem auffällige selbstkreierte Begriffe. So bezeichnet Reiners Publizisten mit einem unklaren Stil als:

Dunkelmänner, Wortgaukler, Stilgaukler (SKR, 303, 312, 325)

Bei Engel lesen wir:

Mit Ausnahme der absichtsvollen Dunkelmänner, also der Präziösen und anderer Stilgaukler, ist alle Welt im Lobe der Klarheit einig. (SKE, 414)

Fraglich ist, ob „Dunkelmänner“, „Stil- und Wortgaukler“ als gängige Bezeichnungen für Schriftsteller mit einem unklaren Stil zur damaligen Zeit derartig verbreitet waren – zumal doch mehrere Jahrzehnte zwischen der Ersterscheinung beider Werke liegen.

Reiners lobt die Klarheit in der Sprache anderer Völker gegenüber der Deutschen:

All diesen Dunkelmännern hat Jakob Burckhardt zugerufen: *Alles Bestimmte hat ein Königsrecht gegenüber dem Unsichern, Dumpfen und Anarchischen*. Keinem Volk muß man diesen Satz nachdrücklicher und beschwörender predigen als dem deutschen. [...] [D]arum müssen wir die Klarheit noch hartnäckiger fordern als die Griechen, Lateiner und Franzosen, denen sie Natur ist. (SKR, 303f.)

Auch Engel ist dieser Meinung:

Das Deutsche hat Eigenschaften, die unter der Feder eines unachtsamen Schreibers zur Unklarheit, unter der eines präziösen, eines unredlichen

zur Dunkelheit führen. [...] Einzig in Deutschland, dem Erblande des gelehrttuerischen dünkelfhaften Dunkelstils, herrscht vielfach noch die Scheu vor der Klarheit. [...] Griechen, Römer, Franzosen, Engländer schreiben so, daß jeder gebildete Landsmann sie versteht; von vielen Sätzen gelehrter deutscher Schreiber darf man behaupten, daß sie ihren eignen Verfassern nach ein paar Jahren dunkel klingen. (SKE, 415, 416, 420)

Engel kritisiert an mehreren Stellen in seinem Kapitel die Unklarheit der deutschen Schreiber – Reiners veranschaulicht seine Meinung dazu mit einem Zitat Burckhardts. Beide halten die Griechen, Franzosen und Lateiner (bei Engel „Römer“, weiter im Text spricht auch Reiners von „Römern“ – SKR, 304) für deutlich klarer im Stil.

In diesem Zusammenhang heißt es weiter bei Reiners:

Das Schrifttum der Griechen ist ein Schrifttum der Mittagshelle; die Sonne Homers leuchtet bis in die Dialoge des Platon und die Reden des Demosthenes. (SKR, 304)

Und bei Engel:

Platen in Prosa über Homer: *Die Vorzüge der Homerischen Dichtungen sind nicht die Vorzüge unserer Zeit; dafür aber (haben wir) andere, von denen sich Homer nichts hat träumen lassen.* (SKE, 418)

Auch Engel erwähnt Platon, der sich über Homer äußert. Allerdings bezeichnet Engel das Zitat als Beispiel für „[v]erwunderliche Platttheit“ (SKE, 418). In Reiners' *Stilkunst* erfolgt in diesem Kontext keine Bewertung von Platons Schriften, sondern nur Homers. Auch Demosthenes erwähnt Engel – aber lediglich um eine Wertung vorzunehmen (nach einem Beispiel für unverständlichen Stil heißt es: „weder Demosthenes noch Cicero hätten es verstanden“ – SKE, 422).

Über einen anderen Römer lesen wir bei Reiners:

Stilpapst Quintilian erklärte, ein guter Vortrag müsse selbst einem nachlässigen Zuhörer klar sein. (SKR, 304)

Im Original, also in lateinischer Sprache, finden wir das von Reiners paraphrasiert wiedergegebene Zitat bei Engel:

Quintilian geht so weit, zu verlangen: *Oratio debet negligenter quoque audientibus esse aperta* (Selbst nachlässig Zuhörenden muß der Vortrag klar sein). (SKE, 420)

Die inhaltliche Übereinstimmung ist nicht zu übersehen.

Sollte Reiners von Engel abgeschrieben haben, wäre folgende Übernahme als dreist zu bewerten – er führt die Übersetzung eines Zitats an, das bei Engel im Original erscheint:

Es gibt an sich mehr und weniger klare Sprachen. Vom Französischen hat Rivarol [...] mit ähnlicher Entschiedenheit, wie Lessing von seiner eignen Schreibweise, geurteilt: *Tout ce qui n'est pas clair, n'est pas français*. Für so wichtig hielt er diesen Satz, daß er ihn mit lauter Großbuchstaben drucken ließ. Man darf ihm zustimmen. (SKE, 415)

Engel führt nicht, wie üblich, eine Übersetzung zu dem Zitat von Antoine de Rivarol an – dem des Französischen unkundigen Leser erschließt sich der Inhalt nicht. Anders bei Reiners:

Die Franzosen vollends haben die Klarheit zur französischen Nationaltugend erhoben. *Was nicht klar ist, ist nicht französisch*. (Rivarol) (SKR, 304)

Reiners setzt bei seinem Leser keine Französischkenntnisse voraus. Rivarols Inhalt bleibt mit oder ohne Übersetzung gleich. Reiners hat wieder ein Zitat verwendet, das wir auch bei Engel finden – an dieser Stelle nur weniger offensichtlich. Beide stellen das Französische als besondere Sprache dar, zumindest was die Verständlichkeit betrifft. Reiners spricht in diesem Zusammenhang von einer „Nationaltugend“ und Engel stimmt dem Rivarol-Zitat anerkennend zu.

Im Folgenden lesen wir bei Reiners:

[E]ine neue französische Stilistik erklärt mit bewundernswerter Dreistigkeit, jede dunkle, hinter Wolken verhangene Idee werde klar wie der Tag, wenn man sie ins Französische übersetze. (SKR, 304)

Die Schlussfolgerung, die man daraus ziehen kann, finden wir im Rivarol-Zitat. Da Reiners keine weiteren Angaben zur Quelle vornimmt, bleibt Raum für Spekulationen. Vergleichen wir Reiners metaphorische Schilderung mit folgender von Engel:

Schon Plutarch schrieb von den Sophisten: *Sie gebrauchen in ihren Unterhaltungen und Streitschriften Worte als Vorhänge vor den Gedanken.* (SKE, 415)

Bei Reiners verhängen „Wolken“ die „Idee“, bei Engel sind es „Vorhänge vor den Gedanken“. Verhangen werden in beiden Fällen Inhalte, und zwar mit Worten.

Das Fazit, das der Gesprächspartner Lux in Reiners' *Stilkunst* zieht, lautet:

Klarheit ist segensreich nicht nur für den Leser, sondern auch für den Schreiber. Sie erspart ihm die allmähliche moralische Ver lumpung, die mit halbklarem Gerede oder mit bewußter Vernebelung unentrinnbar verkoppelt ist. (SKR, 304)

Engels Plädoyer für die Klarheit und gegen die Unverständlichkeit liest sich wie folgt:

Unbarmherzig zu verurteilen ist das absichtliche Verdunkeln, denn es entspringt allemal unlauterer Sinnesart: dem Streben, die bewußte oder unbewußte Unklarheit, ja Unwissenheit des Schreibers zu verschleiern und Gedankentiefe vorzuspiegeln. (SKE, 415)

„Moralische Ver lumpung“ (Reiners) ist bei Engel die „unlautere Sinnesart“, das „halbklare Gerede“ die „Gedankentiefe“, die nur „vor[ge]spiegel[t]“ wird, und die „Vernebelung“ (Reiners) ist das „[V]erschleiern“ der Unwissenheit (Engel).

Schließlich formuliert Reiners bzw. Lux die Klarheit zur Charakterfrage:

Wir brauchen Klarheit als Gegengift, Klarheit als Schutzwehr gegen die Gefahren unseres Charakters. [...] Sprachliche Ordnung ist mehr Sache des Charakters als des Geistes. Es sind die kraftvollen Naturen, die einen klaren Stil schreiben. (SKR, 304, 321)

Charakterstärke zeichne sich durch Klarheit aus – das lesen wir auch bei Engel am Anfang seines Kapitels in einem Zitat, das Reiners nicht wörtlich übernommen hat:

*Die Werke aller wirklich befähigten Köpfe unterscheiden sich von den übrigen durch den Charakter der Entschiedenheit und Bestimmtheit, nebst daraus entspringender Deutlichkeit und Klarheit, weil solche Köpfe allemal bestimmt und*

*deutlich wußten, was sie ausdrücken wollten. Diese Entschiedenheit und Klarheit mangelt den übrigen, und daran sind sie sogleich zu erkennen.* (Schopenhauer). (SKE, 414)

Anscheinend hat er es paraphrasiert, denn auch im Schopenhauer-Zitat ist die Quintessenz, dass charakterstarke Personen nicht anders können, als verständlich zu schreiben.

Bei Reiners schließen sich nun, wie bereits angedeutet, detaillierte Erläuterungen zum verständlichen Schreibstil von Kant, Hegel und Hamann an. Derartig umfangreiche Darstellungen finden wir bei Engel nicht. Reiners' Urteile über die Autoren fallen durchweg negativ aus (SKR, 305-315). Zu Kant räumt er an einer Stelle ein:

Kants Trockenheit ist also bewußte mönchische Stilaskese. Ganz falsch etwa anzunehmen, Kant habe auf die *Schriftstellerreize* verzichtet, weil er sie nicht beherrschte. Er beherrschte sie vortrefflich: seine Jugendwerke sind in einem weltmännischen, überlegenen Aufklärungsstil geschrieben. Erst mit seinem Hauptwerk verwandelt sich der Stil von Grund auf; zum Teil deshalb, weil seine völlig neuen Gedanken sich schwerer in jener gemeinverständlichen Art vortragen ließen. (SKR, 306)

Engel thematisiert Kant ein einziges Mal im vorliegenden Kapitel:

Wo Kant uns dunkel erscheint, da liegt es an der Neuheit des Gegenstandes, an einer gewissen sprachlichen Spröde Kants, zum Teil an einem Wandel unsers Sprachgebrauches, niemals an einem vornehmerischen Tiefscheinenwollen. Dies erkennt man schon an der verhältnismäßigen Sprachreinheit Kants: er gebraucht nur die damals allgemein üblichen Fremdwörter, erfindet sich kein neues Fremdwörterbuch, wie heute Lamprecht, Simmel und Genossen. (SKE, 417)

Beide erläutern, dass Kants Stil durchaus dunkel wirke, und sie führen es auf die zeitliche Entwicklung zurück. Engel räumt an mehreren Stellen die schwere Verständlichkeit Kants ein, allerdings betrachtet er die entsprechenden Beispiele liberal, sogar wenn es um Fremdwörter geht (SKE, 77, 106, 141, 241, 282, 331, 353).

Hegels Stil beurteilen beide durchweg negativ. Bei Reiners heißt es beispielsweise:

Nun kommt bei Hegel zu der Rücksichtslosigkeit des Ausdrucks die Dunkelheit des Inhalts. (SKR, 311)

Auch Engel kritisiert die Dunkelheit Hegels:

Schopenhauer, der immer wieder Hegels sinnlose Dunkelheit Unredlichkeit schalt, tat dies nicht aus gekränkter Eigenliebe; wer kann glauben, daß z.B. folgende Sätze Hegels ihm selbst klar gewesen sind: [...]. (SKE, 415)

Solche Urteile erscheinen im vorliegenden Kapitel bei Engel wiederholt.

Über Hamann findet sowohl Reiners als auch Engel kaum ein positives Wort. Bei Reiners lesen wir:

Hegels *Phänomenologie des Geistes* ist wiederum eine wahre Ferienlektüre im Vergleich zu den Schriften Hamanns. Denn hier taucht etwas Neues auf: die gewollte, die künstliche Dunkelheit. Der Zauberer, der diese Nebelwand um sich zog, der „Magus des Nordens“, war kein bloßer Tuschenspieler, sondern ein schöpferischer Kopf, der manche tiefsinnigen Einfälle hatte, aber in welch geheimnisvolle Gewänder pflegte er sie zu verkleiden! (SKR, 312)

Und Engels Urteil lautet:

Hamann dem Dunkeln, dem ‚Magus des Nordens‘, war es unmöglich, selbst für Klargedachte den klaren Ausdruck zu finden, geschweige für das viele Unklargedachte. (SKE, 58)

Die Bezeichnung „Magus des Nordens“ gefiel anscheinend beiden.<sup>1146</sup>

Sie sprechen Hamann die Fähigkeit ab, verständlich zu schreiben.

Engel kommt in seiner *Stilkunst* zu dem Schluss:

[V]on vielen Sätzen gelehrter deutscher Schreiber darf man behaupten, daß sie ihren eignen Verfassern nach ein paar Jahren dunkel klingen. (SKE, 420)

Reiners zitiert eine ähnliche Erkenntnis aus einem Brief Hamanns:

*Es geht mir sehr oft, daß ich meine eigne Hand nicht lesen kann, und mir wird bei dem, was ich selbst geschrieben, so übel und weh als dem Leser, weil mir alle Mittelbegriffe, die zur Kette meiner Schlüsse gehören, verraucht sind und so ausgetrocknet, daß weder Spur noch Witterung überbleibt.* (SKR, 313)

Engels Vermutung erscheint also bei Reiners in Form eines Zitates.

<sup>1146</sup> Die Bezeichnung prägte Moser. (Vgl. Moser (1763): *Treuherziges Schreiben eines Layen-Bruders im Reich an den Magus im Norden oder doch in Europa*, S. 503.)

Eine ähnliche Argumentationsstruktur finden wir auch im folgenden Beispiel vor. Sich unverständliche Inhalte mühsam zu erarbeiten, könne nicht das Ziel des Lesens sein. Dazu schreibt Reiners:

Ich glaube nicht, daß mehr als drei Menschen jährlich diesen Versuch machen. (SKR, 310)

Bei Engel heißt es über den unverständlichen Stil verschiedener Autoren:

Von hundert hochgebildeten Deutschen versteht dies kaum einer; und weder Demosthenes noch Cicero hätten es verstanden. [...] Von je tausend ihrer Leser versteht dies kaum einer; ich bin dieser Eine nicht. (SKE, 422)

Reiners' „Versuch“ ist bei Engel das „Verstehen“; bei ersterem sind es drei Menschen, die den Aufwand betreiben und bei Engel „kaum einer“.

Auch die Rolle des Lesers beleuchten beiden, wenn es um die Verständlichkeit geht. Reiners verdeutlicht am Beispiel von Hegel:

Den Abstand zum Leser nahm er zu groß, ja er verlor den Leser völlig aus den Augen. (SKR, 310)

Engel führt allgemein aus:

Der Schreiber darf sich nicht begnügen mit dem Bewußtsein, daß er sein Geschreibe selbst in der unklarsten Form versteht; er ist verpflichtet, so zu schreiben, daß es der Unkundige, der ja erst durch ihn zu Belehrende verstehe. (SKE, 421)

Reiners beschreibt, dass Hegel den Leser aus den Augen verloren hatte und davor warnt zuvor schon Engel. Dieser mahnt, dass der Schreiber nicht für sich selbst, sondern für den Leser schreibe und diesem Inhalte verständlich vermittelt werden sollten. Die Aussagen beider zielen darauf ab, dass der Leser im Mittelpunkt stehen sollte.

Dazu führt Reiners später noch einmal genauer aus:

Klarheit heißt Verständlichkeit für den berufenen Leser. Berufen ist der Leser, der hinreichend vorgebildet ist, hinreichend gescheit und hinreichend aufnahmewillig. [...] Von der Art der Leser hängt es ab. (SKR, 323, 324)

Auf den gebildeten Leser bezieht sich auch Engel:

Die Forderung, daß jedes Wort jedem gebildeten Leser verständlich sein müsse, ist nicht zu streng. Kein Schreiber weiß bestimmt vorher, in wessen Hände seine Schrift kommt; er will und er soll von jedem Leser seines Bildungskreises verstanden werden. (SKE, 420)

Reiners definiert den „berufenen Leser“ als „vorgebildet, [...] hinreichend gescheit und hinreichend aufnahmewillig“ auf diesen „Bildungskreis“ bezieht sich auch Engel, wenn er vom „gebildeten Leser“ spricht.

Reiners' Abschnitt „Ordnung“ im Kapitel „Klarheit“ (SKR, 315-324) finden wir, wie bereits erwähnt, bei Engel in einem separaten Kapitel. Auffallend ist dabei, dass zwischen diesem Abschnitt Reiners' und dem entsprechenden Kapitel „Ordnung“ von Engel Doppelungen festgestellt werden können. So schreibt Reiners beispielsweise:

Sprachliche Ordnung heißt: der sprachliche Ausdruck muß so ablaufen wie der Gedanke. (SKR, 315)

Und Engel führt im Kapitel „Wortstellung“ ein Zitat mit ähnlichem Inhalt an:

Paul Deschanel, der frühere Vorsitzende der französischen Kammer, nannte die Wortfolge seiner Sprache die richtigste und klarste, weil man in ihr genau in der Ordnung spreche, in der man denke. Dieses ‚weil‘ ist unbeweisbar: es ist nicht genau festzustellen, in welcher Folge man denkt. Es kommt auch nicht darauf an, sondern einzig auf die für das schnelle Verstehen beste Folge, und die ist allerdings die französische. (SKE, 304)

Gedanken zu ordnen, um sie so mit dem Sprechen in Einklang zu bringen, lautet die Forderung Reiners', die Engel Deschanel zuschreibt. Denn dieser meint, dass das Französische deshalb klar sei, weil dem Sprechen die Ordnung der Gedanken entspreche. Engel lobt in diesem Zusammenhang die französische Sprache, wie es Reiners ebenso im vorliegenden Kapitel tut.<sup>1147</sup>

Weiter lesen wir bei Reiners:

<sup>1147</sup> Sie befinden sich hier im Bereich der „Rationalistischen Sprachphilosophie“. (Vgl. Prechtl (2010): Rationalistische Sprachphilosophie, S. 550.)

Der erste Lehrsatz der sprachlichen Ordnung heißt: man kann nicht zwei Gedanken auf einmal denken, man soll daher auch nicht zwei Gedanken auf einmal aussprechen. (SKR, 315)

Im Kapitel „Schachtelsatz“ schreibt Engel:

„Der leitende Grundsatz der Stilistik sollte sein, heißt es bei Schopenhauer, daß der Mensch nur einen Gedanken zur Zeit deutlich denken kann; daher ihm nicht zugemutet werden darf, daß er deren zwei oder gar mehrere auf einmal denke.“ (SKE, 292)

Offensichtlich hat Reiners auch hier ein Zitat, nun von Schopenhauer, ohne Quellenangabe paraphrasiert. Die Intention von Reiners und Schopenhauer ist die gleiche – nämlich jeden einzelnen Gedanken ausformulieren und nicht mehrere vermischen, da sonst leicht stilistische Fehler auftreten können.

Reiners äußert sich nachfolgend zur „Reihenfolge“:

Zur sprachlichen Ordnung gehört ferner, daß nicht der zweite Gedanke vor dem ersten steht; die richtige Reihenfolge ist die bescheidenste Forderung der Ordnung. (SKR, 316)

Für die gelungene Umsetzung führt Engel sogleich ein Beispiel an:

Hiermit soll nicht gesagt sein, daß die schlichteste Anordnung und ihr unverhohlenes Aussprechen verwerflich sei. In früheren Zeiten machten die besten Schreiber sich und den Lesern die Sache leicht, indem sie einfach gliederten: ‚zum ersten, zum zweiten, zum dritten‘ und so fort. (SKE, 316)

Was Reiners „bescheidenste Forderung der Ordnung“ nennt, ist bei Engel ebenfalls superlativisch die „schlichteste Anordnung“. Um „nicht de[n] zweiten[n] Gedanke[n] vor dem ersten“ anzuführen, wie Reiners mahnt, gliedert Engel fortlaufend „zum ersten, zum zweiten, zum dritten‘ und so fort“.

In diesem Kontext lesen wir fortfolgend bei Engel:

Luther bedient sich dieser Anordnung mehr als einmal; in der Schrift ‚Von der Freiheit eines Christenmenschen‘ wird sie bis ‚zum dreißigsten‘ durchgeführt, ohne uns zu ermüden; denn Luther hat eben mindestens dreißig lesbare Gedanken über die Freiheit eines Christenmenschen mitzuteilen. (SKE, 316)

Reiners kommt auf das „Gliedern“ erneut im Kapitel „Die Kunst zu lehren“ zu sprechen und führt dazu aus:

Luther pflegte seine Schriften mit *zum ersten, zum zweiten* usw. zu gliedern; in der *Freiheit eines Christenmenschen* bis zum Dreißigsten. [...] Dies Verfahren erspart alle künstlichen Übergänge von Absatz zu Absatz, läßt die Abschnitte klar hervortreten und ist dort zweckmäßig, wo eine Reihe nebeneinander geordneter Gedanken oder Tatsachen rein sachlich vorge tragen werden. (SKR, 417)<sup>1148</sup>

Luthers Gliederung muss wirklich einprägsam gewesen sein. Zum „Stopfstil“ führt Reiners aus:

Die Satzüberfrachtung ist der Todfeind der Ordnung und der Klarheit. Sie ergibt einen Stopfstil, der unentwirrbar wird. (SKR, 320)

Im Kapitel „Der Schachtelsatz“ (Abschnitt „Stopfstil“) urteilt Engel ähnlich:

Den Schachtler dünkt sein Schachtelsatz wegen seiner erkünstelten Verwickeltheit sehr vornehm; der Schreiber des klargebauten Satzes mit klargedachtem Inhalt kennt nur eine Vornehmheit: den natürlichsten Ausdruck für den klaren Gedanken. (SKE, 300)

Beide erläutern, dass „Satzüberfrachtung“ (Reiners) das negative Gegenstück zum „klargebauten Satz mit klargedachtem Inhalt“ (Engel) ist. Der „Stopfstil“ bzw. „Schachtelsatz“ sei „unentwirrbar“ nach Reiners und laut Engel künstlich verwickelt.

Weiter lesen wir im Kapitel „Ordnung“ von Reiners:

Eine verworrene Gedankenfolge wird besonders lästig, wenn die Darstellung nicht schlichte geschichtliche Vorfälle schildert, sondern verwickelte philosophische Probleme. (SKR, 316)

Reiners belegt das an einem Zitat Georg Simmels. Die Schwierigkeit, philosophische Sachverhalte verständlich darzustellen, thematisiert auch Engel:

Und in wie strahlendem Lichte erscheint uns die Klarheit Schillers in seinen philosophischen und ästhetischen Schriften, wenn wir erwägen,

<sup>1148</sup> Vgl. Stirnemann (2003): *Das gestohlene Buch*, S. 50.

daß er ja fast in jeder der erste war, der diese schwierigen Fragen in deutscher Sprache zu behandeln wagte. Über den Unterschied der nai-ven und der sentimentalischen Dichtung schreibt er so einfach, so klar, daß ihn jeder ein wenig belesene Primaner versteht, mindestens den Wortsinn jedes Satzes ungetrübt aufnimmt. (SKE, 419)

Engel führt als Beispiel dafür, wie „verwickelte philosophische Probleme“ (nach Reiners) verständlich dargestellt werden können, Schiller an. Beide halten also die Philosophie für die Disziplin, in der es am schwersten ist, klaren Stil umzusetzen.

Allgemein gibt Reiners im Folgenden den Tipp:

Der erste dieser Ratschläge heißt, daß wir – wenn wir hierdurch eine Unklarheit oder ein Stutzen des Lesers vermeiden können – daß wir dann ruhig ein Wort wiederholen sollen, wie es in diesem Satz mit den Worten *daß wir* geschehen ist. Luther schreibt sogar in ganz kurzen Sätzen: *daß, wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebet.* (SKR, 322)

In gleicher Weise wie Reiners mit Luther verfährt Engel mit Lessing:

Und Lessing! Wie ist er besorgt ums Verstehen seiner Leser: wie gliedert er, beleuchtet er jedes Satzglied, meidet er jedes dunkle Wort. Keine der kleinen Hilfen des Stiles verschmäh't er, wenn er dem Leser dadurch einen Gefallen tun kann: *Aber ist es denn immer Shakespeare, werden einige meiner Leser fragen, immer Shakespeare, der alles besser verstanden hat als die Franzosen?* Wie kurz ist die Unterbrechung; aber Lessing wiederholt ‚immer Shakespeare‘, um den Satz zu schmeidigen und dem Leser das geringste Stocken zu ersparen. (SKE, 419)

Reiners benennt es als „Ratschlag“; Engel als „kleine Hilfe des Stils“ – nämlich das „[W]iederholen“, um „Stutzen“ (Reiners) bzw. „Stocken“ (Engel) und „Unklarheit [zu] vermeiden“ (Reiners), also „den Satz zu schmeidigen“ (Engel).

Zudem ähneln sich die Beispiele, mit denen beide ihre Argumente veranschaulichen. So schreibt Reiners:

Die Vorbildung versteht sich von selbst; man kann nicht das Studium der Algebra mit den Kubikwurzeln beginnen. (SKR, 323)

Engel schreibt einige Jahrzehnte zuvor:

Ein Mathematiker kann kristallklar schreiben, mir jedoch unverständlich bleiben weil er bei seinen Lesern voraussetzt, was mir abgeht; Gedankenbahnen durchmißt, die mir ungangbar sind. (SKE, 414)

Engel und Reiners thematisieren das Vorwissen, von dem ein Schreiber ausgehen kann oder auch nicht, am Beispiel der Mathematik. Beide kommen zu der Erkenntnis, dass das Verstehen komplexer Sachverhalte Grundkenntnisse voraussetzt.

Als weiteres Beispiel führt Reiners aus:

In einem Buch, das Bauern das Erbhofgesetz<sup>1149</sup> erklären soll, muß der Autor alles breit ausmalen wie ein Märchenerzähler. Die gesetzlichen Vorschriften über die Form des Testaments, die im Gesetzbuch wenige Zeilen umfassen, lauten in dieser *Erbhoffibel*: (SKR, 324)

Es folgt ein langes Zitat. Bei Engel finden wir zum Thema „Erbe“ Folgendes:

Quintilian führt [...] die letztwillige Bestimmung an, der Erbe soll dem Erblasser nach dem Tode *statuam auream hastam tenentem* errichten: die Quelle eines Rechtstreites darüber, ob das ganze Standbild oder nur die Lanze golden sein sollte. (SKE, 420)

Außer, dass es um die Regelung der Erbschaft geht, ähneln sich die Beispiele nicht. Allerdings bezwecken beide das gleiche: Sie wollen veranschaulichen, dass derartige Sachverhalte, die erfahrungsgemäß leicht in Streit ausarten können, verständlich dargestellt werden sollten, um Zweifel auszuräumen und Zwist vorzubeugen.

Vor der Zusammenfassung führt Reiners ein Zitat Mark Twains an – in deutscher Sprache. Dieses lesen wir auch bei Engel. Nur hat sich jener bewusst für den Abdruck in Twains Muttersprache entschieden. Diese Dopplung ist also ähnlich gelagert wie das Rivarol-Zitat, das Engel in französischer Sprache abdruckte und Reiners übersetzte.

<sup>1149</sup> Es handelt sich um einen Begriff, der auf das Dritte Reich zurückgeht. Das „Reichserbhofgesetz“ wurde 1933 erlassen. (Vgl. Sigmundt (2005): Rechtsgewinnung und Erbhofrecht, S. 2.)

Reiners	Engel
<p>Ein Freund Deutschlands, der amerikanische Schriftsteller Mark Twain, hatte öfter über die Dunkelheit unserer Sprache gescherzt. Als ihn ein Deutscher zur Rede stellte, antwortete Mark Twain: <i>Klarheit und Einfachheit sind auch in dieser Sprache möglich, und Leute, die sie verwirren und verdunkeln, sollten gepackt und gehängt werden. Wenn Sie erreichen könnten, daß man diesen Plan ausprobiert – sagen wir für ein einziges Jahr – so würden Sie bestimmt eine Änderung erleben. Es wird das Leben von ein paar Schriftstellern kosten – vielleicht hundert – aber was macht das? Große Verbesserungen kosten immer etwas und so eine Verbesserung würde zu diesem Preis wohlfeil sein. Es gibt massenhaft Schriftsteller! Warum kleinlich mit einem Material sein, das in solchem Überfluß vorhanden ist, wenn man so viel gewinnen kann mit so geringen Auslagen. Los – opfern Sie die Hundert!</i> (SKR, 324)</p>	<p>Der Amerikaner Mark Twain, ein Meister der lachenden Wahrheit, ein herzlicher Freund Deutschlands, hat sich wiederholt liebevoll lustig gemacht über die <i>awfull german language</i>, weil sie ihm so oft mit unnötiger Unklarheit begegnet war. Wegen solcher Scherze von einem Deutschen zur Rede gestellt, machte er ihm diesen brieflichen Vorschlag, dessen Humor ich nicht übersetzend verwässern möchte: <i>Clarity and simplicity are possible in that tongue, and people who muddy it and confuse it and darken it ought to be taken out and hanged. If you can get this plan tried, even for a single year, I am sure you will see a change. It will cost the lives of a few authors – possibly a hundred – but what of that? Great reforms always cost something, and this one would be cheap at the price. There's plenty of authors. There is no use in being stingy with material, when there is such opulence of it and so much to be gained at such a small outlay. Come – sacrifice the hundred!</i> Hier haben wir einen der Fälle, wo verzärteltes Mitleid einen unbezweifelbaren Kulturfortschritt hindert. Dabei hatte der gutgläubige Mark Twain nicht an die Möglichkeit gedacht, daß es absichtliche Verdunkler gäbe; welche Todesstrafe würde er wohl über diese verhängt haben? Vielleicht die mittelalterliche für die Münzfälscher. (SKE, 416f.)</p>

In der Zusammenfassung urteilt Reiners schließlich:

Das Problem der Klarheit ist ein Kernproblem unserer Prosa. In keinem Lande der Welt werden so schwer verständliche Bücher und Aufsätze geschrieben wie in Deutschland. (SKR, 325)

Ähnlich urteilt Engel:

Nur der unausrottbare Fetischglaube an die Heiligkeit bedruckten Papiers läßt diese absichtlich schwindelnde Dunkelheit in Deutschland immer noch gedeihen. (SKE, 415)

Wie schon zuvor, als Reiners und Engel die sprachliche Klarheit anderer Völker gegenüber der Deutschen lobten und letzterer Deutschland als „Erblände des gelehrttuerischen dünkelfhaften Dunkelstils“ (SKE, 416) bezeichnete, resümiert Reiners nun, dass es schlecht um die Verständlichkeit der deutschen Prosa stehe, wie es schon Engel vor ihm getan hatte.

Eine weitere Bilanz, die Reiners aus seiner Argumentation zieht, lautet:

Fahrlässige Unklarheit ist ein Vergehen, vorsätzliche ein Verbrechen. (SKR, 325)

Diesen Sachverhalt erläutert Engel ausführlicher:

Die zwei hier unterschiedenen Gattungen der Unklarheit, die aus Unachtsamkeit und die aus unredlicher Absicht, verdienen natürlich ein verschiedenes Urteil. Mit der Unachtsamkeit soll man Nachsicht üben, denn wer von uns allen ist sicher vor ihr? Unbarmherzig zu verurteilen ist das absichtliche Verdunkeln [...]. Die absichtliche Unklarheit, die gefährlichste und die gemeinste, ist zur Zeit die vorherrschende; einen ihrer Hauptkunstgriffe, die Fremdwörterei, haben wir untersucht. (SKE, 415)

„Fahrlässige Unklarheit“ (Reiners) führt Engel auf „Unachtsamkeit“ zurück, „vorsätzliche“ (Reiners) begründet er mit „unredlicher Absicht“. Letztere sei laut Engel „unbarmherzig zu verurteilen“, da sie aufgrund ihrer Vorsätzlichkeit „die gefährlichste und die gemeinste“ sei – kurz: „ein Verbrechen“ wie Reiners schreibt.

Reiners verweist abschließend auf ein Schopenhauer-Zitat aus einem vorangehenden „Kapitel über Stilgauler“ (SKR, 325). Dieses führt Engel wiederum im Kapitel „Natur und Unnatur. Die Präziösen“ an:

Reiners	Engel
<p>Jeder angehende Schriftsteller sollte gezwungen werden, die Sätze auswendig zu lernen, in denen Schopenhauer das Todesurteil über die Stilschwinder verkündet und begründet hat:</p> <p><i>Um über den Wert der Geistesprodukte eines Schriftstellers eine vorläufige Schätzung anzustellen, ist es nicht gerade notwendig zu wissen, worüber oder was er gedacht habe; sondern zunächst ist es hinreichend, zu wissen, wie er gedacht habe. Von diesem Wie des Denkens nun ... ist ein genauer Abdruck sein Stil. Im stillen Bewußtsein dieses <u>Bewandnisses</u> der Sache, sucht jeder Mediokre seinen, ihm eigenen und natürlichen Stil zu maskieren. Jene Alltagsköpfe nämlich können schlechterdings sich nicht entschließen, zu schreiben, wie sie denken; weil ihnen ahndet, daß alsdann das Ding ein gar einfältiges Ansehn erhalten könnte. Es wäre aber immer doch etwas. Wenn sie also nur ehrlich zu Werke gehn und das Wenige und Gewöhnliche, was sie wirklich gedacht haben, einfach mitteilen wollten, so würden sie lesbar und sogar, in der ihnen angemessenen Sphäre, belehrend sein. Allein, statt dessen, streben sie nach dem Schein, viel mehr und viel tiefer gedacht zu haben, als der Fall ist. Sie bringen demnach, was sie zu sagen haben, in gezwungenen, schwierigen Wendungen, neu geschaffenen Wör-</i></p>	<p>Schopenhauer meint, es sei zur vorläufigen Wertung der Erzeugnisse eines Schriftstellers nicht grade notwendig, zu wissen, worüber oder was er gedacht; sondern es reiche zunächst hin zu wissen, wie er gedacht hat. Dann heißt es bei ihm:</p> <p><b>Von diesem Wie des Denkens ist nun ein genauer Abdruck sein Stil. – Im stillen Bewußtsein dieses Bewandnisses der Sache sucht jeder Mediokre seinen ihm eigenen und natürlichen Stil zu maskieren.</b> Dies nötigt ihn zunächst, auf alle Naivetät zu verzichten; wodurch diese das Vorrecht der überlegenen und sich selbst fühlenden, daher mit Sicherheit auftretenden Geister bleibt. <b>Jene Alltagsköpfe nämlich können schlechterdings sich nicht entschließen, zu schreiben, wie sie denken; weil ihnen ahndet, daß alsdann das Ding ein gar einfältiges Ansehen erhalten könnte.</b> Es wäre aber immer doch etwas. Wenn sie also nur ehrlich zu Werke gehen und das Wenige und Gewöhnliche, was sie wirklich gedacht haben, so wie sie es gedacht haben, einfach mitteilen wollten; so würden sie lesbar und sogar, in der ihnen angemessenen Sphäre, belehrend sein. Allein statt dessen streben sie nach dem Schein, viel mehr und tiefer gedacht zu haben, als der Fall ist. Sie bringen demnach was sie zu sagen haben in gezwungenen, schwierigen Wendungen,</p>

tern und weitläufigen, um den Gedanken herumgehenden und ihn verhüllenden Perioden vor. Sie schwanken zwischen dem Bestreben, denselben mitzuteilen, und dem, ihn zu verstecken. ... Allen solchen Anstrengungen liegt nichts anderes zum Grunde, als das unermüdliche, stets auf neuen Wegen sich versuchende Bestreben, Worte für Gedanken zu verkaufen, und, mittelst neuer oder in neuem Sinne gebrauchter Ausdrücke, Wendungen und Zusammensetzungen jeder Art, den Schein des Geistes hervorzubringen, um den so schmerzlich gefühlten Mangel desselben zu ersetzen. ... Den deutschen Schriftstellern würde durchgängig die Einsicht zustatten kommen, daß man zwar, wo möglich, denken soll wie ein großer Geist, hingegen dieselbe Sprache reden wie jeder andere. Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge; aber sie machen es umgekehrt. [Wir finden sie nämlich bemüht, triviale Begriffe in vornehme Worte zu hüllen und ihre sehr gewöhnlichen Gedanken in die ungewöhnlichsten Ausdrücke.] (SKR, 182f., 462)

[Hervorhebungen durch die Verfasserin]

neugeschaffenen Wörtern und weitläufigen, um den Gedanken herumgehenden und ihn verhüllenden Perioden vor. Sie schwanken zwischen dem Bestreben, denselben mitzuteilen, und dem, ihn zu verstecken. Sie möchten ihn so ausstutzen, daß er ein gelehrtes oder tief sinniges Ansehen erhielte, damit man denke, es stecke viel mehr dahinter, als man zurzeit gewahr wird. Demnach werfen sie ihn bald stückweise hin, in kurzen vieldeutigen und paradoxen Aussprüchen, die viel mehr anzudeuten scheinen, als sie besagen, – oder aber sie befließen sich irgend einer beliebig angenommenen, vornehm sein sollenden Schreibart, z.B. einer so recht gründlichen und wissenschaftlichen, wo man dann von der narkotischen Wirkung lang gesponnener, gedankenleerer Perioden zu Tode gemartert wird; oder gar sie haben es auf eine geistreiche Schreibart abgesehen, wo sie dann verrückt werden zu wollen scheinen. – Allen solchen Anstrengungen liegt nichts anderes zum Grunde, als das unermüdliche, stets auf neuen Wegen sich versuchende Bestreben, Worte für Gedanken zu verkaufen und, mittels neuer oder in neuem Sinne, gebrauchter Ausdrücke, Wendungen und Zusammensetzungen jeder Art, den Schein des Geistes hervorzubringen, um den so schmerzlich gefühlten Mangel desselben zu ersetzen. – Ein Autor aber sollte sich vor nichts mehr hüten als vor dem sichtbaren Bestreben, mehr Geist zeigen zu wollen, als er hat; weil dies im Leser den Verdacht erweckt, daß er dessen sehr wenig habe, da man immer und in jeder Art nur das affek-

	<p>tiert, was man nicht wirklich besitzt.</p> <p>Endlich aus demselben Aufsatz noch dieses Stückchen:</p> <p><i>Den deutschen Schriftstellern würde durchgängig die Einsicht zustatten kommen, daß man zwar womöglich denken soll wie ein großer Geist, hingegen dieselbe Sprache reden wie jeder andere. Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge: aber sie machen es umgekehrt. Wir finden sie nämlich bemüht, triviale Begriffe in vornehme Worte zu hüllen und ihre sehr gewöhnlichen Gedanken in die ungewöhnlichsten Ausdrücke, die gesuchtesten, präziösesten und seltsamsten Redensarten. Ihre Sätze schreiten beständig auf Stelzen einher. Hinsichtlich dieses Wohlgefallens am Bombast, überhaupt am hochtrabenden, aufgedunsenen, präziösen, hyperbolischen und aerobatischen Stile ist ihr Typus der Fähnrich Pistol, dem sein Freund Falstaff einmal ungeduldig zuruft: Sage, was du zu sagen hast, wie ein Mensch aus dieser Welt! (SKE, 34, 434) [Hervorhebungen durch die Verfasserin]</i></p>
--	---

Die Hervorhebungen in Fettdruck sind Doppelungen bei Reiners und Engel. Die Unterstreichungen weisen darauf hin, dass sie beim entsprechenden Autor an einer weiteren Stelle im Buch verwendet wurden. Die Unterstreichung bei Reiners am Ende des Schopenhauer-Zitats finden wir etliche Seiten weiter mit dem Satz in eckigen Klammern (vorher erscheint er nicht) – aber auch dieser eingeklammerte Satz ist bei Engel in der Abfolge des sehr umfangreichen Schopenhauer-Zitates zu lesen. Reiners macht zudem Aussparungen und kennzeichnet diese durch drei Punkte. Die Interpunktion und Orthographie, vor allem die Getrennt- und Zusammenschreibung, unterscheiden sich bei Engel und Reiners

nur geringfügig. Bei Reiners fällt lediglich zusätzlich ein Tippfehler auf, indem er „weitläufigen“ (doppelt unterstrichen) statt „weitläufigen“ schreibt. Außerdem schreibt er „Bewandtnisses“ statt „Bewandnisses“.

Engel erwähnt im Kapitel „Klarheit und Verständlichkeit“ knapp siebzig Schriftsteller, etliche davon mit Zitaten. Mehr als ein Dutzend dieser Gelehrtenzitate finden wir in Reiners' *Stilkunst* wieder – auch in Übersetzung. Sie erscheinen teilweise in einem anderen Kontext oder in anderen Kapiteln. Auffallend ist zudem, dass Engel und Reiners die gleichen Autoren loben oder kritisieren. Lessing, Schopenhauer, Goethe, Schiller sind die Stilvorbilder (SKE, 416f.; SKR, 325) und Hegel sowie Hamann werden abgelehnt (SKE, 414-417; SKR, 309-314).

## 6.5 „Humor“

Engels viertes Kapitel des achten Buches trägt die Überschrift „Humor, Witz, Ironie“. Es soll mit dem Kapitel „Witz und Humor“ aus Reiners' *Stilkunst* verglichen werden. Zusätzlich wird das Kapitel „Wortspiel“ von Reiners hinzugezogen, da Engel sich zu dieser Thematik ebenfalls im genannten Kapitel äußert und die Plagiatssoftware etliche Übereinstimmungen identifiziert hat (Kapitel 6.1).

Engel thematisiert außerdem die „Ironie“ (wie seine Kapitelüberschrift ankündigt). Das Stilmittel erörtert Reiners in einem separaten Kapitel. Da die Übereinstimmungen nach dem Abgleich mit der Plagiatssoftware nur wenig ins Gewicht fielen, bleibt das Kapitel „Ironie“ von Reiners beim Vergleich weitestgehend unbeachtet. Es werden lediglich Übereinstimmungen angeführt, die mittels Plagiatssoftware entdeckt wurden.

Engels Kapitel „Humor, Witz, Ironie“ umfasst knapp acht Seiten. Bei Reiners sind es 23 Seiten, verteilt auf die Kapitel „Witz und Humor“ und „Wortspiel“ – fast der dreifache Umfang. Engel schreibt: „Das Wesen des Humors, sein Durchtränken des ganzen Stoffes macht es unmöglich, ihn durch viele, gar durch längere Proben zu beleuchten“ (SKE, 371). Er lehnt also das ausschweifende Beschreiben lustiger Episoden bewusst ab. Anders bei Reiners. Er beschreibt Szenen, die er als

humorvoll einstuft, sehr detailliert und häuft diese Beschreibungen – hier nur ein Beispiel:

Nehmen wir noch ein Beispiel: eine Schmierbühne spielt Don Carlos. Im fünften Akt spricht Posa im Gefängnis des Prinzen seine letzten Worte:

*Das Königreich ist dein Beruf.  
Für dich zu sterben ist der meinige!*

In diesem Augenblick soll aus dem Hintergrund der tödliche Schuß fallen, mit dem König Philipp ihn ermorden läßt. Aber der Schuß fällt nicht. Posa wiederholt schwermütig:

*... ist der meinige!*

Der Schuß fällt immer noch nicht. Da weiß sich der Schauspieler nicht anders zu helfen: er schlägt die Fäuste auf die Brust und ruft: *Ich spür's, ich bin vergiftet!* und bricht zusammen. In diesem Augenblick fällt endlich der Schuß. *Auch das noch!* ruft Posa und gibt den Geist auf. (SKR, 526f.)

Des Weiteren begnügt sich Reiners nicht damit, Zitate beispielsweise von Bismarck oder Schopenhauer lediglich anzuführen und wie Engel in wenigen Sätzen zu kommentieren. Reiners schwadroniert drei Seiten über „Bismarcks Humor“ (SKR, 520ff.) und widmet Schopenhauer ungefähr eine Seite (SKR, 524f.). Reiners merkt zusätzlich an: „Von dem Humor mancher andern großen Männer – Luther, Lessing, Nietzsche – ist in anderen Kapiteln die Rede.“ (SKR, 525)

Beim Thema „Wortspiel“ unterscheidet Reiners in verschiedene Arten, die er anschließend erläutert und mit Beispielen untermauert (SKR, 536-540).

#### Zitate innerhalb der beiden Kapitel

Engel beginnt sein Kapitel wie üblich mit Zitaten. Das längste stammt von Vischer<sup>1150</sup>:

<sup>1150</sup> Vischer (1807-1887) studierte Theologie, Philosophie, Literatur und Kunst, hatte eine Ästhetik-Professur inne. (Vgl. Ricklefs (2011): Vischer, S. 785ff.)

Man spricht von Humor jetzt oft und viel  
Und denkt dabei nur an ein leeres Spiel.  
Mancher kursiert als ein Humorist,  
Der nichts weiter als Spaßmacher ist,  
Nichts ahnt von dem innern Widerspruch,  
Von dem Zickzack, dem tiefen Bruch,  
Der durch das ganze Weltall dringt.  
Hat aber einer die Geistesmacht,  
Die scharf durchschaut und doch heiter lacht,  
Versteht er über sich selbst zu schweben,  
Sich selber dem Lachen preiszugeben,  
Dem sei es gegönnt von ganzem Herzen,  
Auch einmal einfach närrisch zu scherzen,  
Ohne versteckte Gedankentiefen  
Seine Freude zu haben am Naiven. (Vischer). (SKE, 370)

Die Verse tauchen auch bei Reiners auf, allerdings nicht derart prominent am Kapitelanfang, sondern mitten im Fließtext. In kürzerer Form als bei Engel liest man:

Man spricht von Humor jetzt oft und viel  
und denkt dabei an leeres Spiel.  
Mancher kursiert als Humorist,  
der nichts weiter als Spaßmacher ist,  
nichts ahnt von dem inneren Widerspruch,  
von dem Zick-Zack, dem tiefen Bruch,  
der durch das ganze Weltall dringt,  
daß man immer fürchtet: es zerspringt,  
während die also geborstne Welt,  
doch immer noch steht und zusammenhält. (Vischer) (SKR, 529)

Das Original von Vischer lautet:

Man spricht von Humor jetzt oft und viel  
Und denkt dabei nur an ein leeres Spiel.  
Mancher kursiert als ein Humorist,  
Der nichts weiter als Spaßmacher ist,  
Nichts ahnt von dem innern Widerspruch,  
Von dem Zickzack, dem tiefen Bruch,  
Der durch das ganze Weltall dringt,  
**Daß man immer fürchtet: es zerspringt,**  
**Während die also geborstne Welt,**

Doch immer noch steht und zusammenhält, –  
Mancher, der diesen Riß zwar merkt,  
Doch zu freiem Lachen den Geist nicht stärkt,  
Sondern mit Weltschmerz kokettiert  
Und den Blasierten affektiert, –  
Ja mancher eisige, spitzige Spötter,  
Der Witze nur macht auf Menschen und Götter,  
Mancher verdorbne, mit Seelengicht  
Behaftete, zotensinnende Wicht,  
Mancher schäkernde, eitle Mann,  
Der über sich selbst nicht lachen kann. –  
 Hat aber einer die Geistesmacht,  
 Die scharf durchschaut und doch heiter lacht,  
Bleibt er fest und verzweifelt nie,  
Hat er mehr als Witz, hat er Phantasie,  
Versteht er über sich selbst zu schweben,  
Sich selber dem Lachen preiszugeben:  
Dem sei es gegönnt von ganzem Herzen,  
Auch einmal einfach närrisch zu scherzen,  
Ohne versteckte Gedankentiefen  
Seine Freude zu haben am Naiven.<sup>1151</sup> [Hervorhebungen durch die Ver-  
fasserin]

Sowohl Engel als auch Reiners lassen Teile des Gedichtes weg (Fett-  
druck für die fehlenden Inhalte bei Engel, Unterstreichung bei Reiners),  
ohne es zu kennzeichnen. Engel hält sich formal enger an das Original,  
denn er beachtet im Gegensatz zu Reiners, dass die Verse mit Groß-  
buchstaben beginnen. Reiners vergisst in der zweiten Zeile die Fo-  
kuspartikel, zusätzlich die unbestimmten Artikel ebendort und in der  
dritten Zeile. In der fünften und sechsten Zeile verändert er die Ortho-  
graphie des Attributs (*inneren* statt *innern*), was eine andere Metrik be-  
wirkt, und des ersten Substantivs (*Zick-Zack* statt *Zickzack*).

Den treffendsten Ausspruch zum Thema „Humor“ schreibt Engel  
Goethe zu:

Das Beste aber hat doch Goethe über den, in Deutschland manchmal ein  
wenig überschätzten, Humor gesagt: Der Humor ist eins der Elemente

<sup>1151</sup> Vischer (1892): Humor, S. 236f.

des Genies, aber, sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben, er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt. (SKE, 370)

Bei Reiners lesen wir:

Goethe hat den Humor als ein Element des Genies bezeichnet, aber er fährt fort, *wenn er jedoch vorwaltet, ist er nur ein Surrogat desselben.* (SKR, 532)

Er verwendet das Zitat in gekürzter und teilweise paraphrasierter Form. In Engels Ausführungen heißt es weiter:

[Ü]berflüssig ist die Erklärung seines Wesens; ‚Humor ist, was man niemals hat, sobald man’s definiert‘, heißt es bei einem unserer Guten vom jüngeren Nachwuchs, Rudolf Presber. (SKE, 371)

In Reiners’ *Stilkunst* wiederum steht:

Was bedeuten Witz und Humor? *Humor ist, was man bestimmt nicht hat, wenn man’s definiert:* die Richtigkeit dieses alten Satzes wird durch die meisten Abhandlungen über das Wesen des Komischen bewiesen. (SKR, 525)

Beide führen zur Definition von „Humor“ ein Zitat an; Reiners allerdings ohne Erwähnung des Urhebers. Verwunderlich ist, dass Reiners von einem „alten Satz“ spricht, obwohl Presber (1868-1935) fast ein Zeitgenosse war. Jener war ein deutscher Schriftsteller und genoss in den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts eine gewisse Bekanntheit.<sup>1152</sup> Engel stand mit Presber im Briefwechsel.<sup>1153</sup> Für Reiners ist eine solche Verbindung nicht bekannt. Presbers Zitat findet sich in: „Die Unsterbliche Kiste. Die 333 besten Witze der Weltliteratur“ von Alexander Moszkowski. Dieses Werk erwähnt Engel eine Seite zuvor. In der Ausgabe von 1907 lautet das Zitat von Presber:

Humor ist, was man niemals hat, sobald mans definiert.<sup>1154</sup>

<sup>1152</sup> Vgl. Sturies (2010): Presber, Bd. 9, S. 327.

<sup>1153</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 419ff.

<sup>1154</sup> Presber zitiert nach Moszkowski (1907): Die unsterbliche Kiste, S. 8. – Das Original-Zitat von Presber konnte nicht ermittelt werden.

Bis auf den Apostroph ist Moszkowskis Verwendung identisch mit der von Engel; Reiners weicht davon ab.

Anschließend führt Engel ein Zitat Schillers an, dessen Inhalt er als „Wahrheit“ bezeichnet:

„Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen.“ (SKE, 372)

Ein wenig ausführlicher gibt Reiners das Zitat wieder:

Eben darum sagt Schiller: *Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen, er glaubt nicht an den Engel und den Gott.* (SKR, 528)

Engel äußert sich über den „Witz“ und führt dazu aus:

Wohl einer der gelungensten ist dieser von Börne: *Als Pythagoras seinen Lehrsatz ersonnen, opferte er den Göttern eine Dankhekatombe. Seitdem zittern alle Ochsen, so oft eine neue Wahrheit entdeckt wird.* (SKE, 373)

Reiners schreibt das Zitat beim Thema „Wortspiel“:

Die Doppelsinnwortspiele sind am schlagendsten, wenn das doppel-sinnige Wort so in einen Satz eingesetzt wird, daß seine beiden Bedeutungen einen Sinn ergeben: *Als Pythagoras seinen berühmten Lehrsatz gefunden hatte, opferte er den Göttern eine Hekatombe Ochsen. Seitdem zittern alle Ochsen, so oft eine neue Wahrheit entdeckt wird* (Kästner). (SKR, 537)<sup>1155</sup>

In der Ausgabe von 1950 wird die Quellenangabe „Kästner“ falsch beibehalten, in der von 1951 schließlich korrigiert. Das Original lautet bei Börne:

Als Pythagoras seinen bekannten Lehrsatz entdeckte, brachte er den Göttern eine Hekatombe dar. Seitdem zittern die Ochsen, so oft eine neue Wahrheit an das Licht kommt.<sup>1156</sup>

Beide Zitate weichen deutlich vom Original ab.

Engel beginnt seine Ausführungen zum Thema „Wortspiel“ mit einem Zitat Lessings:

<sup>1155</sup> Vgl. Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 392. – „Be-weiskräftig erscheinen vor allem entlegene Beispiele, die man nicht als allgemein bekannt voraussetzen kann: z.B. das Börne-Zitat von den zitternden Ochsen“.

<sup>1156</sup> Börne (1829): Gesammelte Schriften, S. 187.

„Was ist pöbelhafter als Wortspiele?“ (SKE, 374)

Wortwörtlich finden wir diesen Ausspruch bei Reiners zitiert. (SKR, 536)

Weiter heißt es bei Engel:

Wie fein ist Goethes Wortspiel über den Kern des Humors: *Wer sich nicht selbst zum besten haben kann, Der ist gewiß nicht von den Besten.* (SKE, 374)

In Reiners' *Stilkunst* lesen wir wiederum – allerdings nicht zum Thema „Wortspiel“, sondern „Witz und Humor“:

Ich liebe mir den heitern Mann  
am meisten unter meinen Gästen:  
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,  
der ist gewiß nicht von den Besten. (Goethe) (SKR, 531)

Engel bleibt beim Thema „Wortspiel“ und führt weiter aus:

Zu den besten Wortwitzen gehört der Schleiermachern zugeschriebene:  
*Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.* (SKE, 374)

Reiners weist zudem auf die Popularität des Ausspruches hin:

Tausendmal hat man Schleiermachers Wortspiel zitiert: *Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.* (SKR, 541)

Engel gibt an anderer Stelle – nämlich zum Thema „Gegensatz“ – ähnliche Beispiele an. Diese finden wir in fast übereinstimmender Form bei Reiners. Er führt die Zitate im Kapitel „Antithese“ an und verändert die Reihenfolge.

Engel	Reiners
Bei Nietzsche bekommt man durch das geflissentliche Bevorzugen der gegensätzlichen Umdrehung den Eindruck, daß er an jedem Satze zunächst versucht hat, ob er nicht in umgekehrter Form gleichfalls einen Sinn und dann einen überraschenden, witzigen erbe. Wer in solcher	Ähnliche Satzgebilde finden wir oft bei Nietzsche: <i>Ich brach die Ehe, doch vorher hat die Ehe mich gebrochen.</i> Dieses Schema einer Schüttelprosa hat Nietzsche anscheinend mit jedem Satz versucht und manche hübschen Effekte erzielt. (SKR, 567)

<p>Weise verfährt, dem gelingen natürlich, gleichwie dem Schüttelreimsucher, zuweilen wahre Glücksfunde, so dem gewohnheitsmäßigen Umdreher Nietzsche solche Antithesen wie: <i>Ich brach die Ehe, doch zuvor hat die Ehe mich gebrochen.</i> (SKE, 337f.)<sup>1157</sup></p>	
<p>Wallenstein: <i>Er fiel nicht, weil er Rebell war, sondern er rebellierte, weil er fiel.</i> (SKE, 339)</p>	<p>Am kunstvollsten wird die Antithese, wenn sie sich mit einer Wortverschränkung verbindet: mehrere Begriffe sind beiden Sätzen gemeinsam, aber sie sind so verschränkt, daß gerade sie den Gegensatz zuspitzen: [...] <i>Wallenstein fiel nicht, weil er Rebell war, sondern er rebellierte, weil er fiel.</i> (Schiller). (SKR, 566)</p>
<p>Bei Schopenhauer steht einmal boshaft: <i>Schelling hat sich im Alter von der Offenbarung der Philosophie zur Philosophie der Offenbarung gewandt.</i> (SKE, 339)</p>	<p><i>Schelling hat sich im Alter von der Offenbarung der Philosophie zu der Philosophie der Offenbarung gewandt</i> (Schopenhauer). (SKR, 567)</p>

Auch die theoretischen Ausführungen dazu ähneln sich – beispielsweise wenn Engel vom „Schüttelreimsucher“ und Reiners von der „Schüttelprosa“ oder wenn ersterer von der „gegensätzlichen Umdrehung“ und letzterer von der „Wortverschränkung“ spricht.

### Zitate und übereinstimmende Beispiele außerhalb der beiden Kapitel

Reiners beginnt seine Ausführungen zum Kapitel „Witz und Humor“, wie es auch bei Engel üblich ist, mit einem Zitat, und zwar von Otto Gildemeister<sup>1158</sup>:

*In jeder Kunst ist es ratsam, sich an die Meister zu halten und vor den Systemen zu hüten. Dies gilt auch von der Kunst, die Sprache zu gebrauchen.* Gildemeister (SKR, 520)

<sup>1157</sup> Vgl. Stirnemann (2003): Das gestohlene Buch, S. 51.

<sup>1158</sup> Gildemeister (1823-1902) war Übersetzer und Journalist; studierte u.a. bei den Grimms. (Vgl. Goldmann, Zanucchi (2009): Gildemeister, S. 217.)

Dieses Zitat finden wir in Engels *Stilkunst* auf der letzten Textseite seines Buches:

Gildemeister: *In jeder Kunst ist es ratsam, sich an die Meister zu halten und vor den Systemen zu hüten. Das gilt auch von der Kunst, die Sprache zu gebrauchen.* (SKE, 476)

Engel urteilt im vorliegenden Kapitel, genauer im Abschnitt „Ironie“, über ein Werk Thomas Carlyles:

Carlyles Geschichte der Französischen Revolution wird durch eine zu starke Beigabe von Ironie auf die Länge ungenießbar. (SKE, 376)

Im Kapitel „Leben“ äußert sich Reiners ebenfalls zu diesem Werk:

In dieser Dramatisierung kann man – wie in der Anwendung jedes Kunstmittels – zu weit gehen. Ein Musterbeispiel ist Carlyles *Geschichte der französischen Revolution*. (SKR, 234)

Diese inhaltliche Übereinstimmung beschränkt sich auf die Bewertung der „Geschichte der französischen Revolution“. Reiners führt nach seinem Urteil eine längere Textstelle daraus als Begründung an, worauf Engel verzichtet. Im Kapitel „Aufbau“ erwähnt Engel Carlyle ein weiteres Mal – er schreibt:

Carlyle der Brummbar hat einmal verlangt: wer zu einem dicken behelenden Buche kein genaues Inhaltsverzeichnis mache, müsse gehenkt werden. (SKE, 320)

Reiners greift Carlyles Vorschlag ebenfalls auf:

Carlyle hat vorgeschlagen, alle Leute zu hängen, die Bücher ohne Inhaltsverzeichnis schreiben. (SKR, 419)<sup>1159</sup>

Zur Ironie führt Engel im Kapitel „Humor, Witz, Ironie“ weiter aus:

Das Meisterstück der Ironie größten Stils ist noch immer Mark Antons Rede an der Leiche Cäsars gegen die ehrenwerten Mörder Brutus und Genossen; doch gebraucht Shakespeare dieses Mittel nur gelegentlich und wirft es weg, sobald es ihm blutiger Ernst wird. (SKE, 376)

<sup>1159</sup> Vgl. Stirnemann (2003): Ludwig Reiners, Plagiarius, S. 22.

Auch hier verzichtet Engel auf ein Zitat. Reiners greift das Beispiel ebenfalls auf und interpretiert es im Kontext der Ironie ähnlich:

Diese Art von Ironie kann so unmerklich beigemischt werden, daß der Spott erst allmählich durch die rühmenden Worte hindurchschimmert. Das bekannteste Beispiel solcher allmählichen Ironie ist des Antonius Grabrede in Shakespeares Julius Cäsar. Antonius schildert erst ausführlich, wie gütig und uneigennützig Cäsar war; nur beiläufig erwähnt er seine Mörder mit den immer wiederkehrenden Versen:

*Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war,  
und Brutus ist ein ehrenwerter Mann.  
Das sind sie alle, alle ehrenwert.*

Zoll für Zoll schiebt er dann seinen Angriff gegen Brutus vor, bis schließlich der Haß der Volksmenge über Cäsars Mörder zusammenschlägt. (SKR, 547)

Im Anschluss an das Shakespeare-Beispiel folgt ein Urteil über Swift und dessen ironische Äußerung:

Nach ihm hat Swift die Ironie meisterlich geübt, nach seinen eignen Worten, um die *saeva indignatio*, den wütenden Unwillen, der sein Herz zerfleischte, nicht völlig Herr über sich werden zu lassen. Aus lodern-dem Haß gegen die ruchlose Ausschachtung Irlands durch die Engländer schrieb er seinen berühmten Aufsatz: *Bescheidener Vorschlag an das Publikum, die Kinder der Armen in Irland zu hindern, ihren Eltern oder dem Lande eine Last zu sein, sie vielmehr dem Gemeinwohl nützlich zu machen*. Nach einer sehr ruhigen längeren Einleitung empfiehlt Swift: die Kinder nach Vollendung des ersten Lebensjahres als Leckerbissen für die Tafel der Reichen zu verwenden, etwa an Stelle der jungen Spanferkel, die ja immer teurer würden. Walter Scott nannte diese Schrift ‚eine der außerordentlichsten Humoresken unsrer Sprache‘; sie ist vielmehr der höchste Gipfel des Schrecklichen, bis auf den sich die Ironie in irgend einer Sprache jemals gewagt hat. (SKE, 376)

Reiners greift auch dieses Werk als Musterbeispiel für Ironie auf:

Das erschütterndste Beispiel der Ironie ist jene berühmte Kampfschrift Jonathan Swifts wider die Ausbeutung Irlands durch die Engländer: *Ein bescheidener Vorschlag, wie man Kinder der Armen hindern kann, ihren Eltern oder dem Lande zur Last zu fallen, und wie sie vielmehr eine Wohltat für die Öffentlichkeit werden können*.

[...] In dieser kleinen Abhandlung, die ihren sachlichen Ton Seite für Seite durchhält, erreicht die Ironie einen – freilich grausigen – Gipfel. Die wichtigsten Stellen lauten: [...] (SKR, 552ff.)

Reiners' Erläuterungen zum Werk fallen deutlich kürzer aus als die von Engel, allerdings folgt bei Reiners mehr als eine Seite Primärtext.

Sowohl das Shakespeare- als auch das Swift-Beispiel finden sich bei Reiners im Kapitel „Ironie“ – jenes Thema, das er anders als Engel in einem separaten Abschnitt behandelt.

Als weiteres Beispiel führen beide die „Juniusbriefe“<sup>1160</sup> an – bei Engel erscheint es zum Thema „Ironie“:

Auch des Verfassers der Juniusbriefe liebstes Stilmittel ist die Ironie; sein Meisterstück ist der 49. Brief an den ersten Minister Herzog von Grafton, den man in der Übersetzung von Arnold Rüge nachlesen mag. Bewundernswert ist darin die Feinheit des Überganges aus der höflichen zur unhöflichen, dann zur groben, endlich zur vernichtenden Ironie, bis diese am Schlusse in den furchtbaren Angriff gegen den Minister und dessen königlichen Beschützer ausbricht: (SKE, 376)

Engel belegt seine Bewertung mit einem Zitat, wie auch Reiners. Jener greift es in seinen Ausführungen zur „Polemik zwischen den Zeilen“ von „Kampfschriften“ auf:

Weit wirksamer als dieser blanke Schimpfstil ist der verdeckte, bei dem die Schimpfnamen wenigstens nicht geradewegs herausgepoltert werden, sondern nur allmählich, oft nur zwischen den Zeilen zum Vorschein kommen. Das Meisterwerk dieses Stiles sind die Juniusbriefe, namenlose politische Kampfschriften, in England 1770 erschienen; wahrscheinlich rühren sie von Sir Philip Francis her. Junius warf dem damaligen Erstminister, dem Herzog von Grafton, Treubruch, Raub und Mord vor und fügte hinzu: (SKR, 587f.)

Beide wählen als Beleg eine Stelle der Juniusbriefe, in der es um Herzog von Grafton geht. Beide zitieren nach dem Juniusbriefe-Beispiel Montesquieu, allerdings in unterschiedlicher Weise (SKE, 377; SKR, 588).

<sup>1160</sup> Als Autor der Juniusbriefe gilt Sir Philip Francis. Er soll die Briefe von 1769-1772 in London veröffentlicht haben. In ihnen werden Streitigkeiten zwischen hochrangigen Personen satirisch dargestellt. (Vgl. Meyers Konversationslexikon (1887): Junius, Briefe des, S. 319f.)

## Paraphrasen

Auf der ersten Seite des vorliegenden Kapitels kommt Engel zu der Erkenntnis:

Nahezu alle unsre größten Schriftsteller und Männer der Tat waren humorvoll, viele daneben geistreich und witzig. Wir werden hier von Bismarck, ja selbst von Moltke, dem erzenen Manne, humorvolle Witze hören und die Beiden darob nicht weniger verehren. (SKE, 370)

Er führt innerhalb seines Kapitels einige Beispiel für Bismarcks Humor an, deren Umfang und Erläuterungen aber bei Weitem nicht an die drei Seiten heranreichen, die Reiners auf seine Ausführungen verwendet (Vgl. 520ff.). Bei Reiners lesen wir schließlich folgende Aussage:

[A]lle großen Männer haben Humor. (SKR, 523)

Damit folgt er Engels Argumentation, aus dessen Zitat man sich die entsprechende Quintessenz („alle unsre größten Männer [...] waren humorvoll“) erschließen kann.

Auf der folgenden Seite gibt Engel zu bedenken:

Die meisten Schreiber haben etlichen Humor, nur schämen sie sich dessen, er dünkt sie weniger vornehm als der unwandelbare Ernst. Die wahre Größe schämt sich nicht, den Ernst auch vor der Öffentlichkeit abzugeben, denn sie ist sicher, ihn in jedem Augenblick wieder aufnehmen zu können ohne Verlust für den Wert des Gesamtmenschen. Der Minister Goethe fürchtete nicht, seiner Würde etwas zu vergeben. (SKE, 371)

Zur Erläuterung führt Engel zwei Zitate von Goethe an. Reiners zieht andere Autoren heran, kommt aber zu einem ähnlichen Ergebnis:

Nicht einen Augenblick glaubt der Achtzigjährige [Bismarck], die Würde seines großen Werks durch diese Abschweifungen [eine Fülle heiterer kleiner Geschichten] zu gefährden. [...] [K]einer von ihnen [die großen Dichter] ist von jenem unerschütterlichen Ernst erfüllt, der die Würde seines Daseins nur durch eine gefrorene Feierlichkeit verteidigen kann. (SKR, 522, 524)

Beide thematisieren den „Ernst“, der die „Würde“ der Schriftsteller aufrechterhalten sollte, was sowohl Engel als auch Reiners anzweifeln. Sie

kommen zu demselben Ergebnis anhand ähnlicher Argumentation, aber unterschiedlicher Beispiele.

Über Napoleon weiß Reiners zu berichten:

Napoleon war von den großen Männern vielleicht am humorlosesten; einige wenige Beispiele seines Witzes stehen in seinen Briefen. (SKR, 523)

Beispiele enthält Reiners seinen Lesern vor. Auch Engel wusste zuvor von keiner humoristischen Aussage Napoleons zu berichten:

Von Napoleon selbst wird kein beglaubigter Wortwitz erzählt. (SKE, 375)

Engel weist daraufhin, dass kein Witz von Napoleon bekannt ist, und Reiners schlussfolgert sogleich, dass jener humorlos gewesen sein musste.

Reiners fährt mit folgender Anekdote über Moltke fort:

Bei Beginn des Krieges von 1866 erschreckt er Bismarck mit der Nachricht: *Die Sachsen haben die Dresdener Elbbrücke gesprengt*, und beruhigt den Emporfahrenden mit dem Zusatz: *Sie war auch schon sehr staubig*. (SKR, 523)

Die Episode findet sich auch in Engels *Stilkunst*:

Moltke nach einem Besuch bei Bismarck im Juni 1866 mit der Türklinke in der Hand, sich beim Abschied zurückwendend: ‚Wissen Sie übrigens, daß die große Elbbrücke in Dresden gestern gesprengt worden?‘ – Bismarck fährt erstaunt auf. – Moltke: ‚Es war die höchste Zeit, sie war sehr staubig‘, und geht. (SKE, 374)

Der Vergleich dieser beiden Passagen zeigt, dass nicht mehr als zwei zusammenhängende Wörter identisch sind, weshalb die Plagiatssoftware diese Übereinstimmung nicht angezeigt hat. Dennoch ist die inhaltliche Doppelung nicht von der Hand zu weisen.

Engel urteilt über Jean Pauls Humor negativ. Als Begründung führt er an:

weil seine Humore doch mehr aus den vollen Zettelkästen als aus einer die Welt überwindenden Siegerstimmung flossen. Auch mangelte ihm das Tröpfchen Galle, ohne dessen Beimischung kein echter Humorist

denkbar ist [...]. Ohne dieses Tröpfchen wird man zum Spaßmacher und Witzbold, und das ist nicht dasselbe. (SKE, 371)

Zu ähnlicher Erkenntnis gelangt Reiners:

Goethe hat den Humor als ein Element des Genies bezeichnet, aber er fährt fort, *wenn er jedoch vorwaltet, ist er nur ein Surrogat desselben*. Dieser Satz – sichtlich auf Jean Paul gemünzt – steckt die notwendigen Grenzen ab: [...] wer nichts ernst nimmt, [ist] ein spielerischer Witzbold, der keinen Boden unter den Füßen hat. Aber nur auf der nahrhaften Erde eines handfesten Wirklichkeitssinns kann echte Heiterkeit gedeihen. Schon Raabes Humor grenzt bisweilen hart an den Abhang des Verspielten, und Jean Paul ist oft über ihn hinweggeglitten. [...] Gekünstelt sind die meisten Wortspiele Jean Pauls. (SKR, 532, 541)

Jean Paul wird von beiden indirekt als „Witzbold“ bezeichnet – im Zusammenhang mit der Erklärung der Bezeichnung fällt sein Name.

Zu Schopenhauer führt Engel aus:

Schopenhauers Ausspruch, daß der angemessenste, das heißt der wahrhaft philosophische Stil für die Geschichte der ironische sei, ist nur mit der Einschränkung gültig, daß die Ironie sehr dünn verteilt sein muß, wenn sie nicht zur abgeschmackten Überhebung des einen Geschichtsschreibers über all die Menschen und Dinge in ganzen Zeitaltern ausarten soll. (SKE, 376)

Auch Reiners äußert sich zum Thema „Philosophie“ und über Schopenhauer:

Wenn Humor Weltüberlegenheit bedeutet, so ist der Humor eine Amtspflicht der Philosophen, und die größten von ihnen haben dieser Pflicht auch entsprochen. [...] Freilich ist Schopenhauers Humor selten frei von Stacheln und Ironie. (SKR, 524f.)

Er führt Beispiele in Form von Zitaten als Belege an, aber deutlich näher an Engels Aussage ist Reiners im Kapitel „Ironie“:

Schopenhauer hat gesagt, der natürliche Stil der Geschichtsschreibung sei der ironische. Er sah in der Geschichte nur eine Wiederholung der gleichen Torheiten und Schlechtigkeiten und wünschte sich daher einen Geschichtsschreiber, der durch ironische Behandlung von seinem Stoffe Abstand hielte. (SKR, 549)

Der erste Satz entspricht dem Ausspruch Schopenhauers, den Engel zitiert.

Reiners erläutert zudem, was einen gelungenen Witz ausmacht:

Der unerwartete Gegensatz [...]: die Zusammenfügung der Gegensätze muß durch den Fluß der Geschichte sachlich und unauffällig begründet sein. Die sogenannten „faulen“ Witze sind jene, bei denen zwar auch ein verblüffender Gegensatz zusammengebracht wurde, aber nur auf künstlichen, unwahrscheinlichen Wegen. (SKR, 526)

Den Gegensatz als Voraussetzung für das Gelingen des Witzes thematisiert auch Engel:

Witz ist eine Rettung aus dem Widerstreit der Gegensätze des Lebens und er entsteht nur durch den schärfsten Zusammenprall dieser Gegensätze. [...] Der gesuchte Witz ist schrecklich, denn er ist das Gegenteil des echten Witzes. (SKE, 372, 373)

Neben den gegensätzlichen Sachverhalten, die zusammentreffen müssen, darf der Witz nicht „künstlich[...]“ geschaffen sein (Reiners) bzw. „gesucht“ werden (Engel).

Weiter heißt es bei Reiners:

Je feiner der Witz, desto mehr bedient er sich eines weiteren Kunstmittels: um die Überraschung herauszubringen, werden einige gedankliche Zwischenglieder nur angedeutet. [...] Der gute Witz läßt vor der Pointe einige gedankliche Zwischenglieder aus und begnügt sich damit, auf sie anzuspielen. (SKR, 527)

Und bei Engel:

Der Reiz des Witzes besteht in der Blitzbeleuchtung der Gegensätze; sein Wert für den Stil, außer im Beleben der trägen Massen, in der Ersparnis: er ersetzt eine lange Beweiskette durch das plötzliche Aufzeigen ihres letzten Gliedes. (SKE, 372)

Beide verweisen darauf, dass ein guter Witz keiner langen Argumentationskette bedarf. Es werden Inhalte bewusst nicht ausführlich erläutert. Das Ende des Witzes charakterisiert Reiners als „Überraschung“ und Engel als „plötzliches Aufzeigen“ des „letzten Gliedes“ der „Beweiskette“.

Ausführlich erläutert Reiners folgenden Sachverhalt:

Ja, es können sogar alle Elemente des Witzes in einem einzigen Wort liegen; wenn auch solche Witze freilich mehr ein vergnügtes Schmunzeln auslösen werden als ein schallendes Gelächter. Ein alter Herr sagte in seiner Dankrede an seinem achtzigsten Geburtstag: *Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, mir die vorletzte Ehre zu erweisen.* Das Wort *vorletzte Ehre* umspannt hier den ganzen Gegensatz zwischen Geburtstagsfest und Beerdigung; das entscheidende Wort *Beerdigung* wird aber nicht ausgesprochen. (SKR, 528)

Engels Beispiel lautet:

Wenn dagegen Schiller den zögernden Goethe zur Fortsetzung des Faust anspornet: *Gebrauchen Sie ihr Faustrecht!*, so ist das ein feiner, wenn gleich nicht grade Zwerchfell-erschütternder Witz. (SKE, 372)

Was bei Engel der „feine[...]“ aber „nicht gerade Zwerchfell-erschütternde[...] Witz“ ist, nennt Reiners einen Witz, der „mehr ein vergnügtes Schmunzeln auslösen werde[...] als ein schallendes Gelächter“. Beide verdeutlichen mit ihrem Beispiel, dass ein Wort oder eine Phrase im passenden Kontext komisch sein kann. Engel gelingt das äußerst treffend. Und obwohl auch Reiners' Beispiel witzig ist, wirkt seine Erläuterung dazu schwerfällig, was wiederum auf Kosten der Wirkung seiner Ausführungen geht.

Reiners erörtert im vorliegenden Kapitel wiederholt die Rolle des Witzes im Alltag:

Der Mensch ist im Leben von der Wirklichkeit bedingt und bedrängt. Diese Enge sprengt er, wenn er die wirkliche Bedeutung der Dinge außer acht läßt und sie einen Augenblick lang losgelöst vom Lebensganzen betrachtet. [...] Der Witz [...] sieht auf die Wirklichkeit herab. [...] Er betrachtet das Große gerne von einer Seite, auf der es klein aussieht. [...] Der mürrische Ernst, mit dem die meisten den jeweiligen Augenblick, die Sorge dieser Stunde, die Bedeutung des jetzt vor ihnen liegenden Problems empfinden und überschätzen, ist ihm fremd. [...] Keine andere Leiter führt ihn so sicher aus diesem Reich hinaus, kein anderer Flügel erhebt ihn so behutsam über die Wirklichkeit in das Reich der Freiheit. (SKR, 528, 529, 530)

Reiners schreibt weiter vom „Alltagsärger“, „Verdruß des Tages“, von der „Bitterkeit des Tages“, denen der „humorvolle Geist“ eine „höhere[...] Ordnung“ entgegenzusetzen weiß (SKR, 529, 530):

Er sieht die Welt nicht aus der Menschen-, sondern aus der Gottesperspektive. (SKR, 529)

Bei Engel lesen wir:

Das Leben ist ohnehin für die meisten Menschen bitterernst, für sehr viele reichlich langweilig [...]. Festgehalten soll der Leser werden [...]. Zum Festhalten darf man sich jedes anständigen Hakens bedienen, und einer der anständigsten und zugleich festesten ist der Humor, der dem Leser die Stimmung beibringt, daß es inmitten des Ernstes und der Langeweile dieses Jammertals eine Auffassung der Dinge gibt, die uns über uns selbst hinaus schwingt und alle Dinge dieser Welt aus einer größeren Höhe geringer erscheinen läßt, besonders die unerfreulichen. [...] [W]em ein guter Witz gelingt, der hat einmal, für diesen Augenblick, den Flügelschlag des Genius verspürt. (SKE, 371, 372)

Engel beschreibt das Leben als „bitterernst“ (bei Reiners: „Bitterkeit“, „mürrische Ernst“) und „langweilig“ (bei Reiners: „Verdruß“). Beide gelangen zu der Feststellung, dass der Witz Abhilfe schaffe, indem er vom Alltag ablenke. Und zwar indem er „alle Dinge dieser Welt aus einer größeren Höhe geringer erscheinen läßt“ (Engel) bzw. indem „[e]r [...] das Große gerne von einer Seite, auf der es klein aussieht [, betrach- tet]“ (Reiners). Beide argumentieren hier metaphorisch mit der Höhe. Aber auch der „Flügel“ taucht als Bild bei beiden auf (Engel: „Flügelschlag des Genius“; Reiners: „kein anderer Flügel erhebt ihn so behutsam über die Wirklichkeit in das Reich der Freiheit“). In diesem Zusammenhang klingt bei beiden etwas Überirdisches, eine höhere Macht an, was Reiners' Verwendung des Wortes „Gottesperspektive“ verschärft. Er schreibt zudem von der „Heiterkeit“ als „ein Fenster des Menschen nach dem Ewigen“ (SKR, 530).

Bezugnehmend auf den geschilderten Kontext fährt Reiners fort:

Der Mensch wünscht nichts sehnlicher als aus dem graugestrickten Netz des Alltags, aus dem ewigen Räderwerk von Ursache und Wirkung, aus der Menschenperspektive herauszukommen. [...] Bloße Tatsachen sind zu belanglos, zu dürftig, um den Leser auf die Dauer fesseln zu können. (SKR, 530)

Das „[F]esseln“ des Lesers thematisiert auch Engel:

Die Notwendigkeit einigen Humors folgt aus dem Grundgesetz des guten Stils: dem der Zweckmäßigkeit. Festgehalten soll der Leser werden, denn nur dem Ausharrenden kann der Gedanke des Schreibers vollständig übermittelt werden. Zum Festhalten darf man sich jedes anständigen Hakens bedienen, und einer der anständigsten und zugleich festesten ist der Humor. (SKE, 371)

Reiners' „[F]esseln“ sind bei Engel die „Haken“, die jeweils metaphorisch für den „Humor“ stehen, der Leseanreize schaffen soll.

Weiter lesen wir bei Reiners:

Abstand hat der humorvolle Geist vor allem zu seiner eigenen Person. Er vermag sein Ich nicht so wichtig zu nehmen, daß es ihm den Blick auf die Welt versperrt; er kann daher die Komik der Welt auch noch in Situationen empfinden, die den Ewig-Ernsten nur in seiner Würde kränken. (SKR, 529)

Eine Aussage zur Selbstironie finden wir bei Engel nur in einem Vischer-Zitat, nämlich in jenem, das auch Reiners in seiner *Stilkunst* verwendet – allerdings fehlt bei Reiners die entsprechende Passage zur Selbstironie:

*Hat aber einer die Geistesmacht,  
Die scharf durchschaut und doch heiter lacht,  
Versteht er über sich selbst zu schweben,  
Sich selber dem Lachen preiszugeben,  
Dem sei es gegönnt von ganzem Herzen,  
Auch einmal einfach närrisch zu scherzen,  
Ohne versteckte Gedankentiefen  
Seine Freude zu haben am Naiven.* (Vischer) (SKE, 370)

Beide gehen also auf die Form von Humor ein, die auf Kosten des Witzigen geht.

Zur Unterscheidung von Witz und Humor liest man bei Reiners:

Der Witz lacht, der Humor lächelt. (SKR, 530)

Ähnlich lesen wir bei Engel:

Gutwitzig ist, worüber man lacht [...], Humor [...] lächelt. (SKE, 372, 370)

Engel formuliert es zwar nicht derart präzise wie Reiners, aber der Gehalt beider Aussagen ist derselbe. Nämlich, dass der Witz intensivere Wirkungen als der Humor erzielt.

Die Substanz der Darstellungen stimmt auch im Folgenden überein:

Grabreden abgerechnet, gibt es kein Stück Prosa, das nicht durch ein wenig Heiterkeit gewinnen würde. (SKR, 530)

Was bei Reiners die „Grabreden“ sind, formuliert Engel wie folgt:

Gewiß, die höchste Feierlichkeit schließt den Humor aus, aber nur sie; sonst gibt es keine Gattung des Schriftwesens, die einzig mit feierlichem Ernst oder gar mit lederner Vornehmheit behandelt werden muß. (SKE, 371)

Reiners bezieht seine Aussage auf die „Prosa“, Engel auf das gesamte „Schriftwesen“. Im Kern heißt es bei beiden, dass der „Humor“ (Engel) bzw. die „Heiterkeit“ (Reiners) durchweg Anwendung finden dürfen; eben nur nicht bei „Grabreden“ oder wenn „höchste Feierlichkeit“ geboten sei.

Beide warnen zudem vor den humorlosen Schreibern:

Menschen und Werke, die völlig ohne Humor – d.h. dem Wortsinn nach: ohne Feuchtigkeit, ohne Saft – dahinleben, sind ganz trocken und daher völlig ungenießbar. Namentlich der Erzähler ist ohne Witz oder Humor verloren. (SKR, 530)

Reiners bezeichnet sie als „ungenießbar“, ihre Zukunft sei „verloren“. Engel spricht eine Warnung aus:

[W]ehe aber dem Schreiber ohne allen Humor! [...] An der Gabe zum großen Stil würde ich bei jedem Schreiber zweifeln, der unfähig zu einer witzigen Wendung wäre. (SKE, 370, 372)

Beide kommen zu demselben Ergebnis, denn auch Engel setzt Humorlosigkeit mit „Unfähigkeit“ gleich und spricht dem „Schreiber“ die Legitimation für sein Tun ab.

Folgende Übereinstimmung ist aufgrund der verwendeten Metapher augenfällig:

[D]as Heitere ist ein unentbehrliches Salz künstlerischer Darstellung, aber sein Übermaß verdirbt jedes Gericht. (SKR, 532)

Bei Engel steht:

Der Witz ist Würze, nicht Speise; ein Gran zu viel an Würze verdirbt die ganze Speise. [...] Salzlos bis zum Läppischen wirkt die Ironie der Romantiker, auf die sie doch so stolz waren. (SKE, 372, 376)

Beide sprechen vom Verderben der „Speise“ (Engel) bzw. des „Gericht[s]“ (Reiners) durch „zu viel an Würze“ (Engel) bzw. „Übermaß“ an „Salz“ (Reiners). Einige Seiten weiter führt Engel die Salzmetapher erneut an und verweist nun auf einen Mangel (bei Engel „[s]alzlos“, bei Reiners: „unentbehrliches Salz“).

Reiners kommt schließlich zum Fazit:

Witz und Humor lassen sich nicht lehren. (SKR, 532)

Auch Engel weiß, dass man an diesem Vorhaben nur scheitern kann:

Humor wird nicht gelernt, sondern angeboren; man hat ihn oder hat ihn nicht. (SKE, 370)

Reiners spricht vom „lehren“, Engel vom „lern[en]“, aber am Ergebnis ändert das nichts: der Lehrende kann es dem Lernenden nicht vermitteln.

Die Wirkungskraft des „Wortspiels“ beschreibt Reiners folgendermaßen:

Jedes Wortspiel beruht auf Klangverwandtschaft: zwei verschiedene Begriffe werden durch zwei Worte gleichen oder ähnlichen Klanges bezeichnet. Das Wortspiel benutzt diese Lautähnlichkeit, um im Feuer des Gleichklanges starre Gegensätze überraschend zu verschmelzen. (SKR, 534)

Auch Engel führt den „Klang“ als ausschlaggebendes Merkmal an:

Und warum sollte man nicht mit dem gleichen oder ähnlichen Klang der Worte so gut spielen wie mit der Gleichheit oder Ähnlichkeit der Dinge? (SKE, 374)

Beide definieren also das „Wortspiel“ als Spiel mit Worten mit dem „gleichen oder ähnlichen Klang“.

Weiter lesen wir bei Reiners:

Das Wortspiel ist so alt wie die Menschheit. (SKR, 534)

Engel schreibt:

Der Humor ist so alt wie die Literatur der Menschheit. (SKE, 370)

Wenn Engel hier von „Humor“ spricht, verwendet er das Wort als Oberbegriff für die Gesamtheit der scherzhaften Aussagen. Demzufolge führen beide humoristische Aussagen auf denselben Ursprung zurück – Reiners spricht im übertragenen Sinne von der „Menschheit“ allgemein, Engel von der „Literatur der Menschheit“, was beide im Folgenden mit literarischen Beispielen belegen:

Bei Homer nennt Odysseus sich *Utis* (*Niemand*) und täuscht mit Wortspielen über diesen Namen den Polyphem. (SKR, 534)

Auch Engel führt dieses Wortspiel Homers an:

Odysseus betrügt den Zyklopen durch das Wortspiel mit Οὐτις = Niemand. (SKE, 374)

Reiners listet weitere Beispiele und Werke auf:

[V]ollends in der spätantiken Literatur gehört das Wortspiel zum Handwerkszeug des Schriftstellers. Wortspiele finden wir in der Bibel wie in der Edda, in den Heldenepen des Orients wie in dem Lied der Nibelungen. (SKR, 535)

Wieder allgemein auf den „Humor“ bezogen, schreibt Engel:

Er lächelt in der Bibel und in der altindischen Dichtung; Homer und die griechischen Dramatiker, nicht bloß Aristophanes, haben ihn besessen; er ist dem Nibelungenliede nicht ganz fremd, und selbst bei Dante gibt es vereinzelte Stellen eines, allerdings grimmigen, Humors. (SKE, 370)

Beide führen die Bibel und das Nibelungenlied an. Engel schreibt von der „altindischen Dichtung“ und den „griechischen Dramatiker[n]“; Reiners von den „Heldenepen des Orients“ und bevor er die „spätantike[...] Literatur“ benennt, listet er Heraklit, die Sophisten, Platon, Aristoteles und Cicero auf. Die Quellen, auf die sich beide berufen, scheinen hier sehr ähnlich.

Als biblisches Beispiel führt Reiners folgendes an:

Das berühmte Wort Jesu zu Petrus (Petrus heißt deutsch: Fels): *Du heißt Fels und auf solchen Felsen will ich meine Kirche bauen*, ist ein Wortspiel. (SKR, 535)

Bei Engel lesen wir:

Selbst in der Bibel wird zuweilen gewortspielt: im Alten Testament mit fast jedem Eigennamen, z.B. Jakob hergeleitet von *akew* Ferse (Genesis 25, 26); im Neuen mit Petrus und *πέτρα* (Fels). (SKE, 374)

Reiners rückt weiter in die Gegenwart vor und urteilt über folgende Autoren:

Luther liebte das Wortspiel ebenso wie Melanchthon, aber kräftiger fielen die Wortspiele Luthers aus [...]. Johannes Fischart bildete den *Schandvokaten* und die *Jesuwider*. Der Wiener Prediger Abraham a Santa Clara – Schillers Vorbild für die Kapuzinerpredigt im Wallenstein – überschüttete seine Zuhörer mit Wortspielen. (SKR, 535)

Ähnliches liest man bei Engel:

Luther ist ein bald feiner, bald derber Wortspieler, und Fischart übernimmt sich in Wortwitzeleien bis zum Überdruß [...]. Die Wortwitze des Kapuziners in Schillers Lager stammen nicht alle aus Abraham a Santa Clara; Schiller hat allerlei Gutes aus dem Eignen hinzugefügt. (SKE, 374)

Reiners beschreibt Luthers Wortspiele als „kräftig[...]“, Engel als „derb[...]“. Für Fischarts Wortspiele führt Reiners Beispiele an, auf die Engel verzichtet. Zuletzt erwähnt Reiners Schiller und sein Vorbild Abraham a Santa Clara, das auch Engel nennt. Beide schöpfen aus denselben Quellen oder aber Reiners schöpft aus Engels *Stilkunst*.

Das zeigt auch dieses Beispiel:

Ein König des Wortspiels war Shakespeare. [...] Mercutio verspricht noch im Sterben, die Freunde würden ihn morgen als *a grave man* – einen ernstesten Mann und einen Mann des Grabes – finden. (SKR, 535)

Und bei Engel:

In Romeo und Julie wortspielt der todwunde Merkutio zu den Freunden, die ihn morgen besuchen wollen: *You shall find me a grave man*. (SKE, 374)

Die Doppelung bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Reiners äußert sich außerdem über die Wortspiele Nietzsches:

Der größte Wortspieler unserer Sprache war Nietzsche. Seinem Spieler-  
glück verdankt unsere Sprache viele funkelnde Wendungen, aber auch  
manch vortrefflicher Gedanke ist in seiner Wortspielhöhle zugrunde ge-  
gangen. [...] Bis zum Überdruß hat Nietzsche klangverwandte Worte ne-  
beneinandergestellt [...]. Nietzsche vermochte kein Wortspiel zu unter-  
drücken, selbst wenn er das Zweifelhafte und Widerwärtige dieser Tech-  
nik bemerkt, macht er abermals ein Wortspiel daraus. (SKR, 536, 538)

Auch Engel urteilt über Nietzsches Wortspielkünste:

Nietzsches Wortwitz: er höre aus dem Satze ‚ich bin gerecht‘ immer her-  
aus ‚ich bin gerächt‘, scheint mir matt. (SKE, 374)

Obwohl Reiners Nietzsche als „größte[n] Wortspieler“ beschreibt, relati-  
viert er sein Urteil, indem er einräumt, Nietzsche habe die Wortspielerei  
bis zum „Überdruß“ betrieben. Dafür führt er Beispiele an, allerdings  
andere als Engel, der wiederum den „Wortwitz“ Nietzsches als „matt“  
beschreibt. Beide distanzieren sich also von den Wortspielen Nietzsches.

Über Wortspiele im alltäglichen Sprachgebrauch weiß Reiners zu  
berichten:

Reich an Doppelsinnwortspielen sind Scherze des Volksmunds: *Warum  
muß der Meyer sitzen? Weil er gestanden hat.* (SKR, 538)

Bei Engel lesen wir:

Einer der guten Witzmacher ist der Volksmund oder was man so nennen  
darf. [...] – *Er lebt jetzt sehr eingezogen* (von einem verhafteten betrügeri-  
schen Verschwender). (SKE, 375)

Beide erwähnen nicht nur den „Volksmund“ als Quelle, sondern nen-  
nen als Beispiel ein Wortspiel, das auf einen Gefängnisaufenthalt ver-  
weist.

Vom Thema „Wortspiel“ stellt Reiners eine Analogie zum „Reim“ her:

Es geht mit dem Wortspiel wie mit dem Reim: wenn das Reimwort nur  
des Reimes wegen dasteht, ist der Vers verloren. [...] Der gute Wortwitz  
und der gute Reim stehen da, wie wenn sie sich zufällig ergeben hätten.  
(SKR, 540f.)

Auch Engel führt den Vergleich mit einem „Reim“ an:

Es ist mit dem guten Witz sehr ähnlich wie mit dem guten Reim: beide fließen aus einem wirklich vorhandenen inneren Berühren zweier scheinbar fremder Begriffs- oder Gefühlswelten. [...] Der gute Witz darf nicht von langer Hand vorbereitet werden; Witz und Blitz sind so natürliche Reime wie Herz und Schmerz. Ohne Einleitung, als etwas Selbstverständliches, Natürliches muß der Witz plötzlich da sein, anspruchslos und doch für den Augenblick allein herrschend. Quintilian erklärt das Wesen des Witzes als Überraschung: *cum aliud expectamus* (wenn wir Andres erwarten). (SKE, 373, 375)

Obwohl Engel hier über den „Witz“ schreibt, stehen seine Ausführungen im Abschnitt „Wortspiele“. Reiners erläutert, dass sich der „Reim“ wie der „Wortwitz“ „zufällig ergeben“ müsse. Engel spricht in diesem Kontext davon, dass der „Witz“ „nicht von langer Hand vorbereitet werden [darf]“, er müsse „plötzlich da sein“. Was bei Engel „als etwas [...] Natürliches“ beschrieben wird, lautet bei Reiners: „wenn das Reimwort nur des Reimes wegen dasteht, ist der Vers verloren“ – der Reim und Witz sollte also nicht erzwungen werden, sondern „als etwas Selbstverständliches“ (Engel) entstehen. Den Zufall, von dem der Witz profitiere, veranschaulicht Engel abschließend durch das Zitat von Quintilian. Beide argumentieren also, dass der Witz so wirken müsse, als wäre er zufällig entstanden und nicht erzwungen.

Schließlich beschreibt Reiners die Voraussetzung für das Gelingen eines Wortspiels:

Auch ein wortspielender Satz wirkt kläglich, wenn er nur des Wortspiels wegen geschrieben wurde. Die gewerbsmäßigen Wortspieler glauben, ein Wortspiel mache selbst einen schwachen Satz gut. Das Gegenteil ist richtig: ein Satz muß einen sehr gediegenen Inhalt besitzen, damit er ein Wortspiel tragen kann. (SKR, 541)

Engel führt in diesem Zusammenhang ein Zitat an:

Feuchtersleben nennt den Schreiber *am größten im Witze, wenn er den Verstand hat, nicht zu witzig zu sein; wenn er in jedem Satze etwas Treffendes sagt und nicht, um des Witzes willen, mehr als dieses Treffende sagt.* (SKE, 372)

Reiners stellt mit seiner Aussage, wie Engel mit seinem Zitat, den Inhalt in den Mittelpunkt, der durch ein „Wortspiel“ oder „Witz“ bessere Wir-

kung beim Leser erzielen kann. Der Humor dürfe den Inhalt unterstreichen, andersherum wirke er „kläglich“.

Reiners kommt zu dem Urteil:

Gehäufte Wortspiele sind stets gekünstelt und widerwärtig. (SKR, 541)

Auch Engel spricht sich gegen die Häufung von humoristischen Aussagen aus:

Indessen mit Blitzbeleuchtungen und Plötzlichkeiten muß der Schreiber sparsam, sogar knausrig sein [...]. Seltenheit ist ein Hauptreiz des Witzes; kein großer Schriftsteller ohne Witz, kein größter mit zu viel Witz. [...] Die Ironie gleich dem Witz heischt strenge Selbstbeschränkung: Übermaß oder gar Regelmäßigkeit ihres Gebrauches wird lästig und zuletzt aufreizend. *Auf die Dauer fällt dieses rednerische Mittel einsichtigen Menschen verdrießlich, die Schwachen macht es irre und behagt freilich der großen Mittelklasse* (Goethe). (SKE, 372, 376)

Beide appellieren indirekt an den Leser, humoristische Aussagen – seien es „Wortspiele“ (Reiners), „Witze“ oder „Ironie“ (Engel) – selten zu verwenden.

Zum Thema „Ironie“ schreibt Engel:

Unter den französischen Klassikern ist Montesquieu der unübertreffliche Meisterfechter mit der Waffe der Ironie; viele seiner *Lettres persanes* können sich mit den besten Juniusbriefen messen, ja überbieten diese noch an witzigem Hohn. [...] Selbst in seinem ernstesten Hauptwerk *L'Esprit des Lois* kann sich dieser geistreiche Franzose zuweilen das überlegene Spielen mit der Ironie nicht versagen; sein Abschnitt über die Negersklaverei (Buch XV, Kapitel 5), ist eine Glanzprobe dieses Stiles:

Si j'avais à soutenir le droit que nous avons eu de rendre les nègres esclaves, voise ce que je dirais: – Ceux dont il s'agit sont noirs depuis les pieds jusqu'à la tête; et ils ont le nez si écrasé qu'il est presque impossible de les plaindre. – On ne peut se mettre dans l'esprit que Dieu, qui est un être très-sage, ait mis une âme, surtout une âme bonne, dans un corps tout noir. – Une preuve que les nègres n'ont pas le sens commun, c'est qu'ils font plus de cas d'un collier de verre que de l'or qui, chez des nations policées, est d'une si grande conséquence. Il est impossible que nous supposions que ces gens-là soient des hommes, parce que, si nous les supposions des hommes, on commencerait à croire que nous ne sommes pas nous-mêmes chrétiens. (SKE, 377)

Bei Reiners finden wir im separaten Kapitel „Ironie“ Folgendes:

Selbst wenn die Ironie so sanft vorgetragen wird wie Montesquieus ironische Sätze über die Negerklaven, bleibt der Stachel in der Wunde stecken:

*Wenn ich unser Recht, die Neger zu Sklaven zu machen, zu verteidigen hätte, so würde ich folgendes sagen:*

*Die Menschen, um die es sich handelt, sind schwarz vom Kopf bis zu den Füßen und haben eine so eingedrückte Nase, daß es beinahe unmöglich ist, sie zu beklagen.*

*Man kann sich nicht vorstellen, daß Gott, welcher ein sehr weises Wesen ist, eine Seele, besonders eine gute Seele, in einen ganz schwarzen Körper gebracht habe.*

*Wir können unmöglich annehmen, daß solche Leute Menschen seien, denn wenn wir sie für Menschen hielten, würde man anfangen zu glauben, daß wir selbst keine Christen wären. (SKR, 549)<sup>1161</sup>*

Beide nennen den Autoren, den sie zitieren. Dennoch ist erstaunlich, dass Reiners als Beleg denselben Wortlaut in Übersetzung anführt.

Engel listet knapp siebzig Namen im vorliegenden Kapitel auf. Annähernd die Hälfte erwähnt auch Reiners. Teilweise führt er die gleichen Zitate zu den Autoren an, teilweise sucht er andere Beispiele oder es erfolgt nur die Nennung des Namens.

## 6.6 Ergebnis

Nach dem Digitalisieren der *Stilkunst* von Engel und Reiners kam Plagiatsoftware zum Einsatz, die beide Texte hinsichtlich wörtlicher Übereinstimmungen miteinander abglich. Obwohl der Einsatz solcher Software umstritten ist (Kapitel 2.7), konnte anhand der Ergebnisse eine Matrix erstellt werden (Kapitel 6.1). Sie veranschaulicht, wie sich die Übereinstimmungen auf die Kapitel beider Werke verteilen. Kapitel, die

<sup>1161</sup> Vgl. Stirnemann (2004): Ein Betrüger als Klassiker, S. 48. – „Reiners benutzte nicht die letzte Auflage der *Deutschen Stilkunst*: es finden sich bei ihm Stellen, die Engel für sie gekürzt hatte. Ein Beleg: Im Abschnitt ‚Ironie‘ führt Engel in den ersten Auflagen seines Werkes auf französisch fünf Sätze aus Montesquieus *L’Esprit des Lois* an; 1931 fehlen sie. Vier dieser Sätze übernahm Reiners für seinen eigenen Abschnitt ‚Ironie‘ in Übersetzung.“

eine hohe Anzahl an Dopplungen aufweisen, wurden in diesem Teil der Arbeit nach weiteren inhaltlichen Übereinstimmungen untersucht. Der weiterführende Vergleich betraf sieben Kapitel – nämlich die titelgleichen Kapitel „Bild“ der beiden Autoren, weiterhin die Kapitel „Klarheit und Verständlichkeit“ Engels und „Klarheit“ von Reiners und schließlich „Humor, Witz, Ironie“ des Erstgenannten und „Witz und Humor“ sowie „Wortspiel“ von Letzterem.

Der Kapitelvergleich zeigte, dass wörtliche Übereinstimmungen bei Anekdoten und Zitaten anderer Publizisten, von Politikern, aus Presseerzeugnissen, offiziellen Schreiben oder der Bibel in großer Anzahl vorkommen. Sofern möglich und aufgrund der Unterschiede im Wortlaut der verwendeten Zitate von Engel und Reiners notwendig, wurden sie mit den Originalzitaten abgeglichen. Dabei wurde festgestellt, dass Engels Zitate meist näher am Original waren (Tieck-Zitat, S. 303f.)<sup>1162</sup>. In manchen Fällen wichen beide deutlich vom Primärtext ab (Börne-Zitat „Pythagoras“, S. 370). Interessant war zudem, dass man an einigen Stellen den Eindruck gewann, Reiners habe die Fehler oder Abweichungen von Engel übernommen (Keller-Zitat, „Jordan“, S. 307f.). Eventuell lagen Engel und Reiners andere Fassungen einer Quelle vor, da die Primärquelle unterschiedlich überliefert worden ist.

Für einige Inhalte erwies es sich außerdem als schwierig, die Primärquelle zu ermitteln (Definition „Reichsgericht“, S. 324ff.), weshalb es fraglich ist, ob Reiners diese Quelle zugänglich gewesen war – vor allem wenn man aufgrund der Fülle von Zitaten, die sich doppeln, in Betracht zieht, dass Reiners Engels *Stilkunst* als Vorlage nutzte. Engel führte 1911 Beispiele aus Zeitungen an (Kreisblattanzeige, „Kuhhirt“, S. 265), die wir mehr als dreißig Jahre später bei Reiners lesen. Die allgemeine Weisheit „Nichts ist so alt wie die Zeitung von gestern“ kannte Reiners offensichtlich nicht – doch sicher wären auch zu Reiners' Lebzeiten Stilblüten in aktuellen Tageszeitungen zu finden gewesen. Engel beglückte seine Leser mit etlichen Beispielen, die aus entlegenen Berei-

<sup>1162</sup> Die Angaben in Klammer beziehen sich im Folgenden auf Ausführungen aus dem Kapitelvergleich. Es handelt sich lediglich um einzelne Beispiele, die sich im Kapitelvergleich häuften.

chen kommen („Predigt“, S. 304f.; „Stadtraterlaß von 1871“, S. 338). Und auch hier griff Reiners offenbar auf das gleiche Beispielrepertoire zurück („Wippchen-Witze“, S. 318).

Die Länge der zitierten Textstellen variierte bei beiden. Wo sich Engel auf einen Satz oder wenige Sätze beschränkte, zitierte Reiners viel umfangreicher (Swift-Zitat, „Ironie“, S. 374f.).

Einige thematische Doppelungen konnten mit den Lebensläufen der Autoren in Verbindung gebracht werden. Beispielweise bei Bismarck (Reiners schrieb Bücher über ihn – S. 150f., Engel kannte ihn durch seine Arbeit als Stenograph persönlich – S. 85), Presber (Engel stand im Briefwechsel mit ihm, zu Reiners kann keine persönliche Verbindung hergestellt werden, S. 369f.) oder zur Eisenbahnthematik (Engels Steckenpferd, S. 84). Solche biographischen Hintergründe können eventuell als Grund für die Verwendung der entsprechenden Zitate gesehen werden. Demzufolge wäre sie beim polyglotten Engel an etlichen Stellen schlüssiger als beim fachfremden Reiners.

Häufig ähnelte sich in den miteinander verglichenen Kapiteln die Argumentation (Ursachen für „unklaren Stil“, s. Tabelle S. 347). Auch die Regeln oder Empfehlungen, die sie an den Leser weitergaben, hatten oftmals dieselbe Quintessenz („Grabreden“, S. 383). Ähnlichkeiten konnten zudem bei einigen Urteilen über Autoren (Jean Pauls Humor, S. 377f.) festgestellt werden. Bei Übereinstimmungen innerhalb der Paraphrasen fiel auf, dass theoretische Sachverhalte der beiden Verfasser mehrfach mit denselben Metaphern oder Vergleichen veranschaulicht wurden („Zauber“, S. 314f.; „Spiegel“, S. 316f.).

Beide setzten in einigen Kontexten dieselben Themenschwerpunkte außerhalb der stilistischen Ausführungen („Norddeutsche Bund“, S. 308f.; „Mars“, S. 310f.). Ob politische Ereignisse oder etymologische Erklärungen – hier hätte Reiners aus dem Vollen schöpfen können und sich nicht an Beispielen seines Vorgängers bedienen müssen.

Neben falsch abgeschrieben Zitate („knupperig“, S. 305; „Schulverstand“, S. 418) unterliefen Reiners wiederholt falsche Angaben („Ramler“, S. 307; Börne-Zitat „Pythagoras“, S. 370; „Thomasius“, S.

424f.). Aber auch Engels *Stilkunst* war nicht frei von Fehlern (Bürger-Zitat, S. 410).

Betrachtet man die Verteilung der Übereinstimmungen bei Engel und Reiners, fällt auf, dass sie nicht auf thematisch ähnliche Bereiche beschränkt bleiben. Beispielsweise leitete Engel sein Kapitel „Klarheit und Verständlichkeit“ mit vier Zitaten ein; drei davon fanden sich auch bei Reiners – allerdings in drei verschiedenen Kapiteln („Klarheit“, S. 333, 336f.). Zu Beginn des Kapitels „Bild“ führte Engel u.a. ein Goethe- und ein Tieck-Zitat nacheinander an – mit denselben Zitaten begann Reiners sein Kapitel „Bild“. Bei Engel standen zwei einprägsame Zitate von Schiller und einem Arzt (*Meine Füße haben alle Hände voll zu tun.; Nehmen Sie Ihr krankes Bein ja nicht auf die leichte Achsel!*); so auch bei Reiners – allerdings in umgekehrter Reihenfolge (S. 304f.). Das Schiller-Zitat wurde mit Autorenangabe übernommen; das des Arztes wurde verändert. Sollte sich Reiners an den Inhalten aus Engels *Stilkunst* bedient haben, ist kein System in der Verwendung erkennbar. Einerseits wurden die Zitate in ähnlichem Kontext verwendet, andererseits bettete er sie in einen anderen Zusammenhang ein. Ein ähnlicher Eindruck ergab sich beim dritten Textvergleich – Zitate oder Beschreibungen, die Engel beispielsweise für den „Witz“ anführte, erschienen bei Reiners beim „Wortspiel“ (Börne-Zitat „Pythagoras“, S. 370). Beide verwendeten einzelne Zitate mehrfach an unterschiedlichen Stellen im Buch (Engel: Cato-Zitat, S. 411; Reiners: Goethe-Zitat „Muttersprache“, S. 419).

Besonders auffallend war, dass Reiners Zitate übersetzte, die Engel in seiner *Stilkunst* in ihrer Originalsprache abdrucken ließ – und das mehrfach, wie die Beispiele von Twain (S. 360), Rivarol (S. 350), Montesquieu (S. 389f.) und Jean Paul (S. 311) zeigen.

Wie nachgewiesen werden konnte, bediente sich Reiners für seine *Stilkunst* auch bei Weisgerber (S. 300ff.). Ob Inhalte weiterer Autoren ohne Quellenverweis übernommen wurden, könnten weitere Untersuchungen ermitteln. Anhaltspunkte hat der Vergleich mit früheren Stilratgebern wie denen von Sanders, Andresen, Wustmann und Matthias geliefert. Allerdings wurde dabei festgestellt, dass auch Engel bei seinen Vorgängern inhaltliche Anleihen genommen hat (S. 266ff., 274ff.). Ins-

gesamt kann als Ergebnis festgehalten werden, dass die sechs Autoren in gewissem Umfang einer Stiltradition verhaftet waren. Bei einigen Themen – längst nicht allen – konnte man erkennen, dass sich die Argumentationen und die Urteile ähnelten. Teilweise verwiesen sie auf die gleichen Autoren. Erstaunlich waren jedoch vor allem die Übereinstimmungen zwischen den Zitaten von Andresen, Matthias, Wustmann, Engel und Reiners. Auch hier fand ich einschlägige Quellen wie Zeitungen, die scheinbar alle Autoren gelesen hatten (S. 266).

In einem der drei miteinander verglichenen Kapitel schrieb Reiners in Dialogform. Dabei wurden zwei unterschiedliche Positionen von fiktiven Gesprächspartnern deutlich (S. 332ff.). Unter Umständen sollte seine Argumentation zum Thema „Klarheit“ dadurch ausgewogener wirken. Auch im fünften Teil zum Thema „Fremdwort und Neuwort“ begann Reiners mit einem Streitgespräch (SKR, 442-462). Nicht nur die Dialogform in Einzelfällen, sondern auch seine generell weitschweifigen Ausführungen trugen dazu bei, dass Reiners' *Stilkunst* umfangreicher als die von Engel erschien. Allerdings war das Schriftbild in Engels *Stilkunst* deutlich enger gesetzt. Reiners' Text wirkte leserfreundlicher.

Ein kompletter Vergleich beider Werke im Detail würde vermutlich weitere Übereinstimmungen aufdecken – das haben bereits kurze Exkurse in andere Kapitel wie zum Thema „Eisenbahn“ („*Hinauslehnen des Körpers*“, S. 328) angedeutet. Außerdem hat der Kapitelvergleich gezeigt, dass übereinstimmende Inhalte unterschiedlich angeordnet sind. So thematisiert Reiners im Kapitel „Klarheit“ Sachverhalte, die bei Engel in einem separaten Kapitel behandelt wurden, etwa das Thema „Ordnung“, im Speziellen den „Stopfstil“ (S. 332f.). Engel wiederum behandelte ironische Aussagen in seinem Kapitel „Humor, Witz, Ironie“; Reiners in einem separaten Kapitel (S. 365).

Abschließend kann festgehalten werden, dass die Fülle der Übereinstimmungen zwischen Engel und Reiners in Form von Zitaten und sich gleichenden Positionen enorm ist und auf eine plagierte Arbeit hindeutet. Auffallende Doppelungen zwischen beiden – übersetzte Zitate, Zeitungstexte etc. –, lassen aufgrund ihrer Masse kaum einen anderen Eindruck zu. Allerdings hat Reiners niemals einen Wortlaut Engels

wortwörtlich abgeschrieben. Die Übereinstimmungen beschränken sich auf Zitate von anderen Autoren und paraphrasierte Inhalte. Dennoch sind die identischen oder ähnlichen Bezüge zwischen der *Stilkunst* von Reiners und der von Engel derart umfangreich und auffällig, dass kaum eine andere Schlussfolgerung möglich ist, als dass Reiners die *Stilkunst* von Engel als Vorlage gedient und er sich daraus bedient hat. Die sich doppelnden Inhalte gehen über die Stiltradition, wie sie zu den Vorgängern festgestellt wurden, hinaus.

Die in Kapitel 2 vorgestellten Plagiatsformen systematisch auf den Textvergleich anwenden zu können, wäre wünschenswert gewesen. Doch die Zuordnung zum Teil-, Übersetzungsplagiat etc. war nicht möglich. Wenn Engel Montesquieu zitiert und auch Reiners Montesquieu zitiert, liegt kein Plagiat vor. Doch die Fülle dieser Übereinstimmungen weist auf ein Ideenplagiat hin. Zusätzlich habe ich nachgewiesen, dass Reiners Argumente von Engel in Form von Paraphrasen übernimmt. Durch die chronologische Darstellung konnte so eine übereinstimmende Argumentationslinie zwischen beiden nachgezeichnet werden, was wiederum auf ein Strukturplagiat hinweist.



## 7. Zusammenfassung und Ausblick

Reiners ist seit mehr als einem halben Jahrhundert tot. Man kann ihn nicht mit den Plagiatsvorwürfen konfrontieren; er ist nicht mehr in der Lage, dazu Stellung zu nehmen. Deshalb wird niemals zweifelsfrei geklärt werden können, ob Reiners aus Engels *Stilkunst* bewusst abgeschrieben hat. Der Verdacht, dass er sie als Vorlage benutzt hat, hat sich allerdings erhärtet – das hat der Textvergleich ergeben.

Um den Leser dieser Arbeit für die Plagiatsproblematik zu sensibilisieren, habe ich versucht, das Thema von verschiedenen Seiten zu beleuchten. Beispiele aus der Politik zeigten, dass das Thema brandaktuell ist. Die Plagiatsdiskussionen der letzten Jahre bezogen sich überwiegend auf wissenschaftliche Arbeiten. Engel und Reiners erhoben für ihre Stillehren keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Sie sind aus sprachwissenschaftlicher Sicht im Bereich der Laienlinguistik zu verorten, da sie sprachliche Sachverhalte erörtern und auf dieser Grundlage Ratschläge erteilen, ohne jedoch Reflexionen über die Ebene der Pragmatik hinaus anzustellen. Sie leisten aufgrund ihres normativen Charakters einen Beitrag zur Sprachkritik.

Im Kapitel „Plagiate“ wurde in einem geschichtlichen Abriss gezeigt, dass das Problem nicht auf die Wissenschaft beschränkt ist. Das Bedürfnis nach Schutz des Urhebers berührt alle Bereiche des geschriebenen Wortes. Zudem wurde dargestellt, dass mit Brecht und Shakespeare auch Beispiele für Plagiate in der Literatur bekannt sind. Das Urheberrecht bietet im Umgang mit Plagiaten nur eine grobe Orientierung. Der Begriff *Plagiat* ist in keinem Gesetzestext verankert. Einzelfallurteile und einzelne Paragraphen, die Quellenangaben oder Zitate regeln, ermöglichen eine Annäherung an den Plagiatsbegriff. Im wissenschaftlichen Bereich fällt in diesem Zusammenhang oft das Wort „Redlichkeit“ – es wird also an den ehrlichen Umgang mit fremdem Gedankengut appelliert. Wie dargestellt wurde, gibt es etliche Definitionen, die sich teilweise widersprechen, und ähnlich viele Erscheinungsformen des Plagiats, die teilweise nicht trennscharf voneinander abgegrenzt werden können. Es gibt Grauzonen, die keine eindeutige Bestimmung zulassen. Trotz der vielen Unsicherheiten sollten die Ausführungen die Wahrnehmung

im Umgang mit Plagiaten schärfen. Es gilt: Inhalte von anderen Urhebern sind als solche kenntlich zu machen – seien es wörtliche Zitate oder mit eigenen Worten wiedergegebene Ausführungen anderer Autoren.

Um beim Textvergleich über Reiners' Umgang mit seinen Quellen – mutmaßlich Eduard Engels Schriften – Auskunft geben zu können, war es notwendig das Leben der beiden genauer zu beleuchten. Ihnen ist gemein, dass sie sich mit vielen verschiedenen Themen auseinandersetzten und darüber in einem leserfreundlichen Stil schrieben, wenn sie sprachlich auch einmal über das Ziel hinausschossen – beiden wird nämlich ein für viele Sprachkritiker üblicher schroffer Ton bescheinigt. Dem Erfolg ihrer Bücher tat dies keinen Abbruch.

Engel kann ein vielseitiges sprachliches Interesse nachgewiesen werden. Er war Literaturhistoriker, Literaturkritiker, Stilist und Publizist bei verschiedenen Pressemedien. Hervorzuheben sind seine Tätigkeit als Herausgeber und Chefredakteur des „Magazins für die Literatur des In- und Auslandes“ und seine Karriere als Sprachpurist. Engel wurde als Tausendsassa beschrieben – seine Vorlieben reichten von der Sprache bis zum Eisenbahnwesen. Er verkannte aufgrund seines Patriotismus den Nationalsozialismus, was ihm zum Verhängnis wurde.

In seiner *Stilkunst* erwähnt Engel viele Autoren, die er persönlich kannte. Vischer, Heyse und Raabe beispielsweise zählte Engel zu seinem Bekanntenkreis.<sup>1163</sup> Sie zitiert er mehrfach – überwiegend in positivem Kontext.<sup>1164</sup> Nicht gut weg kommen in Engels *Stilkunst* hingegen Erich Schmidt, Gerhart Hauptmann, Hans Delbrück und Wilhelm Scherer.<sup>1165</sup> All diese Namen erscheinen auch in Reiners' *Stilkunst* – meist, wenn auch nicht immer, mit ganz ähnlichen Urteilen.<sup>1166</sup>

<sup>1163</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 41.

<sup>1164</sup> Beispielsweise Vischer: SKE, 26, 32, 45, 108, 114, 117; Heyse: SKE, 53, 337, 414, 475; Raabe: SKE, 335, 371, 475.

<sup>1165</sup> Beispielsweise Schmidt, SKE 34-39; Hauptmann: 286, 413, 419; Delbrück: 64, 86, 119, 155, 359; Scherer: 22, 66, 120, 166, 194, 268.

<sup>1166</sup> Beispielsweise Vischer: SKE, 16, 48, 413; Heyse: SKE, 325, 442f., 627; Raabe: SKE, 53, 297; Schmidt, SKE 467, 575; Hauptmann: 158, 247, 560; Delbrück: 202f, 460, 468, 609; Scherer: 103f. – Man muss bedenken, dass die Erstausgabe der *Stilkunst* von Reiners im

Sieben Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage der *Stilkunst* brachte Engel eine kürzere Stillehre heraus: „Gutes Deutsch. Ein Führer durch Falsch und Richtig“. Reiners tat es ihm mit seiner *Stilfibel* gleich.

Reiners war hauptberuflich Kaufmann. Seine schriftstellerische Betätigung trug ihm deshalb die Bezeichnung „Sonntagsschriftsteller“ ein. Trotz der schlechten Quellenlage konnte ich sein Leben und Schaffen ansatzweise rekonstruieren. Seine Aussage über den Umgang mit Quellen („Das lasse ich hemmungslos abschreiben. Dafür besitze ich Kinder und Sekretärinnen.“<sup>1167</sup>) spricht im Zusammenhang mit dem Plagiatvorwurf für sich. Seine Themenvielfalt war immens, sie reichte von wirtschaftlichen Themen (entsprechend seiner Ausbildung) über Ratgeber für Beziehungen oder Sekretärinnen bis hin zu Biographien über Friedrich den Großen sowie Bismarck. Alle seine Bücher waren durchweg erfolgreich, vermutlich vor allem aufgrund ihrer Leserorientierung. Im Hinblick auf das Zitat Reiners' schließen sich zwei Fragen an: Gab er die Quelle für das an, was seine Kinder oder Sekretärinnen abschrieben? Der Textvergleich lässt schlussfolgern, dass dem nicht so war, zumal er Engels *Stilkunst* in seinen Anmerkungen als Buch auflistet, dem er „mißglückte Sätze“ entnommen habe (SKR, 626). Demzufolge kannte Reiners Engels *Stilkunst* ohne Zweifel. Die zweite Frage schließt sich an: Wie verfuhr Reiners in seinen anderen Werken mit den Quellen?

Hätte man Reiners nachweisen können, dass er aktiver Nationalsozialist gewesen war, wäre es bequem gewesen, das mutmaßliche Plagiat seiner verfehlten Gesinnung zuzuschreiben. Das wäre zu kurz gegriffen. Einerseits erhielt er positive Beurteilungen von NSDAP-Funktionären, andererseits konnte er in seinem Spruchkammerverfahren glaubhafte Zeugen anführen, die ihn entlasteten und ihm bescheinigten, dass er nicht die Gesinnung des nationalsozialistischen Regimes vertrat. Ob es tatsächlich so war oder ob er von der Persilscheinkultur profitierte, bleibt offen.

---

Dritten Reich erschien. Er musste also mit dem einen oder anderen Autorennamen vorsichtig sein.

<sup>1167</sup> Spiegel (1956): Zweierlei Garn, S. 34.

Den Höhepunkt seiner Karriere als Stillehrer erlebte Reiners nach dem Krieg, als er für den *Stilduden* das Vorwort schreiben durfte. Er trat damit das Erbe Geißlers an, das es vom nationalsozialistischen Gedankengut zu reinigen galt. Reiners setzte zwar ähnliche thematische Schwerpunkte – auch hier setzt sich die Traditionslinie fort –, war im Ton aber deutlich gemäßigter. Das Essay wirkt wie eine stark gekürzte Fassung der *Stilkunst*. Es sind Übereinstimmungen zwischen Reiners' *Stilkunst*, dem *Duden*-Essay und Engels *Stilkunst* festzustellen, nämlich zu den Inhalten: „Asthmastil“<sup>1168</sup>, das Verb als „Seele jedes Satzes“<sup>1169</sup>, die Umformung des Anfangs der Bibel in schwer verständlichen Stil<sup>1170</sup>, das Goethe-Zitat „Getreter Quark wird breit, nicht stark“<sup>1171</sup>, der Reichtum an Wörtern zur Fortbewegung<sup>1172</sup>, der „Ball beim König, der sehr voll war“<sup>1173</sup>.

Wie in Kapitel 4.6.2 und 4.6.3 u.a. in Tabellen gezeigt wurde, ähneln die Inhalte der *Stilkunst* Reiners' auch denen seiner *Stilfibel* und der *Kunst der Rede und des Gesprächs* nicht unwesentlich.

Der Vorwurf, dass die Textsorte „Stilratgeber“ einer „Abschreibetradition“ verhaftet sei, und deshalb immer wieder dieselben Themen aufgreife, hat sich in gewisser Weise bestätigt. Die in 5.3 hinsichtlich des korrekten Gebrauchs der Standardsprache untersuchten Zweifelsfälle haben gezeigt, dass zwischen Sanders, Andresen, Matthias und Wustmann übereinstimmende Lehrmeinungen auftreten und sie dafür teilweise ähnliche Argumente anführen. Die Autoren führten sogar gleiche Beispiele an. Die Traditionslinie setzte sich mit Engels und Reiners' *Stilkunst* fort. Es wurde festgestellt, dass die Übereinstimmungen zwischen allen Autoren (außer Sanders) doch umfangreicher waren als vermutet. Besonders erstaunlich war in diesem Zusammenhang die Feststellung, dass auch Engel Inhalte seiner Vorgänger übernommen hat. Weiterführende Untersuchungen, die sich ausführlicher mit inhaltli-

<sup>1168</sup> Vgl. SKR, 104; RD („Asthmadeutsch“), 11; SKE („atemlose Kürze“), 275.

<sup>1169</sup> Vgl. SKR, 113; RD („Seele des Satzes“), 12; SKE („Wirbelsäule des Satzes“), 74.

<sup>1170</sup> Vgl. SKR, 160; RD 14; SKE, 67.

<sup>1171</sup> Vgl. SKR, 116; RD 17; SKE, 272, 348.

<sup>1172</sup> Vgl. SKR, 57; RD 19; SKE, 133.

<sup>1173</sup> Vgl. SKR, 83; RD 24; SKE, 287.

chen Übereinstimmungen zwischen Engel und seinen Vorgängern beschäftigen, könnten weitere Parallelen entdecken. Aber ob diese ähnlich aussagekräftig wären und in einer solchen Vielzahl zusammengetragen werden können, wie sie im erfolgten Textvergleich zwischen Engel und Reiners aufgezeigt wurden, müsste sich erst zeigen.

Die Anzahl der Übereinstimmungen zwischen Engels und Reiners' *Stilkunst* in Form von Zitaten und sich gleichenden Urteilen ist eindrucksvoll. Es muss allerdings festgehalten werden, dass Reiners nie einen Wortlaut Engels wörtlich übernommen hat – die Übereinstimmungen beschränken sich auf Zitate von anderen Autoren und Paraphrasen. Jedem steht es frei, Goethe, Lessing oder Schiller zu zitieren. Man kann niemandem ein Plagiat unterstellen, weil zwei Autoren dasselbe Zitat verwenden – es könnte Zufall sein. In einem wissenschaftlichen Text erfolgt eine genaue Quellenangabe, die Laienlinguistik beschränkt sich auf die Namensnennung des Urhebers. Doch die Fülle der Zitate, die sowohl bei Engel als auch bei Reiners zu finden sind und teilweise aus schwer zugänglichen Quellen stammen, übertrifft das, was man als zufällig identisches Zitat gelten lassen könnte. Kapitel 8, das jene Doppelungen zwischen der *Stilkunst* von Engel und Reiners auflistet, die im Kapitelvergleich unbeachtet blieben, umfasst knapp 170 Übereinstimmungen. Dabei handelt es sich in den meisten Fällen um Zitate, die die Plagiatsoftware identifizierte. Mit dieser Zahl kann bei weitem kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden, schließlich fehlen die Paraphrasen der entsprechenden Kapitel. Reiners kann kein leicht nachvollziehbares Teil-, Übersetzungsplagiat, o.ä. nachgewiesen werden. Durch die Fülle der übereinstimmenden Beispiele liegt allerdings die Schlussfolgerung nahe, dass die sich gleichenden Inhalte als Ideenplagiat einzustufen sind. Zusätzlich stellen die vielen Paraphrasen, die eine ähnliche Argumentationslinie erkennen lassen, ein Strukturplagiat dar.

Die Übereinstimmungen der im Detail analysierten Kapitel werden in der folgenden Darstellung veranschaulicht:



Dopplungen auf den entsprechenden Seiten zu finden sind. Die qualitative Auswertung der einzelnen Übereinstimmungen erfolgte im praktischen Teil (Kapitel 6).

Schulze kommt zu dem Ergebnis: „Mit der *Stilkunst* glückte Reiners ein außerordentlich langlebiges und einflußreiches Buch [...], ein Ende seiner Wirkungsgeschichte [...] ist bisher nicht abzusehen.“<sup>1174</sup> Dass dem tatsächlich so ist, zeigt ein Blick in jüngere Stilratgeber. Wolf Schneider beispielsweise publizierte bis 2011 in der *Süddeutschen Zeitung* eine Kolumne namens „Speak Schneider!“. Er gab darin Ratschläge für gutes und lesenswertes Deutsch und deckte Stilfehler auf. Schneider wird als „Sprachpapst“ und bedeutender „Sprachkritiker“<sup>1175</sup> verehrt. Er verweist in seinen Stilratgebern mehrfach auf Reiners, lobt den mutmaßlichen Plagiator und seine *Stilfibel*, die kürzere Fassung der *Stilkunst*, und nennt das Werk „unverwüstlich[...] und nach wie vor empfehlenswert[...]“<sup>1176</sup>. Über Engel liest man bei ihm nichts. Lediglich im Literaturverzeichnis erscheint seine *Deutsche Stilkunst*, allerdings unter dem falschen Namen „Engel, Edward“!<sup>1177</sup> Dass Schneider, indem er sich auf Reiners bezieht, die Verdrängung Engels und seiner *Stilkunst* fortsetzt, zeigen folgende Beispiele, die ursprünglich von Engel stammen:

Engel	Reiners	Schneider
<p><i>Im Anfang war die Tat!</i> Wer das Zeitwort beherrscht, der beherrscht die Sprache und ist auf dem Wege zum Stil. Das Zeitwort, nicht das Hauptwort, ist die Wirbelsäule des Satzes; wo diese verkrümmt ist, da trägt in zehn Fällen neunmal</p>	<p>Die Seele jedes Satzes ist das Verbum! Es ist ein Unglück, daß wir im Deutschen Verbum mit <i>Zeitwort</i> übersetzt haben. <i>Tatwort</i> müßte es heißen, denn es gibt die Tat, die Handlung, das Ereignis wieder. Obendrein hat man auch noch das Ding-</p>	<p>Im Anfang war die Tat. <i>Faust I, Studierzimmer</i> Das Königswort der Sprache ist das Verb. Alles, was <i>geschieht</i>, läßt sich nur in Verben fassen, und wenn nichts geschähe auf Erden, hätten wir auch nichts zu sagen. Nicht <i>Zeitwort</i> sollte die Ver-</p>

<sup>1174</sup> Schulze (1995): Ist Ludwig Reiners' „Stilkunst“ noch zeitgemäß?, S. 239.

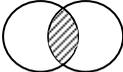
<sup>1175</sup> Fuchs (2011): Henri-Nannen-Preis für Wolf Schneider.

<sup>1176</sup> Schneider (2001): Deutsch für Profis, S. 33.

<sup>1177</sup> Vgl. Schneider (2010): Deutsch für Kenner, S. 373.

<p>die schlechte Behandlung des Zeitwortes die Schuld. [...] Alles Reden und Schreiben ist Ausdruck bewegter, sich abrollender, vorwärts strebender Gedanken. (SKE, 74)</p>	<p>wort <i>Hauptwort</i> getauft und ihm damit einen Rang verliehen, der ihm nicht zukommt [...]. Das Verbum ist das Rückgrat des Satzes. In das Verbum gehört der entscheidende Gedanke, gehört vor allem jede Handlung, jedes Geschehnis. (SKR, 113)</p>	<p>deutschung lauten, fordert Ludwig Reiners, sondern <i>Tatwort</i> [...] oder gar <i>Hauptwort</i>, statt des Substantivs, des oft mißbrauchten.<sup>1178</sup></p>
---	--	---

Schneider verwendet dasselbe Zitat wie Engel am Anfang der Ausführungen zum *Verb* – ein Zufall? Die Ausführungen zur Sonderrolle des *Verbs* im Satz ähneln sich bei den drei Stillehrern: Schneider referiert in gekürzter Form, was bei Reiners steht, und verweist auf ihn. Reiners' Darlegung wiederum entspricht der von Engel. Beide wählen eine Metapher aus dem Bereich der Anatomie für das *Verb*: *Rückgrat* (Reiners) bzw. *Wirbelsäule* (Engel), beide meinen, dass die Bezeichnungen *Hauptwort* für das *Substantiv* und *Zeitwort* für das *Verb* irreführend seien. Zum Thema „Synonymie“ führen die drei aus:

Engel	Reiners	Schneider
<p>Gibt es für jede Sache nur ein einziges in den Zusammenhang passendes bestes Wort, so kann es keine Synonymen geben, d.h. sinnverwandte Wörter, die sich miteinander vertauschen lassen. Alle sogenannte Synonymen sind eben nur sinnverwandt, nicht sinnleich. Selbst in den Fällen, wo man bei</p>	<p>Wenn man mit dem Fremdwort <i>synonym</i> sinnleiche Wörter meint, so muß man rundum sagen: es gibt keine Synonyma. Der Bedeutungsbereich zweier Worte kann sich überschneiden wie diese beiden Kreise, die ich Ihnen hier aufzeichne.</p> 	<p>„Synonyme“ gibt es nicht – es sei denn, man legt die Bedeutung „sinnverwandtes Wort“ so aus, daß man sich leichtsinnigerweise mit einem geringeren Verwandtschaftsgrad zufriedengibt. Mindestens ist der Vorrat aus Synonymen drastisch kleiner, als ihre Verwender und Propagandisten unter-</p>

<sup>1178</sup> Ebd., S. 66.

läßlicher Auffassung von Sinngleichheit sprechen möchte, wird durch die Klangfarbe mit all ihren feinen Nachschwingungen im innern Ohr ein wesentlicher Unterschied bewirkt. (SKE, 95)	Aber die Kreise fallen nicht zusammen. In dem schraffierten Gebiet der Überschneidung kann man das eine oder das andere Wort verwenden, aber daneben liegen Gebiete, für die nur das eine Wort paßt. (SKR, 450)	stellen. Reiners und andere Autoren sagen sogar, es gebe überhaupt kein Wort, das sich gegen ein anderes austauschen ließe, ohne daß nicht entweder die Intensität des Ausdrucks sich änderte, oder der Bedeutungsumfang, oder die Stilebene, oder die Bewertung, oder der Verständlichkeitsgrad. <sup>1179</sup>
--	---	---

Es gibt keine Wörter einer Sprache, die ihrer Bedeutung nach identisch sind, so die Erkenntnis aller drei Stilkundler. Was Engels bereits 1911 darlegt, veranschaulicht Reiners 1944 mithilfe einer Illustration. Beide untermauern ihre Ansichten mit Beispielen, die sich abermals ähneln und den Schneiderschen Unterscheidungskriterien für zwei sinnverwandte Worte, nämlich „Intensität“, „Bedeutungsumfang“, „Stilebene“, „Bewertung“ und „Verständlichkeitsgrad“, zugeordnet werden können.<sup>1180</sup>

Zum Thema „Schachtelsatz“ schreiben die Autoren:

<b>Engel</b>	<b>Reiners</b>	<b>Schneider</b>
Es ist nicht bloß gelehrterische Eitelkeit, es ist ebenso Mangel an Selbstzucht, die uns zur Schachtelei verleitet. Nichts davon ‚überreich zuströmenden Gedanken‘, deren Gedränge den Stopfstil erzeugen: wer wahrhaft reich an wertvollen Gedanken ist,	Der Schachtelsatz entspringt verschiedenen Quellen: bei den Gelehrten ist es die Verachtung gegenüber dem Leser, bei andern die Zuchtlosigkeit des Denkens. Der Schreiber ist nicht imstande, jeden Gedanken erst zu	Mithin läßt sich ein Verdacht kaum abweisen: Daß der Schachtelsatz ein Spiegelbild des Lebens sei, ist vermutlich überwiegend die Schutzbehauptung solcher Leute, die ihr Wortgerüm-

<sup>1179</sup> Ebd., S. 138.

<sup>1180</sup> Vgl. SKE, 95; SKR, 450ff.; Schneider (2010): Deutsch für Kenner, S. 138f.

legt so viel Wert auf jeden einzelnen, daß er ihn nicht durch die andren verstümmelt oder zerquetscht. (SKE, 292)	Ende zu denken und zu schreiben; er fällt sich vielmehr selbst ins Wort, schiebt einen Einfall dazwischen und überläßt es dem Leser, alle angefangenen Gedanken im Kopf zu behalten. Der Leser ist klüger und klappt das Buch zu. (SKR, 89)	pel in Wahrheit deshalb zusammenleimen, weil sie selbstverliebt und rücksichtslos gegen ihre Leser sind oder weil sie mangelnde Gedankenklarheit tarnen wollen: Ludwig Reiners meint: [Zitat Reiners S. 89]. <sup>1181</sup>
---	---	--

Alle drei umschreiben die Gründe für das Stilproblem „Schachtelsatz“ auffallend ähnlich. Engel führt die „Schachtelei“ zurück auf „gelehrterische Eitelkeit“ und „Mangel an Selbstzucht“. Reiners nennt folgende Gründe: „Verachtung gegenüber dem Leser“ sowie „Zuchtlosigkeit des Denkens“. Schneider spricht von Selbstverliebtheit, Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Leser und „mangelnde Gedankenklarheit“.

Wie gezeigt wurde, setzt Schneider die Traditionslinie fort, indem er sich auf Reiners bezieht. Die Wahl fiel zufällig auf Schneider. Es ist möglich, dass ähnliche Parallelen auch zu Eike Christian Hirsch oder Rudolf Walter Leonhardt hergestellt werden können. Sanders weist beispielsweise nach, dass sich „zur sprachkritischen Wertung von *interessant*“<sup>1182</sup> neben Engel, Reiners und Schneider auch Hirsch äußert.<sup>1183</sup> Er beschreibt außerdem das verworrene Geflecht, durch das die gegenwärtigen und älteren Stilratgeber verbunden sind.<sup>1184</sup> Dazu urteilt Klein: „In ähnlicher Art und Weise ruhen auch viele Klärungen in der populären Zweifelsfall-Literatur der Gegenwart auf Vorgaben, die in den letzten Dekaden des 19. Jahrhunderts formuliert worden sind.“<sup>1185</sup>

Glück gibt folgenden Ausblick:

Viele Autoren aus der auf Reiners folgenden Generation von Stillehrern berufen sich auf ihn als Vorbild und Meister, etwa Wolf Schneider, Eike

<sup>1181</sup> Schneider (2010): *Deutsch für Kenner*, S. 166f.

<sup>1182</sup> Sanders (1988): *Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit*, S. 394.

<sup>1183</sup> Vgl. ebd., S. 394.

<sup>1184</sup> Vgl. Sanders (1998): *Sprachkritikastereien*, S. 58.

<sup>1185</sup> Klein (2003): *In dubio contra reum?*, S. 4.

Christian Hirsch oder Rudolf Walter Leonhard [sic]. Ob und in welchem Maße das, was sie an Reiners bewundert oder von ihm übernommen haben, von Eduard Engel stammt, wurde bisher nicht untersucht. Hier dürfte man noch manche Überraschung erleben können. Ich persönlich bin der Überzeugung, daß Engel tiefgreifende Nachwirkungen hatte, als wir gegenwärtig wissen.<sup>1186</sup>

Was Reiners' *Stilkunst* angeht, wurden die Nachwirkungen ausführlich dargestellt. Sie können als durchaus „tiefgreifend“ bewertet werden. Reiners kannte Engel und seine *Stilkunst*. Die Fülle von inhaltlichen Übereinstimmungen zwischen beiden lässt kaum einen anderen Eindruck zu, als den, dass Reiners Engels *Stilkunst* als Vorlage benutzt hat. Vor allem die Beispiele aus Zeitungen, zum Eisenbahnwesen oder die Übersetzungen lassen darauf schließen. Wortwörtlich hat Reiners nur Zitate Dritter übernommen, nicht aber den Wortlaut Engels – das gilt zumindest für den abgegrenzten Untersuchungsbereich. Die eindeutigste Form eines Plagiats ist also in Reiners' *Stilkunst* nicht nachzuweisen. Aber die Fülle der im praktischen Teil belegten Paraphrasen und der teilweise übernommenen Strukturen lassen den Schluss zu, dass in Reiners' *Stilkunst* an vielen Stellen Plagiate vorliegen. Was Reiners darüber hinaus von anderen Autoren übernommen hat, wird wohl nie allumfassend geklärt werden können. Es ist zu hoffen, dass Reiners' Umgang mit Quellen nicht kennzeichnend für die gesamte Tradition deutscher Stillehren ist.

In welcher Weise dem tatsächlichen Urheber Eduard Engel eine späte, aber rechtmäßige Anerkennung zuteilwerden sollte, möchte ich nicht entscheiden. Die Kritik an den normativen Stilratgebern ist berechtigt, vor allem auch die konkret geäußerte Kritik an den Stillehren von Engel und Reiners. Engels *Stilkunst* müsste im Falle einer Überarbeitung ein völlig neues Erscheinungsbild erhalten – angefangen von der Schriftart bis hin zum Schriftbild. Dennoch würde sein Werk nicht dem gegenwärtigen Zeitgeist entsprechen. Engels Sprachgebrauch ist veraltet, die Beispiele sind nicht zeitgemäß und etliche Themen nicht mehr relevant

<sup>1186</sup> Glück (2000): Warum sich die Beschäftigung mit Eduard Engel immer noch lohnt, S. Xlf.

– um nur die ausgeprägtesten Probleme zu nennen. Es handelt sich um dieselben Aufgaben, vor denen die Bearbeiter der Neuauflage von Reiners' *Stilkunst* standen und die sie nur annähernd lösen konnten. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht bedarf es keines weiteren normativen Stilratgebers auf dem Markt.

Nichtsdestotrotz muss Engel und seiner *Stilkunst* Gerechtigkeit widerfahren, indem in Zukunft nicht mehr auf Reiners, sondern auf ihn verwiesen wird. Der Erfolg der Reinersschen *Stilkunst* sollte nicht weiter anhalten – sie sollte Engel nachträglich zuteilwerden.

## 8. Anhang: weitere Übereinstimmungen

Im Folgenden werden die Übereinstimmungen aufgelistet, die noch nicht im Kapitelvergleich erschienen sind. Es handelt sich um Doppelungen, die die Plagiatsoftware ermittelt hat, auf die in der Sekundärliteratur<sup>1187</sup> hingewiesen wurde oder die im Rahmen des Proseminars an der Universität Bamberg ermittelt wurden.

Die Auflistung erfolgt chronologisch nach dem Auftreten in Engels *Stilkunst*.

Sofern der Autor deutlich vor oder nach der zitierten Stelle genannt wird, erscheint er hier in eckigen Klammern an entsprechender Stelle im Zitat.

Diese Tabelle soll zeigen, inwiefern Inhalte, die bei Engel stehen, auch bei Reiners nachzulesen sind. Deshalb wurden Zitate gekürzt, die bei einem der beiden deutlich länger erscheinen.

Engel	Reiners
<i>Dem Durchschnitt des lebenden Geschlechts gebricht das Sprachgefühl so gänzlich wie keiner anderen Generation seit Lessings Tagen. Ja selbst die Deutschen des 17. Jahrhunderts versündigten sich an ihrer Sprache nicht so frech wie die heutigen. [...] (Treitschke) [9]</i>	Um 1870 Treitschke: <i>Dem Durchschnitt des lebenden Geschlechtes gebricht das Sprachgefühl so gänzlich wie keiner anderen Generation seit Lessings Tagen. Ja, selbst die Deutschen des 17. Jahrhunderts versündigten sich an ihrer Sprache nicht so frech wie die heutigen. [19]</i>
<i>Wer nicht durch unzeitigen Eifer verblindet und beider Nationen Tun kundig, muß gestehen, was oft bei uns vor wohlgeschrieben geachtet wird, sei insgemein kaum dem zu vergleichen, so in Frankreich auf der untersten Staffeln steht. – Hingegen wer also Französisch schreiben wollte, wie bei uns oft Teutsch geschrieben wird, der würde auch vom Frauenzimmer (in Frankreich) getadelt</i>	Um 1700 schreibt Leibniz: <i>Wer nicht durch unzeitigen Eifer verblindet, muß gestehen, was bei uns für wohl geschrieben geachtet wird, sei insgemein kaum dem zu vergleichen, so in Frankreich auf der untersten Staffeln steht. Hingegen wer also französisch schreiben wollte, wie bei uns oft deutsch geschrieben wird, der würde auch von Frauenzimmern getadelt und bei den Versamm-</i>

<sup>1187</sup> Stirnemann verweist auf weitere Übereinstimmungen zwischen Reiners' *Stilkunst* und anderen Werken von Engel. (Vgl. Stirnemann (2004): Ein Betrüger als Klassiker, S. 49.)

werden. (Leibniz in seiner ‚Ermahnung an die Teutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben‘, 1703). [9]	<i>lungen verlachtet werden. [19]</i>
<i>Mir ist aus der ganzen Literaturgeschichte kein Volk bekannt, welches im ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen wäre, welches so nachlässig, so unbekümmert um Richtigkeit und Schönheit, ja welches so liederlich geschrieben hätte, als bisher unser deutsches Volk. (Bürger, 1787). [9]</i>	<i>Um 1800 Bürger: Mir ist aus der ganzen Literaturgeschichte kein Volk bekannt, welches im ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen wäre, welches so nachlässig, so unbekümmert um Richtigkeit und Schönheit, ja welches so liederlich geschrieben hätte als bisher unser deutsches Volk. [19]</i>
Lessing [...]: ‚Meine Prosa hat mir von jeher mehr Zeit gekostet als Verse.‘ [12, ähnlich 407] <sup>1188</sup>	<i>Meine Prosa hat mich stets mehr Zeit gekostet als Verse (Storm). [624]</i>
Die sich zur Entschuldigung ihrer schlechten Prosa auf ihren großartigen Inhalt berufen, hat Bürger abgetrumpft: ‚Wer schlecht schreibt, und schriebe er auch noch so vortreffliche Sachen, ist ein geschmückter Tänzer mit Klumpfüßen.‘ [12]	<i>Wer schlecht schreibt, und schriebe er auch noch so vortreffliche Sachen, ist ein geschmückter Tänzer mit Klumpfüßen [...]. [216]</i>
Nietzsche [...] forderte, ‚zu wissen, daß Kunst in jedem guten Satz steckt‘. Feiner noch als Heine und Keller begründete er die dichterische Grundlage eines guten Prosastils: <i>Man beachte doch, daß die großen Meister der Prosa fast immer auch Dichter gewesen sind. Fürwahr man schreibt nur im Angesicht der Poesie gute Prosa!</i> [12]	<i>Wieviele Deutsche wissen es und fordern es von sich zu wissen, daß Kunst in jedem guten Satze steckt. [...] Man beachte doch, daß die großen Meister der Prosa fast immer auch Dichter gewesen sind. Nur im Angesicht der Poesie schreibt man gute Prosa (Nietzsche). [337, 328]</i>
Nietzsches Empörung über den Zustand der neuesten deutschen Prosa grollt aus dem Satze: <i>Keins der jetzi-</i>	<i>Um 1880 Nietzsche: Keines der jetzigen Kulturvölker hat eine so schlechte Prosa als das deutsche; [...] an einer</i>

<sup>1188</sup> Vgl. Stirnemann (2003): Das gestohlene Buch, S. 52. – Reiners gibt den Autor falsch an. Engels Fassung stimmt mit dem Original überein, demzufolge ist auch die Autorenzuweisung richtig. (Vgl. Lessing (1854): Sein Leben und seine Werke, S. 200.)

<p>gen Kulturvölker hat eine so schlechte Prosa wie die Deutschen. Der Grund davon ist, daß der Deutsche nur die improvisierte Prosa kennt. An einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeiten, kommt ihm vor, als ob man ihm aus dem Fabellande vorerzählte. [12]</p>	<p>Seite Prosa müsse man arbeiten wie an einer Bildsäule. [19, 625]</p>
<p>„Die Muttersprache kann zu allem übrigen sagen: ohne mich könnet ihr nichts tun. Wer mich verachtet, der wird wieder verachtet von seinem Zeitalter und schnell vergessen von der Nachwelt“ (Herder.) [13]<sup>1189</sup></p>	<p>Die Muttersprache kann zu allem übrigen sagen: Ohne mich könnt ihr nichts tun. Wer mich verachtet, der wird wieder verachtet von seinem Zeitalter und schnell vergessen von der Nachwelt. [...] Bürger [216]</p>
<p>Alle grammatische Fehler lassen sich verzeihen und durch Unterricht beseitigen. Unbeholfenheit des Ausdrucks, Schwerfälligkeit des Satzbaues, Verworrenheit im Ordnen der Gedanken lassen sich mindern oder abstellen. Die unverzeihliche Todsünde des Stils, die Sünde gegen den heiligen Geist in der Menschenrede ist die Unwahrheit. [19]</p>	<p>Den Unbeholfenen können wir ertragen, den Papierenen belehren, dem Unsicheren verzeihen, aber der Windbeutel, der Taschenspieler, der aufgedonnerte Scharlatan ist unserer heiteren Verachtung gewiß. [182]<sup>1190</sup></p>
<p>„Möchtest du es zum großen Stil bringen in der Kunst, in der Dichtung? Ich weiß dir ein Rezept dazu: habe eine große Seele. Wenn man’s nur in der Apotheke bestellen könnte!“ (Vischers Auch Einer). [20]</p>	<p>Vischer: Möchtest du es zum großen Stil bringen in der Kunst, in der Dichtung? Ich weiß dir ein Rezept dazu: habe eine große Seele. Wenn man’s nur in der Apotheke bestellen könnte! [48]</p>
<p>Cato riet: <i>Rem tene, verba sequentur</i> (Habe die Sache, so folgen die Worte). [22, ähnlich 322]</p>	<p>Aber der erste Satz dieser Lehre ist der Satz des alten Cato: <i>Rem tene, verba sequentur. Beherrsche die Sache, dann folgen die Worte.</i> [49]</p>

<sup>1189</sup> Das Zitat stammt von Bürger. Hier handelt es sich um einen Fehler in Engels *Stilkunst*, der noch in der 30. Auflage (1922, S. 16) enthalten ist. In der Auflage von 1931 befindet sich das Zitat nicht an entsprechender Stelle. (Vgl. Bürger (1835): Bürger’s sämtliche Werke. Über Deutsche Sprache, S. 386.)

<sup>1190</sup> Vgl. Stirnemann (2010): Eduard Engel – der Stillehrer und sein Plagiator Ludwig Reiners, S. 8.

<p>Such' Er den redlichen Gewinn! Sei Er kein schellenlauter Tor! Es trägt Verstand und rechter Sinn Mit wenig Kunst sich selber vor; Und wenn's euch Ernst ist, was zu sagen, Ist's nötig, Worten nachzujagen? [23, Goethe wird als Quelle genannt: 272, 459]</p>	<p>Wir wollen uns mit den Worten Fausts an Wagner trösten: <i>Such er den redlichen Gewinn, sei er kein schellenlauter Tor, es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor.</i> [27]</p>
<p>„Jeder Mensch hat seinen eigenen Stil so wie seine eigene Nase“. Lessing [25, ähnlich 262]</p>	<p>Wenn jeder gute Prosaschreiber seinen eigenen Stil hat wie seine eigene Nase, wozu dann eine allgemeine Stillehre? [398]</p>
<p><i>Der Stil ist Physiognomie des Geistes. Sie ist untrüglicher als die des Leibes</i> (Schopenhauer). [26]</p>	<p>Und Schopenhauer hat den berühmten Satz gesprochen: <i>Überall trägt der Vortrag das Gepräge des Denkens, aus dem er hervorgegangen ist; denn der Stil ist die Physiognomie des Geistes.</i> [36, ähnlich 48]</p>
<p>Man höre den vierzehnjährigen Lessing an seine Schwester: <i>Ich habe zwar an dich geschrieben, aber du hast nicht geantwortet. Ich muß also denken: entweder kannst du nicht schreiben, oder du willst nicht schreiben. Du bist zwar deinem Lehrmeister sehr zeitig aus der Schule gelaufen, allein wer weiß, welches die größere Schande ist, in seinem zwölften Jahre noch etwas zu lernen oder in seinem achtzehnten noch keinen Briefschreiben zu können.</i> [26f.]</p>	<p>[unter der Randbezeichnung „Lessing“:] Ein vierzehnjähriger Knabe schrieb einmal an seine Schwester: <i>Ich habe zwar an Dich geschrieben, aber Du hast nicht geantwortet. Ich muß also denken: entweder kannst Du nicht schreiben, oder Du willst nicht schreiben. Du bist zwar Deinem Lehrmeister sehr zeitig aus der Schule gelaufen, allein wer weiß, welches die größere Schande ist, in seinem zwölften Jahr noch etwas zu lernen oder in seinem achtzehnten noch keinen Brief schreiben zu können.</i> [388]</p>
<p>Sprichwörtlich bekannt ist Buffons Satz über den Stil geworden, der in seiner Rede bei der Aufnahme in die Französische Akademie steht und,</p>	<p>Dieses Wort Buffons gehört zu jenen Aussprüchen, die immer wieder einer dem andern falsch nachzitiert. Die Stelle heißt in Wahrheit: <i>Kennt-</i></p>

<p>abweichend von der fast immer angeführten Form, wörtlich lautet: <i>Ces choses</i> (er meint die Kenntnisse, überhaupt den Inhalt) <i>sont hors de l'homme; le style est de l'homme même.</i> [27]</p>	<p><i>nisse, Tatsachen und Entdeckungen liegen außerhalb des Menschen, der Stil kommt vom Menschen selbst (le style est de l'homme même).</i> [48]<sup>1191</sup></p>
<p>Wie schlicht, wie ehrlich, zugleich wie schön ist Kellers Satz der Selbsterkenntnis: ‚Es liegt mein Stil in meinem persönlichen Wesen; ich fürchte immer maniert und anspruchsvoll zu werden, wenn ich den Mund voll nehmen und passioniert werden wollte.‘ [29]</p>	<p>Gottfried Keller [...] hat sicherlich einen großen Stil geschrieben. <i>Es liegt am Stil wie am persönlichen Wesen: ich fürchte immer maniert und anspruchsvoll zu werden, wenn ich den Mund vollnehmen und passioniert werden wollte.</i> [397]</p>
<p>Luther [...]: <i>Denn man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drumb fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehn sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet!</i> [30, ähnlich 426]</p>	<p>Luther [...]: <i>Man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte drumb fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehn sie es denn und merken, daß man Deutsch mit ihnen redet!</i> [218]</p>
<p>In der Grazer Tagespost sollte jüngst mitgeteilt werden, daß ein Kalb sich verlaufen habe; dies geschah mit folgender Wendung: <i>Dem usw. kam vor kurzem eine schöne Kalbin außer Evidenz.</i> [38]</p>	<p><i>Dem Halter auf der dem Josef Untermoser auf der Anlieger Alm gehörigen Weide ist vor kurzem eine schöne Kalbin außer Evidenz gekommen</i> (Grazer Tagespost). [152]</p>
<p>Über das griechische Präziosentum heißt es in Karl Otfried Müllers Geschichte der griechischen Literatur: <i>Außerdem hatten die Athener in dieser Zeit ihrer größten Aufgewecktheit eine besondere Vorliebe für eine gewisse</i></p>	<p>Schriftsteller, die den künstlichen Ausdruck dem natürlichen vorgezogen, hat es zu allen Zeiten gegeben. Schon die Griechen hatten seit der Zeit der Sophisten und noch mehr in der Zeit des Hellenismus</p>

<sup>1191</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 347f.

<p><i>Schwierigkeit des Ausdrucks; ein Redner gefiel ihnen weniger, der ihnen alles plan heraus sagte, als der sie etwas erraten ließ und ihnen dadurch das Vergnügen machte, daß sie sich selbst gescheit vorkamen. [44]</i></p>	<p>eine Vorliebe für eine gewisse Schwierigkeit des Ausdrucks. Ein Redner, der alles gerade heraus sagte, gefiel ihnen weniger als einer, der sie etwas erraten ließ und ihnen dadurch das Vergnügen machte, daß sie sich selbst gescheit vorkamen. [183]<sup>1192</sup></p>
<p>Vorübergehend hat das Präziösentum selbst im klassischen Frankreich des 17. Jahrhunderts die Macht einer französischen Mode an sich reißen wollen. Weibisches Naserümpfen über die angeblich unedlen Wörter des täglichen Lebens führte, freilich nur innerhalb eines sehr kleinen Kreises der <i>Précieuses</i> wie sie selbst sich nannten, zu solchen blöden Umschreibungen wie [...]: <i>Contentez l'envie qu'a ce fauteuil de vous embrasser</i> für: Nehmen Sie Platz. Eine köstliche Sammlung jenes vornehmerischen Kauderwelsch findet der Leser in Molières ‚Lächerlichen Zierpuppen‘; das meiste, wenn nicht alles, dem Leben abgelauscht. [45]</p>	<p>In Frankreich entstand jene präziöse Ausdrucksweise, die wir aus Molières Lustspiel kennen. Statt <i>Nehmen Sie Platz</i> sagte man: <i>Contentez l'envie de ce fauteuil de vous embrasser. (Befriedigen Sie die Lust dieses Sessels, Sie zu umarmen.)</i> [184]</p>
<p>Bismarck hat deutlich gesprochen: ‚Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt‘. [50, ähnlich 170]</p>	<p><i>Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt [...]</i> Bismarck. [74]</p>
<p>Lessing schreibt: <i>Was die Meister der Kunst zu beobachten für gut finden, das sind Regeln.</i> [55, ähnlich 476]</p>	<p><i>Was die Meister der Kunst zu befolgen für gut finden, das sind Regeln</i> (Lessing). [212]</p>
<p>Nur in Deutschland konnte ein sonst so strenger Kunstrichter wie Vischer einen Satz wie diesen schreiben: ‚Es kommt auf ein paar Nachlässigkeiten</p>	<p><i>Es kommt auf ein Würzchen nicht an, wenn nur der Satz rote Backen hat.</i> Vischer [208]</p>

<sup>1192</sup> Vgl. Stirnemann (2010): Eduard Engel – der Stillehrer und sein Plagiator Ludwig Reiners, S. 6f.

<p>und Härten, auf ein Wäzchen nicht an, wenn nur der Satz rote Backen hat.' [58]</p>	
<p>Viel Unheil hat Jakob Grimm, doch selber ein Meister der Sprache und des Stils, ein peinlicher Befolger grammatischer Regeln, zuweilen auch ein strenger Richter sprachlicher Nachlässigkeit, angerichtet durch Aussprüche wie: <i>Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiß, das heißt ungelehrt, darf sich nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen.</i> [59]</p>	<p>Jakob Grimm hat sogar den oft zitierten Satz gesprochen: <i>Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiß, darf nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen sich seine selbsteigene lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen.</i> [211]</p>
<p>Aus Zeitungen: <i>Der Ballon befand sich gerade über dem Garten des Herrn Kommerzienrats B., als derselbe platzte. Hoffentlich platzte nur der Ballon.</i> [66]</p>	<p><i>Der Ballon befand sich gerade über dem Garten des Herrn Kommerzienrat B., als derselbe platzte.</i> [133]</p>
<p>Hätte man dem Verfasser die Bibel zur kanzleimäßigen Umarbeitung übergeben, wir würden wahrscheinlich als ersten Vers lesen: ‚Im Anfang wurde von Seiten Gottes Himmel sowie auch Erde geschaffen; letztere war eine wüste und leere und war es finster auf derselben.‘ [67]</p>	<p>Hätte Luther ein sorgfältigeres Deutsch geschrieben, so würde der Anfang der Bibel lauten: <i>Am Anfang erfolgte seitens Gottes sowohl die Erschaffung des Himmels als auch die der Erde. Die letztere war ihrerseits eine wüste und leere und ist es auf derselben finster gewesen, und über den Flüssigkeiten fand eine Schwebung der Geistigkeit Gottes statt.</i> [160]<sup>1193</sup></p>

<sup>1193</sup> Vgl. Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 378.; Sanders (1998): Sprachkritikastereien, S. 53.

<p>Sie hätten es richtiger gefunden, wenn es bei Schiller hieße: ‚Und setzt ihr nicht das Leben ein, Nie wird euch dasselbe gewonnen sein‘. [68f.]</p>	<p>Wenn sie Wallensteins Lager gedichtet hätten, so müßten wir singen: <i>Und setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird euch dasselbe gewonnen sein.</i> [132]</p>
<p>Unter den fehlerhaften Zusammensetzungen ist die bekannteste und lächerlichste die von der Art der reitenden Artilleriekaserne. [...] Aus andern Sprachschichten stammen: [...] der gedörrte Obsthändler. [72]</p>	<p>Eine Sondergruppe bilden die falschen Beiwörter. Zu ihr gehören zunächst die Beiwörter vor Zusammensetzungen, die nur zu dem ersten Teil der Zusammensetzung passen, also <i>der gedörrte Obsthändler, die reitende Artilleriekaserne.</i> [130]</p>
<p>Schopenhauer wettet mit der bei ihm in grammatischen Fragen so häufigen Selbstverblendung gegen alles ihn Widerlegende: <i>Diese unwissenden Tintenkleckser haben in den Vierzigerjahren aus der deutschen Sprache das Perfekt und Plusquamperfekt ganz verbannt [beide finden sich reichlich bei hundert zeitgenössischen Schriftstellern] indem sie, beliebter Kürze halber, solche überall durch das Imperfekt ersetzen, so daß dieses das einzige Präteritum der Sprache bleibt, auf Kosten, nicht etwa bloß aller feineren Richtigkeit, oder auch nur aller Grammatizität (!) der Phrase [er meint des Satzes]; nein, oft auf Kosten alles Menschenverstandes, indem barer Unsinn daraus wird. Daher ist, unter allen Sprachverhunzungen diese die niederträchtigste, da sie die Logik und damit den Sinn der Rede angreift; sie ist eine linguistische Infamie.</i> [75]</p>	<p>Über die verschiedenen Formen der Vergangenheit des Zeitworts hat Schopenhauer gewettet: <i>Die unwissenden Tintenkleckser haben aus der deutschen Sprache das Perfekt und Plusquamperfekt ganz verbannt, indem sie, beliebter Kürze halber, solche überall durch das Imperfekt ersetzen, so daß dieses das einzige Präteritum (Vergangenheit) der Sprache bleibt, auf Kosten nicht etwa bloß aller feineren Richtigkeit, nein, oft auf Kosten alles Menschenverstandes, indem barer Unsinn daraus wird. Daher ist unter allen Sprachverhunzungen diese die niederträchtigste, da sie die Logik und damit den Sinn der Rede angreift; sie ist eine linguistische Infamie.</i> [153f.]</p>

<p>Partizipien allerdings wie in [...] Jakob Grimms Wendung: ‚die zur rechten Zeit sich eingestellten Erfindungen‘ sind nicht nachzuahmen, kommen auch kaum mehr vor. [81]</p>	<p>[D]ie zur rechten Zeit sich eingestellten Erfindungen Jakob Grimms – können sie wirklich unwiderrufliche Beispiele bilden? [210]</p>
<p>Albernheiten[:] [...] Der Mathematiklehrer mag zu dem Schüler sagen: diese Linie ist eine krumme, diese eine grade; der Zeichenlehrer darf nur sagen: deine Linie ist recht krumm. [86]</p>	<p>[D]er Zeichenlehrer müsse sagen: <i>diese Linie ist krumm</i> und nur der Mathematiker sage: <i>diese Linie ist eine krumme</i>. Das sind Schulfuchserieen. [161]</p>
<p><i>Denn der Genius, welcher im Ganzen und Großen hier waltet, Fesselt den schaffenden Geist nicht durch ein strenges Gesetz; Überläßt ihn sich selbst, vergönnt ihm die freiste Bewegung Und bewahrt sich dadurch ewig lebendigen Reiz.</i> (Hebbel). [89]</p>	<p>Hebbel [...]: [...] <i>Denn der Genius, welcher im Ganzen und Großen hier waltet, fesselt den schaffenden Geist nicht durch ein strenges Gesetz, überläßt ihn sich selbst, vergönnt ihm die freiste Bewegung und bewahrt sich dadurch ewig lebendigen Reiz.</i> [17]</p>
<p>Goethe [...]: ‚Der geistreiche Mensch knetet sich seine Sprache selbst‘. [89]</p>	<p>Genau wie Leibniz hat Goethe über die Fremdwörter geurteilt. Seine wichtigsten Äußerungen lauten im Zusammenhang: [...] <i>Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe, der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat.</i> [506]</p>
<p>Herder erklärte: <i>Ein Meister entscheidet durch sein königlich Beispiel mehr als zehn Wortgrübler.</i> [90]</p>	<p><i>Ein Meister entscheidet durch sein königlich Beispiel mehr als zehn Wortgrübler</i> (Herder). [212]</p>

<p>Schiller: <i>Wenn der Schulverstand, immer vor Irrtum bange, seine Worte, wie seine Begriffe, an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist; um nicht unbestimmt zu sein, viele Worte macht, ... so gibt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriß.</i> [90]</p>	<p><i>Wenn der Schulvorstand, immer vor Irrtum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und der Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu sein, viele Worte macht, um ja nicht viel zu sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und die Stärke nimmt, so gibt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriß</i> (Schiller). [565]<sup>1194</sup></p>
<p><i>Optima verba rebus cohaerent</i> (Die treffendsten Worte hängen mit den Gegenständen zusammen) heißt es überaus fein bei Quintilian. [92]</p>	<p><i>Optima verba rebus cohaerent</i> (die treffendsten Worte hängen mit den Gegenständen zusammen) sagt Quintilian. [144]</p>
<p><i>Das Wort finden, heißt die Sache selbst finden.</i> (Hebbel) [92]</p>	<p>Hebbel [...]: <i>Das Wort finden, heißt die Sache selbst finden.</i> [144]</p>
<p>Goethe [...]: <i>Die originalsten Autoren der neuesten Zeit sind es nicht deswegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt worden.</i> [96]</p>	<p><i>Die originalsten Autoren der neuesten Zeit sind es nicht deswegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals gesagt worden wären, sagt Goethe ohne alle Ironie.</i> [37]</p>
<p>Voran geht diesen Sätzen Schopenhauers seine Untersuchung über die Geistlosigkeit und Langweiligkeit der Schriften der Alltagsköpfe. Er findet den Hauptgrund darin, daß sie immer nur mit halbem Bewußtsein reden ... Hieraus entspringt der sie charakterisierende fühlbare Mangel an deutlich ausgeprägten Gedanken; weil eben der Prägestempel zu solchen, das eigene</p>	<p><i>Man könnte die Geistlosigkeit der Schriften der Alltagsköpfe sogar daraus ableiten, daß sie den Sinn ihrer eigenen Worte nicht selbst eigentlich verstehn, da solche bei ihnen ein Erlerntes und fertig Aufgenommenes sind; daher sie mehr die ganzen Phrasen (phrases banales) als die Worte zusammengefügt haben. Hieraus entspringt der sie charakterisierende fühlbare Mangel an</i></p>

<sup>1194</sup> Vgl. Stirnemann (2003): Das gestohlene Buch, S. 52.

<p><i>klare Denken, ihnen abgeht: statt ihrer finden wir ein unbestimmtes dunkles Wortgewebe, gangbare Redensarten, abgenutzte Wendungen und Modeausdrücke. Infolge dessen gleicht ihr neblisches Geschreibe einem Druck mit schon oft gebrauchten Typen.</i> [98]</p>	<p><i>deutlich ausgeprägten Gedanken; statt ihrer finden wir ein unbestimmtes dunkles Wortgewebe, gangbare Redensarten, abgenutzte Wendungen und Modeausdrücke</i> (Schopenhauer). [146]</p>
<p>Das hat Lessing erfahren, als er gegen das modische Schablonenwort ‚Genie‘ in den Siebzigern des 18. Jahrhunderts wettete: <i>Wer mich ein Genie nennt, dem gebe ich ein Paar Ohrfeigen, daß er denken soll, es sind vier.</i> [103]</p>	<p>Auch <i>Genie</i> hatte ursprünglich einen spöttelnden Klang; noch Lessing erklärte: <i>Wer mich ein Genie nennt, dem gebe ich eine Ohrfeige, daß er denkt, es wären zwei.</i> [465]</p>
<p>‚Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern, ist das Geschäft der besten Köpfe‘, heißt es in Goethes Aufsatz ‚Deutsche Sprache‘, und er fügt bei: ‚Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos.‘ [104, kürzer: 219, 243]</p>	<p><i>Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern, ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters als geistlos.</i> Goethe [480, ähnlich: 462, 506]</p>
<p>Dem Übersetzer von Sternes <i>Sentimental journey</i>, Bode, empfahl er [Lessing] 1768 das Wort <i>Empfindsam</i> und schrieb dazu: ‚Wagen Sie es! Was die Leser fürs erste bei dem Worte noch nicht denken, mögen sie sich nach und nach dabei zu denken gewöhnen.‘ [107, ähnlich 211]</p>	<p>Für alle Verdeutschungen gilt der Rat, den Lessing Bode erteilte: Bode wollte <i>sentimental</i> mit <i>empfindsam</i> verdeutschen und Lessing empfahl es ihm mit den Worten: <i>Wagen Sie es! Was die Leser fürs erste bei dem Worte nicht denken, mögen sie sich nach und nach dabei zu denken gewöhnen.</i> [486]</p>
<p>Goethe sprach in der Erregung oder zur Erhöhung der Gemütlichkeit noch als Achtzigjähriger fein singendes Frankfurterisch und rechtfertigte sich zu Wilhelm Grimm: ‚Man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen; der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist.‘ [110]</p>	<p>Goethe hat noch achtzigjährig sein Frankfurterisch verteidigt: <i>Man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen; der Bär brummt nach der Höhle, wo er geboren ist,</i> brummte er zu Wilhelm Grimm. [517]</p>

<p>Mit Recht schrieb Jahn: ‚Ohne Mundarten wird der Sprachleib zum Sprachleichnam.‘ [111]</p>	<p><i>Ohne Mundarten wird der Sprachleib ein Sprachleichnam. [...] (Jahn) [518]</i></p>
<p>Hier sei der angenehmen Unterbrechung wegen die nicht um einen Grad zu grobe Erklärung Schopenhauers über die Nachlässigkeit und Schlamperei des Stils eingeschaltet: <i>Wer nachlässig schreibt, legt dadurch zunächst das Bekenntnis ab, daß er selbst seinen Gedanken keinen großen Wert beilegt. Denn nur aus der Überzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit unserer Gedanken entspringt die Begeisterung, welche erfordert ist, um mit unermüdlicher Ausdauer überall auf den deutlichsten, schönsten und kräftigsten Ausdruck bedacht zu sein [...] Wie aber Vernachlässigung des Anzuges Geringschätzung der Gesellschaft, in die man tritt, verrät, so bezeugt flüchtiger, nachlässiger, schlechter Stil eine beleidigende Geringschätzung des Lesers, welche dann dieser, mit Recht, durch Nichtlesen straft. [119]</i></p>	<p>Mit vorbildlicher Grobheit hat Schopenhauer von diesem Gegenstand gehandelt: <i>Wer nachlässig schreibt, legt dadurch zunächst das Bekenntnis ab, daß er selbst seinen Gedanken keinen großen Wert beilegt. Denn nur aus der Überzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit unsrer Gedanken entspringt die Begeisterung, welche erfordert ist, um mit unermüdlicher Ausdauer überall auf den deutlichsten, schönsten und kräftigsten Ausdruck bedacht zu sein. ... Wie aber Vernachlässigung des Anzuges Geringschätzung der Gesellschaft, in die man tritt, verrät, so bezeugt flüchtiger, nachlässiger, schlechter Stil eine beleidigende Geringschätzung des Lesers, welche dann dieser mit Recht durch Nichtlesen straft. ... [199]<sup>1195</sup></i></p>
<p>Delbrück schreibt: <i>Die Bestätigung, daß hier das punctum saliens zu suchen ist, gibt die Antithese, welche unsere eigene Ära darstellt. [119]</i></p>	<p>Sind wir hier von der deutschen Sprache weiter entfernt als bei dem Satz eines großen deutschen Geschichtsschreibers: <i>Die Bestätigung, daß hier das Punctum salien zu suchen ist, gibt die Antithese, welche unsere eigene Ära darstellt? [445]</i></p>

<sup>1195</sup> Vgl. Stirnemann (2004): Ein Betrüger als Klassiker, S. 48.

<p>Allzu streng ist diese Überkühnheit nicht zu beurteilen; geradezu großartig wirkt sie in einem Heeresbefehl des Prinzen Friedrich Karl an seine Krieger: <i>Lasset eure Herzen zu Gott schlagen und eure Fäuste auf die Feinde!</i> [121]</p>	<p><i>Laßt eure Herzen zu Gott schlagen und eure Fäuste auf den Feind</i> (Armeebefehl Prinz Friedrich Karls). [577]</p>
<p>Wenn wenigstens alle Unglücksfälle der Schreiber so erheiternd wirkten [...]: <i>Heute Abend Vortrag: Die Abstammung des Menschengeschlechtes von Lehrer Kalb in Gera.</i> [122, ähnlich 305]</p>	<p>Mißverständnisse erzeugt eine falsche Wortstellung leicht: <i>Heute abend Vortrag: Die Abstammung des Menschengeschlechtes von Lehrer Kalb in Gera.</i> [83]<sup>1196</sup></p>
<p>Zur Charakteristik (<i>der Scheindenker</i>) gehört auch dies, daß sie, womöglich, alle entschiedenen Ausdrücke vermeiden, um nötigenfalls immer noch den Kopf aus der Schlinge ziehen zu können: daher wählen sie in allen Fällen den abstrakten Ausdruck; Leute von Geist hingegen den konkretern, weil dieser die Sache der Anschaulichkeit näher bringt, welche die Quelle aller Evidenz ist. (<i>Schopenhauer</i>). [123]</p>	<p>Was ist das Wesen des Papierstils? Der Papierdeutsche [...] vermeidet [...] als echte Schreibernatur jeden entschiedenen Ausdruck, um stets den Kopf aus der Schlinge ziehen zu können. [163]</p>
<p>Schopenhauer [...]: <i>Was die Schreiberei unserer Philosophaster so überaus gedankenarm und dadurch marternd langweilig macht, ist zwar im letzten Grunde die Armut ihres Geistes, zunächst aber dieses, daß ihr Vortrag sich durchgängig in höchst abstrakten, allgemeinen und überaus weiten Begriffen bewegt, dabei auch meistens nur in unbestimmten, schwankenden, verblasenen Ausdrücken einherschreitet. Zu diesem aerobatischen Gange sind sie aber genötigt, weil sie sich hüten müssen, die Erde zu berühren, als wo sie,</i></p>	<p><i>Was die Schreiberei unserer Philosophaster so überaus gedankenarm und dadurch marternd langweilig macht, ist zunächst Dieses, daß ihr Vortrag sich durchgängig in höchst abstrakten, allgemeinen und überaus weiten Begriffen bewegt, daher auch meistens nur in unbestimmten, schwankenden, verblasenen Ausdrücken einherschreitet. Zu diesem aerobatischem [in der Luft schwebenden] Gange sind sie genötigt, weil sie sich hüten müssen, die Erde zu berühren, als wo sie, auf das Reale, Bestimmte, Einzelne und Klare sto-</i></p>

<sup>1196</sup> Vgl. Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 393.

<p><i>auf das Reelle, Bestimmte, Einzelne und Klare stoßend, lauter gefährliche Klippen antreffen würden, an denen ihre Wortdreimaster scheitern könnten.</i> [128]</p>	<p><i>ßend, lauter gefährliche Klippen antreffen würden, an denen ihre Wort-Dreimaster scheitern könnten.</i> Schopenhauer [55]</p>
<p>Der sonderbare Schwärmer Schiller verstieg sich allerdings einmal zu der Behauptung: ‚Die deutsche Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und Flüchtigste, den Geist, die Seele, unsre Sprache wird die Welt beherrschen.‘ [144f.]</p>	<p>Schiller hat verkündet, die deutsche Sprache, die alles ausdrücke, das Tiefste und das Flüchtigste, werde die Welt beherrschen. [13]</p>
<p>Die Religion übrigens als eins der ältesten Fremdwörter – das allerdings Luther nicht nötig fand! [...]. [147]</p>	<p>Luther hat die Bibel fast ohne Fremdwörter übersetzt; selbst <i>Religion</i> und <i>Orient</i> ersetzte er durch <i>Glaube</i> und <i>Morgenland</i>. [456]</p>
<p>Ich stelle vier Sätze aus zwei recht verschiedenen Welten hier untereinander, alle vier ungefähr in gleicher Fülle fremdwörtlerisch: <i>Ich bin im Kittgen, und muß grandig schineckeln, und habe wenig zu acheln und zu pafen und der Schoter will mir immer Mackes stecken.</i> (Aus einem ‚Kassiber‘). [...] [149]</p>	<p>Im Gaunerrotwelsch heißt es etwa: <i>Ich bin im Kittgen, und muß grandig schineckeln und habe wenig zu acheln und zu pafen und der Schoter will mir immer Mackes stecken.</i> [444]</p>
<p><i>Alle Relationen, die das bewußte Denken sich diskursiv appliziert, sind nur Reproduktionen expliziter oder Explikationen impliziter oder explizite Reproduktionen implizierter Bewegungen.</i> (Eduard von Hartmann). [149]</p>	<p>Wie schmerzhaft klingt es, wenn sich vollends Fremdwörter häufen: <i>Alle Relationen, die das bewußte Denken sich diskursiv appliziert, sind nur Reproduktionen explizierter oder Explikationen implizierter oder explizierter Reproduktionen implizierter Bewegungen</i> (Eduard von Hartmann). [468]</p>
<p>Rivarol [...]: ‚Von den Deutschen hat Europa gelernt, die deutsche Sprache geringzuschätzen.‘ Stilloses, um ein viel härteres Wort zu unterdrücken, als die Verachtung des Deut-</p>	<p>Vor 200 Jahren schrieb Rivarol: <i>Von den Deutschen haben wir gelernt die deutsche Sprache zu verachten.</i> Nirgends in der Welt erwirbt man sich Achtung, wenn man das Eigene ver-</p>

<p>schen durch Deutsche im Verein mit wortseliger Schwärmerei fürs Deutsche ist kaum zu erdenken. [151]</p>	<p>leugnet und dem Fremden nachläuft. [511]</p>
<p>Das erste [Fremdwörterbuch] wurde Deutschland schon 1571 beschert: die humanistische Überschwemmung mit Latein hatte es für solche Leser nötig gemacht, die nicht so lateinkundig waren wie die Müller, Schulzen, Schmiede, Becker, Schneider, die sich der anständigen deutschen Namen ihrer Eltern schämten und sich in Mylius, Scultetus, Faber oder Fabricius, Pistorius, Sartorius umbenamt hatten. [152]</p>	<p>[...] Neigung zum Dünkel und zum Schwindel. Im 17. Jahrhundert haben Tausende von Deutschen ihre ehrlichen Namen Müller, Schulze und Schmidt umgeändert in Mylius, Scultetus und Fabricius, weil sie diese lateinischen Wörter für vornehmer hielten. [445]<sup>1197</sup></p>
<p>Der Unterschied zwischen der uralten und der neuzeitlichen Aufnahme fremder Wörter besteht darin, daß der Sprachsinns unsrer Vorfahren zu fein und machtvoll zugleich war, um fremde Worte in ihrer fremden Form zu dulden. Rücksichtslos und ohne eitle Gelehrttuerei wurden die nützlich scheinenden fremden Ausdrücke für deutschgewordene Dinge eingedeutscht; einzelne Laute, ganze Silben, halbe Wörter ausgestoßen oder zermürbt, zerschrotet, um ein deutsch klingendes Wort, jedenfalls eins mit deutscher Betonung auf der ersten Silbe, zusammenzukneten. Aus dem griechischen <i>Kyriaké</i> wurde mit der Zeit Kirche, aus <i>coróna</i> Krone, aus <i>pérsicum</i> Pfirsich, aus <i>monastérium</i> Münster, aus <i>présbyter</i> Priester, aus <i>archiátrós</i> Arzt, aus <i>praepósitus</i> Propst, aus <i>epíscopus</i> Bischof, aus <i>diábolus</i> Teufel, aus <i>para-</i></p>	<p>Unsere Altvorderen im ersten Jahrtausend waren Meister und Künstler der Eindeutschung. Sie gaben jedem fremden Wort eine deutsche Form. Aus <i>paravaredus</i> machten sie <i>Pferd</i>, aus <i>diabolus</i> <i>Teufel</i>, aus <i>presbyter</i> <i>Priester</i>, aus <i>beryllum</i> <i>Brille</i>, aus <i>breve</i> <i>Brief</i>, aus <i>acetum</i> <i>Essig</i> und so fort. Wer empfindet heute noch diese Wörter als fremd? Wir nennen sie Lehnwörter, aber sie sind gleichberechtigte Teile unseres Wortschatzes, denn nur die Sprachgelehrten können sie von den Erbwörtern unterscheiden. Die alten Deutschen haben so unseren Wortschatz um 1200 Wörter bereichert. Stets hat das Volk hierbei kräftiger eingedeutscht als die Gebildeten, die früheren Jahrhunderte besser als die späteren. Vergleichen wir die Sprachentwicklung beim Eindringen der christlichen Religion und beim Eindringen</p>

<sup>1197</sup> Vgl. Stirnemann (2003): Das gestohlene Buch, S. 50.

<p><i>verédus</i> Pferd. Lehnwörter heißen diese durch gewaltsame Umbildung völlig eingebürgerten Fremdlinge [...]: in allem über 200 ausgezeichnete altdeutsche Lehnwörter aus dem Griechischen und Lateinischen. Mit den späteren Ableitungen sind es jetzt zusammen ungefähr 1200. [152]</p>	<p>des römischen Rechtes, so sehen wir: im ersten Jahrtausend machten die alten Deutschen kurzerhand aus <i>episcopus</i> <i>Bischof</i>, aus <i>presbyter</i> <i>Priester</i>, aus <i>kyriake</i> <i>Kirche</i>, aus <i>claustrum</i> <i>Kloster</i>, lauter ausgezeichnete deutsche Wörter, die heute niemand mehr als fremd empfindet. [492]</p>
<p>Erklärung und Erklärer von 1889 [...]: Einer der unbeschämten Unterzeichner war jener Karl Weizsäcker, der in seiner ‚verbesserten‘ Bibelübersetzung den Satz Luthers: ‚Sintemal ich nichts weniger bin, denn die hohen Apostel sind‘ (2. Korintherbrief 11,5), als ‚führender Schriftsteller, der seine Worte mit Bedacht wählt‘, verschönerte in: <i>Denn ich bin in nichts zurückgeblieben hinter den Extraaposteln.</i> [156]</p>	<p>Luther ist bei der Bibelübersetzung nahezu ohne jedes Fremdwort angekommen, Karl Weizsäcker dagegen, der in einer öffentlichen Erklärung zugunsten der Fremdwörter versichert hat, er wähle seine Worte mit Bedacht, Karl Weizsäcker hat in seiner verbesserten Bibelübersetzung das Pauluswort <i>Sintemal ich nichts weniger bin als die hohen Apostel sind</i>, verbessert in die weit feinere „Nüance“ <i>denn ich bin in nichts zurückgeblieben hinter den Extraaposteln.</i> [446]</p>
<p>Gustav Freytag [...] verfuhr [...] genau nach dem Leitwort des Sprachvereins in der Frage der Fremdwörter: Kein Fremdwort für das, was auf deutsch gut ausgedrückt werden kann. [157]</p>	<p>Im Jahre 1904 waren alle preußischen Minister Mitglieder des Sprachvereins, auch der deutsche Reichskanzler. Sie hatten alle gelobt, sich für den Grundsatz des Vereins einzusetzen: kein Fremdwort für etwas, das deutsch gut ausgedrückt werden kann. [475]</p>
<p>Was hätten die wertlosesten unter den Erklärern erklärt, wenn sie zwei Jahrhunderte früher, 1687, zu den ‚Führenden‘ gehört hätten, dazumal als Christian Thomasius in Leipzig</p>	<p>Als 20 Jahre später Thomasius an der Universität in Halle als erster Vorlesungen in deutscher Sprache ankündigte, brandete ihm eine Welle der Empörung entgegen, daß er das</p>

<p>das Unerhörteste wagte, was ein deutscher Hochschullehrer wagen konnte: eine Universitätsvorlesung in deutscher Sprache anzukündigen? Man muß das Toben des Professorenklüngels jener Zeit darüber nachlesen: ‚daß das ehrliche schwarze Brett so beschimpft und <i>Lingua latina</i> als <i>Lingua eruditorum</i> so hindan gesetzt worden wäre.‘ [158]</p>	<p>„ehrliche schwarze Brett“ damit verunehrt habe. [21]<sup>1198</sup></p>
<p>Der Germanist Eugen Wolff, unfähig zwei Sätze hintereinander in deutscher Sprache zu schreiben, spricht von den Begleitumständen lyrischer Gedichte: <i>Sie muß der Dichter eliminieren, um dadurch die Gefühlserreger in ihrer vollen Intimität zu isolieren, konzentrieren, prononizieren.</i> [162]</p>	<p><i>Der Dichter muß die aktuellen Anlässe eliminieren, um dadurch die Gefühlserreger in ihrer vollen Intimität zu isolieren, konzentrieren, prononizieren.</i> [444]</p>
<p>Carl Busse, einer unsrer guten lyrischen Dichter, der für die zarten Empfindungen die zarten deutschen Ausdrücke findet, berichtet über Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin: <i>Sie gelten als eine Zierde unserer epistolographischen Literatur.</i> [162]</p>	<p><i>Humboldts Briefe sind eine Zierde unserer epistolographischen Literatur (Busse).</i> [471]</p>
<p>Delbrück [...] schreibt: <i>Brandt war äußerlich prädisponiert, intellektuelle Leistungen für aktive Leistungen anzusehen.</i> [163]</p>	<p><i>Er war prädisponiert, intellektuelle Leistungen für aktive Leistungen anzusehen (Delbrück).</i> [468]</p>
<p>Marx [...]: <i>Die Arbeitsteilung reduziert den Arbeiter auf eine degradierende Funktion. Dieser degradierenden Funktion entspricht eine depravierte Seele.</i> [164]</p>	<p><i>Die Arbeitsteilung reduziert den Arbeiter auf eine degradierende Funktion. Dieser degradierenden Funktion entspricht eine depravierte Seele (Marx).</i> [471]</p>

<sup>1198</sup> Engel hat Recht und Reiners liegt falsch. Das „ehrliche schwarze Brett“ verunglimpfte Thomasius in Leipzig und nicht Halle. (Vgl. Polenz (1994): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. 17. und 18. Jahrhundert, S. 55.)

<p>Es bildet sich ein Deutscher Postkartensammlerbund. Warum nicht? – Aber wie nennt er sich? Philokartistenbund! Eines Philatelistenbundes (der Briefmarkensammler) durften wir uns längst rühmen. [167]</p>	<p>Es ist dies genau der gleiche „zureichende Grund“, aus welchem sich die Briefmarkensammler <i>Philatelisten</i> nennen, was bestenfalls Ziellosigkeitsfreunde bedeuten könnte, denn falsches Griechisch ist ja weit vornehmer als richtiges Deutsch. Versteht sich, daß die Postkartensammler nicht nachstehen dürfen und einen <i>Philokartistenbund</i> gründen. [446]</p>
<p><i>Im Zirkus Schumann sind die Singhasen noch für zwei weitere Abende prolongiert worden</i> (aus einer Berliner Zeitung). [168]</p>	<p><i>Im Zirkus Schumann sind die Singhasen noch für zweite weitere Abende prolongiert worden</i> (Tägl. Rundschau). [471]</p>
<p><i>Ein Tropfen Lüge und Eitelkeit im Menschen spiegelt sich notwendig in seinem Stile und kann ihn zwar glänzend, absonderlich, interessant und sonst noch manches machen, scheidet ihn aber aus dem Bereich der Schönheit.</i> (Ricarda Huch) [168]</p>	<p>Richarda Huch [...]: <i>Ein Tropfen Lüge und Eitelkeit im Menschen spiegelt sich notwendig in seinem Stile und kann ihn zwar glänzend, absonderlich und interessant machen, scheidet ihn aber aus dem Bereiche der Schönheit.</i> [396]</p>
<p>Kaiser Wilhelm II. zu dem Vorsitzenden eines Charlottenburger Kriegervereins bei einer Denkmalsfeier: ‚Was sind Sie?‘ ... ‚Magistratsekretär, Euer Majestät‘ ... ‚Ach so, Stadtschreiber.‘ [168]</p>	<p>Auch Wilhelm II. war ein Feind der Fremdwörter: (<i>Magistratsekretär wollen Sie sein? Stadtschreiber sind Sie!</i>) [475]</p>
<p>Der trotz dem Namen deutschschweizerische Naturforscher Forel hält in einer wissenschaftlichen Versammlung einen Vortrag, worin folgender Satz vorkommt: <i>Diese Weltpotenz besitzt an sich die plastische Expansionsfähigkeit einer endlosen evolutionistischen Diversifikation im Detail ihrer Erscheinungen.</i> [172]</p>	<p>Der Naturforscher Forel will sagen: <i>Die Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen ist grenzenlos.</i> Da aber mit dieser Binsenwahrheit nicht viel Ruhm zu ernten ist, so putzt er den Satz mit einigen Fremdwörtern auf: <i>Diese Weltpotenz besitzt an sich die plastische Expansionsfähigkeit einer endlosen evolutionistischen Diversifikation im Detail ihrer Erscheinungen.</i> [467]</p>

<p>Faktor, Element, Moment [sind] beliebig auswechselbare Worthülsen. [172]</p>	<p>Worte wie <i>Faktor, Element, Moment</i> sind Schwammworte; sie passen überall hin und sind deshalb nirgends am Platze. [62]</p>
<p>Der Hannöversche Anzeiger vom 10. September 1904 berichtet über die Verhandlung gegen einen Steinträger wegen groben Unfugs: <i>Auf die Frage: Sie sind Steinträger? antwortet er: Nein, das bin ich nicht, ich bin Baumaterialientransporteur. Schallendes Gelächter.</i> [173]</p>	<p>Herr Fabricius ist der rechte Ahn jenes Arbeiters, der vor Gericht auf die Frage: Sind Sie Steinträger?, antwortete: <i>Nein, das bin ich nicht, ich bin Baumaterialientransporteur.</i> [446]</p>
<p><i>Fremde Wörter verraten entweder Armut, welche doch verborgen werden muß, oder Nachlässigkeit.</i> (Kant). [174, ähnlich 243]</p>	<p>Kant [...]: ... <i>fremde Wörter verraten entweder Armut, welche doch verborgen werden muß, oder Nachlässigkeit.</i> [507]</p>
<p>Ein [...] Germanist sprach von ‚kriminellen Verbrechen‘, nur weil er nichts bei ‚kriminell‘ gefühlt hatte. Für eine große Berliner Zeitung schmierte ein Fremdwörtler hin: <i>Gladstones scharfes Wort über Sibirien wird seine Popularität am russischen Hofe wohl kaum verstärken</i>, weil er sich bei Popularität etwas ganz Unbestimmtes, wenn überhaupt etwas gedacht hatte. Ungefühlt sind Sätze wie: [...] <i>England ist uns trotz der geringeren numerischen Anzahl darin überlegen.</i> [176]</p>	<p>Ein Germanist schreibt von <i>kriminellen Verbrechen</i>, ein Zeitungsschreiber von <i>Gladstones Popularität am russischen Hof</i>, ein anderer von Englands <i>numerischer Anzahl</i> und so fort: all diese Wörter sind ungefühlte Schablonen. [458]</p>
<p>Niemals werden uns die Wurzelwörter, die wir nicht schon in der Kinderstube von Vater und Mutter und Geschwistern gehört, mit der vollen Gefühlskraft berühren, wie sie zum restlosen Aufnehmen eines unbekanntes Stoffes erforderlich ist. Goethe ging so weit, ‚daß niemand den Andern versteht, daß keiner bei den-</p>	<p>Goethe hat einmal gesagt, keiner verstehe den anderen ganz, weil keiner bei demselben Wort genau dasselbe denke wie der andere. Diese Vieldeutigkeit der Worte nimmt zu, je weniger sie uns von Kindesbeinen an vertraut sind, je weniger Gefühlsinhalte sich mit ihnen verbinden und je weniger anschaulich</p>

<p>selben Worten dasselbe was der Andre denkt', und hatte gewiß nicht ganz Unrecht. Immerhin ist das Verstehen leichter bei Worten, die dem Sprechenden von Kindesbeinen an vertraut sind, die von allen sie Gebrauchenden mit fast gleichem Sinn verbunden werden, also bei denen der Muttersprache. Wir haben hierfür den zwingenden Beweis in der jedermann bekannten Tatsache, daß selbst die ärgsten Fremdwörter von ihrem Zigeunerdeutsch ablassen, sobald ein Urgefühl sie ergreift: im Gebet, im tiefsten Leid, in höchster Lust, mit den Eltern, den Kindern, den Freunden, der Geliebten, der Gattin; kurz da, wo alle Lügen des Lebens, die großen und die kleinen, die Lügen der Gesellschaft, des Staatslebens, der Wissenschaft, dazu die Stillügen, im Sturm einer echten Leidenschaft dahinsinken. [176]</p>	<p>sie sind. In diesen drei Punkten stehen die Fremdwörter hinter den deutschen Wörtern zurück. Jedes leidenschaftliche Gefühl verschmäht die Fremdwörter. Kein Liebender wird seine Liebeserklärung oder Sätze der Zärtlichkeit mit Fremdwörtern ausstatten. Keine Mutter wird zu ihrem Kind in fremden Worten reden, wenn sie eindringlich und herzlich mit ihm sprechen will. Kein ernsthaftes Gebet wird Fremdwörter enthalten. [456]</p>
<p>Was für schwindelhafter Unfug wird mit <i>Objektiv</i> und <i>Subjektiv</i> verübt [...]. Karl Bleibtreu faselt wörtlich: <i>Freilich muß sich eine objektive Subjektivität und eine subjektive Objektivität verbinden</i> und glaubt sicher, etwas unerhört Tiefes gesagt zu haben. [179]</p>	<p>Die Verwaschenheit macht die Fremdwörter zu gegebenen Werkzeugen des Stilschwindels. Karl Bleibtreu hat einmal stolz erklärt: <i>Selbstverständlich muß man eine objektive Subjektivität und eine subjektive Objektivität haben.</i> [459]</p>
<p>Fremdwörtelnder Schwindel [...]: Ein preußischer Minister von Hammerstein erklärte im Abgeordnetenhaus: <i>Meine Herren, wenn ich ‚absolut‘ sage, so meine ich das natürlich relativ.</i> Unbezählbar! [180]</p>	<p>Wie formelhaft die Fremdwörter die Dinge bezeichnen, zeigt sich auch bei den zahllosen Fehlanwendungen. Ein preußischer Minister hat 1910 erklärt: <i>Meine Herren, wenn ich sage absolut, so meine ich das natürlich nur relativ.</i> [458]</p>

<p>Die Fremdwörterei ist die granitne Mauer, die sich in Deutschland zwischen den Gebildeten und den nach Bildung ringenden Klassen erhebt. [183]</p>	<p>Die Fremdwörter ziehen eine Bildungsmauer durch unser Volk. [468, ähnlich 461]<sup>1199</sup></p>
<p>In der vierten seiner Reden an die deutsche Nation sagt Fichte von so wichtigen Wörtern wie Humanität, Liberalität, Popularität: <i>Diese Worte, vor dem Deutschen, der keine andere Sprache gelernt hat, ausgesprochen, sind ihm ein völlig leerer Schall, der an nichts ihm schon Bekanntes durch Verwandtschaft des Lautes erinnert und so aus dem Kreise seiner Anschauung und aller möglichen Anschauung ihn vollkommen herausreißt.</i> [183]</p>	<p>Fichte erwähnt in seinen Reden an die deutsche Nation, in denen sehr wenig Fremdwörter vorkommen: <i>Worte wie Humanität, Liberalität, Popularität – ausgesprochen vor einem Deutschen, der keine Sprache gelernt hat – sind ihm ein völlig leerer Schall, der an nichts ihm schon Bekanntes durch Verwandtschaft des Lautes erinnert und so aus dem Kreise einer Anschauung und aller möglichen Anschauungen ihn vollkommen herausreißt.</i> [458]</p>
<p>Goethe [...]: ‚Ich verfluche allen negativen Purismus, daß man ein Wort nicht brauchen soll, in welchem eine andere Sprache viel mehr und Zarter gefaßt hat‘. [192, ähnlich 246]</p>	<p>Goethe hat mit einer ihm sonst fremden Erbitterung gesagt: <i>Ich verfluche allen negativen Purismus, daß man ein Wort nicht brauchen soll, in welchem eine andere Sprache viel mehr und Zarteres gefaßt hat.</i> [454, ähnlich 506]</p>
<p><i>Sagen sie (die Gelehrten), daß sie nach vielem Nachsinnen und Nagelbeißen kein Teutsch gefunden, so ihre herrliche Gedanken auszudrücken gut genugsam gewesen, so geben sie wahrlich mehr Armut ihrer vermeinten Beredsamkeit als die Vortrefflichkeit ihrer Einfälle zu erkennen.</i> (Leibniz). [206]</p>	<p><i>Sagen die Gelehrten, daß sie nach vielem Nachsinnen und Nagelbeißen kein Teutsch gefunden, so ihre herrlichen Gedanken auszudrücken gut genugsam gewesen, so geben sie wahrlich mehr Armut ihrer vermeintlichen Beredsamkeit als die Vortrefflichkeit ihrer Einfälle zu erkennen. [...] Leibniz</i> [463]</p>
<p>Schon Leibniz warnte um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert vor jener Gefahr: ‚Es will fast das Ansehen gewinnen, wann man so fort-</p>	<p>Vor 200 Jahren schrieb Leibniz: <i>wenn wir so fortfahren, so wird das Deutsche in Deutschland nicht weniger verloren gehen als das Angelsächsische</i></p>

<sup>1199</sup> Vgl. Stirnemann (2004): Ein Betrüger als Klassiker, S. 49.

<p>fährt und nichts dagegen tut, es werde Deutsch in Deutschland selbst nicht weniger verloren gehen, als das Engelsächsische in Engeland'. [210]</p>	<p><i>in England.</i> [443]</p>
<p>Haym schreibt mit Schwung über Schillers Ansiedelung in Jena: <i>Nur in dem harten Joche solcher Pflicht- und Regelmäßigkeiten mochte sich das bewegliche Wesen des Dichters vollends fixieren.</i> [213]</p>	<p><i>Nur im harten Joch solcher Pflichten mochte sich das bewegliche Wesen des Dichters vollends fixieren</i> (Haym). [471]</p>
<p>Bei A. Harnack lesen wir schauernd: <i>Auf jeder Stufe ihrer Entwicklung hat die christliche Menschheit das Lebensideal abstrahiert und als das Höchste proklamiert.</i> [213]</p>	<p>Wie peinlich wirken selbst für ein stumpfes Ohr die Fremdwörter in den folgenden Sätzen: <i>Auf jeder Stufe ihrer Entwicklung hat die christliche Menschheit das Lebensideal abstrahiert und als das Höchste proklamiert</i> (Harnack). [467]</p>
<p>Man lese diesen Bericht des großen Feldhauptmannes Wallenstein nach der Schlacht bei Nürnberg an Kaiser Ferdinand: <i>Das Combat hat von frühe angefangen und den ganzen Tag caldisimamente gewährt, alle Soldaten Eurer kaiserlichen Armee haben sich so tapfer gehalten, als ich's in einiger occasion mein lebenlang gesehen, und niemand hat einen fallo in valor gezeigt. Der König hat sein Volk über die Maßen tief diskuragiert; Eurer Majestät Armee aber, indem sie gesehen, wie der König repussiert wurde, ist mehr denn zuvor assekuriert worden.</i> [215]</p>	<p>[A]us dem Briefe Wallensteins über das Treffen bei Nürnberg [...]: <i>Das Combat hat von frühe angefangen und den ganzen Tag caldisimamente gewährt, alle Soldaten Eurer kaiserlichen Armee haben sich tapfer gehalten, als ich's in einiger occasion mein lebenlang gesehen, und niemand hat eine fallo in valor gezeigt. Der König hat sein Volk über die Maßen tief diskuragiert; Eurer Majestät Armee aber, indem sie gesehen, wie der König repussiert wurde, ist mehr denn zuvor assekuriert worden.</i> [444]</p>
<p>Und wo es nicht gradezu gemein wirkt, da mit beleidigender Stillosigkeit, wie in E. Schmidts sonst schönem Satz über Schillers Balladen: <i>Er gibt diesen Schöpfungen eine gehobene, glanzvolle Sprache, den Faltenwurf seines Purpurmantels</i> (das Bild ist von</p>	<p>Wie peinlich wirken selbst für ein stumpfes Ohr die Fremdwörter in den folgenden Sätzen: [...] <i>Schiller gibt seinen Balladen eine gehobene glanzvolle Sprache, den Faltenwurf seines Purpurmantels schlagend um Schilderungen und rednerische Partien</i></p>

<p>Dahn!) <i>schlagend um Schilderungen und rednerische Partien.</i> [217]</p>	<p>(Erich Schmidt). [467]</p>
<p>Erfüllt vom Ekel des sprachsauberen Menschen gegen die schmutzige Fremdwörterlei, schrieb er [Lessing] über Wielands unreinen Stil in den Jugendwerken: <i>Alle Augenblicke läßt er seine Leser über ein französisches Wort stolpern. Lizenz, visieren, Education, Disziplin, Moderation, Eleganz, Ämulation, Jalousie, Korruption, Dexterität und noch hundert solche Wörter, die nicht das Geringste mehr sagen als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Purist ist.</i> [223]</p>	<p>Lessing ist dafür eingetreten, Fremdwörter zu verdeutschen oder einzu-deutschen; er hat in seinen eignen Werken Fremdwörter ausgemerzt und hat zahlreiche Neuwörter geschaffen oder durchgesetzt. Bei der Besprechung eines Buches von Wieland schreibt er: <i>Lizenz, visieren, Education, Disziplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalousie, Corruption, Dexterität – und noch hundert solche Worte, die alle nicht das Geringste mehr sagen als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Purist ist.</i> [508]</p>
<p>[W]ir [verdanken] ihm [dem oft sehr glücklichen Neuschöpfer und Verdeutscher, Ludwig Jahn], außer dem Wörterbuch für das Turnwesen [...] ein so unentbehrlich gewordenes Neuwort wie ‚Volkstum‘ samt ‚volkstümlich‘ (für Nationalität und populär) und das so einfach klingende, aber damals so tollkühne ‚Landwehr‘. [225]</p>	<p>Eine ähnliche Schöpferfreude besaß Friedrich Ludwig Jahn. Er hat einige vorzügliche Worte geschaffen wie <i>turnen, Landwehr</i> und <i>Volkstum</i>. [514]</p>
<p>Aber der ‚Kulturzusammenhang der Welt‘! Um seinetwillen darf das Deutsche angeblich nicht auf seine hunderttausend Fremdwörter verzichten. [240]</p>	<p>[W]ieviel Fremdwörter gibt es eigentlich? Das Fremdwörterbuch von Heyse enthält 100000 Wörter. Zum Vergleich: der gesamte deutsche Wortschatz wird auf 200000 Wörter veranschlagt. Ein Drittel der Wörter unseres Sprachgebrauchs sind also Fremdwörter. [442]<sup>1200</sup></p>

<sup>1200</sup> Vgl. Sanders (1992): Zur Neubearbeitung von Ludwig Reiners' Stilkunst, S. 150.

<p>Auf den Ausspruch: <i>Höchste Geistes- und Seelenbildung bekundet es, alles in der Muttersprache ausdrücken zu können</i>, würde ich größeren Wert legen, rührte er nicht von einem unsrer unverständlichsten Schriftsteller her, der allerdings nicht grade ein Fremdwörtler war: von Hegel. [243]</p>	<p>Hegel [...]: <i>Alles in der Muttersprache aussprechen zu können, bekundet höchste Geistes- und Seelenbildung</i>. Aber es bleibt bei diesen Vorsätzen; in seinen Büchern ist er einer der grausamsten Fremdwörtler aller Zeiten. [507]</p>
<p>Wie bezeichnend für Goethes Purismus sind folgende prächtige Verdeutschungen: <i>Aber um dich, Adelheid, ist eine Atmosphäre von Leben</i> wurde zu <i>Aber um dich, Adelheid, ist Leben</i>. [244]</p>	<p><i>Um dich, Adelheid, ist eine Atmosphäre von Leben</i> sagt Franz im Urgötz. [229]</p>
<p>Damals [...] wurden die Spottverse geschrieben: <i>Deutschland soll rein sich isolieren, Einen Pestkordon um die Grenzen führen</i> (in dem Gedicht von 1816 ‚Die Sprachreiner‘ [von Goethe]), was ja selbst Campen nicht eingefallen war. [246]</p>	<p>Und er [Goethe] hat 1816 ein Spottgedicht <i>Purismus</i> geschrieben: [...] <i>Teutschland soll rein sich isolieren, einen Pestkordon um die Grenze führen, daß nicht einschleiche fort und fort Kopf, Körper und Schwanz von fremdem Wort</i>. [454]</p>
<p>Goethe machte sich über Campe lustig, schrieb spitzige Verse gegen <i>die furchtbare Waschfrau, welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand</i>. [246]</p>	<p>Er [Goethe] hat den Sprachreiner Campe verhöhnt als die <i>furchtbare Waschfrau, welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand</i>. [454]</p>
<p>Bis in die letzten Lebensjahre beschäftigte Goethen das Ausmerzen der Fremdwörter, der ‚affirmative Purismus, der produktiv ist‘, wie sein spaßhafter Ausdruck lautete. [247]</p>	<p>Genau wie Leibniz hat Goethe über die Fremdwörter geurteilt. Seine wichtigsten Äußerungen lauten im Zusammenhang: [...] <i>Meine Sache ist der affirmative Purismus, der produktiv ist</i> [...]. [506]</p>
<p>Das von den Fremdwörtern so gern angeführte Wort des Meisters: <i>Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es eigentlich geistlose Menschen sind, wel-</i></p>	<p><i>Ich habe im Leben und im Umgang mehr als einmal die Erfahrung gemacht, daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf die Sprachreini-</i></p>

<p><i>che auf Sprachreinigung mit zu großem Eifer dringen, bezog sich auf solche verirrte Narren, welche die Monatsnamen und Wörter wie Natur, Musik, Literatur und dergleichen ganz ausmerzen wollten. In diesem Urteil stimmt der Verfasser Goethen vollkommen bei. [247]</i></p>	<p><i>gung mit so großem Eifer dringen: denn da sie den Wert eines Ausdruckes nicht zu schätzen wissen, so finden sie gar leicht ein Surrogat, welches ihnen ebenso bedeutend scheint. Goethe [463]</i></p>
<p><i>Lernet und heiligt eure angestammte uralte Sprache und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr. (Jakob Grimm). [248]</i></p>	<p>Vor hundert Jahren schloß Jakob Grimm seine Vorrede zum deutschen Wörterbuch mit der feierlichen Mahnung: <i>Deutsche geliebte Landsleute, welches Reichs, welches Glaubens ihr seid, tretet ein in die euch allen aufgetane Halle eurer angestammten uralten Sprache, lernt und heiligt sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr. [11]</i></p>
<p>Jakob Grimm hat in trüben Zeitläufen das Verheißungswort geschrieben: <i>Man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsre Sprache schändet: dann werden sie wie Flocken zerrieben, wenn Deutschland sich selbst erkennend stolz alles großen Heiles bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht. [251]</i></p>	<p>Jakob Grimm: [...] <i>man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsere Sprache schändet, dann werden sie wie Flocken zerrieben, wann Deutschland sich selbst erkennend, stolz allen großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht. [334, ähnlich 462]</i></p>
<p>Der unglücklichste unsrer Stürmer und Dränger, Reinhold Lenz, ein feinhöriger Sprachbeobachter, hat vor bald 150 Jahren den sehr beachtenswerten Satz niedergeschrieben: <i>Mir scheinen in unsrer Sprache noch unendlich viele Handlungen und Empfindungen unsrer Seele namenlos, vielleicht weil wir bisher als geduldige Bewunderer alles Fremden uns mit auswärtigen Benennungen für einheimische Gefühle begnügt haben, die dann nicht anders als schielend (nämlich</i></p>	<p>Goethes Jugendfreund Lenz hat auf dieses Unheil mit dem schwermütigen Satze hingewiesen: <i>Mir scheinen in unserer Sprache noch unendlich viele Handlungen und Empfindungen unserer Seele namenlos, vielleicht weil wir bisher als geduldige Bewunderer alles Fremden uns mit auswärtigen Benennungen für einheimische Gefühle begnügt haben, die dann nicht anders als schielend ausgedrückt werden konnten. [460]</i></p>

<p>durch Fremdwörter) <i>ausgedrückt werden konnten</i>. [252]</p>	
<p>Der Satzbau des berühmtesten englischen Prosameisters, Macaulays, erinnert zu sehr an den der besten Franzosen, um an dieser Stelle die nähere Betrachtung zu fordern. Eigenwüchsiger ist der Amerikaner Emerson: <i>There are no fixtures in nature. The universe is fluid and volatile. Permanence is but a word of degrees. Our globe seen by God is a transparent law, not a mass of facts. The law dissolves the facts and holds it fluid</i>. [260]</p>	<p>Im 19. Jahrhundert hat der Amerikaner Emerson den Asthmastil oft wahllos angewandt. Seine Sätze sind durchschnittlich 11 Worte lang gegen 20 bei natürlichen englischen Schriftstellern wie Macaulay. [104]</p>
<p>In einer ‚Anleitung zur weltüblichen Schreibart‘, nämlich der akademischen aus dem 18. Jahrhundert, wird gerühmt, daß es einem gelehrten Juristen gelungen sei, die Eheurkunde eines hohen Herrn, die elf gedruckte Oktavseiten umfaßte, in eine Periode zu bringen. [266]</p>	<p>Im 18. Jahrhundert war es ruhmvoll, recht lange Perioden zusammenzubasteln; mit dem Stolz des Künstlers, berichtet der Verfasser einer <i>Anleitung zur weltüblichen Schreibart</i>, ihm sei es gelungen, einen Ehevertrag von elf Seiten in einen einzigen Satz hineinzuzwängen. [87f.]</p>
<p>Nur der sichere Stilmeister mag sich an Satzgebäude mit vielen Stockwerken wagen; ihm werden hier keine Lehren gegeben, keine Warnungen erteilt, denn er ist mein Lehrer, nicht ich der seine. Indessen da der Meister wenige, der Schüler viele, fast alle sind, so sei hier mit äußerstem Nachdruck die Mahnung ausgesprochen: <i>Bauet kurze Sätze!</i> [271]</p>	<p>Aber von Tausenden, die sich zu solchen Sätzen berufen glauben, sind nur die wenigsten auserwählt. Wer einen Carlos, einen Grünen Heinrich oder einen Hutten geschrieben hat, der mag gelassen seine Perioden so bilden, wie ein Gott ihm eingibt. Ihn kann kein Stilbuch etwas lernen, er kann von ihm nur lernen. Wir anderen wollen uns der natürlichen Grenzen unsrer Sprache bewußt bleiben: kurze, meist beigeordnete Sätze sind für uns das beste Ausdrucksmittel unsrer Gedanken und Gefühle. [102]<sup>1201</sup></p>

<sup>1201</sup> Vgl. Stirnemann (2003): *Das gestohlene Buch*, S. 51.

<p>Grillparzer mahnte, ähnlich wie Tegnér: <i>In der Prosa wird die deutsche Sprache dahin (ihre Unbeholfenheit abzulegen) erst dann gelangen, wenn sie das Periodenmäßige aufgibt, das teils angeborene Gravität, teils Nachahmung des Lateinischen dem Deutschen aufgeredet haben.</i> [273]</p>	<p><i>In der Prosa wird die deutsche Sprache zur Ablegung der Unbeholfenheit erst dann gelangen, wenn sie das Periodenmäßige aufgibt, das teils angeborene Gravität teils Nachahmung des Lateinischen dem Deutschen aufgeredet haben.</i> [...] Grillparzer [...]. [103]</p>
<p>Wie schon angedeutet, ist dieser Stil [atemlose Kürze, Häckselstil] nicht einmal auf [Herman] Grimms eigenem Beet gewachsen. Er rührt von Emerson. Dem Amerikaner. Dem Bewunderer Goethes. Dem Meister des Denkens. In Sinnsprüchen. In tiefen. Gehaltvollen. – Grimm hatte Emersons Aufsätze gut übersetzt; mußte er künstelnd nachäffen, was bei Emerson Natur war? [276]</p>	<p>Im 19. Jahrhundert hat der Amerikaner Emerson den Asthmastil oft wahllos angewandt. [...] Von ihm haben Hermann Grimm, der Neffe Jakob Grimms, Wilhelm Scherer und viele andere gelernt. Die Nachahmer haben, wie üblich, durch Übertreibung diese Künstelei vollends lächerlich gemacht. [104]<sup>1202</sup></p>
<p><i>Es gibt Augenblicke in unserm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Tieren, Landschaften, sowie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil sie unsern Sinnen wohltut, auch nicht, weil sie unsern Verstand und Geschmack befriedigt (von beiden kann oft das Gegenteil stattfinden), sondern bloß weil sie Natur ist, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen.</i> (Anfangsatz von Schillers ‚Naiver und sentimentalischer Dichtung‘). [280]</p>	<p>Schiller [...]: <i>Es gibt Augenblicke in unserem Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralen, Tieren, Landschaften sowie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil sie unseren Sinnen wohltut, auch nicht weil sie unseren Verstand oder Geschmack befriedigt (von beiden kann oft das Gegenteil stattfinden), sondern bloß weil sie Natur ist, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen.</i> [101]</p>

<sup>1202</sup> Ähnlich: Vgl. Stirnemann (2003): Das gestohlene Buch, S. 51.

In feierlichen Hauptsätzen, ohne einen einzigen Nebensatz, wird die biblische Schöpfungsgeschichte erzählt: [...] <i>Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht.</i> [280, ähnlich 354]	Papierstil [...]: Wenn du etwas Gesprochenes wiedergibst, so setze es mit Hilfe des Wortes <i>daß</i> in die indirekte Rede. Sie ist weit feiner. <i>Und Gott sprach, daß es Licht werden sollte.</i> [161]
Auf Papierdeutsch würde das bekannte Volkslied lauten: <i>Zwei Königs-kinder, obgleich sie einander so lieb hatten, konnten, da das Wasser viel zu tief war, nicht zusammenkommen.</i> [284]	Heißt das bekannte Volkslied: <i>Zwei Königs-kinder konnten, obwohl sie einander so lieb hatten, nicht zusammenkommen, weil das Wasser viel zu tief war.</i> [97]
Sätze wie dieser schwer verunglückte sind nicht ganz selten: <i>Gestern Abend fand ein Ball beim Herzog statt, der sehr voll war.</i> [287]	Mißverständnisse erzeugt eine falsche Wortstellung leicht: [...] <i>Abends Ball beim König, der sehr voll war.</i> [83]
Noch schlechter gebaut sind folgende Sätze: [...] <i>Man will die Schwurgerichte durch eine besondere Art von Schöffengerichten ersetzen, deren Konstruktion in der Luft schwebt und als völlig unpraktisch erscheint.</i> (Kohler). [287]	Satzbaufehler [...]: <i>Man will die Schwurgerichte durch eine besondere Art von Schöffengerichten ersetzen, deren Konstruktion in der Luft schwebt und als völlig unpraktisch erscheint</i> (Josef Kohler). [152]
Es sei denn, daß er ganz sicher ist, ein Genie zu sein: der Meister kann die Form zerbrechen mit weiser Hand, zur rechten Zeit. Alle größten Prosakünstler haben Satzbruch begangen, desto kühneren, je gewaltiger der Fluß ihrer Rede war. [288]	Die Naturform unseres Satzes ist die Beiordnung. Aber <i>Der Meister kann die Form zerbrechen.</i> [...] In dem Munde des Meisters ist unsere Sprache auch kühn geschwungener Gefüge fähig. [102, ähnlich 106]
Schlimmer noch ist es um einen Satz bei Novalis bestellt: <i>Der König ließ ihr den Becher reichen, aus dem sie nippte und mit vielen Danksagungen hinweg-eilte.</i> [288]	Satzbaufehler [...] Mißverständnis [...]: <i>Der König ließ ihr den Becher reichen, aus dem sie nippte und mit vielen Danksagungen hinweg-eilte</i> (Novalis). [157] <sup>1203</sup>
<i>Vielen von unsern Schriftstellern gefällt ein verworrener Stil; sie häufen Schach-</i>	Friedrich der Große, verwöhnt durch den überklaren Stil der französi-

<sup>1203</sup> Vgl. Stirnemann (2004): Ein Betrüger als Klassiker, S. 49.

<p><i>telsatz auf Schachtelsatz, und oft findet man erst am Ende einer ganzen Seite das Zeitwort, von dem der Sinn des ganzen Satzes abhängt. Nichts verdunkelt so sehr den Satzbau. (Friedrich der Große in der Schrift über die deutsche Literatur). [289]</i></p>	<p>schen Aufklärung, schreibt in seiner Schrift über die deutsche Literatur: <i>Vielen von unseren Schriftstellern gefällt ein verworrener Stil; sie häufen Schachtelsatz auf Schachtelsatz. [89]</i></p>
<p><i>,Der leitende Grundsatz der Stilistik sollte sein, heißt es bei Schopenhauer, daß der Mensch nur einen Gedanken zur Zeit deutlich denken kann; daher ihm nicht zugemutet werden darf, daß er deren zwei oder gar mehrere auf einmal denke.‘ [292, ähnlich 258]</i></p>	<p><i>Der leitende Grundsatz der Stilistik soll sein, daß der Mensch nur einen Gedanken zur Zeit deutlich denken kann; daher ihm nicht zugemutet werden darf, daß er deren zwei oder gar mehrere auf einmal denke. Der Deutsche flicht aber seine Gedanken ineinander zu einer verschränkten und abermals verschränkten Periode: weil er sechs Sachen auf einmal sagen will, statt sie eine nach der anderen vorzubringen. Schopenhauer [87]</i></p>
<p><i>Goethe, der noch bildhaftere, verglich den Stil der deutschen Gelehrten und ihre mit Zitaten und Noten überfüllten Abhandlungen, wo sie rechts und links abschweifen und die Hauptsache vergessen machen, mit Zughunden, die, wenn sie kaum ein paarmal angezogen haben, auch schon wieder ein Bein zu allerlei bedenklichen Verrichtungen aufheben, so daß man mit den Bestien garnicht vom Fleck kommt, sondern über Wegstunden Tagelang zubringt. [292]</i></p>	<p><i>Goethe, noch gröber, verglich den Stil der deutschen Gelehrten und ihre mit Zitaten und Noten überfüllten Abhandlungen, wo sie rechts und links abschweifen und die Hauptsache vergessen machen, mit Zughunden, die, wenn sie kaum ein paarmal angezogen haben, auch schon wieder ein Bein zu allerlei bedenklicher; Verrichtungen aufheben, so daß man mit den Bestien gar nicht vom Fleck kommt, sondern über Wegstunden tagelang zubringt. [89]</i></p>

<p>Wortstellung.  <i>Aber ich finde sie reich, wie irgend eine der Völker,</i>  <i>Finde den köstlichsten Schatz treffender Wörter gehäuft,</i>  <i>Finde unendliche Freiheit, sie so und anders zu stellen,</i>  <i>Bis der Gedanke die Form, bis er die Färbung erreicht.</i> (Hebbel). [300]</p>	<p>Hebbel hat einige dieser Vorzüge [freie Wortstellung] in einem Gedicht zusammengestellt:  [...]  <i>Aber ich finde sie reich, wie irgend eine der Völker, finde den köstlichsten Schatz treffender Wörter gehäuft.</i>  <i>Finde unendliche Freiheit, sie so und anders zu stellen, bis der Gedanke die Form, bis er die Färbung erlangt [...].</i> [17]</p>
<p>Luthers Wiedergabe: <i>Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete, und hätte der Liebe nicht ...</i> [304]</p>	<p>Luther: [...] <i>Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wär ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.</i> [347]</p>
<p>Die richtige Mitte zu halten zwischen poetischer Freiheit und unentbehrlicher Schnellverständlichkeit, ist eine der größten Schwierigkeiten der deutschen Wortstellung. Das sicherste Mittel zu ihrer Besiegung ist das möglichst weite Vorrücken des zum Verständnis nötigen Wortes. Wir dürfen nicht sagen, noch schreiben: Ich habe gesehen meinen Freund, denn dies ist undeutsch. [304]</p>	<p>Aber nur in längeren Sätzen können wir das Verb voranziehen. In kürzeren klingt das Voranziehen wie Judenteutsch: <i>Ich habe gemacht ein feines Geschäft.</i> [78]<sup>1204</sup></p>
<p>Und der Richter, der in einem Erkenntnis diesen Satz verübte: <i>Das Berufungsgericht hat die Identität des gepfändeten Ochsen mit dem Richter erster Instanz für erwiesen erachtet,</i> hätte nachher manches darum gegeben, wenn er in Sekunda strenger über deutsche Wortfolge belehrt worden wäre. [305]</p>	<p>Noch peinlicher ist der Doppelsinn in dem Satz eines Berufungsurteils: <i>Wenn auch die Identität des Schweines mit dem Vorderrichter als vorliegend zu erachten war, so ...</i> [200]</p>
<p>Das Kolon steht nach der Schulregel fast nur als Vorzeichen einer wörtli-</p>	<p>Vor allem können wir den Doppelpunkt oft als Schlagbaum verwen-</p>

<sup>1204</sup> Vgl. Stirnemann (2010): Eduard Engel – der Stillehrer und sein Plagiator Ludwig Reiners, S. 7.

<p>chen Anführung. [...] Seine beiden Punkte über einander mag man den Angeln einer Tür vergleichen, die aus einem Zimmer ins andre führt. [313]</p>	<p>den, den wir gelassen emporziehen, um den Leser – nach einer kleinen Pause – in ein neues Land einzulassen. [110f.]<sup>1205</sup></p>
<p>Der überreiche Gebrauch des Gedankenstriches gilt den Irrenärzten für eines der Anzeichen krankhafter Schreibwut; die meisten schreibenden Irren schwelgen in Gedankenstrichen und Ausrufzeichen. [314]</p>	<p>Übermäßig gehäufte Sperrungen und Unterstreichungen sind den Irrenärzten als bedenkliche Anzeichen bekannt. [361]<sup>1206</sup></p>
<p><i>Wenige schreiben, wie ein Architekt baut, der zuvor seinen Plan entworfen und bis ins Einzelne durchdacht hat; vielmehr die meisten nur so, wie man Domino spielt. – Kaum daß sie ungefähr wissen, welche Gestalt im Ganzen herauskommen wird und wo das alles hinaus soll. Viele wissen selbst dies nicht, sondern schreiben, wie die Korallenpolypen bauen. Periode fügt sich an Periode, und es geht, wohin Gott will.</i> (Schopenhauer). [315]</p>	<p><i>Wenige schreiben, wie ein Architekt baut, der zuvor seinen Plan entworfen und bis ins Einzelne durchdacht hat; vielmehr die meisten nur so, wie man Domino spielt. Kaum daß sie ungefähr wissen, welche Gestalt im Ganzen herauskommen wird, und wo das alles hinaus soll. Viele wissen selbst dies nicht, sondern schreiben, wie die Korallenpolypen bauen. Periode fügt sich an Periode, und es geht, wohin Gott will</i> (Schopenhauer). [415]</p>
<p><i>Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zustande.</i> (Goethe.) [321]</p>	<p><i>Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zurecht</i> (Goethe). [582]</p>
<p>Willibald Alexis beginnt seinen Roman ‚Ruhe ist die erste Bürgerpflicht‘: ‚Und darum eben‘, schloß der Geheimrat. In seiner ganzen Würde hatte er sich erhoben und gesprochen. Charlotte hatte ihn nie so gesehen. Der Zorn strömte über die Lippen, bis vor dem Redefluß des Kindermädchens die allzeit fertige Zunge verstummt. [323]</p>	<p>Noch kühner und überraschender, Willibald Alexis in <i>Ruhe ist die erste Bürgerpflicht</i>: „Und darum eben“, schloß der Geheimrat. In seiner ganzen Würde hatte er sich erhoben und gesprochen. Charlotte hatte ihn nie so gesehen. Der Zorn strömte über die Lippen, bis vor dem Redefluß des Kindermädchens die allezeit fertige Zunge verstummte. [602]</p>

<sup>1205</sup> Vgl. Stirnemann (2003): Ein Einbrecher als Klassiker, S. 249f.

<sup>1206</sup> Vgl. Stirnemann (2004): Ein Betrüger als Klassiker, S. 49.

<p>Ihering leitet seinen Kampf ums Recht mit dem kurzen wuchtigen Satz ein: <i>Das Ziel des Rechts ist der Friede, das Mittel dazu ist der Kampf.</i> [325]</p>	<p><i>Das Ziel des Rechts ist der Friede, das Mittel dazu der Kampf.</i> [...] (Ihring) [631]</p>
<p>Innerer Zusammenhang der Dinge fordert und erzeugt stilistische Überleitung; das für den Menschenverstand Zusammenhangslose bleibt ohne Übergang. ‚Die gut zugehauenen Steine schließen sich ohne Mörtel an einander‘, heißt es treffend hierüber bei Cicero. [326]</p>	<p>Überleitung <i>Gut zugehauene Steine schließen sich ohne Mörtel aneinander.</i> Cicero [608]</p>
<p>Sprichwörtlich berühmt geworden sind die gewaltsamen Übergänge Richard Meyers. [...] Eben hat Meyer gesprochen von Ernst Moritz Arndt, dem urgesunden tüchtigen Werksmanne der Tat, und gleich darauf heißt es: <i>Aber der gleiche (!) Geist der Aktivität (!) ergreift selbst den welt-scheuen, früh gebrochenen Träumer</i> (Hölderlin). [327]</p>	<p>Der Literaturgeschichtsschreiber Richard M. Meyer z.B. will von Wilhelm von Humboldt auf Hölderlin überleiten. Nichts leichter als das: <i>Aber der gleiche Geist der Aktivität ergreift selbst den welt-scheuen, früh gebrochenen Träumer ...</i> [608]<sup>1207</sup></p>
<p>Vom Schließen in der Prosa ist ungefähr das Gleiche zu sagen wie vom Ausgang des Dramas. Das Grundgesetz für beide Kunstgattungen lautet in allgemeinsten Form: Spannung und Steigerung. Dies bedeutet indessen nicht, daß die letzte Steigerung mit dem Schlusse zusammenfallen muß. Schillers ganze dramatische Anlage ging auf die letzte Spannung in den letzten Worten hinaus: ‚Dem Manne kann geholfen werden‘ in den Räufern, ‚Ich geh zum Andreas‘ im Fiesko, ‚Jetzt euer Gefangener!‘ in Kabale und Liebe. Goethe fand die</p>	<p>Es gibt noch eine andere Art des Endens: der Schluß schließt nicht wirklich ab, sondern reißt ein neues Tor auf. Das berühmteste Beispiel sind die Dramenschlüsse Schillers. Fast jedes seiner Stücke bringt in der letzten Zeile noch ein neues unerwartetes Ereignis. Manchmal ist es nur eine Arabeske wie im Wallenstein: <i>Dem Fürsten Piccolomini.</i> [...] Ja, das Ende der meistgespielten Schlußfassung des <i>Fiesko</i> – es gibt drei Fassungen – stellt sogar den Sinn des ganzen Stückes in Frage mit dem Wort Verrinas: <i>Ich gehe zum</i></p>

<sup>1207</sup> Vgl. Sauter (2000): Eduard Engel, S. 347.

<p>letzten Worte im Wallenstein ‚Dem Fürsten Piccolomini!‘ erschreckend. [330]</p>	<p><i>Andreas</i>. Ebenso wirkungsvoll auch: [...] <i>Dem Mann kann geholfen werden.</i> (Räuber) <i>Jetzt Euer Gefangener!</i> (Kabale und Liebe) [614]</p>
<p>Schon der sehr junge Herder trug in sein Reisetagebuch von 1769 ein: ‚Man lernt Stil aus dem Sprechen, nicht Sprechen aus dem künstlichen Stil‘. [331]</p>	<p>In der Sturm- und Drangzeit der Literatur um 1780 überflutete der lebendige Strom des gelebten Lebens die wohlbehüteten Dämme des Papierdeutchs. Damals rief Herder, man lerne den Stil aus dem Sprechen und nicht Sprache aus künstlichem Stil. [164]</p>
<p>Rein schulmäßig dünken uns heute Kunststückchen steigender Spannung wie [...] die [...] früher sehr bewunderte Stelle in einer seiner Reden gegen Verres: <i>Es ist ein Vergehen, einen römischen Bürger zu fesseln; Verbrechen, ihn zu züchtigen; fast ein Vatermord, ihn zu töten; wie soll ich es nennen, ihn zu kreuzigen?</i> [335]</p>	<p>Steigerung: <i>Es ist eine Schande, einen römischen Bürger zu fesseln; ihn zu geißeln, ist ein verruchtes Verbrechen; ihn zu töten, wäre fast ungeheuerlich wie der Frevel des Elternmordes; aber ihn ans Kreuz zu schlagen – wie soll ich das nennen?</i> (Cicero). [573]</p>
<p>Die Wiederholung gilt für langweilig, und wir haben ja erfahren, wozu dieser Aberglaube verführt: lieber zum unlebendigen Derselbern [...] als zum gemütlichen Wiederaufnehmen eines Ausdrucks. [336]</p>	<p>Manche Leute leiden an dem Aberglauben, man dürfe ein Wort nicht innerhalb weniger Zeilen wiederholen. Sie schreiben dann <i>derselbe</i> oder <i>ersterer</i> und <i>letzterer</i>. [132]<sup>1208</sup></p>

<sup>1208</sup> Vgl. Stirnemann (2003): Ein Einbrecher als Klassiker, S. 248.

<p>Lessing [...] gegen Göze: <i>Was hindert mich, in die Welt zu schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie itzt an mir verdammen, ich ehedem aus ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern wert. Daß ich Ihre Stirn nicht habe, das allein hindert mich.</i> [337]</p>	<p>Lessing: [...] Der dritte Teil des Anti-Goetze [...]: <i>Wie, Herr Hauptpastor? Sie haben die Unverschämtheit, mir mittelbar und unmittelbar feindselige Angriffe auf die christliche Religion schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie itzt an mir verdammen, ich, ehedem aus ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der anderen wert. Daß ich Ihre Stirn nicht habe: das allein hindert mich.</i> [220]</p>
<p>Von einem neueren Meister in der Anwendung der Gegensätzlichkeit als Lieblingstilmittels, Nietzsche, rührt das Warnungswort: <i>Die Antithese ist die enge Pforte, durch welche sich am liebsten der Irrtum zur Wahrheit schleicht.</i> [337]</p>	<p>Nietzsche hat sie wie jedes andere Stilmittel überanstrengt, und seine Warnung, <i>die Antithese ist die enge Pforte, durch welche sich am liebsten der Irrtum zur Wahrheit schleicht</i>, hat er vor allem sich selbst predigen können. [565]</p>
<p>Lessings [...] zwei berühmten gegensätzlichen Aussprüche über Gottscheds Schriften: <i>Dieses Buch enthält viel Neues und Gutes, aber das Gute ist nicht neu, und das Neue nicht gut.</i> [338]</p>	<p>Antithese: <i>Dieses Buch enthält Neues und Gutes, aber das Gute ist nicht neu und das Neue ist nicht gut</i> (Lessing über Gottsched). [567]</p>
<p>[W]as nicht wirkt, schadet; es beansprucht Zeit und Kraft des Lesers ohne Frucht. Jedes Wort, das unbedeutende wie das bedeutende, fordert Geistestätigkeit, um begriffen und verarbeitet oder als wertlos erkannt und verworfen zu werden; je mehr Kraft durch Unbedeutendes, gar durch Überflüssiges verbraucht wird, desto weniger bleibt für das Wertvolle. [...] Aus diesen Tatsachen folgt das</p>	<p>Weil die Aufnahmefähigkeit des Lesers abnimmt, darum gilt für den Stil das Gesetz vom kleinsten Kunstmittel: je kleiner der Sprachaufwand im Verhältnis zum Inhalt, desto größer die Wirkung. [280]<sup>1209</sup></p>

<sup>1209</sup> Vgl. Stirnemann (2004): Ein Betrüger als Klassiker, S. 48.

Gesetz des kleinsten Mittels für den Stil wie für alle Kunst. [340]	
<i>Tritt frisch auf, Tu's Maul auf, Hör bald auf!</i> (Luther). [340]	<i>Tritt frisch auf, tu's Maul auf, hör' bald auf!</i> Luther [599]
<i>Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht; Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.</i> (Schiller in den Votivtafeln). [340, ähnlich 299]	<i>Jeden andern erkennt man an dem, was er ausspricht. Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.</i> (Schiller) [286]
Der Meister der Wortkunst soll nicht alles sagen, was er weiß; er soll das Vorletzte sagen und dem Leser das Letzte zu denken überlassen. Der große Schriftsteller, aber schon jeder leidlich kluge Schreiber betrachtet den Leser nicht bloß als aufnehmendes Gefäß, – er macht ihn zum Mitarbeiter und dadurch zum Freunde. [341]	Wer etwas wegläßt, schenkt seinem Leser eine schöpferische Freude: er muß selbst eine Folgerung ziehen, etwas durchschauen und ergänzen. Er wird vom Hörer zum Mitarbeiter. [285f.] <sup>1210</sup>
Schopenhauer rügt mit Recht an Herder, er gebrauche in der Regel drei Worte, wo er mit einem hätte auskommen können. [341]	Niemand will ein so reißendes Geschwätz lesen, und so ist das elegante funkelnde Talent Wielands an seiner Weitschweifigkeit genau so zugrunde gegangen wie das leidenschaftliche, ideenreiche Genie Herders, von dem Schopenhauer mit Recht sagt, er gebrauche drei Worte, wo man mit einem hätte auskommen können. [286]

<sup>1210</sup> Vgl. Stirnemann (2003): Ludwig Reiners, Plagiarius, S. 22.

<p><i>Wer die weite Reise zur Nachwelt vorhat, darf keine unnütze Bagage mitschleppen. Wer für alle Zeiten schreiben will, sei kurz, bündig, auf das Wesentliche beschränkt; er sei bis zur Kargheit, bei jeder Phrase und jedem Wort bedacht, ob es nicht auch zu entbehren sei (Schopenhauer). [341]</i></p>	<p>Wer die weite Reise zur Nachwelt vor hat, darf keine unnütze Bagage mitschleppen (Schopenhauer). [287, ähnlich 616]</p>
<p>Ein deutsches Meisterwerk der bündigen Kürze sind Lessings Fabeln; sie sollten in unsern Schulen das unerläßliche Übungsbuch der Kunst werden, kein Wort über das Notwendigste hinaus zu schreiben. [343]</p>	<p>Das berühmteste Beispiel der Verdichtung sind Lessings Fabeln: sie verkürzen nirgends den sprachlichen Ausdruck, aber sie verzichten auf jeden Gedanken, den der Leser sich selbst ergänzen kann. [285]<sup>1211</sup></p>
<p>Ein prächtiges Beispiel steht bei dem Schalk Lichtenberg: der, selbstverfertigte, Satz aus einer Feuerlöschordnung. Der Sinn des Satzes ist diese Selbstverständlichkeit: ‚Wenn ein Haus brennt, so muß man die rechte Wand des links stehenden Hauses und die linke Wand des rechts stehenden Hauses zu decken suchen.‘ Der Wortmacher hat dies zu zwölf Druckzeilen ausgereckt. [349]</p>	<p><i>Wenn ein Haus brennt, so muß man vor allen Dingen die rechte Wand des zur Linken stehenden Hauses, und hingegen die linke Wand des zur Rechten stehenden Hauses zu decken suchen, denn wenn man zum Exempel die linke Wand des zur Linken stehenden Hauses decken wollte, so liegt ja die rechte Wand des Hauses der linken Wand zur Rechten, und folglich, da das Feuer auch dieser Wand und der rechten Wand zur Rechten liegt (denn wir haben ja angenommen, daß das Haus dem Feuer zur Linken liegt), so liegt die rechte Wand dem Feuer näher als die linke, und die rechte Wand des Hauses könnte abbrennen, wenn sie nicht gedeckt würde, ehe das Feuer an die linke, die gedeckt wird, käme; folglich könnte etwas abbrennen das man nicht deckt, und zwar eher, als etwas anderes abbrennen würde, auch wenn man es nicht deckte; folglich muß man dieses lassen und jenes decken. Um sich</i></p>

<sup>1211</sup> Vgl. ebd., S. 22.

	<p>die Sache zu imprimieren, darf man nur merken: wenn das Haus dem Feuer zur Rechten liegt, so ist es die linke Wand, und liegt das Feuer zur Linken, so ist es die rechte Wand (Lichtenberg). [162]</p>
<p>Die stilgemäße Kälte wirkt zuweilen wunderbar; was aber niemals wirkt, das ist die Lauheit: ‚Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.‘ [353]</p>	<p>Bismarck [...]: <i>Ich sage zu dem Wetter: ach, daß du kalt oder warm wärest, aber du stehst fortwährend auf Mitte, und so kann sich die Sache in die Länge ziehen.</i> [222]</p>
<p>Fürwahr, wer echte Größe aus der Fülle des Herzens hören will, der findet in deutscher Zunge keinen über Luther, auch Lessing nicht, auch Bismarck nicht –: <i>Ich habe kein besser Werk denn den Zorn und Eifer. Denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muß ich zornig sein, da erfrischt sich mein Geblüt, mein Verstand wird geschärft, und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen.</i> Luther konnte weich sein wie ein Mägdelein, furchtbar wüten wie ein Berserker. [355]</p>	<p>Der entschiedene, unmittelbare, zugespitzte Ausdruck war ihm [Luther] immer der liebste: <i>Ich habe kein besser Werk denn Zorn und Eifer: denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muß ich zornig sein; da erfrischt sich mein ganzes Geblüt, mein Verstand wird geschärft und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen.</i> [218]</p>
<p>Von Cäsar schreibt Mommsen: <i>Er hatte sich einweihen lassen in alle Rasier-, Frisier- und Manschettenmysterien der damaligen Toilettenweisheit.</i> [358]</p>	<p>Theodor Mommsen kommt in seinem Lebenswerk an die entscheidende Stelle, die Charakteristik Cäsars [...]: <i>Auch er hatte [...] sich einweihen lassen in alle Rasier-, Frisier- und Manschettenmysterien der damaligen Toilettenweisheit [...].</i> [229]</p>
<p>Zu den großen Schlichten gehört unter denen nach Goethe vor Allen Keller. Auf keinen seines Zeitalters paßt Schopenhauers Wort von den ungewöhnlichen Dingen in gewöhn-</p>	<p>Von dem Autor [Gottfried Keller] jener Sätze hat Ricarda Huch – selbst eine Meisterin des schlichten Stils – gesagt: <i>[...] Er beherrscht die unerklärliche Kunst, die unendlich oft</i></p>

<p>lichen Worten so schlagend wie auf Keller. Nur eine Erweiterung des Schopenhauerschen Satzes ist Ricarda Huchs Schilderung des Kellerischen Stils: <i>Er beherrscht die unerklärliche Kunst, die unendlich oft gebrauchten und abgetragenen Worte neu erscheinen zu lassen. Nie ist ein Wort oder eine Wendung gesucht, und doch erscheinen alle, als wären sie noch nie dagewesen, frisch von Meisterhand geprägt.</i> [362]</p>	<p><i>gebrauchten und abgetragenen Worte neu erscheinen zu lassen, dadurch geeignet, eine noch unbekannte, nur sich selbst gleiche Welt aufzubauen. Nie ist ein Wort oder eine Wendung gesucht, und doch erscheinen alle, als wären sie noch nie dagewesen, frisch von Meisterhand geprägt. [...]</i> [396]<sup>1212</sup></p>
<p>Übertreibung: <i>Jeder Superlativ reizt zum Widerspruch.</i> (Bismarck) [...] Von Bismarck berichtet einer seiner Mitarbeiter: ‚Je älter er wurde, um so größeren Wert legte er auf den Stil. Die Superlative strich er unbarmherzig [...]‘. [366]</p>	<p>Der Stilschreier verstärkt den Ausdruck und hofft, mit diesem wohlfeilen Stilmittel seine Worte glaubhafter zu machen. Aber diese Hoffnung trägt: <i>Jeder Superlativ reizt zum Widerspruch</i>, sagt Bismarck, der seinen Mitarbeitern unbarmherzig alle Superlative zu streichen pflegte. [359]</p>
<p>Klinger schrieb in einem Brief: <i>Ich möchte jeden Augenblick das Menschengeschlecht und alles, was wimmelt und lebt, dem Chaos zu fressen geben und mich nachstürzen.</i> [366]</p>	<p>Wer die Tonstärke übersteigert, steht immer an der Grenze des Lächerlichen. <i>Ich möchte jeden Augenblick das Menschengeschlecht dem Chaos zu fressen geben und mich nachstürzen</i> (Maximilian Klinger). [360]</p>
<p>Ganz ausgestorben ist diese Art der Geistreichelei nicht; Herr Schmock mit seinem ‚Brillantenstil‘ ist der Erbe der Vergangenheit und zugleich der Ahnherr eines neuen vielgliedrigen Geschlechtes. [379]</p>	<p>Schmock hat viele Nachfolger gefunden; auch außerhalb der Welt der Zeitung. [...] Alle Stilgecken bedienen sich bestimmter, immer wiederkehrender Kunstgriffe. [176]<sup>1213</sup></p>
<p>Langbehn, der Verfasser von ‚Rembrandt als Erzieher‘, vergleicht das Innere der Peterskirche in Rom</p>	<p>Ob die Gleichung einen verständlichen Sinn ergibt, ist belanglos; ihn zu finden, ist Sache des Lesers. [...]</p>

<sup>1212</sup> Vgl. Stirnemann (2004): Ein Betrüger als Klassiker, S. 49.

<sup>1213</sup> Vgl. Stirnemann (2003): Ludwig Reiners, Plagiarius, S. 22.

<p>der Mittagsonne, das der Markuskirche zu Venedig der Mitternachtssonne. [379]</p>	<p><i>Das Innere der Peterskirche in Rom gleicht der Mittagssonne und das der Markuskirche in Venedig der Mitternachtssonne</i> (Langbehn: Rembrandt als Erzieher). [179f.]</p>
<p><i>Ich habe mich in meinem Leben vor nichts so sehr als vor leeren Worten gehütet, und eine Phrase, wobei nichts gedacht oder empfunden war, schien mir an andern unerträglich, an mir unmöglich.</i> (Goethe in den Annalen für 1803). [381]</p>	<p><i>Ich habe mich in meinem Leben vor nichts so sehr als vor leeren Worten gehütet, und eine Phrase, wobei nichts gedacht und empfunden war, schien mir an anderen unerträglich, an mir unmöglich.</i> Goethe [190]</p>
<p><i>Durch viele Zitate, heißt es bei Schopenhauer, vermehrt man seinen Anspruch auf Gelehrsamkeit, vermindert aber den auf Originalität, und was ist Gelehrsamkeit ohne Originalität! Man soll sie also nur gebrauchen, wo man fremder Autorität wirklich bedarf.</i> Also nur dann, wenn's die Sache will, nicht das liebe Selbst. Ein Zitat zur rechten Zeit kürzt ab und ist eher Bescheidenheit als Eigenliebe. [382]</p>	<p>Noch häufiger benötigen wir die Worte anderer als Eideshelfer. Wenn unsere Ansicht auch von Kant oder Goethe vertreten worden ist, dann werden wir das gern ins Treffen führen. Aber hierin sollte man ebenfalls Maß halten: <i>Durch viele Zitate vermehrt man seinen Anspruch auf Gelehrsamkeit, vermindert aber den auf Originalität, und was ist Gelehrsamkeit ohne Originalität. Man soll sie also nur gebrauchen, wo man fremder Autorität wirklich bedarf</i> (Schopenhauer). [556]</p>
<p>Anspielungen müssen verständlich sein und passen, sonst sind sie in doppeltem Sinne stilwidrig. Von jedermann verstanden und scharf treffend war die Erwiderung, die Bismarck 1849 einem Abgeordneten gab, der ihn einen verlorenen Sohn des großen deutschen Vaterlandes genannt hatte. Er schleuderte den Speer kraftvoll zurück und fügte hinzu: <i>Ich hoffe, daß er von seiner außerhäuslichen, idyllischen Beschäftigung bald in sein Vaterhaus zurückkehren werde.</i> Gröber und doch feiner kann man das Schweinehüten nicht</p>	<p>[E]in Abgeordneter der Fortschrittspartei [erklärte], er sehe in Bismarck einen verlorenen Sohn des großen deutschen Vaterlandes. Bismarck antwortete mit der Hand über das Haus hindeutend, er hoffe, <i>daß der verlorene Sohn von der idyllischen Beschäftigung, die er in der Fremde betreiben mußte, bald in sein Vaterhaus zurückkehren werde.</i> Einige Abgeordnete waren bibelfest genug, um sich zu erinnern, daß der verlorene Sohn des Evangeliums in der Fremde die Schweine gehütet hat. Bei jeder dieser Wendungen packt der Angegrif-</p>

<p>bezeichnen. – Bismarck war überhaupt meist glücklich in seinen Zitaten, ohne mit ihnen zu prunken [...]. [385]</p>	<p>fene gerade den Speer, den man nach ihm geworfen hatte, schleudert ihn auf den Gegner zurück und trifft ihn mitten ins Herz. [...] Bismarck beherrschte diese Kunst in einem fast unheimlichen Maß, sein wendiger, erfahrener und doch ganz ursprünglicher Kopf war von immer sprungbereiter Schlagfertigkeit. [578]</p>
<p>Bismarck war überhaupt meist glücklich in seinen Zitaten, ohne mit ihnen zu prunken, z.B.: <i>Der schlaftrunkene Kämmerling des Königs Duncan sah den Dolch des Macbeth nicht; die Aufgabe der Regierung eines großen Landes ist es aber, die Augen offen zu haben und wach zu sein.</i> [385]</p>	<p>Am liebsten zitierte Bismarck Shakespeare. Als 1869 Virchow jede Kriegsgefahr bestritt, sagte Bismarck: [...] <i>Der schlaftrunkene Kämmerling des Königs Duncan sah den Dolch des Macbeth auch nicht; die Aufgabe der Regierung eines großen Landes ist es aber, die Augen offenzuhalten und wach zu sein.</i> [557f.]</p>
<p>Wie ein gutes und passendes Zitat im glücklichen Augenblick wirken kann, dafür ein Beispiel aus jüngstvergangener Zeit, der Satz des Kriegsministers von Einem gegen die heeresfeindliche lange Rede eines Abgeordneten: <i>Seni, komm herab, ... Mars regiert die Stunde.</i> Selbst die Parteifreunde des Getroffenen stimmten in die schallende Heiterkeit ein. [385]</p>	<p>Besonders schlagend war ein Zitat des preußischen Kriegsministers von Einem: Als 1910 ein sozialdemokratischer Abgeordneter stundenlang gegen die Wehrvorlage sprach, deren Annahme längst gesichert war, rief Einem das Wort Wallensteins dazwischen: <i>Laß gut sein, Seni, Mars regiert die Stunde.</i> [558]</p>
<p>Phrase bedeutet also Wortmacherei und sollte einstweilen beibehalten werden, wie einige andre Fremdwörter für verwerfliche Dinge. Die Franzosen gebrauchen das Fremdwort seltener als wir, drücken sich meist sinnfälliger als wir aus: <i>se payer de mots.</i> [389]</p>	<p><i>Se payer de mots: sich mit Worten bezahlen</i> nennt der Franzose die Phrasenmacherei, aber nur Kinder und Toren lassen sich mit wertloser Münze abspesen. [192]</p>

<p>Dies sollte nicht Dichtung sein, ist es nicht, wirkt aber gleich ihr, auch durch den Rhythmus. <i>Aber welche Opfer auch von den Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.</i> (Aus dem von Hippel verfaßten Aufrufe Friedrich Wilhelms III. An mein Volk, vom März 1813). Viele Tausende kennen diese Worte auswendig wie ein sich durch den Vers einprägendes schönes Gedicht. [391]</p>	<p>Wählen wir nochmals ein Beispiel aus den Freiheitskriegen, um uns das Wesen des Prosarhythmus klar zu machen: den Aufruf Friedrich Wilhelm III. an das preußische Volk. [...]: <i>Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.</i> [329f.]</p>
<p>„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?“ ist eine Periphrase. [394]</p>	<p>Periphrase oder Umschreibung: <i>Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?</i> [573]</p>
<p><i>Tanzen können mit den Füßen, mit den Begriffen, mit den Worten: habe ich noch zu sagen, daß man es auch mit der Feder können muß?</i> (Nietzsche) [406]</p>	<p>Jede Einzelheit wird zugespitzt bis zur Nadelschärfe; niemand hat so zugespitzt geschrieben wie Nietzsche. [...] <i>Tanzen-können mit den Füßen, mit den Begriffen, mit den Worten: habe ich noch zu sagen, daß man es auch mit der Feder können muß – daß man schreiben lernen muß? Aber an dieser Stelle würde ich deutschen Lesern vollkommen zum Rätsel werden.</i> ... [380]</p>
<p>[B]ei Schopenhauer, man sollte es nicht für möglich halten, steht dieser nicht etwa zum Scherz gebaute Übelklang: <i>Die, die die, die die Buchstaben zählen, für klägliche Köpfe halten, möchten vielleicht nicht so ganz Unrecht haben.</i> [407]</p>	<p>Was die Länge angeht, so macht ein Unterschied von einer Silbe wenig aus. Schopenhauer hat das ironische Gegenbeispiel gebildet: <i>Die, die die, die die Buchstaben zählen, für dumme Tröpfe halten, möchten nicht ganz unrecht haben.</i> [133]</p>
<p>„Bilde Künstler, rede nicht!“ heißt Goethes kürzestes und inhaltreichstes Mahnwort an die Bildner jeglicher Art. [409]</p>	<p>Wieviele Auseinandersetzungen ersparen uns kurze Wendungen wie: [...] <i>Bilde Künstler, rede nicht!</i> [557]</p>

<p>Tonmalerei: [...] ‚Von dem Dome schwer und bang tönt die Glocke Grabgesang‘. [409]</p>	<p>Klang: [...] <i>Von dem Dome schwer und bang tönt die Glocke Grabgesang.</i> (Schiller) [339]</p>
<p>Welche wundersame Ton- und Taktmalerei in Mörikes lieblichen Versen: <i>Zierlich ist des Vogels Schritt im Schnee, Wann er wandelt auf des Berges Höh.</i> [410]</p>	<p>Jeder Laut hat seinen Stimmungswert. <i>Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee.</i> [345]</p>
<p>Vischer: [...] <i>Übrigens kann man die Sprachen auch so einteilen: das Englische reine Auster, schleimig mit Seege- ruch, das Italienische Rotwein mit Orangen, das Französische Likör und Biscuit, das Deutsche gutes Roggenbrot mit Rettich und kräftigem Bier, das Holländische ganz Hering.</i> [411]</p>	<p>Vischer hat gesagt, das Französische sei wie <i>Likör und Biskuit</i>, das Italienische wie <i>Rotwein und Orangen</i>, das Holländische ganz <i>Hering</i>, das Deutsche dagegen sei wie <i>gutes Roggenbrot und Bier</i>. [16]<sup>1214</sup></p>
<p>Hebbel [...]: <i>Schön erscheint sie mir nicht, die deutsche Sprache, doch schön ist Auch die französische nicht, nur die italische klingt.</i> [411]</p>	<p>Hebbel [...]: <i>Schön erscheint sie mir nicht, die deutsche Sprache, und schön ist auch die französische nicht, nur die italische klingt.</i> [17]</p>
<p>In Deutschland wird fast durchweg ebenso taubstumm gelesen wie geschrieben; ohrlos nennt Schopenhauer die Menschen dieser Art. Die Romanen sehen nicht bloß, sie hören was sie schreiben. [...] Wohl dem Schreiber, der alles Geschriebene zuerst einem klugen willigen Hörer vortragen kann. Vereinigt dieser mit der Freundschaft oder Liebe die strenge Wahrheit, um so wohler. [412f.]</p>	<p>Lesen Sie [...] alles, was Sie geschrieben haben, einem wohlwollenden, aber kritischen Geiste vor [...]. Die Schriftsteller romanischer Sprachen haben meist eine natürliche, rednerische Begabung; sie schreiben deshalb selten ganz unrhythmisch. In Deutschland dagegen lassen angeblich einzelne Schriftsteller Bücher und Aufsätze drucken, die sie vorher niemals sich oder anderen laut vorgelesen haben. So entsteht eine Taubstummenerliteratur, von Taubstummen geschrieben, auf Taubstummere berechnet. Das Druck-</p>

<sup>1214</sup> Vgl. Sanders (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit, S. 392.

	papier ist ihre einzige Heimat. [344f.] <sup>1215</sup>
<p>Wohlklang: [N]ehmen wir uns vor, unser Deutsch, ob wohl, ob übel klingend, so holdtönig zu machen, wie es die Sprache nur irgend vollbringt, wenn unser Ohr sich ihr zu Diensten stellt. Nicht in blinder Eigenliebe ihre Mängel übersehen wollen wir, sondern diese nach Möglichkeit abschwächen. Da ist zunächst ihr größter, das tonlose <i>e</i> in den immer wiederkehrenden Endungen <i>e, er, en, em, es, est, ere, erere, ererer</i> usw. Friedrich der Große hatte dieses Hauptübel erkannt und schlug vor: <i>Man darf diesen Worten am Ende nur noch ein a hinzusetzen und sie in sagena, gebena, nehmena verwandeln, so werden sie unserm Ohre gefallen.</i> Friedrichs Zeitgenossen lachten darüber; auch wir lächeln: selbst der mächtigste Fürst kann solche Verwandlungen nicht erzwingen. Unsrer Sprachentwicklung hat nun einmal die volleren Vokalen- dungen mit <i>a, i, o</i> bis zur Tonlosigkeit abgeschliffen. [412]</p>	<p>Bei den Romanen sind unter 100 Lauten 50 Selbstlaute, bei uns etwa 35. Von unseren 35 sind obendrein etwa 20 tonarme <i>e</i>, nur 4 <i>u</i>, nur 2 <i>o</i>. In ihrer Jugend waren auch die germanischen Sprachen vokalreicher; im Althochdeutschen hieß der Bote <i>boto</i>, der Friede <i>frietu</i>, die Hölle <i>hella</i>. Friedrich der Große hat kurzerhand vorgeschlagen, man solle doch den Zeitwörtern ein <i>a</i> anhängen – also <i>sagena, gebena, nehmena</i> – und so die deutsche Sprache wohlklingender machen. Aber er hat selbst schon bemerkt, eine solche Änderung werde man nie durchsetzen können, selbst wenn sie der Kaiser mit seinen acht Kurfürsten auf feierlichem Reichstag verkünde. [345]</p>
<p>Auf Grund von Erfahrungen, wie sie reicher nicht viele Schreiber besitzen können, empfehle ich solchen, die dazu geeignet sind, als die ideale Art des ersten Entwerfens die stenographische Niederschrift mit eigner Hand. Sie ermöglicht dem Schreiber, seinem Gedankenfluge in dessen Eilen oder Zögern zu folgen, vermindert die Reibung zwischen Den-</p>	<p>Mit der Hand schreiben ist am einfachsten und bedarf keiner Vorbereitungen. Aber die Langsamkeit der Handschrift bremst die Gedanken. Auch sind handschriftliche Manuskripte wenig übersichtlich und lassen sich deshalb schlecht durchbessern. [...] Wer stenographiert, beseitigt die zeitliche Reibung zwischen Denken und Spre-</p>

<sup>1215</sup> Vgl. Stirnemann (2004): Ein Betrüger als Klassiker, S. 48.

<p>ken und Niederschreiben um reichlich Dreiviertel der mit der gewöhnlichen Schrift unvermeidlich verbundenen und läßt dennoch dem Geübten jede Freiheit des sofortigen oder späteren Feilens. [425]</p>	<p>chen; ja Stenographie und Diktat können sogar zu schädlicher Eile verführen. Aber auch bei stenographischen Manuskripten ist die Feilarbeit mühsam. [623]</p>
<p>In diesem Punkte wird die eigne Stenographie allerdings noch vom Diktieren übertroffen: beim Diktieren hört man seinen Ausdruck und Stil. Indessen auch dieser Vorteil läßt sich ja mit der Stenographie verbinden: man kann einem Stenographen diktieren. Arbeiten für den Tag, zumal Briefe, vertragen dies; stilistische Kunstwerke über den Tag hinaus sollte man keinem Stenographen diktieren: er verführt durch seine fast unbeschränkte Geschwindigkeit den Diktierenden zu einer dem Stil gefährlichen Eile. Ein Stenograph von mittleren Gaben schreibt mühelos 200 Silben in der Minute. Gewichtige Arbeiten diktiert man am besten einem gewöhnlichen Schreiber. Cäsar hat so diktiert, Napoleon nicht anders, hat allerdings alle seine Schreiber halb oder ganz tot diktiert. Goethe hat mehr als 50 Jahre nur diktiert und mochte zuletzt überhaupt nicht mehr anhaltend selbst schreiben. Schon die Bewegung beim Diktieren – er ging dabei im Zimmer umher – rühmte er als dem Zustrom der Gedanken förderlich: ‚Was ich Gutes finde in der Überlegung, Gedanken, ja sogar Ausdruck, kommt mir meist im Gehen.‘ Radelnde Schriftsteller haben von ihrer noch schnelleren Bewegung Ähnliches behauptet. Quintilian verwirft</p>	<p>Diktieren hat den großen Vorzug, daß der Autor seinen Text sogleich hört; das erzieht ihn zu kurzen, klaren Sätzen. Goethe hat alles diktiert, mochte zuletzt überhaupt nicht mehr anhaltend schreiben und hatte keinen Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer. Cäsar soll sieben Schreibern zugleich diktiert haben, aber wirklich jedem einen anderen Text? Napoleon hat seine Schreiber zu Tode gehetzt. Aber für die meisten Menschen ist Diktieren vom Übel: es verführt – sofern man einem Stenographen diktiert – zur Eile. Vor allem aber können die meisten nur wahrhaft schaffen, wenn sie allein sind. Schon Quintilian hat mit dieser Begründung vom Diktieren abgeraten. [623]</p>

<p>das Diktieren, führt aber keine triftigen Gründe an. Vielleicht verstand er die Kunst des Diktierens nicht, denn es ist eine kleine Kunst, die erlernt und geübt sein will. [425]</p> <p>Von Cäsar meldet eine Überlieferung, er habe gleichzeitig zwei Schreibern diktiert; sicher keine wichtigen Schriftstücke. [292]</p>	
<p>Die Schreibmaschine wäre die ideale Schreibgehilfin für die Diktierenden, wenn sie geräuschloser arbeitete. Sie würde dann die gute Mitte sein zwischen dem Schreiber mit gewöhnlicher und dem mit stenographischer Schrift. Welche Fabrik beschert der schreibenden oder doch der schriftstellernden Menschheit endlich die geräuschlose Schreibmaschine? [425f.]</p>	<p>Die Schreibmaschine arbeitet schneller und übersichtlicher, aber das Geräusch und das Mechanisierte des Vorgangs stört und ernüchtert. [623]</p>
<p>Alles Wichtigste in der Stillehre nimmt von selbst die Form des Verneinens an. [...] Lehrbar ist nur, [...] die angebildeten Laster des Satzes, wie des Stiles überhaupt, abzutun. [428, 275]</p>	<p>Daher ist jede Stilanleitung zum guten Teil negativer Natur: es ist wichtiger und leichter, Stillaster abzulegen als Stiltugenden zu erlernen. [51]<sup>1216</sup></p>

<sup>1216</sup> Vgl. Stirnemann (2003): Das gestohlene Buch, S. 50.

<p>Jeder schreibende Anfänger steht mindestens so sehr unter dem Einfluß der schlechten wie der guten Bücher: genießen doch in der Regel gerade die allerschlechtesten Schreiber einen Tagesruhm, gegen den an erziehlicher Macht die ewige Geltung unsrer Klassiker nicht aufkommt [...]: Erich Schmidt in der Künstelei des Uneigentlichen und der Andeutelei des Unverständlichen oder Überflüssigen. [428]</p>	<p>Der größte Anspieler unseres Schrifttums war der berühmte Germanist Erich Schmidt. [575]<sup>1217</sup></p>
<p>Aus eigener Erfahrung empfehle ich mehrmaliges Durchlesen, jedes mit einem besondern Zweck, und führe als Beispiel die Schrift an, deren Zustandekommen ich am deutlichsten in Erinnerung habe: meinen ‚Goethe.‘ Ich habe die Handschrift sechsmal durchgelesen, und zwar nach einer ersten sachlichen Prüfung unter diesen Hauptgesichtspunkten: 1. Ausdruck (Bestimmtheit, Anschaulichkeit, Wörter auf ung usw.); 2. Beiwörter, Umstandswörter; 3. Satz- und Absatzlänge; Interpunktion, Satzbau, Wortfolge, Schachtelung, Bezugsätze; 4. Klang; 5. Überflüssiges. [429]</p>	<p>Da wir nicht bei einer Durchsicht auf alle Fehler achten können, so müssen wir unsere Entwürfe mehrmals durchgehen und jedesmal etwas anderes im Auge behalten, z.B. 1. inhaltliche Fehler, 2. Knappheit, 3. Zuspitzung und Anschaulichkeit des Ausdrucks, 4. Vermeidung unnötiger Haupt- und Beiwörter, 5. Satzbau, 6. Klang. [625]<sup>1218</sup></p>
<p><i>Der Leser und der Autor verstehen sich häufig deshalb nicht, weil der Autor sein Thema zu gut kennt, ... so daß er sich die Beispiele erläßt, die er zu Hunderten weiß; der Leser aber ist der Sache fremd und findet sie leicht schlecht begründet, wenn ihm die Beispiele vorent-</i></p>	<p>Selbst Nietzsche, dem das Verständnis seiner Leser nicht besonders am Herzen lag, sagte: <i>Der Leser und der Autor verstehen sich häufig deshalb nicht, weil der Autor sein Thema zu gut kennt, so daß er sich die Beispiele erläßt, die er zu Hunderten weiß; der</i></p>

<sup>1217</sup> Vgl. Stirnemann (2004): Ein Betrüger als Klassiker, S. 49.

<sup>1218</sup> Vgl. Stirnemann (2010): Eduard Engel – der Stillehrer und sein Plagiator Ludwig Reiners, S. 6.

<p>halten werden (Nietzsche). [435]</p>	<p><i>Leser aber ist der Sache fremd und findet sie leicht schlecht begründet, wenn ihm die Beispiele vorenthalten werden. [427]</i></p>
<p>Goethe [...]: <i>Den Deutschen ist im ganzen die philosophische Spekulation hinderlich, die in ihrem Stil oft ein unsinnliches, unfaßliches, breites und aufdröselndes Wesen hineinbringt. Je näher sie sich gewissen philosophischen Schulen hingeben, desto schlechter schreiben sie. [436]</i></p>	<p><i>Dem Deutschen ist die philosophische Spekulation hinderlich, die in ihrem Stil oft ein unsinnliches, breites und aufdröselndes Wesen hineinbringt. Diejenigen Deutschen, die als Geschäfts- und Lebemenschen bloß aufs Praktische gehen, schreiben am besten. Goethe [149]</i></p>



## 9. Bibliographie

### 9.1 Verzeichnis der Autographen

	Datum	Kommunikationspartner	von/an Reiners	Inhalt	Nachweis (mit Signatur)
1.	03.02.1923	Misch, Carl Eduard	von	politische Situation in Deutschland	Bundesarchiv N 2193/4
2.	05.02.1923	Misch, Carl Eduard	an	politische Situation in Deutschland	Bundesarchiv N 2193/4
3.	05.03.1928	Misch, Carl Eduard	von	Theaterstück	Bundesarchiv N 2193/4
4.	30.03.1928	Misch, Carl Eduard	an	Frage nach Erhalt einer Zusage	Bundesarchiv N 2193/4
5.	03.04.1928	Misch, Carl Eduard	von	Empfangsbestätigung Bücher	Bundesarchiv N 2193/4
6.	30.10.1928	Misch, Carl Eduard	an	Rückforderung Bücher, Erkrankung	Bundesarchiv N 2193/4
7.	06.09.1929	Misch, Carl Eduard	von	ironische Glosse	Bundesarchiv N 2193/4
8.	22.10.1929	Misch, Carl Eduard	von	Rückforderung Bücher	Bundesarchiv N 2193/4
9.	26.09.1930	Misch, Carl Eduard	von	Vorabdruck eines Werkes von Reiners	Bundesarchiv N 2193/4
10.	1931	Misch, Carl Eduard	von	Adressänderung, Geburt der Tochter	Bundesarchiv N 2193/4
11.	08.09.1931	Misch, Carl Eduard	von	„Die wirkliche Wirtschaft“, Nachtragskapitel	Bundesarchiv N 2193/4

12.	15.09.1932	Misch, Carl Eduard	von	„Altreichs- kanzler Bülow als Liebenden“, Veröffentli- chung	Bundesarchiv N 2193/4
13.	05.11.1932	Misch, Carl Eduard	von	Rückforde- rung Bücher, politische Situation	Bundesarchiv N 2193/4
14.	23.11.1932	Misch, Carl Eduard	von	Rückforde- rung Bücher	Bundesarchiv N 2193/4
15.	12.12.1932	Misch, Carl Eduard	von	Rückforde- rung Bücher	Bundesarchiv N 2193/4
16.	05.01.1933	Misch, Carl Eduard	von	Rückforde- rung Bücher	Bundesarchiv N 2193/4
17.	18.11.1933	Misch, Carl Eduard	an	Bücheraus- tausch, Rück- forderung Bücher	Bundesarchiv N 2193/4
18.	24.01.1934	Misch, Carl Eduard	von	Gutachten über Artikel erbeten	Bundesarchiv N 2193/4
19.	20.02.1934	Misch, Carl Eduard	von	Gutachten über Artikel erhalten	Bundesarchiv N 2193/4
20.	07.03.1934	Misch, Carl Eduard	von	Referenzen von Zeitun- gen	Bundesarchiv N 2193/4
21.	06.08.1945	Held, Hans Ludwig	von	<i>Stilkunst</i>	Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München HLH B 340 Nachl. Hans Ludwig Held/Briefe

22.	03.09.1951	Leyen, Friedrich von der	an	<i>Stilkunst</i>	Deutsches Literaturarchiv Marbach HS.1995.0002 A:Diederichs°Eugen-Diederichs-Verlag
23.	09.04.1952	Brandenburg, Hans	von	„Freundeskreis Elmau“	Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München HB B 220 Nachl. Hans Brandenburg/Briefe
24.	07.08.1952	Brandenburg, Hans	von	„Freundeskreis Elmau“	Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München HB B 220 Nachl. Hans Brandenburg/Briefe
25.	03.08.1953	Scholz, Wilhelm von	an	Artikel „Neue Zeitung“, Sprache	Deutsches Literaturarchiv Marbach HS.1989.0002 A:Scholz
26.	11.08.1953	Scholz, Wilhelm von	von	Artikel „Neue Zeitung“	Deutsches Literaturarchiv Marbach HS.1989.0002 A:Scholz
27.	08.10.1953	Scholz, Wilhelm von	von	Bücheraustausch	Deutsches Literaturarchiv Marbach HS.1989.0002 A:Scholz

28.	19.10.1953	Scholz, Wilhelm von	an	Bücheraustausch, Sprache	Deutsches Literaturarchiv Marbach HS.1989.0002 A:Scholz
29.	29.10.1953	Scholz, Wilhelm von	von	Bücheraustausch	Deutsches Literaturarchiv Marbach HS.1989.0002 A:Scholz
30.	26.11.1953	Scholz, Wilhelm von	von	Bücheraustausch	Deutsches Literaturarchiv Marbach HS.1989.0002 A:Scholz
31.	30.11.1953	Scholz, Wilhelm von	an	Bücheraustausch, Familie	Deutsches Literaturarchiv Marbach HS.1989.0002 A:Scholz
32.	02.12.1953	Scholz, Wilhelm von	von	Familie	Deutsches Literaturarchiv Marbach HS.1989.0002 A:Scholz
33.	30.01.1954	Scholz, Wilhelm von	an	Familie	Deutsches Literaturarchiv Marbach HS.1989.0002 A:Scholz
34.	12.07.1954	Scholz, Wilhelm von	von	Gratulation zum 80. Geburtstag	Deutsches Literaturarchiv Marbach HS.1989.0002.00215 A:Scholz/80. Geburtstag 1954

35.	28.10.1955	Kästner, Erich	von	„Der ewige Brunnen“	Deutsches Litera- turarchiv Mar- bach HS.1998.0003 A:Kästner
36.	31.10.1955	Miegel, Agnes	von	„Der ewige Brunnen“	Deutsches Litera- turarchiv Mar- bach 74.9475 A:Miegel
37.	05.11.1955	Kästner, Erich	an	„Der ewige Brunnen“	Deutsches Litera- turarchiv Mar- bach HS.1998.0003 A:Kästner
38.	09.01.1956	Dingler, Max	an	<i>Stilkunst</i> , „Der ewige Brunnen“	Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München MD B 212 Nachl. Max Ding- ler/Briefe
39.	12.01.1956	Dingler, Max	von	„Der ewige Brunnen“	Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München MD B 212 Nachl. Max Ding- ler/Briefe
40.	08.01.1957	Sendelbach, Hermann	von	Bücheraus- tausch, „Der ewige Brun- nen“	Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München HSe B 175 Nachl. Hermann Sendel- bach/Briefe

41.	13.02.1957	Dingler, Max	von	„Der ewige Brunnen“	Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München MD B 212 Nachl. Max Ding- ler/Briefe
42.	24.03.1957	Dingler, Max	an	„Der ewige Brunnen“	Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München MD B 212 Nachl. Max Ding- ler/Briefe
43.	12.04.1957	Dingler, Max	von	„Der ewige Brunnen“	Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München MD B 212 Nachl. Max Ding- ler/Briefe

## 9.2 Weiteres Archivmaterial

### Bundesarchiv

- NSDAP-Mitgliederkarteikarte
- Akte Parteikorrespondenz
  - 04.04.1938: NSDAP-Reichspropagandaamt München-Oberbayern erbittet politische Beurteilung; „Betreff: Wirtschaftsführer“
  - 14.10.1938: politische Beurteilung von NSDAP-Ortsgruppe Thalkirchen
  - 03.07.1939: Fragebogen von Reiners „Parteistatistische Erhebung“
  - 16.09.1940: NSDAP-Gauleitung München-Oberbayern erbittet politische Beurteilung wegen „Reise ins Ausland“
  - 17.09.1940: politische Beurteilung von NSDAP-Ortsgruppe Solln

- 01.09.1942: NSDAP-Leitung der Auslands-Organisation erbittet politische Beurteilung, weil Reiners „zum Verwalter von Feindvermögen in Frankreich ernannt“ wurde.
- 15.09.1942: politische Beurteilung von NSDAP-Gauleitung München-Oberbayern
- Akte der Reichskulturkammer
  - 20.12.1933: Reichsverband Deutscher Schriftsteller: Aufnahme-Erklärung, Fragebogen
  - 19.09.1934: Ausweis Reichsschrifttumskammer
  - 11.05.1938: Entlassung aus Reichsschrifttumskammer, da Reiners nur im Nebenberuf als Schriftsteller tätig war.
  - 01.07.1938: „Fragebogen zur Bearbeitung des Aufnahmeantrages für die Reichsschrifttumskammer“, Abstammungsnachweis, Lebenslauf
  - 09.07.1938: „Ersuchen um Auskunft aus dem Strafregister“ Ratibor durch Reichsschrifttumskammer
  - 14.07.1938: „Auszug aus dem Strafregister“ Ratibor
  - 02.08.1938: Befreiungsschein für „Fontane oder die Kunst zu leben“ von Reichsschrifttumskammer
  - 13.08.1938: Rückforderung des Reichsschrifttumskammer-Mitgliederausweises durch Reichsschrifttumskammer
  - 24.08.1938: Stellungnahme Reiners' bzgl. Rückforderung des RSK-Ausweises
  - 26.05.1943: Frage des Beck-Verlages an Reichsschrifttumskammer, ob Befreiungsschein für Reiners' *Stilkunst* notwendig
    - Anhang: Brief vom 21.05.1943 von Reiners in derselben Angelegenheit
  - 31.05.1943: Befreiungsschein für *Stilkunst* von Reichsschrifttumskammer

## Staatsarchiv München

- Spruchkammerakte Ludwig Reiners (SpkA K 1400) – München
  - 02.06.1947: „Meldebogen auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946“, Stellungnahme Reiners' mit Zeugenauflistung
  - 04.06.1947: Anwaltsschreiben (Schwink) „Gesuch um Anordnung der vordringlichen Durchführung des Sprachkammerverfahrens“
  - 06.06.1947: Vollmacht Reiners' an Rechtsanwalt Walther Schwink für Sprachkammerverfahren
  - 10.06.1947: Anwaltsschreiben, Steuerangelegenheit
  - 12.06.1947: Ablehnung des Dringlichkeitsantrags der Berufungskammer München (öffentliche Kläger) an Spruchkammer X München
  - 19.06.1947: Anordnung der vordringlichen Durchführung des Verfahrens von der Berufungskammer München (öffentliche Kläger) an Spruchkammer X München
  - 11.07.1947: „Arbeitsblatt“ des öffentlichen Klägers der Spruchkammer X München
  - 10.09.1947: „Klageschrift“ des öffentlichen Klägers der Spruchkammer X München
  - 24.09.1947: Stellungnahme Reiners' zur Klageschrift
  - 30.09.1947: Stellungnahme Reiners' zum Streitwert, Bescheinigung des Finanzamtes München-Süd
  - 01.10.1947: „Spruch“ der Spruchkammer X München
  - 09.10.1947: Empfangsbestätigung Reiners'
  - 13.10.1947: Kontrolle der Rechtskräftigkeit durch Zentralkanzlei der Spruchkammern München
  - 28.11.1947: Bestätigung der Rechtskräftigkeit durch Spruchkammer X München
  - 08.01.1948: „Dringlichkeitsbescheinigung“ der Spruchkammer
  - 16.01.1948: Zahlungsaufforderung des öffentlichen Klägers der Spruchkammern München

Entlastende Zeugenaussagen:

- 05.1945: H. B. Curry
- 05.1945: Marie E. V. Brendel
- 15.10.1945: Martha Eisermann
- 03.12.1945: Industrie- und Handelskammer Augsburg (Vogel, Meier) (Dringlichkeitsantrag)
- 14.02.1946: Hilde Kitzingen
- 15.02.1946: Philipp Kitzinger
- 16.02.1946: Karl Vossler
- 19.02.1946: Bernhard Pollak
- 01.03.1946: Kurt Baumann
- 07.03.1946: Nähgarnvertrieb GmbH, Generalvertretung
- 09.03.1946: Johann Steiner
- 10.03.1946: Wolfgang Butz
- 10.03.1946: Regina Neuburger
- 15.03.1946: Willy Peter
- 15.03.1946: Hans Stangl
- 15.03.1946: Karl Haug
- 29.03.1946: Numa Tétaz
- 18.07.1946: Paul Höhne
- 22.07.1946: St. Josefskongregation, Breitbrunn a. Ammersee (Bestätigung über landwirtschaftliche Hilfsarbeitertätigkeit)
- 25.10.1946: Hans Franzmeier
- 08.11.1946: Richard Jung
- 08.04.1947: Odoardo Mesirca
- 07.05.1947: Emil Weil
- 02.06.1947: Walther Thaler (ärztliches Zeugnis)
- 17.06.1947: Industrie- und Handelskammer München (von Raffler) (Dringlichkeitsantrag)
- 17.06.1947: Nähgarnvertrieb GmbH, Generalvertretung (Dringlichkeitsantrag)
- 11.07.1947: Charles W. Bell
- Wolfgang Ritscher

- „Zwirnerei und Nähgarnfabrik“ (Butz), „Zwirnerei Ackermann“ (Dringlichkeitsantrag)
- Spruchkammerakte Ludwig Reiners (SpkA K 1400) – Starnberg
  - 26.04.1946: „Meldebogen auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946“
  - 13.08.1946: Nachtrag Meldebogen Reiners’
  - 12.05.1947: „Arbeitsblatt“ des öffentlichen Klägers der Spruchkammer Starnberg
  - 12.06.1947: Forderung um Auskunft beim Münchener Bürgermeister vom öffentlichen Kläger der Spruchkammer für den Landkreis Starnberg
  - 12.06.1947: Forderung um Auskunft beim Breitbrunner Bürgermeister vom öffentlichen Kläger der Spruchkammer für den Landkreis Starnberg
  - 12.06.1947: Forderung um Auskunft beim Polizeipräsidium München vom öffentlichen Kläger der Spruchkammer für den Landkreis Starnberg
  - 12.06.1947: Forderung um Auskunft beim Arbeitsamt Starnberg vom öffentlichen Kläger der Spruchkammer für den Landkreis Starnberg
  - 12.06.1947: Forderung um Auskunft beim Arbeitsamt München vom öffentlichen Kläger der Spruchkammer für den Landkreis Starnberg
  - 12.06.1947: Forderung um Auskunft beim Finanzamt Starnberg vom öffentlichen Kläger der Spruchkammer für den Landkreis Starnberg
  - 12.06.1947: Forderung um Auskunft beim Finanzamt München vom öffentlichen Kläger der Spruchkammer für den Landkreis Starnberg
  - 16.06.1947: Auskunft des „Military Government“ München
  - 17.06.1947: Auskunft vom Finanzamt Starnberg
  - 18.06.1947: Auskunft der Nebenstelle Starnberg des Arbeitsamtes München

- 19.06.1947: Auskunft vom Arbeitsamt München
- 21.06.1947: Auskunft des Polizeipräsidiums München
- 30.06.1947: Auskunft vom Oberfinanzpräsident München
- 01.07.1947: Auskunft des Bürgermeisters von Breitbrunn
- 20.01.1948: Sühnebescheid der Spruchkammer Starnberg
- 29.01.1948: Reiners' Stellungnahme zum doppelten Sühnebescheid (Starnberg, München)
- 02.02.1948: Aktenübergabe der Spruchkammer für den Landkreis Starnberg an Spruchkammer München X

#### Archiv der Ludwig-Maximilians-Universität München

- Stud.-Kart. I (Reiners, Ludwig): Münchner Studienzeiten, Karteikarte – Studentenkartei
- Stud-BB-573, -584, -598, -614, -622, -633: Nachweis über besuchte Veranstaltungen

#### Verlagsbroschüren

- C. H. Beck (o.A.): Ludwig Reiners: Stilkunst. Ein Lehrbuch deutscher Prosa (1951, 4. Aufl.). Dokumentensammlung der Mediendokumentation, DOK:Reiners, Ludwig (3e2). Verlagsbroschüre. In: Deutsches Literaturarchiv Marbach.
- C. H. Beck (o.A.): Ludwig Reiners: Stilkunst. Ein Lehrbuch deutscher Prosa (1955). Dokumentensammlung der Mediendokumentation, DOK:Reiners, Ludwig (3e2). Verlagsbroschüre. In: Deutsches Literaturarchiv Marbach.
- C. H. Beck (o.A.): ungekürzte Sonderausgabe. Ludwig Reiners: Stilkunst ein Lehrbuch deutscher Prosa. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, H:Sammlung der Stadt Dortmund/Reiners, Ludwig. Verlagsbroschüre. In: Deutsches Literaturarchiv Marbach.
- C. H. Beck (o.A.): Ludwig Reiners: In Europa gehen die Lichter aus. Der Untergang des wilhelminischen Reiches. Geschlossener Bestand der Mediendokumentation, H:Sammlung der Stadt Dort-

mund/Reiners, Ludwig. Verlagsbroschüre. In: Deutsches Literaturarchiv Marbach.

- C. H. Beck (o.A.): Ludwig Reiners: Der ewige Brunnen. Ein Volksbuch deutscher Dichtung. Dokumentensammlung der Mediendokumentation, DOK:Reiners, Ludwig (3e2). Verlagsbroschüre. In: Deutsches Literaturarchiv Marbach.
- C. H. Beck (o.A.): Ludwig Reiners. Dokumentensammlung der Mediendokumentation, DOK:Reiners, Ludwig (3e2). Verlagsbroschüre. In: Deutsches Literaturarchiv Marbach.
- C. H. Beck (o.A.): Bücher von Ludwig Reiners. Dokumentensammlung der Mediendokumentation, DOK:Reiners, Ludwig (3e2). Verlagsbroschüre. In: Deutsches Literaturarchiv Marbach.

### 9.3 Personalbibliographie Ludwig Reiners

#### 9.3.1 Monographien

Es wird jeweils die Ersterscheinung angegeben. Die Auflistung erfolgt chronologisch. Soweit bekannt, werden die Jahreszahlen weiterer Ausgaben in Klammer angegeben – allerdings wird hier kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben, außer bei der *Stilkunst*, *Stilfibel* und der *Kunst der Rede und des Gesprächs*.

1930: Die wirkliche Wirtschaft. Erster Band. München: Beck. [weitere Ausgaben 1932]

1931: Wie kam es zur Geldkrise im Juli 1931? Das neueste Kapitel der „Wirklichen Wirtschaft“. München: Beck.

1931: Morgen wieder Arbeit. Ein Programm zur Überwindung der Arbeitslosigkeit. München: Beck. [unter Pseudonym Dr. Andreas Carsten]

1933: Die wirkliche Wirtschaft. Zweiter Band. München: Beck.

1939: Fontane oder Die Kunst zu Leben. Ein Brevier. Leipzig (Sammlung Dieterich, Band 57). [weitere Ausgaben 1949, 1955]

1944: Deutsche Stilkunst. Ein Lehrbuch deutscher Prosa. 1. Auflage. München: Beck. [ab 1949 nur noch *Stilkunst. Ein Lehrbuch deutscher Prosa.*]

1949	o. A.	Biederstein	
1950	o. A.	Beck	
1951	o. A.	Beck	
1953	16.-21. Tsd.	Beck	
1955	22.-26. Tsd.	Beck	
1957	27.-32. Tsd.	Beck	
1959	33.-37. Tsd.	Beck	
1961	38.-60. Tsd.	Beck	
1962	61.-77. Tsd.	Beck	
1964	78.-88. Tsd.	Beck	
1967	89.-100. Tsd.	Beck	
1971	101.-108. Tsd.	Beck	
1976	109.-117. Tsd.	Beck	
1980	118.-126. Tsd.	Beck	
1988	127.-128. Tsd.	Beck	
1991	129.-140. Tsd.	Beck	(Neubearbeitung)
2004	141.-144. Tsd.	Beck	(2. Auflage der neubearbeiteten Ausgabe)

Ab der 17. Auflage mit einem Nachwort: Meyer, Stephan; Schiewe, Jürgen: Nachwort der Bearbeiter. Person und Werk von Ludwig Reiners, S. 517-520.

1948: Sorgenfibel. oder Über die Kunst durch Einsicht und Übung seiner Sorgen Meister zu werden. München: Biederstein (Beck). [weitere Ausgaben 1950, 1952, 1953, 1960, 1963, 2010]

1950: Fibel für Liebende. zugleich eine Anleitung verheiratet und doch glücklich zu sein. Hamburg: Ellermann. [weitere Ausgaben 1951, 1958]

1951: Steht es in den Sternen? Eine wissenschaftliche Untersuchung über Wahrheit und Irrtum der Astrologie. München: List.

1951: Der sichere Weg zum guten Deutsch. Eine Stilfibel. München:  
Beck. [später: *Stilfibel. Der sichere Weg zum guten Deutsch.*]

1951	7.-15. Tsd.	Beck
1951	16.-24. Tsd.	Beck
1951	25.-33. Tsd.	Beck
1956	34.-42. Tsd.	Beck
1957	43.-51. Tsd.	Beck
1958	52.-59. Tsd.	Beck
1959	60.-67. Tsd.	Beck
1960	68.-76. Tsd.	Beck
1961	77.-85. Tsd.	Beck
1962	86.-97. Tsd.	Beck
1963	86.-99. Tsd.	Beck
1963	100.-105. Tsd.	Beck
1965	106.-110. Tsd.	Beck
1966	111.-116. Tsd.	Beck
1970	117.-123. Tsd.	Beck
1979	124.-128. Tsd.	Beck
1990	129.-133. Tsd.	Beck
2001	134.-136. Tsd.	Beck
1963	o. A.	Dtv
1964	31.-50. Tsd.	Dtv
1964	51.-75. Tsd.	Dtv
1965	76.-100. Tsd.	Dtv
1966	101.-125. Tsd.	Dtv
1967	126.-150. Tsd.	Dtv
1968	151.-175. Tsd.	Dtv
1969	176.-200. Tsd.	Dtv
1969	201.-225. Tsd.	Dtv
1970	226.-250. Tsd.	Dtv
1971	251.-275. Tsd.	Dtv
1973	276.-300. Tsd.	Dtv
1974	301.-320. Tsd.	Dtv

1975	321.-340. Tsd.	Dtv
1977	341.-355. Tsd.	Dtv
1978	356.-370. Tsd.	Dtv
1980	371.-380. Tsd.	Dtv
1981	381.-390. Tsd.	Dtv
1983	391.-400. Tsd.	Dtv
1984	401.-410. Tsd.	Dtv
1985	411.-420. Tsd.	Dtv
1987	421.-430. Tsd.	Dtv
1989	o. A.	Dtv
1990	o. A.	Dtv
1992	443.-448. Tsd.	Dtv
1993	499.-454. Tsd.	Dtv
1995	455.-459. Tsd.	Dtv
1996	460.-463. Tsd.	Dtv
1998	o. A.	Dtv
1999	o. A.	Dtv
2001	o. A.	Dtv
2002	o. A.	Dtv
2003	o. A.	Dtv
2005	o. A.	Dtv
2007	o. A.	Dtv
2009	o. A.	Dtv
2011	o. A.	Dtv
2013	o. A.	Dtv

1951: Roman der Staatskunst. Leben und Leistung der Lords. München: Beck. [1955, 1968]

1952: Friedrich. Eine Lebensbeschreibung Friedrichs des Großen. München: Beck. [1980, 1986]

1953: Fräulein, bitte zum Diktat. Hand- und Wörterbuch der Sekretärin. München: List. [1963]

1953: Wir alle können besser leben. Kleine Geheimnisse der großen Wirtschaft. München [u.a.]: Steinebach.

1954: In Europa gehen die Lichter aus. Der Untergang des wilhelminischen Reiches. München: Beck. [1954, 1957, 1961, 1981]

1955: Der ewige Brunnen. Ein Volksbuch deutscher Dichtung. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig Reiners. München: Beck. [1958, 1959, 1962, 1964, 1966, 1970, 1974, 1979, 1980, 1982, 1992, 1995, 2005, 2007]

1955: Die Kunst der Rede und des Gesprächs. München, Bern: Lehnen, Francke. [1957, 1959, 1962, 1968]

1955: Der Mensch im Wirtschaftsleben. Einzelheft 6. In: Caesar Hagen, Carl Schietzel und Fritz Stücker (Hg.): Wege in die Welt. Ein Jugendbuch für Schule und Haus. Braunschweig: Westermann (Band 3).

1956: Wer hat das nur gesagt? Zitatelexikon. München: List.

1956: Die Sache mit der Wirtschaft. Briefe eines Unternehmers an seinen Sohn. München: List. [1957, 1960, 1966]

1956: Bismarck. Erster Band. 1815-1864. München: Beck. [1958, 1970, 1980]

1957: Bismarck. Zweiter Band. 1864-1871. 2 Bände. München: Beck. [1958, 1965, 1970, 1980]

1957: Verdienen wir zu wenig? Baden-Baden u.a.: Lutzeyer.

Appel, Benjamin [Übersetzung Ludwig Reiners] (1960): Hukbalahap. Oder Die Festung im Reis. Darmstadt: Progress.

1963: Gemeinschaftskunde II. Wirtschaftsprobleme aus der Sicht junger Menschen. Neu bearbeitet von Erik Roeder. Braunschweig [u.a.]: Westermann.

### 9.3.2 Zeitungsartikel, Aufsätze, Vorträge etc.

1932: Schluß mit der Arbeitslosigkeit! In: Süddeutsche Monatshefte. 29. Jg., H. 12, S. 794-819.

1951: Die dichtenden Volljuristen. In: Die neue Zeitung. Berliner Ausgabe. 7. Jg., Nr. 303, 30.12.1951, S. 9.

1953: Was erwartet die Wirtschaft von der Schule? Vortrag von Dr. Ludwig Reiners gehalten am 5. Oktober 1953 auf der 6. Königsteiner Tagung der Pressestelle Hessischer Kammern und Verbände.

1954: Gibt es unentgeltliche Leistungen? In: Zeit, Nr. 35, 02.09.1954.

1954: Verbot des Selbstrasierens? Was der Staat wirtschaftlich einmal verpatzt, muß dann eine ganze Generation büßen. In: Zeit, Nr. 48, 02.12.1954.

1954: Das Problem der Astrologie. In: Deutsche Rundschau. 80. Jg., H. 3, S. 250-256.

1954: Licht und Schatten im wilhelminischen Deutschland. In: Deutsche Rundschau, 80. Jg., H. 5, S. 435-444.

1956: Unternehmersorgen – ernst und heiter betrachtet. Vortrag gehalten auf der Mitgliederversammlung des VPV-Nordrhein-Westfalen am 9. Mai 1956.

1956: Geburtstageinsichten mit 60 Jahren. In: Süddeutsche Zeitung, 21.06.1956.

1956: Vom deutschen Stil. In: Duden. Stilwörterbuch der deutschen Sprache. 4. Auflage, neu bearbeitet von Paul Grebe und Gerhart Streitberg mit der Fachschriftleitung des Bibliographischen Instituts. Mannheim: Bibliographisches Institut (Der Große Duden, 2), S. 9-25.

1958: Wozu lesen wir eigentlich Bücher? Tag des Buches / Ludwig Reiners über Spannung und innere Bereicherung. In: Westfälische Rundschau, Nr. 259, 07.11.1958.

1960: Wozu lesen? In: Dabei. Kulturgemeinschaft des DGB Stuttgart e.V., H. 3, S. 13f.

1963: Vom deutschen Stil. In: Duden. Stilwörterbuch der deutschen Sprache. Das Wort in seiner Verwendung. 5. Auflage, neu bearbeitet von Paul Grebe und Gerhart Streitberg. Mannheim u.a.: Bibliograph. Inst. (Der Große Duden, 2), S. 7-22.

### 9.3.3 Nachrufe

A. G. (1957): Ludwig Reiners gestorben. In: Stuttgarter Zeitung, 13.08.1957.

Der Mittag – Zeitung für Rhein und Ruhr (1957): Schriftsteller Ludwig Reiners gestorben. Jg. 38, Nr. 186, 13.08.1957.

hb: Ludwig Reiners gestorben. In: Süddeutsche Zeitung, Nr. 193, 13.08.1957, S. 7.

J.O.Z. (1957): Ein Dilettant. Zum Tode von Ludwig Reiners. In: Echo der Zeit, Nr. 33, 18.08.1957.

ng (1957): Er war selbst sein bester Schüler. Der Schriftsteller Ludwig Reiners ist in München gestorben. In: Ruhr-Nachrichten, Nr. 186, 13.08.1957.

Münchener Merkur (1957): Ludwig Reiners. Nr. 194, 13.08.1957, S. 10.

Roth, Eugen (1957): Ludwig Reiners starb. Mann der Praxis, Meister der Feder und ein Philosoph. In: Welt am Sonntag, Nr. 33, 18.08.1957.

Rotzoll, Christa (1957): Ein Aufklärer des 20. Jahrhunderts. Schriftsteller von besonderen Graden: Ludwig Reiners gestorben. In: Welt am Sonntag, Nr. 187, 14.08.1957.

S.-F. (1957): Ein Mann am Schreibtisch. Zum Tode von Ludwig Reiners. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 186, 14.08.1957, S. 12.

Schricker, Walter (1957): Autor am Sonntagnachmittag. Zum Tode des Schriftstellers Ludwig Reiners / Schätze aus dem Zettelkasten. In: Abendzeitung, Nr. 193, 13.08.1957, S. 6.

Westdeutsche Allgemeine (1957): Ludwig Reiners †. Nr. 189, 13.08.1957.

### 9.3.4 Rezensionen

Roch, Herbert (1940): Fontane: „Die Kunst zu leben.“ Ein Brevier. Hrsg. v. Ludwig Reiners. In: Das Deutsche Wort, H. 16, S. 50.

EK (1950): In der Schule der Sprache. Ludwig Reiners: Stilkunst. Ein Lehrbuch deutscher Prosa. 1949, 2. verbesserte und ergänzte Auflage. In: Frankfurter Hefte, 5. Jg., H. 4, S. 449f.

Kühn, Georg (1950/1951): Von neuen Büchern. Ludwig Reiners. Stilkunst, ein Lehrbuch deutscher Prosa. 3. Aufl. 1950. In: Wirkendes Wort, 1. Jg., S. 115-116.

Schnack, Friedrich (1951/1952): Von der Kunst des Schreibens. In: Westermanns Monatshefte. Kulturmagazin, H. 7, S. 90f.

W. K. (1952): Ludwig Reiners: Roman der Staatskunst. In: Weltstimmen, 21. Jg., H. 6, S. 276-279.

Forst Battaglia, Otto de (1954): Großer böser Mann. Ludwig Reiners: „Friedrich“, 1952. In: Frankfurter Hefte, 9. Jg., H. 4, S. 306-307.

Ferber, Christian (1956): Das neue Buch: Der ewige Brunnen. Nahrhaft und – erschwinglich: Lyrik für den Hausgebrauch. In: Welt am Sonntag, Nr. 10, 04.03.1956, S. 10.

Scharff, Alexander (1958): Ludwig Reiners: Bismarck. Bd. 2: 1864-1871. In: Das historisch-politische Buch, 6. Jg., H. 8, S. 239f.

Hanau, Ursel (1961): Der ungeleidige Hirnling. Von deutscher Stilkunst – Ein Lehrbuch deutscher Prosa. In: Vorwärts, Nr. 34, 23.08.1961.

FK (1964): Heiteres Lernen. Ludwig Reiners Stilfibel. In: Welt der Arbeit, Nr. 14, 03.04.1964.

Hafner, Gotthilf (1969): Über Stilkunst, Worte und Wörter. In: Publikation, 19. Jg., H. 1.

Brinker, Henry C. (1991): Der fast vergessene Bestseller. Ludwig Reiners' Stilkunst wird jetzt neu aufgelegt. In: Süddeutsche Zeitung, 05.08.1991, S. 24.

Sanders, Willy (1992): Zur Neubearbeitung von Ludwig Reiners' Stilkunst. In: Wirkendes Wort, 42. Jg., H. 1, S. 149-153.

Simmler, Franz (1995): Ludwig Reiners. Stilkunst. Ein Lehrbuch deutscher Prosa (neubearb. v. Stephan Meyer u. Jürgen Schiewe); 1991. In: Zeitschrift für Germanistik Neue Folge V, H2, S. 467-472.

Drews, Jörg (2005): Alle Stimmungen des Daseins. Modernisiert: Ludwig Reiners' Hausbuch „Der ewige Brunnen“. In: Süddeutsche Zeitung, Nr. 275, 29.11.2005, S. 16.

Görlitz, Walter (o. A.): Immer im Kampf gegen die Prinzipienreiter der Politik. Ludwig Reiners' letztes Werk: „Bismarck“ Band II – Entscheidende Jahre preußisch-deutscher Geschichte.

#### 9.4 Literaturverzeichnis

Online-Quellen, die über nicht frei zugängliche Datenbanksysteme der Universität Bamberg ermittelt wurden, erscheinen ohne URL. Jahreszahlen in Klammern am Ende der bibliographischen Angabe verweisen auf weitere Auflagen des entsprechenden Nachschlagewerkes.

Abby FineReader: Texterkennung auf den ersten Blick. Online verfügbar unter <http://finereader.abbyy.de/> <24.02.2014>.

Abby Historic OCR: Die Herausforderung: Digitalisierung alter Dokumente. Online verfügbar unter <http://www.frakturschrift.de/de:start> <24.02.2014>.

Adam, Christian (2010): Lesen unter Hitler. Autoren, Bestseller, Leser im Dritten Reich. Berlin: Galiani.

- Adelung, Johann Christoph (1785): Ueber den Deutschen Styl. [Nachdruck 1974 (Hildesheim u.a.: Olms)]. Berlin: Voß.
- Adorno, Theodor W. (1971): *Minima Moralia*. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt/M.: Suhrkamp (Bibliothek Suhrkamp, Bd. 236).
- Althaus, Hans Peter (2003): *Kleines Lexikon deutscher Wörter jiddischer Herkunft*. München: Beck.
- Anders, Achim (1956): Durch Lebensweisheit zum Lebensglück. Das literarische Werk des 60jährigen Wirtschaftlers Ludwig Reiners aus Ratibor. In: *Schlesische Rundschau*, 04.06.1956, S. 5.
- Andresen, Karl Gustaf (1880): *Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen*. Heilbronn: Henninger.
- Angele, Michael (2001): Halt's Maul. Berlin ist wahrscheinlich die schönste Stadt der Lakonie. In: *FAZ*, Nr. 178, 03.08.2001, S. 1 (Berliner Seite).
- Antos, Gerd (1996): *Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstraining*. Tübingen: Niemeyer (Reihe germanistische Linguistik, 146).
- Antos, Gerd (2003): „Imperfektibles“ sprachliches Wissen. Theoretische Vorüberlegungen zu „sprachlichen Zweifelsfällen“. In: Wolf Peter Klein (Hg.): *Sprachliche Zweifelsfälle. Theorie und Empirie*. *Linguistik online* 16, 4. Online verfügbar unter [http://www.linguistik-online.de/16\\_03/antos.html](http://www.linguistik-online.de/16_03/antos.html) <24.02.2014>.
- Apel, Simon (2012): Das Wissenschaftsplagiat als Wettbewerbsverstoß. Ist das Lauterkeitsrecht ein geeignetes Instrument zum Schutz der wissenschaftlichen Redlichkeit. In: *Archiv für Urheber- und Medienrecht*, H. 3, S. 665-720.
- Arnold, Heinz Ludwig (Hg.) (1978): *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur/8*. KLG. München: Ed. Text + Kritik.

- Auf der Suche nach dem „lästigen Ausländer“ – Fundstücke aus 150 Jahren deutscher Geschichte (2007). In: Sigrid Dauks, Schöck-Quinteros (Hg.): Grund der Ausweisung: lästiger Ausländer. Ausweisungen aus Bremen in den 1920er Jahren. Begleitbd. zu der szenischen Lesung mit der bremer shakespeare company. Bremen, S. 147-156.
- Bachof, Otto (1965): Die „Entnazifizierung“. In: Andreas Flitner (Hg.): Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus. Eine Vortragsreihe der Universität Tübingen mit einem Nachwort von Hermann Diem. Tübingen: Wunderlich, S. 195-216.
- Bahners, Patrick (2005): Die Bücher des Jahres – Ratschläge für unentschlossene Bücherkäufer. In: FAZ, Nr. 284, 06.12.2005, S. 42.
- Barbian, Jan-Pieter (2008): Die vollendete Ohnmacht? Schriftsteller, Verleger und Buchhändler im NS-Staat. Ausgewählte Aufsätze. Essen: Klartext Medienwerkstatt.
- Basak, Denis (2011): Vom „geistigen Diebstahl“ zur „akademischen Urkundenfälschung“ – Zum Schutzgut der Regeln für den Umgang mit Plagiaten im akademischen Bereich des Plagiats. In: Jochen Bung, Malte-Christian Gruber, Sebastian Kühn (Hg.): Plagiate. Fälschungen, Imitate und andere Strategien aus zweiter Hand. Berlin: Trafo (Beiträge zur Rechts-, Gesellschafts- und Kulturkritik, Bd. 10), S. 177-200.
- Beck (Hg.) (1963): Festschrift zum zweihundertjährigen Bestehen des Verlages C. H. Beck. 1763-1963. München: Beck.
- Beck.de: Über den Verlag C. H. Beck München. Online verfügbar unter <http://rsw.beck.de/cms/main?toc=beckgruppe.root> <24.02.2013>.
- Berliner Zeitung (2010): Unverzichtbar. 08.07.2010, S. 31.
- Bertram, Ernst (1965): Nietzsche. Versuch einer Mythologie. 8. aus dem Nachlaß ergänzte Aufl. mit einem Nachwort von Hartmut Buchner. Bonn: Bouvier u. Co.
- Bleckmann, Bruno (2013): Die Entscheidung. Die Begründung des Fakultätsrat für den Entzug des Doktorgrades von Annette Schavan. Dokumentation. Plagiatsfall Schavan. In: Forschung & Lehre, Nr. 3, S. 176-177.

- Böhrtlingk, Otto (1884): Sanskrit-Wörterbuch. 5. Theil. St. Petersburg.  
Online verfügbar unter <http://www.sanskrit-lexicon.uni-koeln.de/scans/PWScan/disp2/> <24.02.2014>.
- Bondy, François (Hg.) (1989): Harenbergs Lexikon der Weltliteratur. Autoren – Werke – Begriffe. Mar-Sam. Dortmund: Harenberg-Lexikon-Verlag.
- Börne, Ludwig (1829): Gesammelte Schriften. Sechster Theil. Fragmente und Aphorismen. Hamburg: Hoffmann u. Campe.
- Bosl, Karl (Hg.) (1983): Bosls bayerische Biographie. 8000 Persönlichkeiten aus 15 Jahrhunderten. Regensburg: Pustet. (Ergänzungsband (1988): 1000 Persönlichkeiten aus 15 Jahrhunderten.)
- Böttcher, Kurt; Albrecht, Günter (Hg.) (1993): Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller. 20. Jahrhundert. Hildeheim: Olms.
- Braun, Stefan (2011): Annette Schavan über Guttenberg. „Ich schäme mich nicht nur heimlich“. In: SZ, 01.03.2011. Online verfügbar unter <http://www.sueddeutsche.de/politik/anette-schavan-ueber-guttenberg-ich-schaeme-mich-nicht-nur-heimlich-1.1065529> <24.02.2014>.
- Brauneck, Manfred (Hg.) (1995): Autorenlexikon deutschsprachiger Literatur des 20. Jahrhunderts. Orig.-Ausg., 5., überarb. u. erw. Neuausg. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Brockhaus. Enzyklopädie in 30 Bänden. (2006). 21., völlig neu bearb. Aufl. Bd. 22: POT-RENS. Leipzig u.a.: Brockhaus.
- Budde, Berthold (Hg.) (2000): Harenberg-Literaturlexikon. Autoren, Werke und Epochen, Gattungen und Begriffe von A-Z. Vollst. Überarb. u. aktual. Sonderausg. Dortmund: Harenberg-Lexikon-Verlag.
- Bund Deutscher Schriftsteller BDS e.V. (Hg.) (2003): Deutsches Schriftstellerlexikon. Ein Who's Who der deutschsprachigen Literatur. Dietzenbach: Verl. des Bundes Deutscher Schriftsteller.
- Bunia, Remigius (2011): Die Ökonomien wissenschaftlichen Zitierens. In: Thomas Rommel (Hg.): Plagiate – Gefahr für die Wissenschaft? Eine internationale Bestandsaufnahme. Berlin: Lit (Beiträge zur wissenschaftlichen Marginalistik, Bd. 2), S. 17-30.

- Bürger, Gottfried August (1835): Lenore. In: Bürger's sämmtliche Werke. Hg. v. August Wilhelm Bohtz. Göttingen: Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, S. 13ff.
- Butry, Walter (Hg.) (1966): München von A bis Z. I. Stadtlexikon der bayerischen Landeshauptstadt. München: Butry, Müller.
- Causa Guttenberg. Offener Brief. Online verfügbar unter <http://offenerbrief.posterous.com/> <11.04.2013>.
- Clément, Danièle; Glück, Helmut (2010): Funktionsverbgefüge. In: Helmut Glück (Hg.): Metzler Lexikon Sprache. 4., aktual. u. überarb. Aufl. Stuttgart u.a.: Metzler, S. 217.
- Conrady, Karl Otto (1990): Völkisch-nationale Germanistik in Köln. Eine unfestliche Erinnerung. Schernfeld: SH-Verlag.
- Dannenberg, Detlev (2009): „Das kurze Leben des S. B. Preuss“ oder: Zitieren und Belegen in Bibliothekskursen. In: Robert Barth, Nadja Böller, Urs Dahinden, Sonja Hierl, Hans-Dieter Zimmermann (Hg.): Wissensklau, Unvermögen oder Paradigmenwechsel? Plagiate als Herausforderung für Lehre, Forschung und Bibliothek. Beiträge der internationalen Tagung. Die lernende Bibliothek 2009. 6.-9. September 2009. Chur: Arbeitsbereich Informationswissenschaft (Churer Schriften zur Informationswissenschaft, Nr. 33), S. 133-142.
- Davies, Winifred V.; Langer, Nils (2006): The Making of Bad Language. Lay Linguistic Stigmatisation in German: Past und Present. Frankfurt/M.: Lang (Vario Lingua, 28).
- Deinert, Mathias (2004): Eduard Engel. Streitbar wie seine Zeit. In: Potsdam. Information, Satire, Kultur. Die andere Seite der Stadt, S. 3-6. Online verfügbar unter [http://www.potsdam.de/pdf/2004\\_oktober.pdf](http://www.potsdam.de/pdf/2004_oktober.pdf) <24.02.2014>.
- Duden. Stilwörterbuch der deutschen Sprache. Eine Sammlung der richtigen und der gebräuchlichen Ausdrücke und Redewendungen. Mit einer Einleitung von Dr. Ewald Geißler (1938). 3., verbesserte Aufl. bearb. in den Fachschriftleitungen des Bibliographischen Instituts. Leipzig: Bibliographisches Institut (Der Große Duden, 2).

- Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) (1998): Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis. Empfehlungen der Kommission „Selbstkontrolle in der Wissenschaft“. Denkschrift. Weinheim: Wiley-VCH. [Überarbeitung 2013: Online verfügbar unter [http://www.dfg.de/download/pdf/dfg\\_im\\_profil/reden\\_stellungnahmen/download/empfehlung\\_wiss\\_praxis\\_1310.pdf](http://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/reden_stellungnahmen/download/empfehlung_wiss_praxis_1310.pdf) <24.02.2014>.]
- Deutscher Biographischer Index (DBI) (2004). Bearb. von Victor Herrero Mediavilla. 3., kumulierte u. erw. Ausg. Bd. 6: Obh-Sce. München: Saur.
- Deutscher Hochschulverband (2000): Selbstkontrolle der Wissenschaft und wissenschaftliches Fehlverhalten. Resolution des 50. Hochschulverbandstages 2000. Online verfügbar unter <http://www.hochschulverband.de/cms1/532.html> <24.02.2014>.
- Deutsches Theater-Lexikon. Biographisches und Bibliographisches Handbuch. Begründet von Wilhelm Kosch. Fortgeführt von Ingrid Bigler-Marschall (1992). Bd. 3: Pallenberg-Singer. Bern: Francke.
- Di Trocchio, Frederico (2003): Der große Schwindel. Betrug und Fälschung in der Wissenschaft. 2. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Die Welt kostet Geld. In: Filmportal.de: Online verfügbar unter [http://www.filmportal.de/film/die-welt-kostet-geld\\_7d35e4d192d744d2bc87e960762bdfbe](http://www.filmportal.de/film/die-welt-kostet-geld_7d35e4d192d744d2bc87e960762bdfbe) <24.02.2014>.
- Dieckmann, Friedrich (1992): Um einen Goethe von Mail Order bittend. Eine Volksausgabe in 143 Bänden. In: Neue Deutsche Literatur. Monatsschrift für deutschsprachige Literatur und Kritik. 40. Jg., H. 473, S. 169-171.
- Dieckmann, Walther (1991): Sprachwissenschaft und öffentliche Sprachdiskussion – Wurzeln ihres problematischen Verhältnisses. In: Rainer Wimmer (Hg.): Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch. Berlin u.a.: de Gruyter, S. 355-373.

- Duden. Richtiges und gutes Deutsch. Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle (2011). Herausgegeben und überarb. von der Dudenredaktion unter Mitwirkung von Peter Eisenberg u. Jan Georg Schneider. 7., vollst. überarb. Aufl. Bd. 9. Mannheim u.a.: Dudenverlag.
- Duden. Stilwörterbuch der deutschen Sprache. Mit einer Einleitung über guten deutschen Stil von Ludwig Reiners (1956). 4. Aufl., neu bearb. von Paul Grebe u. Gerhart Streitberg mit der Fachschriftleitung des Bibliographischen Instituts. Mannheim: Bibliographisches Institut (Der Große Duden, 2).
- Duden-Online: Herbarium. Online verfügbar unter <http://www.duden.de/rechtschreibung/Herbarium> <24.02.2014>.
- Duden-Online: Plagiat. Online verfügbar unter <http://www.duden.de/rechtschreibung/Plagiat> <24.02.2014>.
- Eckermann, Johann Peter (o.A. (nach 1847)): Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 3. Teil. Hg. v. Otto Harnack. Bd. 1. Berlin: Deutsche Bibliothek.
- Eckert, Karl (1988): Geschichte der Firma Zwirner Ackermann AG. In: Sontheimer Offener Kreis (Hg.): Sontheim 1188-1988. Historische Erinnerungen anlässlich der 800-Jahrfeier, S. 116-118.
- Eisenberg, Peter (2009): Richtig gutes und richtig schlechtes Deutsch. In: Marek Konopka, Bruno Strecker (Hg.): Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch. Berlin u.a.: de Gruyter (Institut für Deutsche Sprache Jahrbuch 2008), S. 53-69.
- Engel, Eduard (1906): Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. Bd. 1. Leipzig, Wien: Freytag, Tempusky.
- Engel, Eduard (1911): Deutsche Stilkunst. 1. Aufl. Leipzig, Wien: Freytag, Tempusky.
- Engel, Eduard (1922): Deutsche Stilkunst. 30., umgearbeitete u. vermehrte Aufl. Leipzig, Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, Freytag.
- Engel, Eduard (1931): Deutsche Stilkunst. 31., neubearb. Aufl. Leipzig u.a.: Freytag.

- Ephorus: Plagiarism Prevention. Online verfügbar unter <https://www.e-phorus.com/de/> <24.02.2014>.
- Eroms, Hans-Werner (2008): Stil und Stilistik. Eine Einführung. Berlin: Schmidt (Grundlagen der Germanistik, 45).
- Eroms, Hans-Werner (2009): Stilistische Phänomene der Syntax. In: Ulla Fix, Andreas Gardt, Joachim Knape (Hg.): Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung. Berlin u.a.: de Gruyter (HSK 31.2), S. 1594-1610.
- Fadinger, Stephan (2008): Literaturplagiat und Intertextualität. Online verfügbar unter [http://othes.univie.ac.at/4714/1/2009-04-23\\_9910872.pdf](http://othes.univie.ac.at/4714/1/2009-04-23_9910872.pdf) <24.02.2014>.
- Feilchenfeldt, Konrad (1994): Misch, Carl. Neue Deutsche Biographie 17, S. 560 f. Online verfügbar unter <http://www.deutschebiographie.de/sfz63646.html> <24.02.2014>.
- Finetti, Marco; Himmelrath, Armin (1999): Der Sündenfall. Betrug und Fälschung in der deutschen Wissenschaft. Stuttgart u.a.: Raabe.
- Fischer, Gottfried (2002): Dem Sprachpfleger Eduard Engel zum 150. Geburtstag. In: Wiener Sprachblätter, 52. Jg., H. 1, S. 3-5.
- Fischer-Lescano, Andreas (2011): Karl-Theodor Frhr. zu Guttenberg, Verfassung und Verfassungsvertrag. Konstitutionelle Entwicklungsstufen in den USA und der EU, Berlin (Duncker & Humblot) 2009, 475 S., 88,- €. In: Kritische Justiz, Nr. 1, S. 112-119.
- Fishman, Teddi: „We know it when we see it“ is not good enough: toward a standard definition of plagiarism that transcends theft, fraud, and copyright. 4th Asia Pacific Conference on Educational Integrity (4APCEI) 28.-30. September 2009. University of Wollongong NSW Australia. Online verfügbar unter <http://www.bmartin.cc/pubs/09-4apcei/4apcei-Fishman.pdf> <24.02.2014>.
- Flemmer, Walter (1974): Verlage in Bayern. Geschichte und Geschichten. Pullach bei München: Verlag Dokumentation.
- Focus (2009): Schummelei an der Uni. 02.04.2009. Online verfügbar unter [http://www.focus.de/wissen/campus/tid-13851/plagiat-schummelei-an-der-uni\\_aid\\_386457.html](http://www.focus.de/wissen/campus/tid-13851/plagiat-schummelei-an-der-uni_aid_386457.html) <24.02.2013>.

- Focus (2012): Ungarns Präsident Pal Schmitt tritt nach Plagiatsaffäre zurück. 02.04.2012. Online verfügbar unter [http://www.focus.de/politik/ausland/pal-schmitt-ungarn-praesident-tritt-nach-plagiatskandal-zurueck\\_aid\\_731648.html](http://www.focus.de/politik/ausland/pal-schmitt-ungarn-praesident-tritt-nach-plagiatskandal-zurueck_aid_731648.html) <24.02.2014>.
- Forschung & Lehre (2011): Aberkannt und abgetreten. Eine Chronik der Plagiatsaffäre. Der Fall zu Guttenberg, Nr. 4, S. 282-283.
- Förster, Uwe (2000): Sprachpflege auf wissenschaftlicher Grundlage. Beiträge aus drei Jahrzehnten. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Sprache. Mannheim u.a.: Dudenverlag.
- Frankfurter Neue Presse (2011): Plagiatsvorwurf gegen FH-Professorin. 12.05.2011.
- Frenzel, Herbert A.; Moser, Hans Joachim (Hg.) (1956): Kürschners biographisches Theater-Handbuch. Schauspiel, Oper, Film, Rundfunk; Deutschland, Österreich, Schweiz. Berlin: de Gruyter.
- Fritzsche, Jörg; Wankerl, Britta (2011): Das Plagiat im Recht. In: Thomas Rommel (Hg.): Plagiate – Gefahr für die Wissenschaft? Eine internationale Bestandsaufnahme. Berlin: Lit (Beiträge zur wissenschaftlichen Marginalistik, Bd. 2), S. 169-193.
- Fröhlich, Gerhard (2003): Wie rein ist die Wissenschaft? Fälschung und Plagiat im rauen Wissenschaftsalltag. In: Hannes Etlzstorfer, Willibald Katzinger, Wolfgang Winkler (Hg.): *echt\_falsch. Will die Welt betrogen sein?* Wien: Kremayr & Scheriau, S. 72-93.
- Fröhlich, Gerhard (2006): Plagiate und unethische Autorenschaften. In: *Information – Wissenschaft & Praxis* 57, 2, S. 81-89.
- Fuchs, Christian (2011): Henri-Nannen-Preis für Wolf Schneider. Traue keinem Duden. In: *SZ*, 06.05.2011. Online verfügbar unter <http://www.sueddeutsche.de/kultur/henri-nannen-preis-fuer-wolf-schneider-traue-keinem-duden-1.1093970> <24.02.2014>.
- Gamper, Anna (2009): Das so genannte „Selbstplagiat“ im Lichte des § 103 UG 2002 sowie der „guten wissenschaftlichen Praxis“. In: *Zeitschrift für Hochschulrecht* 8, Nr. 1, S. 2-10.

- Geißler, Ewald (1934): Vom deutschen Stil. Lockrufe und Warnungen. In: Duden. Stilwörterbuch der deutschen Sprache. Eine Sammlung der richtigen und der gebräuchlichen Ausdrücke und Redewendungen. Bearb. in den Fachschriftleitungen des Bibliographischen Instituts unter Mitwirkung von Dr. Otto Basler. Leipzig: Bibliographisches Institut, S. 1-16.
- Geißler, Ewald (1938): Vom deutschen Stil. Lockrufe und Warnungen. In: Duden. Stilwörterbuch der deutschen Sprache. Eine Sammlung der richtigen und der gebräuchlichen Ausdrücke und Redewendungen. Bearb. in den Fachschriftleitungen des Bibliographischen Instituts unter Mitwirkung von Dr. Otto Basler. 2. Neubearb. Aufl. Leipzig: Bibliographisches Institut, S. 1-16.
- Geißler, Ewald (1938): Vom deutschen Stil. Lockrufe und Warnungen. In: Duden. Stilwörterbuch der deutschen Sprache. Eine Sammlung der richtigen und der gebräuchlichen Ausdrücke und Redewendungen. 3., verbesserte Aufl. bearb. in den Fachschriftleitungen des Bibliographischen Instituts. Leipzig: Bibliographisches Institut, S. 1-16.
- Glück, Helmut (2000): Dürfen Linguisten werten? In: Helmut Glück, Walter Krämer (Hg.): Die Zukunft der deutschen Sprache. Eine Streitschrift. Leipzig u.a.: Klett, S. 62-70.
- Glück, Helmut (2008): Kainsmal der Worte. Ist der Mensch Herr oder Knecht der Sprache? [Rezension zu William J. Dodd: „Jedes Wort wandelt die Welt“. Dolf Sternbergers politische Sprachkritik. Göttingen: Wallstein 2007.]. In: FAZ, Nr. 200, 27.08.2008, S. 30.
- Glück, Helmut (2000): Warum sich die Beschäftigung mit Eduard Engel immer noch lohnt. Einige selektive Gedanken zum Sprachpurismus in Deutschland. Vorwort des Herausgebers. In: Anke Sauter: Eduard Engel. Literaturhistoriker, Stillehrer, Sprachreiniger. Ein Beitrag zur Geschichte des Purismus in Deutschland. Bamberg: Colibri (Dr. Rabes Doktorhüte, 4), S. VII-XII.
- Glück, Helmut (2001): Wer nie sein Fölljetong im Fotölch las. Eifriger Entwelscher: Der Sprachpurist Eduard Engel kämpfte für die deutsche Stilkunst, die Sommerzeit und die Bahnsteigkarte. In: FAZ, Nr. 264, 13.11.2001, S. 55.

- Goethe, Johann Wolfgang (1982): Faust. Der Tragödie erster Teil. Leipzig: Reclam.
- Goldmann, Bernd; Zanucchi, Mario (2009): Gildemeister. In: Wilhelm Kühlmann (Hg.): Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2., vollst. überarb. Aufl. Bd. 4: Fri-Hap. Berlin u.a.: de Gruyter, S. 217f.
- Göttert, Karl-Heinz; Jungen, Oliver (2004): Einführung in die Stilistik. München: Fink (UTB 2567).
- Gottsched, Johann Christoph (1758): Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten. Straßburg, Leipzig: bey Johann Amandus Königen.
- Grebe, Paul (1968): Geschichte und Leistung des Dudens. In: Bibliographisches Institut (Hg.): Geschichte und Leistung des Dudens. Mannheim u.a.: Bibliographisches Institut, S. 9-22.
- Greule, Albrecht (1997): Die „Buchsorte“ Sprachratgeber. Definition, Subsorten, Forschungsaufgaben. In: Franz Simmler (Hg.): Textsorten und Textsortentraditionen. Bern u.a.: Lang (Berliner Studien zur Germanistik, Bd. 5), S. 239-269.
- Greule, Albrecht; Kessel, Katja (2009): Praxisbezogene Stillehren. In: Ulla Fix, Andreas Gardt, Joachim Knape (Hg.): Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung. Berlin u.a.: de Gruyter (HSK 31.2), S. 2334-2349.
- Grimm, Jacob und Wilhelm (1854-1961): Deutsches Wörterbuch. Bd. 12. Leipzig. Online verfügbar unter <http://woerterbuchnetz.de/DWB/?lemma=mahlen> <24.02.2014>.
- Großmann (2000): Volksgeist – Grund einer praktischen Welt oder metaphysische Spukgestalt? Anmerkungen zur Problemgeschichte eines nicht nur Hegelschen Theorems. In: Andreas Großmann, Christoph Jamme (Hg.): Metaphysik der praktischen Welt. Perspektiven im Anschluß an Hegel und Heidegger. Amsterdam u.a.: Rodopi, S. 60-77.
- Grtschitsch, Johann (1905): Deutsch-serbisches und serbisch-deutsches Wörterbuch. Bd. 1: Deutsch-Serbisch. Reusatz: Popowitsch.

- Güntheroth, Horst (2004): Wie der Himmel den Menschen bewegt. In: Stern, 18.08.2004. Online verfügbar unter <http://www.stern.de/wissen/kosmos/teil-1-wie-der-himmel-den-menschen-bewegt-528559.html> <24.02.2014>.
- Habel, Walter (Hg.) (1955): Wer ist Wer? Das deutsche Who's Who. XII. Ausg. von Degeners Wer ist's? Berlin: Arani.
- Halatschka, Raimund (1916): Von deutscher Stilkunst. In: Norddeutsche Monatshefte, S. 97-99, 210-213, 311-319.
- Hamburger Abendblatt (2011): Ben Becker liest Lyrik und Balladen für einen guten Zweck. 11.02.2011.
- Handelsblatt (2011): Google entlarvt zuverlässiger. Wie zuverlässig lässt sich der Diebstahl von geistigem Eigentum mit spezieller Software nachweisen? Eine Expertin zieht eine ernüchternde Bilanz. 17.02.2011. Online verfügbar unter <http://www.handelsblatt.com/technologie/forschung-medizin/forschung-innovation/plagiatssoftware-google-entlarvt-zuverlaessiger/3854482.html> <24.02.2014>.
- Hansen, Judith (2003): Engel, Eduard. In: Christoph König (Hg.): Internationales Germanistenlexikon. 1800-1950. Bd. 1: A-G. Berlin u.a.: de Gruyter, S. 437-438.
- Hartmer, Michael (2013): Jämmerlich. Kommentar. In: Forschung & Lehre, Nr. 3, S. 173.
- Heimpel, Hermann; Heuss, Theodor; Reifenberg, Benno (Hg.) (1957): Die großen Deutschen. Deutsche Biographie. Berlin: Propyläen-Verl. bei Ullstein.
- Henne, Helmut (2010): Schlag nach bei Mackensen! Er führt dich, wohin du willst... Hg. v. Institut für Deutsche Sprache. In: Sprachreport, 4, S. 2-6. Online verfügbar unter <http://pub.ids-mannheim.de/laufend/sprachreport/pdf/sr10-4a.pdf> <24.02.2014>.
- Henne, Thomas (2009): Formulierungstipps – die A-Z-Liste. Online verfügbar unter <http://www.jura.uni-frankfurt.de/43624355/hausarbeiten.pdf> <24.02.2014>.

- Himmelrath, Armin (2011): Plagiatsaffäre: FDP-Politiker Chatzimar-kakis verliert Dokortitel. In: Spiegel, 13.07.2011. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/unispiegel/jobundberuf/plagiatsaffaere-fdp-politiker-chatzimar-kakis-verliert-dokortitel-a-773930.html> <24.02.2014>.
- Hitler, Adolf (1936): Mein Kampf. 2 Bände in einem Band. Ungekürzte Ausg., 190.-194. Aufl. München: Zentralverlag der NSDAP Franz Eher Nachfolger.
- Holbein, Ulrich (1999): Wie wunderbar ist doch der Bandwurmsatz. In: FAZ, Nr. 999, 23.04.1999, S. 26.
- Horstkotte, Hermann (2007): Plagiat-Professoren: Der Kavalier liest und schweigt. In: Spiegel, 12.05.2007. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/unispiegel/jobundberuf/plagiat-professoren-der-kavalier-liest-und-schweigt-a-482278.html> <24.02.2014>.
- Hübner, Ralph (Hg.) (1999): Who is who in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Prominentenzyklopädie mit rund 10.600 Neueintragungen, 7.600 Änderungen und ca. 27.000 Namensnennungen. Cham: Verlag für Personenzyklopädien AG.
- Hüttemann, Kirsten (2011): Selbstkontrolle in der Wissenschaft. Wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft „gute wissenschaftliche Praxis“ sichern will. Der Fall zu Guttenberg. In: Forschung & Lehre, Nr. 4, S. 280-281.
- Ickler, Theodor (1988): Arthur Schopenhauer als Meister und Muster in Eduard Engels „Deutsche Stilkunst“. In: Muttersprache 98, S. 297-313.
- Ickler, Theodor (2010): Kommentar zu Stirnemanns: „Ich habe gemacht ein feines Geschäft“. Schrift & Rede. Online verfügbar unter <http://www.sprachforschung.org/index.php?show=news&id=563#8403> <24.02.2014>.
- Institut für Freie Berufe Nürnberg (IFB) (2001): Schutz geistigen Eigentums (Urheberrecht) (Gründungsinformation, Nr. 12). Online verfügbar unter [http://www.ifb.uni-erlangen.de/fileadmin/ifb/doc/publikationen/gruendungsinfos/12\\_schutz\\_eigentum\\_01.pdf](http://www.ifb.uni-erlangen.de/fileadmin/ifb/doc/publikationen/gruendungsinfos/12_schutz_eigentum_01.pdf) <24.02.2014>.

- iThenticate: Prevent Plagiarism in Published Works. Online verfügbar unter <http://www.ithenticate.com/> <24.02.2014>.
- Jie, Yuan (2009): Deutsche Funktionsverben und Funktionsverbgefüge im Vergleich mit ihren chinesischen Entsprechungen. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik, Bd. 11, H. 2, S. 192-210.
- John, Johannes (2007): Scholz, Franz Johannes Wilhelm. Neue Deutsche Biographie 23, S. 451-453. Online verfügbar unter <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118610392.html> <24.02.2014>.
- Kamber, Alain (2006): Funktionsverbgefüge – empirisch (am Beispiel von kommen). In: Anton Näf, Rolf Duffner (Hg.): Korpuslinguistik im Zeitalter der Textdatenbanken. In: Linguistik online 28, 3. Online verfügbar unter [http://www.linguistik-online.de/28\\_06/kamber.html](http://www.linguistik-online.de/28_06/kamber.html) <24.02.2014>.
- Karlsruhe Institute of Technology: JPlag – Detecting Software Plagiarism. Online verfügbar unter <https://jplag.ipd.kit.edu/> <24.02.2014>.
- Keller, Gottfried (1952): Gesammelte Briefe. Hg. v. Carl Helbling. Bd. 3, 1. Hälfte. Bern: Benteli.
- Keller, Otto; Hafner, Heinz (1986): Arbeitsbuch zur Textanalyse. Semiotische Strukturen, Modelle, Interpretationen. München: Fink (Uni-Taschenbücher, 1407).
- Kempen, Bernhard (2013): Bericht des Präsidenten. 63. DHV-Tag in Leipzig. Deutscher Hochschulverband.
- Kieser, Harro: Reiners, Ludwig. In: Kulturportal West-Ost. Online verfügbar unter <http://kulturportal-west-ost.eu/biographies/reiners-ludwig-3> <24.02.2014>.
- Kilian, Jörg; Niehr, Thomas; Schiewe, Jürgen (2010): Sprachkritik. Ansätze und Methoden der kritischen Sprachbetrachtung. Berlin u.a.: de Gruyter (Germanistische Arbeitshefte, 43).
- Klee, Ernst (2007): Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt/M.: Fischer.
- Klee, Ernst (2009): Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt/M.: Fischer.

- Klein, Wolf Peter (2003): In dubio contra reum? Zur Geschichte der Reflexion über sprachliche Zweifelsfälle. In: Tribüne. Zeitschrift für Sprache und Schreibung, 2, S. 4-14.
- Klein, Wolf Peter (2003): Sprachliche Zweifelsfälle als linguistischer Gegenstand. Zur Einführung in ein vergessenes Thema der Sprachwissenschaft. In: Wolf Peter Klein (Hg.): Sprachliche Zweifelsfälle. Theorie und Empirie. Linguistik online 16, 4. Online verfügbar unter [http://www.linguistik-online.de/16\\_03/klein.html](http://www.linguistik-online.de/16_03/klein.html) <24.02.2014>.
- Klein, Wolf Peter (2006): Vergebens oder vergeblich? Ein Modell zur Analyse sprachlicher Zweifelsfälle. In: Eva Breindl, Lutz Gunkel, Bruno Stecker (Hg.): Grammatische Untersuchungen. Analysen und Reflexionen. Gisela Zifonun zum 60. Geburtstag. Tübingen: Narr (Studien zur Deutschen Sprache, Forschungen des IDS, Bd. 36), S. 581-599.
- Klein, Wolf Peter (2009): Auf der Kippe? Zweifelsfälle als Herausforderung(en) für Sprachwissenschaft und Sprachnormierung. In: Marek Konopka, Bruno Strecker (Hg.): Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch. Berlin u.a.: de Gruyter (Institut für Deutsche Sprache Jahrbuch 2008), S. 141-165.
- Klein, Wolf Peter (2010): Grammatik zwischen Deskription und Präskription. In: Mechthild Habermann (Hg.): Grammatik wozu? Vom Nutzen des Grammatikwissens in Alltag und Schule. Mannheim u.a.: Dudenverlag (Thema Deutsch, Bd. 11), S. 97-111.
- Kliemann, Horst G.; Taylor, Stephen S. (Hg.) (1964): Who's who in Germany. A biographical dictionary containing about 12000 biographies of prominent people in and of Germany and 2400 organizations. München: Oldenbourg (1974, 1980, 1988, 1992).
- Klimesch, Karl Ritter von (Hg.) (1953): Köpfe der Politik, Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft. L-Z. Augsburg: Naumann.
- Klötzer, Wolfgang; Hock, Sabine; Frost, Reinhard (Hg.) (1997): Frankfurter Biographie. Personengeschichtliches Lexikon. M-Z. Frankfurt/M.: Kramer.

- Kluge, Friedrich (2012): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearb. v. Seebold, Elmar. 25., aktual. u. erw. Aufl. Berlin: de Gruyter.
- Knoop, Ulrich (1998): Kritik der Institutionensprache am Beispiel der Verwaltungssprache. In: Lothar Hoffmann, Hartwig Kalverkämper, Herbert Ernst Wiegand (Hg.): Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. Berlin u.a.: de Gruyter (HSK 14.1), S. 866-874.
- Kohlmayer, Rainer (1985): Krieg und Frauen in deutschen Redewendungen. Katastrophenbericht laut Stilwörterbuch (1963). In: Die Schnacke. Zeitschrift für Sprachkritik, Satire, Literatur, Nr. 8, S. 1-30.
- Kohlmayer, Rainer (1997): Ideologie im Wörterbuch. Die sieben Auflagen des DUDEN-Stilwörterbuchs von 1934-1988. In: Horst W. Drescher (Hg.): Transfer. Übersetzen – Dolmetschen – Interkulturalität. 50 Jahre Fachbereich Angewandte Sprach- und Kulturwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Germersheim. Frankfurt/M.: u.a.: Lang, S. 473-486.
- Kommission „Selbstkontrolle in der Wissenschaft“ der Universität Bayreuth (2011): Bericht an die Hochschulleitung der Universität Bayreuth aus Anlass der Untersuchung des Verdachts wissenschaftlichen Fehlverhaltens von Herrn Karl-Theodor Freiherr zu Guttenberg.
- Kosch, Wilhelm (Hg.) (1963): Biographisches Staatshandbuch. Lexikon der Politik, Presse und Publizistik. Fortgeführt von Eugen Kuri. Bd. 2. Bern, München: Francke.
- Kosch, Wilhelm (Hg.) (1963): Deutsches Literatur-Lexikon. Ausg. in einem Band. Bearb. von Bruno Berger. Bern, München: Francke.
- Kraus, Karl (1912): Eine neue Form der Banalität. In: Die Fackel, XIV. Jahr, Nr. 347/348, April-Mai 1912, S. 35-39.
- Kraus, Karl (1986): Aphorismen. Sprüche und Widersprüche, Pro domo et mundo, Nachts. Wagenknecht, Christian (Hg.): Schriften, Bd. 8. Frankfurt/M.: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch, 1318).

- Krebs, Johann Philipp (1837): *Antibarbarus der Lateinischen Sprache*. In zwei Abtheilungen, nebst Vorbemerkungen über reine Latinität. 2., verbesserte u. stark vermehrte Aufl. Frankfurt/M.: Brönnner.
- Krywalski, Diether (Hg.) (1992): *Knaurs Lexikon der Weltliteratur*. Autoren, Werke, Sachbegriffe. München: Knaur.
- Kunisch, Hermann; Wiesner, Herbert; Moser, Dietz-Rüdiger (Hg.) (1997): *Lexikon der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur seit 1945*. Vollst. überarb. u. aktual. Neuausg. München: Nymphenburger.
- Kürschner, Joseph (Hg.) (1950): *Kürschners deutscher Gelehrtenkalender*. Bio-bibliographisches Verzeichnis deutschsprachiger Wissenschaftler der Gegenwart. Berlin u.a.: de Gruyter (1954, 1961, 1966, 1970, 1976, 1980, 1983, 1987, 1992, 1996, 2001, 2003, 2005, 2007, 2009).
- Kürschners Deutscher Literatur-Kalender (1952). Berlin: de Gruyter.
- Kürschners deutscher Sachbuch-Kalender (2001). München, Leipzig: Saur.
- Lahusen, Benjamin (2006): *Goldene Zeiten*. Anmerkungen zu Hans-Peter Schwintowski, *Juristische Methodenlehre*, UTB basics Recht und Wirtschaft 2005. Kommentar. In: *Kritische Justiz* 39, Nr. 4.
- Lamprecht, Rolf (1984): *Die Sprache ist verräterisch*. In: *Spiegel*, Nr. 49, 03.12.1984. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13510517.html> <24.02.2014>.
- Langer, Antje (2007): II.C6 Ernst Achenbach. In: Torben Fischer, Matthias N. Lorenz (Hg.): *Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“ in Deutschland*. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945. Bielefeld: transcript, S. 103f.
- Langer, Nils (2001): *Linguistic Purism in Action*. How auxiliary *tun* was stigmatized in Early New High German. Berlin u.a.: de Gruyter (*Studia linguistica Germanica*, 60).
- Law, Claudia (2007): *Sprachratgeber und Stillehren in Deutschland (1923-1967)*. Ein Vergleich der Sprach- und Stilauffassung in vier politischen Systemen. Berlin: de Gruyter (*Studia linguistica Germanica*, 84).

- Lessing, Gotthold Ephraim (1841): Theologische Streitschriften. Das Testament Johannis. Ein Gespräch. 1777. In: Lessing's sämtliche Werke in Einem Bande. Leipzig: Göschen, S. 859f.
- Lessing, Gotthold Ephraim (1854): Sein Leben und seine Werke. Gotthold Ephraim Lessing's Leben und Werke in der Periode vollendeter Reife. Leipzig: Dyk (Zweite Abteilung, Bd. 2).
- Lexikon deutsch-jüdischer Autoren (2012): Stettenheim, Julius. Bd. 19: Sand-Stri. Berlin u.a.: de Gruyter, S. 553-565.
- Lichtenberg, Georg Christoph (1973): Schriften und Briefe. Sudelbücher. 2. Aufl. Bd. 1. München: Hanser.
- Linn, Marie-Luise (1963): Studien zur deutschen Rhetorik und Stilistik im 19. Jahrhundert. Marburg: Elwert (Marburger Beiträge zur Germanistik, Bd. 4).
- Loewenheim, Ulrich (2010): Kommentar zu § 1, Rdnr. 1; § 2, Rdnr. 9; § 23, Rdnr. 28-33; § 24, Rdnr. 5, 10ff. In: Ulrich Loewenheim, Gerhard Schricker (Hg.): Urheberrecht. Kommentar. 4. Aufl. München: Beck, S. 92, 98, 517ff., 522ff.
- Loewenheim, Ulrich; Schricker, Gerhard (Hg.) (2010): Urheberrecht. Kommentar. 4. Aufl. München: Beck.
- Lorenz, Pia (2011): Wissenschaftlicher Ideenklau. „Ich würde nicht gerade in einer Doktorarbeit plagiieren“. In: Legal Tribune Online, 16.02.2011. Online verfügbar unter <http://www.lto.de/de/html/nachrichten/2560/wissenschaftlicher-ideenklau-ich-wuerde-nicht-gerade-in-einer-doktorarbeit-plagiieren/> <24.02.2014>.
- Lüpke-Narberhaus, Frauke (2011): Uni Konstanz: Stoiber-Tochter muss Dokortitel abgeben. In: Spiegel, 11.05.2011. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/uni-konstanz-stoiber-tochter-muss-dokortitel-abgeben-a-761849.html> <24.02.2014>.
- Lüpke-Narberhaus, Frauke (2012): Plagiatsaffäre: FDP-Abgeordneter verliert Dokortitel. In: Spiegel, 05.03.2012. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/plagiatsaffaere-fdp-abgeordneter-verliert-dokortitel-a-819496.html> <24.02.2014>.

- Lüpke-Narberhaus, Frauke (2013): Plagiatsaffäre: Mathiopoulos kämpft weiter um ihren Dokortitel. In: Spiegel, 17.01.2013. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/margarita-mathiopoulos-geht-wegen-entzug-des-dokortitels-in-berufung-a-878149.html> <24.02.2014>.
- Lutz, Bernd (Hg.) (1994): Metzler-Autoren-Lexikon. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Stuttgart u.a.: Metzler (2004).
- Mathis, Klaus; Zraggen, Pascal (2011): Eine rechtsökonomische Analyse des Plagiarismus. In: Jochen Bung, Malte-Christian Gruber, Sebastian Kühn (Hg.): Plagiate. Fälschungen, Imitate und andere Strategien aus zweiter Hand. Berlin: Trafo (Beiträge zur Rechts-, Gesellschafts- und Kulturkritik, Bd. 10), S. 159-175.
- Matthias, Theodor (1929): Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs. 6., verbesserte u. vermehrte Aufl. Leipzig: Brandstetter.
- Meid, Volker (Hg.) (2001): Reclams Lexikon der deutschsprachigen Autoren. Stuttgart: Reclam.
- Menke, Birger (2011): Uni Bayreuth: Guttenberg hat vorsätzlich getäuscht. In: Spiegel, 06.05.2011. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,761135,00.html> <24.02.2014>.
- Merkel, Angela (2011). In: Desaster. Aus Presse und Briefen. Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel in einer Pressekonferenz am 21. Februar 2011. Der Fall zu Guttenberg. In: Forschung & Lehre, Nr. 4, S. 284.
- Merkel, Angela; Schavan, Annette (2013): Der Rücktritt. Stellungnahmen von Bundeskanzlerin Merkel und Bundesforschungsministerin Schavan. Dokumentation. Plagiatsfall Schavan. In: Forschung & Lehre, Nr. 3, S. 178-179.
- Meyer, Jan-Bernd (1998): CW-Wert. Satire. In: Computerwoche, 06.02.1998, S. 8.

- Meyer, Kerstin (1993): Wustmanns ‚Sprachdummheiten‘. Untersuchungen zu einem Sprachratgeber des 19. Jahrhunderts. In: Sprachwissenschaft, Bd. 18, S. 223-315.
- Meyers Enzyklopädisches Lexikon (1977). Bd. 19: Pole-Renc, 6. Nachtrag. Mannheim u.a.: Bibliographisches Institut, Lexikonverlag.
- Meyers großes Personenlexikon (1968). Herausgegeben und bearbeitet von den Fachredaktionen des Bibliographischen Instituts. Mannheim u.a.: Bibliographisches Institut, Lexikonverlag.
- Meyers Konversationslexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens (1887): Junius, Briefe des. 4. Aufl. (1885-1892). Bd. 9: Irideen-Königsgrün. Leipzig, Wien: Bibliograph. Inst.
- Mojem, Helmuth (1995): Der gefallene Engel. Leben und Werk des Literarhistorikers Eduard Engel. In: Neue Zürcher Zeitung, 28.01.1995, S. 65.
- Mojem, Helmuth (1995): Literaturbetrieb und literarisches Selbstverständnis. Der Briefwechsel Wilhelm Raabes mit Eduard Engel. In: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft, S. 27-87.
- Mosebach, Martin (1996): Der gute Ton. Lesen und schreiben mit Ludwig Reiners. In: FAZ, Nr. 17, 20.01.1996, S. 29.
- Moser, Friedrich Karl von (1763): Treuherziges Schreiben eines Layen-Bruders im Reich an den Magum im Norden oder doch in Europa. In: Friderich Carls von Moser Fürstlich-Hessen-Casselischen Geheimen Raths gesammelte moralische und politische Schriften. Bd. 1. Frankfurt/M.: Gebhard, S. 503-531.
- Moszkowski, Alexander (1907): Die unsterbliche Kiste. Die 333 besten Witze der Weltliteratur. Berlin: Verlag der „Lustigen Blätter“.
- Müller, Senya (1994): Sprachwörterbücher im Nationalsozialismus. Die ideologische Beeinflussung von Duden, Sprach-Brockhaus und anderen Nachschlagewerken während des „Dritten Reichs“. Stuttgart: M&P, Verlag für Wissenschaft und Forschung.
- Müller, Wolfgang (1972): Wandlungen in Sprache und Gesellschaft im Spiegel des Dudens. In: Wissenschaftliche Redaktion, H. 8, S. 9-30.
- Munzinger – Internationales Biographisches Archiv (1958): Ludwig Reiners, 22.02.1958, Me-Re, S. 5123-5123a.

- Munzinger Online/Personen – Internationales Biographisches Archiv (1961): Ludwig Reiners. Internationales Biographisches Archiv 32/1961 vom 31. Juli 1961. Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg. Online verfügbar unter <http://www.munzinger.de/document/00000005123> <24.02.2014>.
- Munzinger Online/Personen – Internationales Biographisches Archiv (1976): Eugen Roth. Internationales Biographisches Archiv 24/1976 vom 31. Mai 1976. Ergänzt um Nachrichten durch MA-Journal bis KW 39/2006. Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg. Online verfügbar unter <http://www.munzinger.de/document/00000018998> <24.02.2014>.
- Mylius, Klaus (1987): Wörterbuch Sanskrit-Deutsch. 3., durchgesehene Aufl. Leipzig: Verlag Enzyklopädie.
- Neuland, Eva (2008): Rhetorik und Stilistik in der Sprachdidaktik. In: Ulla Fix, Andreas Gardt, Joachim Knape (Hg.): Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung. Berlin u.a.: de Gruyter (HSK 31.1), S. 2350-2363.
- Nickisch, Reinhard M. G. (1975): Gutes Deutsch? Kritische Studien zu den maßgeblichen praktischen Stillehren der deutschen Gegenwartssprache. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Sammlung Vandenhoeck).
- Nickisch, Reinhard M. G. (1979): Das gute Deutsch des Ludwig Reiners. In: Peter Braun (Hg.): Deutsche Gegenwartssprache. Entwicklungen, Entwürfe, Diskussionen. München: Fink.
- Nietzsche, Friedrich Wilhelm (1880): Der Wanderer und sein Schatten. In: Spiegel. Projekt Gutenberg-DE (Kapitel 24, Nr. 131). Online verfügbar unter <http://gutenberg.spiegel.de/buch/3251/24> <24.02.2014>.
- Nitschmann, Leo (1951): Porträts und Panorama. In: Zeit, 15. November 1951. Online verfügbar unter <http://www.zeit.de/1951/46/protraets-und-panorama> <24.02.2014>.
- Nohl, Johannes (1925): Jean Pauls Philosophie. In: Eduard Berend (Hg.): Jean-Paul-Jahrbuch. Bd. 1. Berlin: Rosenberg, S. 78-92.

- Nyary, Josef (1998): Vom Umgang mit Roten und Rothäuten. In: Welt am Sonntag, 15.02.1998.
- Oberschelp, Reinhard (Hg.) (1979): Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums (GV) 1911-1965. Bearb. unter der Leitung von Willi Gorzny. Bd. 106: Reid-Rh. München u.a.: Saur.
- OpinioJuris: RG, 17.03.1879 – I 23/80. Betrieb einer Eisenbahn und Betriebsunternehmen im Sinne des Reichshaftpflichtgesetzes. Online verfügbar unter <http://opiniojuris.de/entscheidung/1724> <24.02.2014>.
- Ortner, Hanspeter (2000): Schreiben und Denken. Tübingen: Niemeyer (Reihe germanistische Linguistik, 214).
- Ortner, Hanspeter (2003): Der Sprachbegriff in der Schreibberatung. In: Angelika Linke, Hanspeter Ortner, Paul R. Portmann-Tselikas (Hg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen: Niemeyer (Reihe germanistische Linguistik, 245), S. 305-322.
- Oschinski, Nils (2007): Inhalt und Umsetzung früher nationalsozialistischer Presseanweisungen. Drei Göttinger Zeitungen im Vergleich (1933-1935). München u.a.: Grin.
- Otto-Friedrich-Universität Bamberg (2008): Forderungen guter wissenschaftlicher Praxis der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Online verfügbar unter [http://www.uni-bamberg.de/fileadmin/uni/verwaltung/justitiariat/Rechtsgrundlagen/Interne\\_Regelungen/Forderungen\\_guter\\_wiss\\_Praxis.Dez.2008.pdf](http://www.uni-bamberg.de/fileadmin/uni/verwaltung/justitiariat/Rechtsgrundlagen/Interne_Regelungen/Forderungen_guter_wiss_Praxis.Dez.2008.pdf) <24.02.2014>.
- Paul, Jean (1963): Werke. Bd. 5. Hg. v. Norbert Miller. München: Hanser.
- Pavlik, Jennifer (2007): VI.A3 Fall Schneider/Schwerte. In: Torben Fischer, Matthias N. Lorenz (Hg.): Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“ in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945. Bielefeld: transcript, S. 293ff.

- Pentzold, Christian (2002): Die üble Jauche im stolzen Strom. Das tragische Leben des Sprachpuristen Eduard Engel. In: LEO – Lingua et Opinio, Studentische Zeitschrift zu Sprache und Kommunikation an der TU Chemnitz. Online verfügbar unter [http://www.tu-chemnitz.de/phil/leo/rahmen.php?seite=r\\_kult/pentzold\\_purismus.php](http://www.tu-chemnitz.de/phil/leo/rahmen.php?seite=r_kult/pentzold_purismus.php) <24.02.2014>.
- PlagAware: Content Protection. Online verfügbar unter <http://www.plagaware.de/> <24.02.2014>.
- PlagiarismFinder. Online verfügbar unter <http://www.plagiarismfinder.de/> <24.02.2014>.
- PlagScan. Online verfügbar unter <http://www.plagscan.com/> <24.02.2014>.
- Polenz, Peter von (1967): Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet. In: Muttersprache, 77. Jg., H. 1, S. 65-80.
- Polenz, Peter von (1978): Geschichte der deutschen Sprache. Erw. Neubearbeitung der früheren Darstellungen von Prof. Dr. Hans Sperber. 9., überarb. Aufl. Berlin: de Gruyter (Sammlung Göschen, 2206).
- Polenz, Peter von (1980): Sprachpurismus und Nationalsozialismus. Die ‚Fremdwort‘-Frage gestern und heute. In: Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. Beiträge von Eberhard Lämmert, Walther Killy, Karl Otto Conrady, Peter v. Polenz. 6. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp (Edition Suhrkamp, 204), S. 111-165.
- Polenz, Peter von (1994): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. 17. und 18. Jahrhundert. Bd. 2. Berlin u.a.: de Gruyter.
- Polenz, Peter von (1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 3. Berlin u.a.: de Gruyter.
- Prechtel, Peter (2010): Rationalistische Sprachphilosophie. In: Helmut Glück (Hg.): Metzler Lexikon Sprache. 4., aktual. u. überarb. Aufl. Stuttgart u.a.: Metzler, S. 550.

- Preuß, Roland; Schultz, Tanjev (2011): Plagiatsvorwurf gegen Verteidigungsminister. Guttenberg soll bei Doktorarbeit abgeschrieben haben. In: SZ, 16.02.2011. Online verfügbar unter [www.sueddeutsche.de/politik/plagiatsvorwurf-gegen-verteidigungsminister-guttenberg-soll-bei-doktorarbeit-abgeschrieben-haben-1.1060774](http://www.sueddeutsche.de/politik/plagiatsvorwurf-gegen-verteidigungsminister-guttenberg-soll-bei-doktorarbeit-abgeschrieben-haben-1.1060774) <24.02.2014>.
- Priddat, Birger P. (2011): Neue Regelstrenge. Selbstplagiate im Focus. In: *Forschung & Lehre*, Nr. 11, S. 864-866.
- Püschel, Ulrich (1991): Praktische Stilistiken – Ratgeber für gutes Deutsch? In: Eva Neuland, Helga Bleckwenn (Hg.): *Stil – Stilistik – Stilisierung. Linguistische, literaturwissenschaftliche und didaktische Beiträge zur Stilforschung*. Frankfurt/M. u.a.: Lang (Europäische Hochschulschriften 39, Bd. 4), S. 55-68.
- Püschel, Ulrich (2000): *Duden. Wie schreibt man gutes Deutsch? 2., völlig neu bearb. Aufl.* Mannheim u.a.: Dudenverlag.
- Püschel, Ulrich (2000): Text und Stil. In: Klaus Brinker, Gerd Antos, Wolfgang Heinemann, Sven F. Sager (Hg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Berlin u.a.: de Gruyter (HSK 16.1), S. 473-489.
- Radler, Rudolf; Jens, Walter (Hg.) (1996): *Kindlers neues Literatur-Lexikon*. Studienausg. München: Kindler.
- Ramler, Karl Wilhelm (1783): Sehnsucht nach dem Winter 1744. In: *Lyrische Gedichte*. Karlsruhe: Schmiederische Buchhandlung.
- Rechtmann, Heinrich J. (1953): *Das Fremdwort und der deutsche Geist. Zur Kritik des völkischen Purismus*. Nürnberg: Glock & Lutz.
- Regierungsblatt für Württemberg-Baden (1946): Gesetz Nr. 104 zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946, S. 71. Online verfügbar unter <http://www.verfassungen.de/de/bw/wuertt-b-befreiungsgesetz46.htm> <24.02.2014>.
- Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft. *Das Handbuch der Persönlichkeiten in Wort und Bild* (1931). Berlin: Deutscher Wirtschaftsverlag.

- Ricklefs, Ulfert (2011): Vischer. In: Wilhelm Kühlmann (Hg.): Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2., vollst. überarb. Aufl. Bd. 11: Si-Vi. Berlin u.a.: de Gruyter, S. 785ff.
- Rieb, Bruno (2011): Ampel statt Lichtzeichenanlage. Wölfersheim / Karben Verwaltungen wollen sperriges Behördendeutsch vermeiden. In: Frankfurter Rundschau, 09.07.2011.
- Rieble, Volker (2010): Das Wissenschaftsplagiat. Vom Versagen eines Systems. Frankfurt/M.: Klostermann.
- Rinas, Karsten (2011): Sprache, Stil und starke Sprüche. Bastian Sick und seine Kritiker. Darmstadt: Schneider.
- Rinas, Karsten (2013): Zur kulturhistorischen Einordnung von Mechtilde Lichnowskys Sprachkritik. In: Germanoslavica. Zeitschrift für germano-slawische Studien. Jg. 24, Nr. 2, S. 103-115.
- Rommel, Thomas; Schlie, Isabel (2011): Kopierkultur und Wissenschaft: Zur Diskussion des Plagiats. In: Thomas Rommel (Hg.): Plagiate – Gefahr für die Wissenschaft? Eine internationale Bestandsaufnahme. Berlin: Lit (Beiträge zur wissenschaftlichen Marginalistik, Bd. 2), S. 1-13.
- Rössler, Hellmuth; Franz, Günther; Hoppe, Willy (Hg.) (1952): Biographisches Wörterbuch zur deutschen Geschichte. München: Oldenbourg u.a. (1974: I-R; 2. Aufl. bearb. v. Karl Bosl).
- Roth, Eugen: Ludwig Reiners. (ohne weitere bibliographische Angaben).
- Ruckaberle, Axel (Hg.) (2006): Metzler-Lexikon Weltliteratur. 1000 Autoren von der Antike bis zur Gegenwart. Stuttgart u.a.: Metzler.
- Sachse, Carola (2002): „Persilscheinkultur“. Zum Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Kaiser-Wilhelm/Max-Planck-Gesellschaft. In: Bernd Weisbrod (Hg.): Akademische Vergangenheitspolitik. Beiträge zur Wissenschaftskultur der Nachkriegszeit. Göttingen: Wallstein (Veröffentlichungen des Zeitgeschichtlichen Arbeitskreises Niedersachsen, 20), S. 217-246.
- Sanders, Daniel (1894): Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache. 24. Aufl. Berlin: Langenscheidt.

- Sanders, Willy (1988): Die Faszination schwarzweißer Unkompliziertheit. Zur Tradition deutscher Stillehre im 20. Jahrhundert (E. Engel – L. Reiners – W. Schneider). In: *Wirkendes Wort*, 38. Jg., H. 1, S. 376-394.
- Sanders, Willy (1998): *Sprachkritikastereien*. 2. überarb. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Sanders, Willy (2008): Plädoyer für eine verständliche Wissenschaft. In: Mariana A. Nicolini (Hg.): *Wissenschaft, helldunkler Ort. Sprache im Dienst des Verstehens*. Wien: Braumüller, S. 19-27.
- Sandig, Barbara (2006): *Textstilistik des Deutschen*. 2., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Berlin u.a.: de Gruyter (de Gruyter Studienbuch).
- Sattler, Sebastian (2007): Plagiate in Hausarbeiten. Erklärungsmodelle mit Hilfe der Rational Choice Theorie. Hamburg: Kovač (Socialia. Studienreihe Soziologische Forschungsergebnisse, Bd. 88).
- Sattler, Sebastian (2008): Unterschätztes Phänomen. Über den Umfang von und den Umgang mit Plagiaten. In: *Forschung & Lehre*, Nr. 5, S. 298-299.
- Sattler, Sebastian; van Veen, Floris (2010): Veröffentlichte oder stirb. In: *Message*, Nr. 3, S. 26-29.
- Sauer, Wolfgang (2002): Jobfloater. In: *Welt*, H. 259, 06.11.2002, S. 26.
- Sauer, Wolfgang Werner (1978): *Der Sprachgebrauch von Nationalsozialisten vor 1933*. Hamburg: Buske (Studienbibliographien Sprachwissenschaft, 9).
- Sauer, Wolfgang Werner (1988): Der „Duden“. Geschichte und Aktualität eines „Volkswörterbuchs“. Stuttgart: Metzler.
- Sauter, Anke (2000): Eduard Engel. Literaturhistoriker, Stillehrer, Sprachreiniger. Ein Beitrag zur Geschichte des Purismus in Deutschland. Bamberg: Collibri (Dr. Rabes Doktorhüte, 4).
- Schaukal, Richard von (1955): Übersetzung „Verlaine: Art poétique. Dichtkunst“. In: Wolfgang Kayser (Hg.): *Gedichte des französischen Symbolismus in deutschen Übersetzungen*. Tübingen: Niemeyer (Deutsche Texte, 2), S. 82.
- Scheibmayr, Erich (1985): *Letzte Heimat. Persönlichkeiten in Münchner Friedhöfen 1784-1984*. München: Scheibmayr.

- Scheibmayr, Erich (1989): *Wer? Wann? Wo? Persönlichkeiten in Münchner Friedhöfen*. München: Scheibmayr.
- Schermaier, Martin (2013): *Wem gehören die Gedanken? Eine kleine Rechtsgeschichte der Kreativität*. In: Dietmar Goltschnigg, Charlotte Grollegg-Edler, Patrizia Gruber (Hg.): *Plagiat, Fälschung, Urheberrecht im interdisziplinären Blickfeld*. Berlin: Schmidt, S. 27-40.
- Schickert, Katharina (2005): *Der Schutz literarischer Urheberschaft im Rom der klassischen Antike*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Schiewe, Jürgen (2003): *Über die Ausgliederung der Sprachwissenschaft aus der Sprachkritik. Wissenschaftsgeschichtliche Überlegungen zum Verhältnis von Normsetzung, Normreflexion und Normverzicht*. In: Angelika Linke, Hanspeter Ortner, Paul R. Portmann-Tselikas (Hg.): *Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis*. Tübingen: Niemeyer (Reihe germanistische Linguistik, 245), S. 401-416.
- Schiewe, Jürgen (2010): *Reiners*. In: Wilhelm Kühlmann (Hg.): *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*. 2., vollst. überarb. Aufl. Bd. 9: Os-Roq. Berlin u.a.: de Gruyter, S. 516.
- Schiller, Friedrich (1838): *Schillers sämtliche Werke in zwölf Bänden*. Viertes Bd. Wallenstein. Stuttgart, Tübingen: Cotta'sche Verlagsbuchhandlung.
- Schimmel, Roland (2011): *Zum erfolgreichen Plagiat in zehn einfachen Schritten – Eine Anleitung*. Erw. u. überarb. Fassung (Stand: 28. Januar 2011) des in der Greifswalder Halbjahresschrift für Rechtswissenschaft (GreifRecht) 2009, 98 ff. erschienenen Texts. Online verfügbar unter [http://www.textundtext.de/wp-content/uploads/Zum\\_erfolgreichen\\_Plagiat....pdf](http://www.textundtext.de/wp-content/uploads/Zum_erfolgreichen_Plagiat....pdf) <24.02.2014>.

- Schmidt-Wächter, Anke (2004): Die Reflexion kommunikativer Welt in Rede- und Stillehrbüchern zwischen Christian Weise und Johann Adelung. Erarbeitung einer Texttypologie und Ansätze zu einer Beschreibung der in Rede- und Stillehrbüchern erfaßten kommunikativen Wirklichkeit unter besonderer Beachtung der Kategorie Stil. Frankfurt/M.: Lang (Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte, Bd. 12).
- Schneider, Johannes (2011): Unterschriften gegen Guttenberg. Junge Akademiker proben den Aufstand. In: Tagesspiegel, 28.02.2011. Online verfügbar unter <http://www.tagesspiegel.de/politik/unterschriften-gegen-guttenberg-junge-akademiker-proben-den-aufstand/3891788.html> <24.02.2014>.
- Schneider, Wolf (2001): Deutsch für Profis. Wege zu gutem Stil. 16. Aufl. München: Mosaik bei Goldmann (Goldmann-Taschenbuch, 16175).
- Schneider, Wolf (2010): Deutsch für Kenner. Die neue Stilkunde. 6. Aufl. München u.a.: Piper (Piper, 4461).
- Schöll, Adolf (Hg.) (1857): Göthe's Briefe an Frau von Stein aus den Jahren 1776 bis 1826. 1. Bd. Weimar: Landes-Industrie-Comptoir.
- Schöning, Brigitte (2009): Das Programm bei dtv: Elisabeth Frenzel und Ludwig Reiners. In: Geschichte der Germanistik. Mitteilungen. Eine Veröffentlichung der Arbeitsstelle für die Erforschung der Geschichte der Germanistik im Deutschen Literaturarchiv Marbach im Auftrag des Marbacher Arbeitskreises für Geschichte der Germanistik, H. 35/36, S. 110f.
- Schrenk, Christhard; Weckbach, Hubert (1994): ... für Ihre Rechnung und Gefahr. Rechnungen und Briefköpfe Heilbronner Firmen. Heilbronn (Kleine Schriftenreihe des Archivs der Stadt Heilbronn, 30).
- Schricker, Gerhard; Spindler, Gerald (2010): Kommentar zu § 51, Rdnr. 15. In: Ulrich Loewenheim, Gerhard Schricker (Hg.): Urheberrecht. Kommentar. 4. Aufl. München: Beck, S. 1007.
- Schuder, Werner (Hg.) (1958): Kürschners Deutscher Literatur-Kalender 1958. Berlin: de Gruyter.

- Schuder, Werner (Hg.) (1973): Kürschners Deutscher Literatur-Kalender. Nekrolog 1936-1970. Bern u.a.: de Gruyter.
- Schulte, Timo (2002): Schummelnde Professoren: Die hohe Kunst des Abschreibens. In: Spiegel, 29.07.2002. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/unispiegel/jobundberuf/schummelnde-professoren-die-hohe-kunst-des-abschreibens-a-207062.html> <24.02.2014>.
- Schulze, Andreas (1995): Ist Ludwig Reiners' „Stilkunst“ noch zeitgemäß? In: Muttersprache 3, S. 227-242.
- Schulze, Götz (2012): Plagiate und anderes Fehlverhalten in der Rechtswissenschaft. In: Studere, Nr. 1, S. 74-82.
- Schumann, Andreas (2008): Engel. In: Wilhelm Kühlmann (Hg.): Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2., vollst. überarb. Aufl. Bd. 3: Dep-Fre. Berlin u.a.: de Gruyter, S. 273f.
- Schuster, Jacques (2007): Verloren an den Ufern des Yalu; Jörg Friedrich rackert sich ab, den Westen als kriegslüstern zu entlarven. In: Welt, H. 269, 17.11.2007, S. 5.
- Schwarzenegger, Christian (2006): Plagiatsformen und disziplinarrechtliche Konsequenzen. In: Unijournal, Nr. 4, S. 3.
- Seibt, Gustav (2012): Krieg der Illusionen. SZ, 09.01.2012, S. 9.
- Seidel, Eugen; Seidel-Slotty, Ingeborg (1961): Sprachwandel im Dritten Reich. Eine kritische Untersuchung faschistischer Einflüsse. Halle/Saale: Sprache und Literatur.
- Sigmundt, Christian (2005): Rechtsgewinnung und Erbhofrecht. Eine Analyse der Methoden in Wissenschaft und Rechtsprechung des Reichserbhofrechts. Dissertation, Juristischen Fakultät Universität Würzburg.
- Sowinski, Bernhard (1999): Stilistik. Stiltheorien und Stilanalysen. 2., überarb. u. aktual. Aufl. Stuttgart u.a.: Metzler (Sammlung Metzler, 263).
- Spiegel (1956): Bismarck-Biographie. Historisches Plakat. In: Spiegel, 12.12.1956. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-43064928.html> <24.02.2014>.
- Spiegel (1956): Briefe. 05.09.1956, S. 3-5.

- Spiegel (1956): Zweierlei Garn. 10. Jg., Nr. 34, 22.08.1956, S. 32-37. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-43063795.html> <24.02.2014>.
- Spiegel (2011): Abgeordneter als Plagiator: CDU-Parlamentarier Proffrock verliert Doktorgrad. 06.07.2011. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/abgeordneter-als-plagiator-cdu-parlamentarier-proffrock-verliert-doktorgrad-a-772701.html> <24.02.2014>.
- Spiegel (2011): Wut über Guttenberg-Ausreden: Professoren gegen Plagiatsverharmlosung. 24.02.2011. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,747465,00.html> <24.02.2014>.
- Spiewak, Martin (2012): Plagiatsverdacht. Die Nachprüfung. In: Zeit, 10.05.2012. Online verfügbar unter <http://www.zeit.de/2012/20/Doktorarbeit-Schavan> <24.02.2014>.
- SPlat. Online verfügbar unter <http://splat.cs.arizona.edu/> <24.02.2014>.
- Stave, Joachim (1973): Bemerkungen über den unvollständigen Satz in der Sprache der Werbung. In: Muttersprache, 83. Jg., S. 210-224.
- Steinecke, Hartmut (2013): Das literarische Plagiat im Zeitalter der Intertextualität. Von E.T.A. Hoffmann bis Helene Hegemann. In: Dietmar Goltschnigg, Charlotte Grollegg-Edler, Patrizia Gruber (Hg.): Plagiat, Fälschung, Urheberrecht im interdisziplinären Blickfeld. Berlin: Schmidt, S. 97-103.
- Stirnemann, Stefan (2003): Das gestohlene Buch. Eduard Engels „Deutsche Stilkunst“ und Ludwig Reiners. In: Schweizer Monatshefte, Nr. 8/9, S. 50-52.
- Stirnemann, Stefan (2003): Ein Einbrecher als Klassiker. Ludwig Reiners und sein Buch „Stilkunst“. In: Harass, H. 18, S. 247-251.
- Stirnemann, Stefan (2003): Ludwig Reiners, Plagiarus. In: Bulletin 62, S. 21f.
- Stirnemann, Stefan (2004): Ein Betrüger als Klassiker. Eduard Engels „Deutsche Stilkunst“ und Ludwig Reiners. In: Kritische Ausgabe, Nr. 12, 2, S. 48-50.

- Stirnemann, Stefan (2007): Ich habe gemacht ein feines Geschäft. Ein Wort über Ludwig Reiners, den Klassiker der Stilkunst. In: Neue Zürcher Zeitung (NZZ am Sonntag), Nr. 50, 16.12.2007, S. 79.
- Stirnemann, Stefan (2010): Eduard Engel – der Stillehrer und sein Plagiator Ludwig Reiners. In: Sprachkreis Deutsch, Nr. 1+2, S. 4-8.
- Stockhorst, Erich (Hg.) (1967): Fünftausend Köpfe. Wer war was im 3. Reich. Wiesbaden: VMA.
- Storm, Theodor (1988): Engel-Ehe. In: Werke in einem Band. München u.a.: Hanser, S. 41f.
- Sturies, Andreas (2010): Presber. In: Wilhelm Kühlmann (Hg.): Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2., vollst. überarb. Aufl. Bd. 9: Os-Roq. Berlin u.a.: de Gruyter, S. 327f.
- Sturm, Afra; Mezger Res (2008): Plagiate in schriftlichen Arbeiten. Eine Handreichung. Aarau: Fachhochschule Nordwestschweiz, PH, IFE, Zentrum Lesen. Online verfügbar unter [http://www.schreiben.zentrumlesen.ch/myUploadData/files/schreibberat\\_mat\\_plagiate.pdf](http://www.schreiben.zentrumlesen.ch/myUploadData/files/schreibberat_mat_plagiate.pdf) <24.02.2014>.
- Stüssi, Anna (1990): Reiners, Ludwig. In: Heinz Rupp, Carl Ludwig Lang (Hg.): Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisch-Bibliographisches Handbuch. Begründet von Wilhelm Kosch. 3., völlig neu bearb. Aufl. Bd. 12: Plachetka-Rilke. Bern, Stuttgart: Francke, S. 870-871.
- SZ (2010): Ben Becker und der ewige Brunnen. 08.03.2010, S. 48.
- Tagesanzeiger (2008): Die besten Gedichtsammlungen. 27.11.2008, S. 43.
- Tao, Jingning (1997): Mittelhochdeutsche Funktionsverbgefüge. Materialsammlung, Abgrenzung und Darstellung ausgewählter Aspekte. Tübingen: Niemeyer (Germanistische Linguistik, 183).
- Techentin, Karl (1899): Heinrich von Stephan. General-Postmeister. Ein Lebensbild. Leipzig: Voigtländer's.
- The software and text similarity tester SIM. Online verfügbar unter [http://dickgrune.com/Programs/similarity\\_tester/](http://dickgrune.com/Programs/similarity_tester/) <24.02.2014>.

- Theisohn, Philipp (2009): Plagiat. Eine unoriginelle Literaturgeschichte. Stuttgart: Kröner (Kröners Taschenausg., Bd. 351).
- Theisohn, Philipp (2012): Paraphrase: Werkzeug oder Problem der Wissenschaften? In: FAZ, Nr. 249, 25.10.2012, S. 8.
- Thurmair, Maria (2011): Grammatik verstehen lernen mithilfe von Textsorten. In: Klaus-Michael Köpcke, Arne Ziegler (Hg.): Grammatik – Lehren, Lernen, Verstehen. Zugänge zur Grammatik des Gegenwartsdeutschen. Berlin u.a.: de Gruyter (Reihe germanistische Linguistik), S. 411-431.
- Tieck, Ludwig (1841): Die Gemälde. In: Ludwig Tieck's sämtliche Werke. Bd. 2. Paris: Baudry's europäische Buchhandlung (Bibliothek der besten ältern und neuern Deutschen Schriftsteller, Bd. 14), S. 673-699.
- Trabold, Annette (1993): Sprachpolitik, Sprachkritik und Öffentlichkeit. Anforderungen an die Sprachfähigkeit des Bürgers. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Trenkamp, Oliver (2011): Plagiatsaffäre: Uni Heidelberg entzieht Koch-Mehrin Dokortitel. In: Spiegel, 15.06.2011. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/plagiatsaffaere-uni-heidelberg-entzieht-koch-mehrin-dokortitel-a-768607.html> <24.02.2014>.
- Turnitin: Die umfassende Lösung zur Evaluierung von Texten. Online verfügbar unter <http://turnitin.com/de/> <24.02.2014>.
- Ueding, Gert; Steinbrink, Bernd (1994): Grundriss der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode. 3., überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart u.a.: Metzler.
- Uhrmacher, Anne (2007): Spielarten des Komischen. Ernst Jandl und die Sprache. Tübingen: Niemeyer (Reihe germanistische Linguistik, 276).
- Unique, Sybille (1996): Mit Superlativen ist in der Werbesprache kein Blumentopf mehr zu gewinnen. In: Horizont, 13.12.1996, S. 42.
- Unterstätter, Hermann (2001): Das Wüten gegen Fremdwörter. In: SZ, 10.11.2001, S. 7.

- Urban-Halle, Peter (2008): Hier Freundchen, lies erst mal das Original!; Martorells „Der Weiße Ritter Tirant lo Blanc“ von 1490 ist komplett und in neuer Übersetzung erschienen. In: Berliner Zeitung, Ausg. 40, 16.02.2008, S. 34.
- Verbeet, Markus (2001): Mogeln an der Uni: Klicken, speichern, ausdrucken. In: Spiegel, 24.07.2001. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/mogeln-an-der-uni-klicken-speichern-ausdrucken-a-146373.html> <24.02.2014>.
- Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen (1930): Kommentar zu den technischen Vereinbarungen und Grundzügen mit einem Wörterbuch der im eisenbahntechnischen Fachgebiet gebräuchlichsten Abkürzungen. Münster.
- VGH Baden-Württemberg, 9. Senat (2008): Beschluß vom 13.10.2008, 9 S 494/08. Plagiat in einer Dissertation. Online verfügbar unter <http://www.landesrecht-bw.de/jportal/?quelle=jlink&docid=MWRE080003416&psml=bsbawu-eprod.psml&max=true&doc.part=L&doc.norm=all> <24.02.2014>.
- Vierhaus, Rudolf (Hg.) (2007): Deutsche Biographische Enzyklopädie (DBE). 2., überarb. u. erw. Ausg. Bd. 8: Poethen-Schlüter. München: Saur.
- Vischer, Friedrich Theodor (1892): Humor. In: *Allotria*. Stuttgart: Bonz & Comp., S. 236f.
- Vogel, Martin (2010): § 2 Geschichte und Quellen des Urheberrechts. RN 16, 30. In: Ulrich Loewenheim (Hg.): *Handbuch des Urheberrechts*. 2. Aufl. München: Beck. Online verfügbar unter [http://beck-online.beck.de/default.aspx?vpath=bibdata/komm/LoewenheimHdbUrhR\\_2/cont/LoewenheimHdbUrhR.2.glA.glIV.gl1.htm](http://beck-online.beck.de/default.aspx?vpath=bibdata/komm/LoewenheimHdbUrhR_2/cont/LoewenheimHdbUrhR.2.glA.glIV.gl1.htm), [http://beck-online.beck.de/default.aspx?vpath=bibdata/komm/LoewenheimHdbUrhR\\_2/cont/LoewenheimHdbUrhR.2.glB.glIII.gl1.gla.htm](http://beck-online.beck.de/default.aspx?vpath=bibdata/komm/LoewenheimHdbUrhR_2/cont/LoewenheimHdbUrhR.2.glB.glIII.gl1.gla.htm) <24.02.2014>.
- Vollers-Sauer, Elisabeth (2010): Kaufmannsinversion. In: Helmut Glück (Hg.): *Metzler Lexikon Sprache*. 4., aktual. u. überarb. Aufl. Stuttgart u.a.: Metzler, S. 325.

- VroniPlag Wiki. Online verfügbar unter [http://de.vroniplag.wikia.com/wiki/VroniPlag\\_Wiki](http://de.vroniplag.wikia.com/wiki/VroniPlag_Wiki) <24.02.2014>.
- w.f.k. (1954): Europas Glück und Unglück. In: Zeit. Online verfügbar unter <http://www.zeit.de/1954/48/europas-glueck-und-unglueck> <24.02.2014>.
- Wagner, Jan (2004): Vom Satzbau (12). Luftig schwebend: Partizip Präsens. In: SZ, 16.08.2004, S. 16.
- Waiblinger, Julian (2012): „Plagiat“ in der Wissenschaft. Zum Schutz wissenschaftlicher Schriftwerke im Urheber- und Wissenschaftsrecht. Baden-Baden: Nomos (Schriftenreihe des Archivs für Urheber- und Medienrecht (UFITA), Bd. 262).
- WCopyfind: The Plagiarism Resource Site. Dealing with Plagiarism. Online verfügbar unter <http://plagiarism.bloomfieldmedia.com/wordpress/software/wcopyfind/> <24.02.2014>.
- Weber, Stefan (2009): Das Google-Copy-Paste-Syndrom. Wie Netzplagiate Ausbildung und Wissen gefährden. 2., aktual. u. erw. Aufl. Hannover: Heise.
- Weber-Wulff, Debora (2002): Eine Professorin auf Plagiat-Jagd (3): Auf den Schultern von Giganten. In: Spiegel, 20.11.2002. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/eine-professorin-auf-plagiat-jagd-3-auf-den-schultern-von-giganten-a-223477.html> <24.02.2014>.
- Weber-Wulff, Debora (2011): „Wir sollten den Riesen auch einen Namen geben“. Debora Weber-Wulff über Plagiate und produktives Kopieren. In: Dirk von Gehlen (Hg.): Mashup. Lob der Kopie. Berlin: Suhrkamp, S. 29-34.
- Weber-Wulff, Debora (2011): Stellungnahme. Öffentliches Fachgespräch zum Thema „Qualität wissenschaftlicher Arbeiten“. A-Drs. 17(18)211 a. Deutscher Bundestag. Ausschuss für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung, 09.11.2011, S. 1-4.
- Weber-Wulff, Debora (2012): Die Spitze des Eisbergs? Innenansichten der Internetplattform VroniPlag Wiki. In: Forschung & Lehre, Nr. 8, S. 632-633.

- Weber-Wulff, Debora: Fremde Federn Finden. Kurs über Plagiat. Online verfügbar unter [http://plagiat.htw-berlin.de/ff/startseite/fremde\\_federn\\_finden](http://plagiat.htw-berlin.de/ff/startseite/fremde_federn_finden) <24.02.2014>.
- Weber-Wulff, Debora: Portal Plagiat. Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin. Online verfügbar unter <http://plagiat.htw-berlin.de/> <24.02.2014>.
- Weber-Wulff, Debora; Wohnsdorf, Gabriele (2006): Strategien der Plagiatsbekämpfung. In: Information – Wissenschaft & Praxis, 57, 2, S. 90-98.
- Weckbach, Hubert (1990): „Unentschuldigtes Ausbleiben von der Arbeit wird bestraft“. Im Jahre 1892 errichtete die Zwirnerie Ackermann eine Arbeitsordnung. In: Schwaben und Franken. Heimatgeschichtliche Beilage der Heilbronner Stimme. 36. Jg., Nr. 11, S. I-IV.
- Weibel, Samuel (2009): Bibliothekarische Beiträge zu einem präventionsorientierten Umgang mit Plagiarismus an Hochschulen. In: Robert Barth, Nadja Böller, Urs Dahinden, Sonja Hierl, Hans-Dieter Zimmermann (Hg.): Wissensklau, Unvermögen oder Paradigmenwechsel? Plagiate als Herausforderung für Lehre, Forschung und Bibliothek. Beiträge der internationalen Tagung. Die lernende Bibliothek 2009. 6.-9. September 2009. Chur: Arbeitsbereich Informationswissenschaft (Churer Schriften zur Informationswissenschaft, Nr. 33), S. 169-177.
- Weisgerber, Leo (1926): Das Problem der inneren Sprachform und seine Bedeutung für die deutsche Sprache. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV, H. 1/2, S. 241-256.
- Weisgerber, Leo (1929): Muttersprache und Geistesbildung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Weisgerber, Leo (1971): Grundzüge der inhaltbezogenen Grammatik. 4. Aufl. Bd. 4. Düsseldorf: Schwann (Von den Kräften der deutschen Sprache, Bd. I).
- Weiß, Hermann (Hg.) (2003): Personenlexikon 1933-1945. Wien: Tosa.

- Welt (2011): SPD-Politiker Brinkmann muss Dokortitel abgeben. 12.07.2011. Online verfügbar unter <http://www.welt.de/politik/deutschland/article13482598/SPD-Politiker-Brinkmann-muss-Dokortitel-abgeben.html> <24.02.2014>.
- Wenzel, Georg (1929): Deutscher Wirtschaftsführer. Lebensgänge deutscher Wirtschaftspersönlichkeiten. Ein Nachschlagebuch über 13000 Wirtschaftspersönlichkeiten unserer Zeit. Bearb. unter Förderung wirtschaftlicher Organisationen der Industrie und des Handels von Georg Wenzel. Hamburg u.a.: Hanseatische Verlagsanstalt.
- Westfälische Wilhelms-Universität Münster. Centrum für Religiöse Studien: Erklärung zur Hausarbeit. Online verfügbar unter [http://www.uni-muenster.de/CRS/Studieren/erklaerung\\_hausarbeit.html](http://www.uni-muenster.de/CRS/Studieren/erklaerung_hausarbeit.html) <24.02.2014>
- Wetzel, Christoph (Hg.) (1987): Lexikon der deutschen Literatur. Autoren und Werke. Stuttgart: Klett.
- Wild, Gisela (2010): Kommentar zu § 97, Rdnr. 64. In: Ulrich Loewenheim, Gerhard Schricker (Hg.): Urheberrecht. Kommentar. 4. Aufl. München: Beck, S. 1847.
- Wilpert, Gero von (Hg.) (1976): Deutsches Dichterlexikon. Biographisch-bibliographisches Handwörterbuch zur deutschen Literaturgeschichte. 2. Aufl. Stuttgart: Kröner (1988: 3. Aufl.).
- Wilpert, Gero von (Hg.) (1976): Lexikon der Weltliteratur. Deutsche Autoren A-Z (1988, 2004).
- Wistrich, Robert (1983): Wer war wer im Dritten Reich. Anhänger, Mitläufer, Gegner aus Politik, Wirtschaft, Militär, Kunst und Wissenschaft. Überarb., erw. u. ill. dt. Ausg. München: Harnack.
- Wolff, Gerhard (2006): Stilistik als Theorie des schriftlichen Sprachgebrauchs. In: Hartmut Günther, Otto Ludwig (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Berlin u.a.: de Gruyter (HSK 10.2), S. 1545-1558.
- World Biographical Information System (WBIS) Online. De Gruyter. Online verfügbar unter <http://db.saur.de/WBIS/> <24.02.2014>.

- Wustmann, Gustav (1891): *Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen.* Leipzig: Grunow.
- Wustmann, Gustav (1903): *Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen.* 3., verbesserte u. vermehrte Aufl. Leipzig: Grunow.
- Zeit (1957): Ein Kapitel Kapitalmarktpflege, Nr. 48, 28.11.1957.
- Zeit (1982): Viel Unsinn. *Unsere Sprache* (17), Nr. 18, 30.04.1982.
- Zeit (1983): Die besten Bücher. *Unsere Sprache*, Nr. 13, 25.03.1983.
- Zeit (1983): Frage – frug. *Unsere Sprache* (60), Nr. 9, 25.02.1983.
- Zeit (1983): Ironie. *Unsere Sprache* (56), Nr. 5, 28.01.1983.
- Zeller, Bernhard (Hg.) (1983): *Klassiker in finsternen Zeiten. 1933 -1945. Eine Ausstellung d. Dt. Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar, 14. Mai-31. Okt. 1983.* Marbach.
- Zentner, Christian; Bedürftig, Friedemann (Hg.) (1985): *Das große Lexikon des Dritten Reiches.* München: Südwest-Verlag.
- Zischka, Gert A. (1961): *Allgemeines Gelehrten-Lexikon. Biographisches Handwörterbuch zur Geschichte der Wissenschaften.* Stuttgart: Kröner (Kröners Taschenausg., 306).



Ist Ludwig Reiners' Stilkunst ein Plagiat? Hat er aus Eduard Engels (1851-1938) Stilkunst abgeschrieben? Oder reiht sich Reiners (1896-1957) in eine lange Traditionslinie ein, die dadurch gekennzeichnet ist, dass die Autoren griffige Zitate und schmissige Beispiele von ihren Vorgängern übernehmen, ohne auf die Quelle zu verweisen? Engels Stilkunst erschien erstmals 1911 – sie erlebte 31. Auflagen. 1933 erteilten die Nationalsozialisten dem Autor – er war jüdischer Herkunft – Publikationsverbot. Reiners war Mitglied der NSDAP. Die Schriftstellerei war sein Hobby; im Hauptberuf war er Kaufmann. Seine Stilkunst erschien 1944 und ist noch heute im Handel erhältlich. In ihren Sprachratgebern stellen Wustmann, Engel, Reiners und Co. Regeln für einen guten Stil auf. Sie zeigen Unsicherheiten im Sprachgebrauch auf und präsentieren ihren Lesern überzeugend, aber meist ohne wissenschaftliche Argumente eine Lösung. Aufgrund ihres normativen Charakters werden Stilratgeber der Laienlinguistik zugeschrieben. Das Thema ‚Plagiat‘ hat stets Konjunktur, wenn Personen des öffentlichen Interesses betroffen sind. Der Umgang mit Plagiaten wird kontrovers diskutiert. Stilratgeber konnten sich dieser Diskussion bisher weitgehend entziehen und ihre „Abschreibtradition“ ungehindert pflegen. Vor diesem Hintergrund wird betrachtet, inwiefern Engel und Reiners ihren Vorgängern verhaftet sind. Zentral ist schließlich die Frage, ob Reiners diese sprachberatende Tradition fortführt oder er die Stilkunst seines Vorgängers Engel ausgeschlachtet hat. Reiners hat einem Spiegel-Artikel von 1956 zufolge über den Umgang mit seinen Quellen gesagt: „Das lasse ich hemmungslos abschreiben. Dafür besitze ich Kinder und Sekretärinnen.“ Bezeichnend ist dieser Ausspruch deshalb, weil in Reiners' Stilkunst hunderte von Übereinstimmungen mit Engels Werk nachgewiesen werden können. Die Frage, wie viel die nächsten Generationen der Stillehren (z.B. von Wolf Schneider) davon übernommen haben, ist offen.

eISBN: 978-3-86309-285-6



9 783863 092856

[www.uni-bamberg.de/ubp](http://www.uni-bamberg.de/ubp)